Grimm's und Diderot's

Correspondenz,

von 1753 bis 1790,

an

einen regierenden Fürsten Deutschlands

gerichtet.

Brandenburg, 1820.
Gedruckt und verlegt von Wiesike.

Vorerinnerung.

Der hohe Ladenpreis (45 Rthlr.) der zwanzig Alphabet starken Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne, depuis 1753 jusqu'en 1790, par le Baron de Grimm et par Diderot, kann wohl nur als der einzige Grund angegeben werden, warum dieses so gehaltvolle und so ergötzliche Werk bisher in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben ist. Die Deutschen Zeitschriften, die doch sonst aus den unbedeutendsten Produkten der Französischen Litera-

tur wetteifernd Auszüge liefern, haben des Grimm'schen und Diderot'schen Werks kaum Erwähnung gethan. Und doch möchte wohl schwerlich seit zehn Jahren eine Sammlung erschienen seyn, die für Kunst, Literatur und Sittengeschichte von höherem und mannichfaltigerem Interesse wäre.

Daß ein so heller und vielseitig gebildeter Kopf, wie Grimm, der mit aller Urbanität und Gewandheit eines feinen Franzosen die gediegene Gelehrsamkeit, die Freimüthigkeit und selbst Derbheit des Deutschen zu paaren weiß, seinen Deutschen Landsleuten bekannter zu werden verdiene, ist wohl schwerlich einem Zweifel unterworfen. Seine selbstständigen Ansichten über Menschen aus allen Klassen, die eine bedeutende Rolle gespielt haben, über Erzeugnisse der Kunst und Literatur, so wie über geselliges Leben, sind in diesem Augenblicke noch eben so frisch, wahr und lebendig, als da er sie von 1753 bis 1790 einem edeln Deutschen Fürsten vertraulich mittheilte. Freimüthigkeit und Unbefangenheit sind ihre Hauptzierde: denn die Correspondenten — Grimm und Diderot — hatten keinesweges die Absicht auf ein großes Publikum zu wirken; weder freund-

schaftliche Rücksichten noch kleinliche Besorgniß, die oder jene Eigenliebe zu kränken, legten ihrem Urtheile Hemmketten an; daher denn die gänzliche Verleugnung aller Rücksichten nnd Schonungen, von welchen ein zum Drucke bestimmtes Buch so selten frei ist (*).

Diese im Jahr 1753 (**) von Raynal angefangenen aber bald wieder aufgegebenen Bülletins wurden von Grimm, und, in dessen Abwesenheit, von Diderot fortgesetzt. Sie enthielten ganze Bücher Diderots, wie unter andern, dessen Religieuse, Jacques le Fataliste, Rameaus Neffe, welche beide letztere Schriften Göthe aus dem Französischen Manuskripte in das Deutsche übersetzt hat (***). Denn diese Bülletins wanderten in vielfachen Abschriften in Deutschland umher, und haben auf

(*) Auch vergesse man nicht, daß Grimm und Diderot nur für Ausländer schrieben: eine höchst wichtige Berücksichtigung.

(**) Nur einige Jahre später begannen die merkwürdigen Deutschen Literaturbriefe, deren Hauptverfassern Grimms und Diderots Bülletins gewiß nicht unbekannt waren.

(***) Diderot, dieser das gesammte Gebiet des menschlichen Wissens umfassende Geist, und dem noch dazu die lichtvollste, wärmste poetische Darstellungsgabe zu Theil geworden war, ist von Lessing und Göthe übersetzt worden. Lessing sagt von ihm: seit dem Aristoteles habe kein so philosophischer Kopf sich mit dem Theater beschäftiget, wie er.

Deutsche Kunst und Literatur einen weit bedeutendern Einfluß gehabt, als man das vielleicht zu glauben geneigt seyn mag. Man vergleiche nur die seit zwanzig Jahren in dieser Hinsicht stattgefundenen Erscheinungen mit den in der Correspondance enthaltenen Ansichten und Winken, und man wird einräumen müssen, daß wir unserm Deutschen Landsmann Grimm und dessen genialem Freunde Diderot, der überhaupt dem Deutschen Gaumen weit mehr als dem Französischen zusagt, nicht wenig Dank schuldig sind. Schade nur, daß die übrigens talentvollen Choryphäen unserer neuern Kritik nicht mit ruhiger Besonnenheit auf der von Diderot angegebenen Bahn fortgeschritten, sondern mit zu jugendlichem Leichtsinn und Uebermuth dabei zu Werke gegangen sind, und so das Kind mit dem Bade verschüttet haben (*).

Grimms und Diderots Correspondenz verdiente daher unstreitig auf Deutschen Grund und Boden verpflanzt zu werden, gehörte auch Grimm dem Deutschen Volke nicht schon durch seine Geburt und erste Ausbildung an. Zwar sind in der Bearbeitung die zwanzig

(*) Und nun krebsen ihre kurzsichtigen Jünger vergebens nach dem Kindlein in den trüben Wasserfluten umher.

Alphabete zu einem einzigen Bande eingeschrumpft, und wer mit mir darüber rechten wollte, dem würde ich die Antwort schuldig bleiben, oder mich damit begnügen müssen, daß ich an den Geschmack der unbefangenen Sachverständigen appellirte, die auf einseitige Liebhabereien eben kein Gewicht zu legen gewohnt sind. Den ansehnlichsten Theil der Correspondenz bildete eine fortlaufende Dramaturgie der Französischen Bühne. Diese, so interessant sie Franzosen seyn mag, ist fast gänzlich übergangen worden: die wenig guten dramatischen Produkte der damaligen Zeit sind bekannt — um die schlechten kümmert sich keine Seele mehr. Sollte Jemand, wider Vermuthen, ein solcher Ausfall schmerzen, der möge sich Trost und Entschädigung suchen in den jetzigen zahllosen Zeitungen und Flugblättern, in welchen es von Theaterkritiken, wie bei kränkelnden Pflanzen von Blattläusen, wimmelt. Ich schwimme höchst ungern mit dem großen Haufen. Aus obigem Grunde habe ich ebenfalls die meisten Auszüge und Rezensionen von damals erschienenen Schriften, so brav jene auch sind, weggelassen, so wie die Menge kleiner flüchtiger Poesien und Klätschereien aus der skandalösen Chronik, wenn sie nicht ganz besonders gewürzt waren, und nicht

einen nie verrauchenden Spiritus enthielten. Belehrung so wie geistige Erlustigung des sehr kleinen Cirkels Deutscher Jüngler ist der einzige Zweck meiner Arbeit gewesen. Nur ihnen weihe ich dieselbe, nur von ihren zartern Gaumen erwartet meine Kochkunst Beifall.

Der Verdeutscher der Sévigné.

Der Baron v. Grimm (*).

Friedrich Melchior Grimm ward den 26. Dezember 1723 zu Regensburg geboren, und starb am 19. Dezember 1807 zu Gotha. Die Natur hatte ihn mit ausgezeichneten Talenten ausgestattet, welche er durch sorgfältige Ausbildung vervollkommnete. Aus seiner Correspondenz erhellet, daß er in Leipzig studirte, sich dort besonders auf Philosophie, Rechtswissenschaften, alte und neuere Literatur legte; eine tüchtige Philologie erwarb er sich unter dem berühmten Ernesti. Dieses herrliche Kapital bemühete er sich frühzeitig durch große Gewandheit und Schmiegsamkeit des Geistes, so wie durch unverrücktes Hinstreben nach einem Ziele, nach einem höhern Standpunkte in der Gesellschaft, geltend zu machen. Und dies gelang ihm meisterhaft, obgleich nicht in seinem deutschen Vaterlande, wo so etwas, ohne Geburt, schwer hält.

Grimm begann in Deutschland ungefähr wie Abbe Cotin in Frankreich, allein endete weit ehrenvoller. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, namentlich sein Trauerspiel Banise, wurden unbarmherzig mitgenommen. Er begleitete nach Paris die Söhne des Grafen Schomberg (Schönburg?), Cabinetsministers des Königs von Polen, und setzte dort seine Studien, besonders was Kunst und Literatur betraf, eifrig fort. Als J. J. Rousseau sich an ihn anschloß, führte Grimm den Titel eines Vorlesers des Herzogs von Sachsen-Gotha. Der Graf Friesen (Grimm nennt ihn Friese), ein hoffnungsvoller junger Mann, machte ihn zu seinem Sekretär mit einem bedeutenden Gehalte, so wie zu seinem Freunde, und führte ihn in die höheren Cirkel der Gesellschaft ein, wo sich Grimm sehr bald zum feinen Weltmanne ausbildete.

Was Rousseau ganz besonders zu Grimm hinzog, war Grimms leidenschaftlicher Sinn für die Tonkunst und die gleichartige An-

(*) Zum Theil aus der der Französischen Correspondenz vorgesetzten kleinen Biographie, zum Theil aus der Correspondenz selbst.

sicht Belder darüber. Rousseau bewirkte ihm den Zutritt bei Diderot, dem Baron Holbach, der Frau v. Houdetot und deren Schwester, der Frau v. Epinay, so wie bei mehrern Personen, eben so durch Geist wie Geburt ausgezeichnet. Diderot verschaffte ihm etwas späterhin den vertrauteren Umgang des eben so genialen als gelehrten Abbate Galiani.

Es war ein unschätzbares Glück für Grimm (wenn nicht Verdienst von seiner Seite), daß bei seinem Hange zum Verkehr mit den höhern Ständen der Gesellschaft, die zwar den äußern Menschen abschleifen, aber so häufig den innern vernachlässigen oder wohl gar verderben, sein Durst nach Erkenntniß des Schönen und Guten ihn in den traulichen Umgang eines Rousseau, Diderot und Galiani brachte, der drei unstreitig kräftigsten Männer im damaligen Frankreich. Sie retteten ihn vor Oberfläche und Frivolität, gaben seinem Gemüth Ton und Wärme, Flügel seiner Phantasie, und kräftige und gesunde Selbstständigkeit seinem Kopfe. Wie wohlthätig diese seltenen und herrlichen Naturen auf ihn gewirkt haben, beweiset fast jede Seite seiner Correspondenz.

Jung und leidenschaftlich, bekam sein Herz einige Prüfungen zu bestehen, die der Anführung wohl nicht unwerth sind. Er verliebte sich plötzlich bis über die Ohren in eine Operntugend — Fräulein Fel genännt; allein zum Unglück für den armen Grimm gerieth sie zum erstenmal in ihrem Leben auf den närrischen Einfall die Lukrezia zu spielen, was denn der verschmähete Adonis sich dermaßen zu Gemüthe zog, daß er mehrere Tage lang in eine Art von Starrsucht verfiel. Er lag hingestreckt auf seinem Bette, bewegungslos, mit starr auf einen Punkt gerichteten Augen, sprach kein Wort, aß und trank nicht, und gab kein Zeichen der Empfindung von sich. Seine Freunde gaben ihn bereits auf; Raynal und Rousseau wachten mehrere Nächte bei ihm, aber der Arzt Senac, nachdem er den Puls untersucht hatte, sah keine Gefahr. Und in der That erhob sich eines Morgens Grimm plötzlich von seinem Lager, kleidete sich an, und gedachte nie wieder der Operntigerin.

Dieses Abenteuer erwarb ihm großen Ruf bei den Weibern; denn von diesem Augenblicke an galt Grimm für den empfindsam-

sten und leidenschaftlichsten aller Liebesritter: einige geheime Nachrichten lassen keinen Zweifel übrig, daß mehrere schöne und vornehme Frauen weniger grausam, als Fräulein Fel, gegen ihn waren. Der Murrkopf Rousseau, der späterhin mit Grimm zerfiel, beschuldigt diesen, daß das Glück ihn übermüthig und anmaßend gemacht habe.

Grimm verwandte große Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres. Er war nicht schön: seine großen Augen traten ihm aus dem Kopfe hervor, und das Ganze seiner Physionomie hatte, nach Rousseau's Schilderung, etwas Bizarres und gleichsam Verschobenes. Die Kunst kam der Natur zu Hülfe; seine Tollette war für ihn eine wahre Staatsangelegenheit, man erblickte auf seinem Tische Schachteln mit rother und weisser Schminke, und seine Feinde nannten ihn, wegen des Bleiweisses, womit er die Hölungen seiner Wangen versah, nach einem Französischen Ritterromane, Tyran le blanc (*). Allein Grimm brachte in den geselligen Umgang so viel Geist, Anmuth und Gewandheit mit, daß stets der Spott auf die Spötter selbst zurückfiel.

Der Tod seines Gönners und Freundes, des Grafen v. Friesen, verwundete ihn tief. Er ward nach dem Wohnhause des Grafen v. Castries gebracht. Hier wanderte er alle Morgen in den Schattengängen des Gartens weinend umher, mit einem von Thränen geschwängerten Tuche vor den Augen. Zwar behauptet Rousseau, er habe nur dann geweint, wenn man auf ihn gesehen, und so oft dies nicht der Fall war, habe er sein Schnupftuch eingesteckt und ein Buch hervorgezogen. Allein Rousseau war zuletzt ein solcher Murrkopf geworden, war wider Grimm, der ihm seine Geliebte abspenstig gemacht hatte, so eingenommen, daß sein Urtheil ein wenig verdächtig wird.

Als die Italienischen Bouffons in Paris auftraten, erklärte sich Grimm laut für sie. Die Hauptstadt zerfiel darüber in zwei

---

(*) Dessen beschuldigt ihn ebenfalls der Hermite de la Chaussée d'Antin. Man vergesse jedoch nicht, daß Schminke noch vor 50 Jahren eine ziemlich allgemeine Modenarrheit war, so gut wie der Puder im Haar und die Schönpflästerchen im Gesicht.

Parteien: die eine, bestehend aus Männern und Frauen von höherem Alter, von Geburt und Vermögen, hing an Rameau und der Französischen Musik; die andere, zusammengesetzt aus jungen, enthusiastischen Neuerern und einigen ausgezeichneten Köpfen der Nation und des Auslandes, erklärte sich für die Italienische Musik, und erhob die Bouffons in die Wolken. Das ganze Opernhaus ward zum Tummelplatz. Dort vereinigten sich die Italiener unterhalb der Loge der Königin, die Altfranzosen unterhalb der Loge des Königes, wodurch denn die Benennungeu entstanden: Coin du Roi, Coin de la Reine Grimm war einer der Hauptanführer dieser letztern. Die Royalisten versuchten es, sich über die Revolutionäre lustig zu machen; da trat Grimm mit einer kleinen Schrift voller Geist, Salz und Geschmack ihnen entgegen, unter dem Titel: Der kleine Prophet von Boehmischbroda. Die Gegner schrieben dawider, allein nun wurden sie durch ein Schreiben über die Französische Musik auf immer entwaffnet und zum Schweigen gebracht. Dieses Schreiben erregte ein entsetzliches Aufsehen: es war sogar von Verweisung aus dem Lande, von Bastille die Rede; denn eine läppische Regierung glaubt ihre Sänger, wie ihre Grenzen, vertheidigen zu müssen. Jedoch legte sich der Sturm wieder, und der Verfasser, statt in die Bastille zu wandern, ward von allen Anhängern der neuen Musik hochgepriesen.

Grimms Verbindungen mit den Häuptlingen der Encyclopädie, seine Verhältnisse mit den durch Geburt und Rang ausgezeichnetsten Männern Frankreichs, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Geschmeidigkeit seines Geistes, eröffneten ihm eine immer glänzender werdende Laufbahn. Er ward Cabinetssekretair des Herzogs v. Orléans (Großvaters des jetzigen), begann eine literärische Correspondenz mit mehrern fürstlichen Personen (*), hauptsächlich mit dem Herzoge von Sachsen-Gotha. Seine Bülletins zirkulirten in Deutschland unter dem Namen Feuilles de Grimm wohl in zwanzig Abschriften, und enthielten von allen neuen, nur

(*) Die Hauptpersonen waren außerdem die Kaiserin von Rußland, die Königin von Schweden, der König von Polen, der Herzog von Zweibrücken, die Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt, Nassau-Saarbrück u. s. w.

einigermaßen wichtigen, Erscheinungen der Literatur und Kunst, die geistreichsten Analysen und Ansichten. Friedrich der Große, Gustav III. and Catharina II. gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise von Wohlwollen und Hochachtung. Ehrenvoll ward er in Potsdam und in Petersburg aufgenommen.

Grimm war unstreitig Philosoph, allein er liebte nur jene Philosophie, welche jeder rechtliche Mann eingestehen darf, jene Philosophie, deren Licht erleuchtet und erwärmt aber nicht versengt und mordet, jene Philosophie endlich, die gesellschaftliche Ordnung und Gesetze in Ehren zu halten weiß. Seine Correspondenz beweiset, daß er keineswegs die Geistesverirrungen einiger überspannter Köpfe der Encyclopädie theilte, die, in dem Wahn, der Vernunft Vorschub zu thun, sich fast täglich an ihr versündigten. Dieser Charakter der Besonnenheit und Mäßigung erwarb ihm in der That Würden und Ehrenzeichen; allein er erhielt sie auf dem Wege der Rechtlichkeit, ohne Ränke und Kriecherei.

Im Jahr 1776 ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister am Französischen Hofe; er ward geadelt und baronisirt, veränderte aber darum nicht seine Denk- und Lebensweise, setzte seine Bülletins, wie zuvor, fort, und erfüllte die Pflichten seines neuen Amtes wie ein Mann von Geist.

Als die Stürme der Revolution den schönen Himmel Frankreichs trübten, dessen Boden mit Blut überschwemmten, und es den Gesandten fremder Mächte nicht mehr geziemte, in Paris zu verbleiben, zog sich Grimm nach Gotha zurück, wo der Herzog ihm ein ehrenvolles Asyl angeboten hatte. Im Jahr 1795 ernannte ihn die Russische Kaiserin, die ihm besonders wohlwollte, zu ihrem bevollmächtigten Minister am Niedersächsischen Kreise. Sie stand bis an ihren Tod in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auf seinem Pulte lag beständig ein für sie bestimmtes Cahier, in dem er alles aufzeichnete, was ihm merkwürdig für sie schien; oft kamen Courire von Petersburg bei ihm an, die er erst nach Wochen wieder abzufertigen das Recht hatte. Paul I. bestätigte ihn in seinem Posten, und er erfüllte die Obliegenheiten des-

selben, bis eine schmerzliche Krankheit ihn des einen Auges beraubte und ihn zwang, sich gänzlich den Geschäften zu entziehen. Er wählte von neuem Gotha zu seinem Aufenthalt, und verlebte hier seine letzten Jahre, stets seinen theuern Studien treu, stets, so viel ihm die Kräfte gestatteten, mit Kunst und Wissenschaften beschäftiget. Man hat von ihm noch eine Lateinische Abhandlung über Maximilian I., Briefe über die Deutsche Literatur u. s. w. (*). Sein sämmtlicher literärischer Nachlaß ist von dem Russischen Hofe in Empfang genommen worden. Es befinden sich darunter Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit vom höchsten Interesse, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verlust ist. Dagegen ist nach seinem Tode seine Correspondance littéraire &c. in sechszehn starken Oktavbänden erschienen, ein Werk, das die anziehendsten Details über einen wichtigen Zeitraum (von 1753 bis 1790) der gelehrten und gebildeten Welt und deren innere Verhältnisse und Beziehungen in sich faßt.

(*) Ungeachtet aller angewandten Mühe, ist es mir nicht gelungen, mir irgend eine der frühern Schriften Grimm's zu verschaffen.

Stöhrende Druckfehler,

welche der Leser, vor dem Lesen, zu verbessern ersucht wird.

Seite 14. Zeile 13. von unten statt nicht, lies bloß.
— 28. — 17. von oben st. Famile l. Familie.
— 55. — 4. v. o. st. einen l. einem.
— 63. — 7. v. o. st. bepfohlen l. befohlen.
— 87. — 6. v. u. st. pincturae l. picturae.
— 99. — 7. v. u. st. Betrachtung l. Betrachtungen.
— 102. — 9. v. o. st. Philophen l. Philosophen.
— 149. — 5. v. u. st. depotischen l. despotischen.
— 151. — 5. v. u. st. erheilt l. ertheilt.
— 159. — 15. v. u. st. wirkliches Mitglied l. wirklichen Mitgliedes.
— — — 14. v. u. st. Ehrenmitglied l. Ehrenmitgliedes.
— 202. — 13. v. o. Die Parenthesis schließt bei: festzusetzen):
— 219. — 16. v. u. st. Geschwindigkeit l. Geschmeidigkeit.
— 223. — 7. v. u. st. könnten l. können.
— 230. — 9. v. u. st. der l. deren.
— 261. — 5. v. o. st. Angelenheit l. Angelegenheit.
— 266. — 6. v. o. st. Betschester l. Betschwester.
— 279. — 14. v. u. st. Thänen l. Thränen.
— 280. — 3. v. u. st. diesen Tadel l. unsern Tadel.

Seite 322. Zeile 7. von oben statt bemekt, lies bemerkt.
— 326. — 10. von unten st. Zöclus l. Zoilus.
— 395. — 2. v. u. hinter Präsidenten ein Punktum.
— 426. — 2. v. u. st. hintern l. hinter.
— 436. — 14. v. u. st. umfassernden l. umfassendern.

Erste Abtheilung

von 1753 bis 1770.

1753.

Die durch den Tod des Erzbischofs von Sens erledigte Stelle in der Akademie der Vierziger ist so eben von Herrn v. Buffon besetzt worden. Er ist Oberaufseher des königlichen botanischen Gartens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Verfasser der **Naturgeschichte**, und ein Mann, der der Akademie nur Ehre bringen kann, so wie sein Genie schon längst die Nation ehrt. Sowohl die Akademie als die Stimme des Volks hatten die Stelle für Piron bestimmt, den Verfasser der **tromanie**, eines Meisterwerks in seiner Art, und des einzigen ... ticht, welches wir seit dem Tode des erhabenen Moliere erhalten haben. Zwei Tage vor der Wahl, ließ der König den durch das Loos zu dieser Verhandlung bestimmten Akademie-Direktor, den Präsident v. Montesquieu, zu sich rufen, und erklärte demselben: wie er gehört habe, daß die Akademie ihr Augenmerk auf Piron gerichtet, er aber wisse, daß Piron der Verfasser mehrerer zügelloser Gedichte sey, er daher wünsche, daß die Akademie zu der erledigten Stelle ein anderes Subjekt wähle. — Man sagt, daß Piron diesen Liebesdienst den **Frommen** verdanke, und dem ehemaligen Bischof von Mirepoix (*)

(*) Auch ein Verfolger Voltaire's, der ihn dafür l'âne de Mirepoix zu nennen pflegte, weil dieser sich abkürzend und ziemlich unleserlich an. e. (ancien évêque) de Mirepoix unterzeichnete.

an ihrer Spitze. Piron behauptet, der Prälat habe mit der Bischofs-krücke nach ihm geschlagen, weil er sich an dem Worte schlapp erkannt hätte, welches in der berüchtigten Ode vorkömmt, deren man sich bei dieser Gelegenheit bedient hat —, um einen Mann zu verdrängen, dessen Talente der Akademie würden Ehre gemacht haben. — Nachdem Herr v. Montesquieu der Akademie den königlichen Willen erklärt, schlug der Marschall v. Richelieu zur Wahl einen zehntägigen Aufschub vor, um Zeit zu gewinnen, ein der Akademie würdiges Subjekt aufzufinden. Dieser Vorschlag ward einstimmig genehmiget, obgleich der Abt Olivet (*) behauptete, daß ein solches Verfahren insolit und indecent sey. Nachdem der Wahltag festgesetzt worden, fragte der Marschall v. Richelieu mit vernehmlicher Stimme an, ob in den Statuten der Akademie keine Strafen ausgesprochen wären wider diejenigen, welche insolite und indecente und daher beleidigende Ausdrücke sich erlaubten, um ihre Stimme zu geben. Duclos rief: zurechtgewiesen und vergeben, lautet das Gesetz. Man sammelte die Meinungen, und es ward einstimmig erklärt, der Abbe Olivet habe nicht die eigentliche Bedeutung der beim Stimmengeben gebrauchten Wörter gekannt. — Bougainville, ein unbekannter und schlechter Schriftsteller, hatte die Keckheit gehabt, sich um eben die Stelle mit Piron, Buffon, D'Alembert und andern hochverdienten Männern zu bewerben. Er gilt für einen Kopfhänger und Mänkemacher. Einige Mitglieder, um ihn der Akademie zu empfehlen, schützten seine schwächliche Gesundheit als einen Grund vor, um ihn aufzunehmen, da er sich dessen nicht lange erfreuen würde. Duclos aber erklärte, die Akademie sey keine letzte Oelung.

Am Ludwigstage hielt die Académie française ihre öffentliche Sitzung. Nach Ablesung eines schlechten Gedichts, das den Preis davongetragen hatte, hielt Buffon seine Eintrittsrede, welche Moncrif, als Direktor, beantwortete. Buffon hat nicht, gleich seinen Vorgängern, sich darauf beschränkt, uns daran zu erinnern, daß der Kanzler

(*) Ein Erpedant und von keinem seiner Collegen geliebt. Uebrigens ein gewaltiger Sylbenstecher, der Alles meisterte.

Bezuier ein großer Mann, der Cardinal v. Richelieu ein sehr großer Mann, daß die Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. sehr große Männer ebenfalls, der Erzbischof von Sens auch ein großer Mann, und daß endlich alle Vierzig ohne Ausnahme große Männer seyen (*). Der berühmte Mann, der es verschmähete, die abgeschmackten und schwerfälligen Lobrednereien nachzukäuen, die gewöhnlich der Inhalt solcher Reden sind, hat es für gerathener gehalten, eine seiner Feder so wie der Akademie würdigere Materie abzuhandeln. Er hat einige Ideen über den Styl vorgetragen, und man hat bei dieser Gelegenheit gesagt, die Akademie habe sich einen Schreibmeister zugelegt. Nachdem man Moncrif's Antwort gelesen, könnte man hinzusetzen; daß die Akademie daran sehr wohl gethan habe, und daß sie dessen bedürftig war. Buffon's Rede, welche gegenwärtig gedruckt ist, ward drei bis viermal durch lauten Beifall vom Publikum unterbrochen. Moncrif's Rede hingegen gewährte dem Publikum Ruhe und Erholung.

Hier nur ein paar einzelne Ideen aus Buffon's Rede: Der Styl ist weiter nichts, als die Ordnung und das Regen der Gedanken. — Nur der schreibt gut, der zugleich richtig denkt, richtig empfindet, und richtig wiedergiebt, und dazu gehört Geist, Gemüth und Geschmack. Der Styl setzt die Vereinigung und die Uebung aller intellektueller Fähigkeiten voraus. Die Gedanken allein bilden den Grund des Styls; die Harmonie der Wörter ist Nebensache, und hängt bloß von der Reizbarkeit der Organe ab. Etwas Ohr, Aufmerksamkeit und Nachahmung schärft und vervollkommt sie. Nachahmung aber hat nie etwas geschaffen; auch bildet die Harmonie der Wörter weder den Grund noch den Ton des Styls, und sie findet sich sehr häufig in ganz gedankenleeren Schriften.

Woraus denn freilich folgt, daß die sogenannten Stylübungen auf Schulen ziemlich lächerlich, und nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich sind. Wie kann man Kinder zum Schreiben zwingen deren Kopf noch leer ist?

Buffon unterscheidet sehr richtig zwischen der Gabe des Worts und dem Talent des Schreibens. Jene ist ein Eigenthum aller Jahrhunderte, dieses gehört nur gebildeten Zeitaltern an, und setzt Ue-

(*) Ein Voltairen entwischter witziger Einfall.

hung des Genies und Ausbildung des Verstandes voraus. Richtig ist die Bemerkung, daß diejenigen, die da schreiben wie sie sprechen, mag dies noch so schön seyn, schlecht schreiben.

Er behauptet, daß nur wohlgeschriebene Werke auf die Nachwelt gelangen werden; er glaubt, daß die Menge der Kenntnisse, die Seltsamkeit der Thatsachen, selbst die Neuheit der Entdeckungen keine Bürgen für die Unsterblichkeit sind. Ist dies alles in Werken niedergelegt, die ohne Geschmack, ohne Adel und ohne Genie niedergeschrieben worden, so müssen sie untergehen, weil Kenntnisse, Thatsachen und Entdeckungen sich leicht verpflanzen und fortpflanzen, und am meisten durch Anbau gewinnen, sich veredeln und vervollkommnen.

1754.

Man sagt zuweilen, daß unsere Vorgänger und Meister in der Kunst alles gethan, und uns nichts zu thun übrig gelassen haben. Moliere hat alle Stoffe erschöpft, ist uns in allem zuvorgekommen. Nichts ist unwahrer. Hat er uns bestohlen, würde Piron's Metroman sagen, gut, so laßt uns unsere Nachkommen bestehlen! Das Talent eines Komikers besteht weniger in der Wahl der Charaktere, deren Zahl begränzt ist, als in der Kunst, die leisesten und zartesten Schattirungen derselben aufzufassen und wiederzugeben. Nun sind aber die Schattirungen eines Charakters gränzenlos. Ein Mann, der heut zu Tage mit Moliere's Genie aufstände, würde eben so viel Stücke, und eben so bewundernswürdige Stükke hervorbringen, als sein erhabener Vorgänger, ohne sich von diesem behindert oder zuvorgekommen zu fühlen. . . . . Man hat sehr die Sittlichkeit der Theater-Dichtungen gepriesen; manche mehr eifrige als aufgeklärte Vertheidiger des Schauspiels haben darin für ihre Sache kräftige Stützen zu finden geglaubt. Es ist ihren Gegnern nicht schwer geworden, ihnen sehr schöne Stücke zu zeigen, deren Moralität entweder gar nicht Statt fand, oder eben nicht allzurühmlich war. Ist aber jedes Gemälde, welches die Tugend unbelohnt oder das Laster glücklich darstellt, strafwürdig und gefährlich, so muß man Verzicht leisten auf die Malerei und sämmtliche schöne Künste; man muß fernerhin nicht mehr die Geschichte studiren — nicht mehr mit den Menschen verkehren. Denn was sieht man häufiger, als daß die Tugend das Opfer

des Lasters wird? Das Schauspiel soll uns die Menschen vorstellen, wie sie sind, mit ihren Leidenschaften, ihren Tugenden, ihren Lastern und Verirrungen. Ist das Gemälde wahr und mit Kunst entworfen, so ist es auch gut. Das Verdienst der Schauspiele besteht nicht darin, uns zu erbauen, sondern sie sollen zu unserer Aufklärung, zur Bildung unsers Geschmacks, zur Schärfung unseres Gefühls beitragen. Rom gab dem Volk das blutige Schauspiel der Gladiatoren, um dies Volk mit den Schrecknissen des Krieges vertraut zu machen. Da unsere Regierungen dahin streben, das Gemüth unserer Völker zu sänftigen, ihnen Menschlichkeit, Mitleid einzuflößen, so giebt es zu dem Ende kein sichereres Mittel, als daß man ihnen recht häufig die Gelegenheit verschafft, wo sie sich erweichen und in Thränen ausweinen können.

Die Languedockische Operette, welche man in Fontainebleau vor dem Könige gegeben hat, gewährt für die Künste eine zu seltsame Erscheinung, als daß man sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Sie heißt: Daphnis et Alcimadure, pastorale languedocienne. Der Titel lehrt uns zugleich, daß Mondonville, Kapellmeister des Königs, Verfasser des Textes und der Musik ist. Jedoch behaupten Manche, die Operette sey alt, und in ihrer Heimat unter dem Namen der Operette von Frontignan bekannt. Was die Musik betrifft, so ist man ziemlich einstimmig der Meinung, daß sie zusammengestoppelt worden aus den vielen hier seit anderthalb Jahren gegebenen Italienischen Intermezzo's, und daß das Uebrige in Arien bestehe, die Jedermann im Languedoc auswendig weiß. Dem sey, wie ihm wolle, der Verfasser ist dort geboren, und die Schauspieler Jeliotte und Latour, so wie Fräulein Fel, sind ebenfalls da zu Hause, so daß wir uns gar füglich an die Ufer der Garonne versetzt wähnen konnten. —

Hätte der gute Heinrich IV. den Einfall bekommen, die Hauptstadt nach seiner Heimat hin zu verlegen, oder Paris erfreute sich eines stets reinen und heitern Himmels, eines Leben und Seligkeit hauchenden Clima's, so würde die Volkssprache der südlichen Provinzen des Königreichs und die Gascogner Mundart die Sprache der Corneille, Racine und Voltaire geworden seyn. Würden wir bei dieser die gan-

ge Sprache umkehrenden Veränderung gewonnen oder verloren haben? Diese Frage ist einer großen Erörterung empfänglich, allein nicht weniger gefährlich zu behandeln, als die in Betreff der Französischen und Italienischen Musik. Die Herrschaft des Vorurtheils und vorgefaßter Meinungen ist ein seltsames Ding.

J. J. Rousseau in seinem Schreiben, die Musik betreffend, unternahm es, uns zu beweisen, daß die Französische Sprache keinesweges musikalisch sey, das heißt, keinesweges fähig, in Musik übertragen oder gesungen zu werden. Hätte er diese Frage mit mehr Sorgfalt behandelt, mit mehr Umständlichkeit, mehr Klarheit, wie er dessen wohl fähig war, und besonders mit weniger übler Laune, was ihm vielleicht nicht möglich war, so würde er keine Seele beleidigt, und Jedermann überzeugt haben. — Ist die Französische Sprache mehr für die Poesie geeignet? Der Abbe Du Bos, in seinem vortrefflichen Werke über die Malerei und Dichtkunst, sagt Nein. Er zieht eine Parallele zwischen der Französischen und Römischen Sprache, gegen welche nichts einzuwenden ist. Und denn, aus eben dem Grunde, welche die Französische Sprache zur Musik untauglich macht, kann sie sich nicht für die Poesie eignen. Wie könnte eine schüchterne Sprache, die sich fast keine Inversionen erlaubt, die immer mit gleichförmigem Schritte einhergeht, wohl jene regellosen Gehirne ansprechen, welche wir Dichter und Tonkünstler nennen? .... Aber, sagt man, ist sie nicht wenigstens die Sprache der Weisen und Philosophen? Vernunft und Weisheit drücken sich gern in dieser Sprache aus; Klarheit, Bestimmtheit und Energie machen deren wesentliches Verdienst aus. .... Seyn wir ehrlich, und geben wir zu, daß diese Vorzüge bloß Vorzüge der Französischen Schriftsteller sind, aber keinesweges Vorzüge ihrer Sprache. Diese Sprache ist von Natur verwickelt; schon die Schwierigkeit der Beziehungswörter und die allenthalben sich eindrängenden Zweideutigkeiten beweisen die Wahrheit meiner Behauptung. Setzen wir daher nicht auf Rechnung der Sprache, was einzig Vorzug der sie Sprechenden ist. Descartes hat Klarheit und Bestimmtheit in die Köpfe gebracht, allein die Sprache hat er nicht umändern können. So haben ebenfalls die Franzosen große Genies in der Dichtkunst aufzuweisen, ohne daß ihre Sprache darum poetisch wäre; und aus eben dem Grunde würde ich gegen Rousseau

behaupten, daß die Franzosen erhabene Componisten haben können, wenn gleich ihre Sprache nicht musikalisch ist (*). Es ist vielleicht ein grösseres Wunder, daß die Franzosen einen Corneille und Racine besitzen, als daß die Italiener einen Ariosto und Tasso gefunden haben. Denn die Italienische Sprache hat in Rücksicht des Genius und der Mechanik eben so viel Vorzüge vor der Französischen, als das Gefühl vor der Galanterie. Die Galanterie ist immer frostig, das Gefühl immer rührend und erwärmend. . . . . .

Wäre die Volkssprache des Languedoc oder der Gascogne die Sprache der Franzosen geworden, so würde sie mehr Mensur, eine bestimmtere Prosodie, und daher auch eine grössere Empfänglichkeit für Musik und Poesie erhalten haben. Die Gascogner Mundart ist weit tönender und dem Ohre weit angenehmer als die Französische Sprache; jene endigt mit a und at die Wörter, welche wir mit é und er endigen: jene spricht: libertat und dansa, und wir sagen liberté und danser. Welch ein Unterschied für die Musik! Jene hat kein stummes e: noubélo statt nouvelle, péna statt peine, armado statt armé, déterminado statt déterminée. Welch ein unermeßliches Vorzug in der Musik und Poesie! Jene vermeidet das Anhäufen der Diphtongen und füllt deren Höhlungen aus. So spricht sie cor für coeur, amourous, vigourous für amoureux, vigoureux. Sie kennt keine Nasaltöne. Dedin für dans spricht sie auf Italienische Weise aus. Auch kommt sie in Absicht der Simplicität, der Reinheit, des Ausdrucks und der lieblichen Drolligkeit ganz dem Italienischen nahe. Sie kennt, gleich diesem, die Grazien der Diminutiven. So sagt sie ma pastourélèto statt ma petite bergère, moun solleillet statt mon petit soleil. Was kann lieblicher seyn, als die erste Scene von Daphnis und Alcimadure?

Alcimaduro.

Boun jour, jouiné Daphnis,
jeune

(*) Wie späterhin Gretry, Gluck, Piccini, Sacchini u. s. w. Waren sie auch meistentheils Ausländer, so komponirten sie doch Französische Texte. Wie genial Gluck in das innerste Wesen der französischen Sprache und Rhythmik eingedrungen, das setzt der eben so geniale Heinse in seiner Hildegard v. Hohenthal meisterhaft auseinander. So tief, wie diese beiden Ausländer, ist selbst noch kein Franzose in dieses Geheimniß eingedrungen.

Daphnis.

Boun jour, bélo pastouro.

Alcimaduro.

Bous benéts pla mayti dins aquesto démouro.
Vous venez bien matin dans cette demeure.

Daphnis.

Helas, non dormi pus.
je ne dors plus.

Alcimaduro.

Peccayre, qual mal'hou!
Pauvre enfant, quel malheur!
É qui pot bous causa pareillo languissòu?
peut vous causer langueur?

Daphnis.

L'amour.

Alcimaduro.

Cousi l'amour fa talo péno?
Ainsi fait telle peine?

Air.

Poulido pastourélo,
jolie bergère,
Perléto das amours
perle des
De la roso noubélo
nouvelle
Esfaçats las coulous;
effacez les couleurs;
Perqué siets bous tan bélo,
pourquoi êtes vous si belle,
Que yeu tan amourous?
moi si
Poulido pastourélo,
Perléto das amous,
Benqué me siats cruélo,
quoique vous me soyez
You n'aymeray que bous.
je

Die Galanterie selbst wird in dieser Sprache rührend, wegen ihrer sich nie verleugnenden Naivheit. Daphnis sagt:

Lou cél n'a qu'un souléi, ma pastouro n'a dous. Jede Uebertragung dieses reizenden Liedchens in das Französische würde dasselbe aller Lieblichkeit und alles Wohlklanges berauben.

Der Abbe Terrasson, Verfasser des Sethos, war ein Mann von vielem Geist, einer großen Einfachheit der Sitten und einer auffallenden Naivheit. In Glaubenssachen war er nicht so recht sattelfest. Er ist ohne Sakramente gestorben, mit einer großen Seelenruhe, welche nichts weniger als erkünstelt war. Er hatte mehreremale erklärt, daß er die Sakramente zu empfangen nicht abgeneigt wäre, und fragte man ihn, ob er alles das glaube, was die römisch-katholische Kirche zu glauben vorschreibt, so erklärte er ganz naiv, das sey ihm nicht möglich. Als sein Beichtvater sich bei ihm zur Beichte einstellte, sagte ihm der Kranke: Ich fühle mich zum Sprechen zu schwach; ich bitte Sie, Madam Luquet statt meiner zu befragen, denn sie ist von allem unterrichtet. Madam Luquet hieß seine Haushälterin. Der Beichtvater aber beharrte, und begann die Prüfung. Besinnen Sie sich doch, Herr Abbe, sagte ihm der Geistliche, ob Sie in Ihrem Leben Unzucht getrieben haben? — Madam Luquet, habe ich Unzucht getrieben? fragte der Kranke. — Kleinbischen, Herr Abbe, erwiederte Madam Luquet. — Kleinbischen, Ihr Ehrwürden, wiederholte der Kranke. . . . .

1755.

In Kurzem werde ich die Ehre haben, Ihnen von einem gewissen Landpfarrer aus der Niedernormandie vorzuplaudern, der im verwichenen Jahre inkognito ein Trauerspiel in den Druck gegeben hat, betitelt David und Bathseba, das jedem Leser höchst willkommen seyn muß. Dieser ganz originelle Dichter arbeitet gegenwärtig an einem andern Stück, betitelt Balthasar. Das Sujet dieses letztern ist die Abendmahlzeit dieses Königs, während welcher eine unsichtbare Hand die bekannten drei Worte Mene tekel phares an die Wand schrieb. Unser Landpfarrer sagte uns letzthin, bei Ueberbringung seines zweiten Meisterstücks: Meine Herren, ich habe einen bewundernswürdigen Plan für alle noch zu machende Tragödien erfunden. Zum Bei

spiel, in meinem Trauerspiele Balthasar kommt es darauf an, ob der König zu Nacht-speisen oder nicht speisen soll; denn speiset er nicht, so wird auch die Hand nicht schreiben. Nun brauche ich bloß zwei Akteurs zu erfinden, von welchen der Eine darauf besteht, daß der König speise, und der Andere es nicht will, und so umschichtig. Will ich, der Dichter, nun, daß der König speise, so wird jener zuerst reden — folglich erster Akt, der König wird speisen; zweiter Akt, der König wird nicht speisen; dritter Akt, er wird speisen; vierter Akt, er wird nicht speisen; fünfter Akt, er wird speisen Will ich im Gegentheil nicht, daß er speise, so beginne ich meinen ersten Akt damit, er wird nicht speisen; zweiter Akt, er wird speisen; dritter Akt, er wird nicht speisen; vierter Akt, er wird speisen; fünfter Akt, er wird nicht speisen. Da haben Sie das ganze Geheimniß! — O wie viel Trauerspiele, die keinen gescheutern Plan aufzuweisen haben!

In dem Triumvirat, einem Trauerspiele Crebillon's, erscheint der Triumvir Lepidus (Lépide) bloß im ersten Akt, um uns seine Abreise nach Spanien zu notifiziren. Am ersten Vorstellungsabend ward bei einem Souper viel von dem so eben gesehenen Trauerspiele gesprochen. Eine Dame, die auch zugegen gewesen war, sagte: aber bei der Gelegenheit . . . . . man erfährt ja nicht, was aus dem L'Épine wird. . . . Nun ist L'Épine ein im Lustspiele sehr bekannter Bedientenname, den die Frau gar närrisch mit dem Namen Lepidus verwechselte. Das Beste aber vom Spaße war dieses, daß ich es in Gegenwart zweier Damen erzählen hörte, die das Lächerliche davon gar nicht einsehen, und nicht begreifen konnten, wie man über so was lachen könne. . . .

Die Uebersetzung verhält sich zum Original, wie der Kupferstich zum Gemälde. Das heißt, die beste und gelungenste. Ich verlange im Kupferstiche nicht das Colorit des Gemäldes, allein wenn der Kupferstecher es nicht verstanden hat, die Manier des von ihm kopirten Meisters aufzufassen, wenn er sie uns nicht vollständig wiedergiebt, so ist sein Kupferstich nicht des Anschauens werth.

Die Kunst, die Geschichte zu schreiben, muß eine höchst schwierige Kunst seyn, da, seitdem die Wissenschaften bei den Menschen in Ehren stehen, in diesem Fache sich so wenig Schriftsteller hervorgethan haben. Man muß sogar gestehen, daß das Talent des Historikers mit den Alten untergegangen ist, und daß, einen Franzosen und zwei bis drei Italiener abgerechnet, die Neuern keinen einzigen aufzuweisen haben, welcher einer ehrenvollen Erwähnung verdiente (*). Stellen wir Guicciardini, Davila und De Thou in geziemender Entfernung von Livius, Tacitus und Plutarch, und alle übrige Neuern in unendlicher Entfernung von jenen Alten! Die große Verschiedenheit zwischen den Alten und Neuern, welche so weit geht, daß wir die Geschichte unter die verlorengegangenen Künste rechnen können, rührt unstreitig von der Verschiedenheit der Regierungen und den Veränderungen her, welche entgegengesetzte Regierungsformen nothwendig im menschlichen Geiste erzeugen müssen. Vaterlandsliebe, Tugendliebe, Freiheitsliebe begeisterten die Griechischen und Römischen Historiker; die Leichtigkeit, mit welcher jeder Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen konnte, erzeugte ernste und gewichtige Schriftsteller, sachkundige Staatsbeamte und tiefsinnige Politiker; anstatt daß unsere Historiker, in Studirzimmern eingesperrt, von der Verwaltung der öffentlichen Sache ausgeschlossen, bloß Pedanten, frostige Sylbenstecher, oder schale und winzige Schöngeister seyn können. Wären wir mit Ernst darauf bedacht, die untergegangene historische Kunst wieder aufzufinden, so müßten wir damit beginnen, daß wir auf unsere geschmacklose Methode, die Geschichte zu schreiben, strenge Verzicht thäten, und uns bestrebten, uns den bewundernswürdigen Mustern Griechenlands und Roms zu nähern. Zu dem Ende müßten wir die beiden Hauptcharaktere, die wir der Geschichte aufgedrungen haben, und auf welche wir einen so großen Werth legen — ich meine die Schwerfälligkeit und die ihr entgegengesetzte Frivolität — gänzlich umbilden. Die ganze Würde unserer Historiker besteht in einer langweiligen und pedantischen Erörterung von Thatsachen, die gewöhnlich eben so gleichgültig als wenig bestritten und begründet sind, und ihr

(*) Man vergesse nicht, daß dies im Jahr 1755 geschrieben worden. Aber haben wir Deutschen wirklich schon einen Historiker im Sinne der Alten?

ganzes Talent beschränkt sich darauf, sich einander mit einigem Scheine des Erfolgs zu widerlegen! Die Alten kannten weder diese kindische Klopffechterei, noch jene armseligen Kleinigkeitskrämereien. Ueberhaupt erwarb man sich bei ihnen den Ruf eines ernsten und wahrheitliebenden Historikers, oder den eines verdächtigen und wenig glaubwürdigen Autors; allein unbekannt waren sie mit jener nichtsnutzigen Kunst, Thatsachen hin und her zu zerren, und sie mit einem buntscheckigen Firniß zu übertünchen. So was überließen sie den Rabulisten. . . . . Die ganze Anmuth unserer Historiker besteht in Blümchen, womit die Schöngeisterei deren Werke übersäet, und die gewöhnlich sehr übel angebracht sind, weil sie der Geschichte eine dieselbe entstellende geckenhafte Physionomie geben. Die Geschichte ist etwas anderes als ein Roman; was in diesem wirkliche Schönheit ist, wird in jener zur Widerlichkeit. Das ist das decorum, jene zarte Wohlanständigkeit, worüber die Alten einen so feinen und richtigen Takt hatten.

Die verjährten Romanenschreiber betrachten die Geschichte als ihr Invalidentheil. Sie stehen in dem Wahn, daß man die Geschichte zu bearbeiten anfangen müsse, sobald man gewahr wird, daß die Phantasie sich erschöpft und abgenutzt hat.

Von allen Dichtungsarten, womit die Neuern die Literatur bereichert haben, ist die schlechteste unstreitig die Feerei. Die Morgenländer, und die Araber besonders, seitdem wir mit ihren Schriften bekannt geworden sind, haben uns den Kopf vollgepfropft mit Genien, Feen, Zauberern und einer Menge eingebildeter Wesen. Nach einigen Versuchen und einigen Nachahmungen in einem Fache, das anfänglich für uns den Reiz der Neuheit hatte, ward die Sucht nach dergleichen Fiktionen bald allgemein, und wir sind in Kurzem dermaßen von Feen, Wünschelruthen und Talismanen überschwemmt worden, daß es gleichsam ein Wunder ist, wenn unter diesen geschmacklosen und widerlichen Zaubereien der gute Geschmack nicht gänzlich zu Grunde gegangen ist. Unsere Schreiber, indem sie die Idee dieser Fiktionen von den Arabern entlehnten, haben es ihnen nicht abgelernt, die ihri-

gen zu erwärmen durch jenes Feuer, jene lebendige und glühende Phantasie, welche in den morgenländischen Erzeugnissen dieser Art vorherrschen, und mit Hülfe eines glanzvollen Styls den Grundstoff erträglich machen. Auch muß man gestehen, daß, mit Ausnahme der Dichtungen des Grafen Hamilton, dessen Phantasie in der That glühete und sich gar seltsam aussprach, alle unsere Schriftsteller in dieser Gattung sich darin geübt zu haben scheinen, bloß um uns zu beweisen, daß man eine gute Portion Unsinn mit einer guten Portion Plattheit vermengseln kann. Die Anzahl der schlechten Produkte dieser Art ist ungeheuer, und es läßt sich fast behaupten, daß wir keinen noch so guten oder schlechten Schriftsteller haben, dem es nicht einmal eingefallen wäre, uns mit einer Feerei von seinem Machwerk zu beschenken; allein noch weit befremdender ist das Urtheil, welches das Publikum gewohnt ist über dergleichen Werke zu fällen. Alle Augenblick hört man sagen: dieser Roman ist zwar frostig und schlecht geschrieben, allein in dem Plan und der Ausführung liegt doch viel Phantasie. So wagt man es, den heiligen Namen der Phantasie zu entweihen, indem man ihn den läppischsten Verirrungen des Geistes und den lächerlichsten Voraussetzungen ertheilt, welche ihre himmlische Fakkel nie erleuchtete oder erwärmte. Gerade der Mangel an Einbildungskraft hat unsere Schöngeister verleitet zu Wünschelruthen und Zaubereien ihre Zuflucht zu nehmen. Es ist ja kinderleicht, einer Zauberruthe die oder jene eingebildete Kraft beizulegen, und zufolge dieser Schimäre eine tüchtige Anzahl unzusammenhängender Albanzereien und Verrücktheiten auf einander zu thürmen. Alles, was einem vor den Hirnkasten oder den Federkiel kommt, ist dazu brauchbar. Allein es gehört Genie dazu, um eine Reihe wahrscheinlicher und wohlberechneter Begebenheiten zu erdichten, und das Spiel der in Thätigkeit gesetzten Charaktere zu entwickeln. Indessen, da diese elende Gattung, nachdem sie nur zu lange für den Ruhm unsers Geschmacks in großem Schwange gewesen ist, sich ihrem Ende nahet, und immer mehr von ihrem schon sehr geschwächten Credit einbüßt (*),

(*) Bei uns Deutschen fängt die erbärmliche Gattung erst an, einen recht soliden Credit zu gewinnen, und das nicht bloß an den Putztischen unserer Dämchen, sondern sogar unter den Akten unserer ernsten Geschäftsmänner.

so hätte man Unrecht, sich wegen der Nachtheile zu beunruhigen, welche vergessene Romane oder Mährchen über den Geschmack zu verhängen verfehlt haben. Glücklicherweise werden die neuesten Produkte dieser Art nur noch hie und da auf den Putztischen unserer Krämerfrauen beäugelt, und ihre ganz gewöhnliche Zauberei besteht darin, daß sie sich im Augenblick ihrer Erscheinung plötzlich wieder unsichtbar machen.

Für die Sicherheit des Geschmacks ist es indessen nicht so gleichgültig, daß diese armselige Gattung sich bis auf unsere Bühnen geschlichen hat. Wohl wäre es von keinem erheblichen Nachtheile gewesen, wenn sie sich bloß der Bühne der königlichen Musik-Akademie bemächtiget hätte: die Französische Oper hat ja nun einmal das Vorrecht, nicht den gesunden Menschenverstand zu haben; und so lange das Wunderbare allein im Besitz dieser geschmacklosen und langweiligen Schaubühne ist, kommt es warlich auf eins hinaus, ob Götter und Teufel, Genien oder Feen darauf ihre Litaneien abórgeln. Allein nie hätte die Feerei auf der Bühne der Französischen Comödie erscheinen sollen, wo man strengere Anforderungen an den Geschmack macht, und es ist für uns ein großes Unglück, daß sie dort, ich will nicht sagen, beklatscht, sondern nur geduldet worden; denn ein schlechtes Buch stiftet wenig Unheil, weil nur eine gewisse Anzahl und Gattung von Menschen liest, und gewöhnlich nicht die Gebildeten, und die einzigen stimmfähigen Richter über das Schicksal eines Werks entscheiden und dessen Loos bestimmen. So verhält es sich indessen nicht mit dramatischen Produkten. Das ganze Publikum strömt zu denselben hin, und bestimmt deren Werth oder Unwerth, bevor noch die Gebildeten ihr Urtheil aussprechen können. Eine elende Gattung kann daher dort nicht siegen, ohne dem guten Geschmack einen empfindlichen Stoß zu versetzen und denselben zu verderben, indem das Publikum sich daran gewöhnt, allmälig das zu dulden und zu bewundern, was keinesweges des Beifalls eines aufgeklärten und wissenschaftlich gebildeten Volkes werth ist.

Madam Bourette, vormals Madam Cure, Kaffeeschenkerin und Dichterin ihrer Profession nach, hat ihre Poesien zusammengekehrt,

und dieselben in zwei Bänden unter dem Titel, die Kaffeschenkende Muse, herausgegeben. Diese Sammlung ist belustigend, weil sie höchst lächerlich ist. Unsere Kaffeeschenkende Muse hat von den Königen von Frankreich und Persien an bis auf ihren Hausknecht herunter besungen, alle unsere schöngeistischen Krämerburschen haben darin ihr Verschen abgekriegt; und zugleich hat Madam Bburette alle Briefe abdrucken lassen, welche sie jemals in ihrem Leben erhalten hat. Bei Gelegenheit eines Schreibens von einem Herrn Ochs sagt sie, daß dieses Schreiben deutlich beweise, wie man die Leute nicht immer nach deren Namen beurtheilen müsse. Darnach mögen Sie nun die Zartheit und den guten Ton der Madam Bourette beurtheilen.

Schreiben an den Marquis v. Saint-Lambert in Luneville.

Sie haben ganz Recht, daß Sie von uns Nachrichten, unsern Fasching betreffend, verlangen, und daß Sie es bedauern, denselben nicht mit uns verlebt zu haben. Sehr gut würden Sie Ihre Rolle in einer Scene gespielt haben, welche vorigen Sonntag in unserer Gesellschaft beim Baron v. Holbach gegeben worden, und von welcher man nun verlangt, daß ich Ihnen Rechenschaft ablegen soll, obgleich ich nicht zugegen gewesen bin; denn ich lag auf der Landstraße, und mein Wagen zerbrach in Soissons so zur ungelegenen Zeit, daß, trotz aller meiner Thätigkeit, es mir unmöglich ward, Paris zu erreichen. Diese Widerwärtigkeit nun erhebt mich zu der Ehre, als Geschichtschreiber des erlauchten Landpfarrers von Mont-Chauvet in der Normandie zu erscheinen. Da alle unsre übrigen Freunde in dem Stücke mitagirt haben, so kann freilich nur ich allein als unparteischer Richter zwischen beiden Parteien auftreten. Allein ich muß etwas weiter ausholen, und, dem Beispiel meiner Herren Collegen, der neuern Historiker, gemäß, darf ich nicht beginnen, ohne zuvor meinen Helden abkonterfeit zu haben, was ich um so eher im Stande zu thun bin, da ich, wie jene, nie meinen zu malenden Helden mit Augen gesehen habe. Jedoch bitte ich um Nachsicht für diesen meinen ersten Versuch, und ist mein Gemälde kein Meisterwerk von Antithesen, so bedenken Sie hübsch, daß es nicht Jedwedem gegeben ist, so

was zu erzielen. Unser Dorfspfarrer also, Namens Herr Abbe Petit, ist nicht allzupetit (das nenne ich mir schon keinen übeln Anfang); er ist noch jung, und die größte Merkwürdigkeit an seinem Gesicht ist eine ungeheuer lange Nase. Die vorherrschenden Eigenschaften seines Charakters sind eine außerordentliche Plattheit und eine grenzenlose Eitelkeit; alles verwundet ihn, alles lächelt ihn behaglich an. Umschichtig erglühet er vor Zorn, oder wird leichenblaß bei wohlbehaglichem Lobe; seine Nase ist in immerwährender Bewegung, den Weihrauch aufzuschnüffeln, den die losen Buben ihm ins Gesicht werfen, und den er ganz arglos als ihm gebührend empfängt, oder die Verachtung auszudrücken, welche er für seine Kunstrichter und seine Neider, deren er so viele wie Sand am Meere zu haben glaubt, empfindet. Im vergangenen Sommer stieß im Luxembourg unser Diderot auf einen seiner alten Freunde, den Abbe Basset, und auf den Dorfspfarrer von Mont-Chauvet, der neben demselben herging. Der Dorfspfarrer schwatzt gern; daher kam das Plaudern bald in Gang. Es ist ein rechtes Unglück für mich, hub er an, daß ich in das elendeste Nest von der Welt hingebannt worden, wo ich meine Talente vergraben muß, und wo ich der einzige Mann von Verstand bin; außerdem nicht ein Schatten von Umgang, es müßte denn mein Dorfschulmeister seyn, nämlich ein Bauer mit einem schwarzen Kittel angethan. Nun, Gott sey Dank, daß ich hier bin, und die Bekanntschaft eines so berühmten Mannes, wie Sie, gemacht habe; denn ich muß Sie doch um Rath fragen, wegen eines Madrigals von Siebenhundert Versen, das ich verfertigt habe. Ein Madrigal von Siebenhundert Versen, schrie Diderot laut auf; ei, du mein Gott!! und worüber denn das? — Mein Knecht, antwortete schlau lächelnd der Dorfspfarrer, mein Knecht hat das Unglück gehabt, meiner Magd ein Kind zu machen, und das hat mir denn ein schönes breites Feld geöffnet, wie Sie gleich sehen sollen. Mit diesen Worten zog er aus der Tasche einen großen Stoß Papier. Diderot, dem das Vorlesen Schrecken einjagte, sagte ihm: Herr Pastor, ich finde Sie sehr tadelnswerth, daß Sie Ihre Muße auf solche Gegenstände verwenden; wenn man so sicher, wie Sie, auf sein Genie rechnen kann, muß man Trauerspiele dichten, und sich nicht mit Madrigalen einlassen: Sie werden mir daher erlauben, daß ich auch nicht einen einzigen

Vers

Vers von Ihnen anhöre, bevor Sie uns nicht ein Trauerspiel gebracht haben. — Sie haben Recht, erwiederte der Dorfpfarrer, allein ich habe das Unglück, daß ich zu blöde bin.

So schaffte sich der Philosoph Diderot das Madrigal vom Halse; allein wie groß war sein Erstaunen, als er vor vierzehn Tagen seinen Dorfpfarrer mit dem Trauerspiele David und Bathseba gegen ihn anrücken sah. Dem war nicht auszubeugen. Es mußte schlechterdings nun einmal vorgelesen werden, und, um das ergötzlicher zu machen, ward beschlossen, dem Dorfpfarrer in unserer Sonntags-Gesellschaft eine Sitzung zu bewilligen. Denken Sie sich nun den armen Dorfpfarrer da mitten unter funfzehn bis zwanzig Spottvögeln, alle gerüstet, ihn zu hänseln, und das Bischen Vernunft, das noch vielleicht in seinem Hirne spukte, mit Stumpf und Stiel hinauszuwerfen. Der Bürger von Genf allein (Rousseau), mit seiner unerschütterlichen Biederkeit, hatte sich's vorgenommen, den ehrlichen Mann gegen ihn zu spielen, und das ist ihm denn so herrlich gelungen, daß der Dorfpfarrer einen unauslöschlichen Haß auf ihn geworfen hat.

David und Bathseba würde Ihnen beim Lesen gewiß unendliches Vergnügen gewährt; allein noch weit mehr würden Sie sich an den gemachten Kritiken erlabt haben, so wie an der Art, womit der Pfarrer dieselben zurückschlug. In seiner Vorrede führt er die Gründe an, warum er die Badewanne der Bathseba nicht mit auf die Scene gebracht; darauf verwahrt er sich in Betreff der Aehnlichkeit des Styls, welche gewisse Leute zwischen ihm und Corneille gefunden haben, und vermißt sich hoch und theuer, daß er nicht ein Plagiat habe begehen wollen. Dann sagt er auf die spaßhafteste Weise von der Welt, warum er angoisse mit tristesse gereimt habe, ein Reim, den der Genfer Bürger angegriffen hatte. Endlich bemerkt er, daß manche Personen den Namen Hanon getadelt hätten, der Name klänge übel, wahrscheinlich wegen der lächerlichen Zweideutigkeit mit dem Worte Ânon, dem so bekannten und allgemein verbreiteten Thiere. Ich denke, sagte er, daß ein Name an sich selbst keinesweges mißfällig seyn kann; die heilige Schrift hat sich dessen bedient, und die hat doch wohl zum wenigsten eben so zarte Ohren, wie wir. Diese Schutz- und Trutzrede war absichtlich gegen die Ge-

sellschaft gerichtet, mit der er sehr unzufrieden war, ungeachtet er sehr schlau an sich hielt; denn bei aller seiner Eitelkeit besitzt er einen tüchtigen Ballast von Falschheit. Das Vorlesen hatte begonnen, alles im Kreise um ihn her horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Der harthörige La Condamine hatte seine Baumwolle aus den Ohren gezogen, um eben so gut wie die übrigen zuzuhören; allein die Geduld riß ihm gleich mit der ersten Scene. In der zweiten tritt David auf, und wehklagt darüber, daß die Liebe ihm Tag und Nacht zusetze und ihn am Schlafe hindere. Zwar fehle es ihm nicht an Beschäftigung; denn neue Feinde haben sich wieder ihn erhoben, sagt er:

Vier Kön'ge, ha bei Gott! sonst meine Bundsgenossen.

Ha bei Gott, murmelte ziemlich laut La Condamine, und warum nicht lieber straf mich Gott! — steckte seine Baumwolle wieder in's Ohr, und eilte über Hals und Kopf davon. Der Mann da, sagte ganz kaltblütig der Dorfpfarrer, der Mann da weiß wohl nicht, daß ha bei Gott ein ganz gewöhnlicher hebräischer Schwur ist.

In einer andern Stelle bestrebt sich Bathseba, welcher David auf den Leib geht, um ihn zu beglücken, demselben Ehrgefühl einzuflößen und erinnert ihn an seine ehemaligen Heldenthaten; sie spricht:

Den König Saul hast du der Raserei entrissen:
An Unbeschnittenen erlegt' er Tausend nur,
und war ergrimmt, daß du Zehntausende zerschmissen.

Gott im Himmel, welche Verse! rief der Genfer Bürger aus; und warum denn zerschmissen? warum nicht erschlagen? Darüber, entgegnete ihm frostig der Dorfpfarrer, könnte ich Ihnen bemerken, daß erschlagen nicht mit entrissen reime; aber wahrscheinlich stehen Sie in dem Wahn, als ob erschlagen und zerschmissen Synonyme wären; so lassen Sie es sich denn gesagt seyn, mein Herr, daß dem nicht also ist. — Meinetwegen, sagte der Genfer Bürger.

In einer andern Stelle sagt Bathseba:

Le roi ne m'offre plus que d'innocentes charmes.
Des Königs Liebkosung ist nicht mehr sehr gefährlich.

Aber, Herr Pastor, charme ist ein männliches Wort, sagte man ihm. Sieh da, ist es so gemeint, meine Herren, so kann ich die Ehre haben, Ihnen auch darin zu dienen: in der folgenden Scene werden Sie es männlichen Geschlechts finden; ich habe mich be-

müht, Jedermann zufrieden zu stellen. . . . In einer andern Stelle wiederum hatte er superflu mit plus gereimt. Dieser Reim ist nicht genau, sagte man ihm. Ei, warum nicht? erwiederte der Dorfpfarrer. — Weil superflu im Singulari steht und folglich kein s hat. O bitte um Verzeihung, sagte der Dorfpfarrer, ich habe eins angehängt.

Da haben Sie einige Pröbchen von dem Sense und dem Geiste des Dorfpfarrers; das Drolligste dabei ist, daß ich nichts übertrieben habe, und nichts ist, meinem Bedünken nach, köstlicher, als ein recht keck hervorspringender Originalcharakter. Troß der Schärfe der geübten Kritik, ward er mit Lobeserhebungen überschüttet; allein seine Eitelkeit war dermaßen verwundet, daß er, mit der Gesellschaft ziemlich unzufrieden, dieselbe verließ. Drei Tage nachher begegnete er einem unserer Freunde, der sich auf Stich und Hieb zu seinem Sachwalter aufgeworfen, wie man das vor der Vorlesung verabredet hatte. Er beschwerte sich bitterlich. Wenn ich mit den Herren da öfter verkehrte, sprach er, müßte ich endlich auf den Gedanken gerathen, daß meine Verse platt sind, obgleich ich ganz vom Gegentheil überzeugt bin. Sie mögen nur ihre Bemerkungen mit eben der Strenge prüfen, womit sie meine Tragödie gesichtet haben, da wird es ihnen schon klar werden, auf welcher Seite die Plattheit liegt. Im Uebrigen ist mir vor ihrer Kritik ganz und gar nicht bange; ich hange nicht knechtisch an meiner Tragödie, denn ich habe sogar jeden Vers dreifach gemacht, und kann daher, wie Sie sehen, davon soviel aufopfern, als man nur immer will, ohne daß ich darum etwas einbüße. Unser Freund versicherte ihm kräftig, daß er die Gesellschaft ganz von Bewunderung für dessen Talente hingerissen verlassen habe; allein er schüttelte mit dem Kopfe zu dieser Betheurung. Ich habe sie öfter lachen sehen, erwiederte er, während des Vorlesens, und man lacht bei keinem Trauerspiel, wenn man es damit ehrlich meint. In der That, als einer unserer Freunde, Herr v. Gauffecourt, hinter der vorgehaltenen Hand einmal lächelte, fuhr ihn der Dorfpfarrer an und sagte: Sie lachen, mein Herr! — Ich? Herr Pastor, erwiederte jener mit eiskaltem Ernste, ich habe noch nie in meinem Leben gelacht. Kurz und gut, fuhr er gegen unsern Freund fort, ich merke, wie die Sache zusammenhängt: den Herren da ist vor Geistes-

produkten von einer gewissen Genialität und Energie bange, weil dieselben die Aufmerksamkeit des Publikums fesseln könnten; sie sind auf nichts als ihre Encyclopädie bedacht, und da fürchten sie denn, daß meine Erfolge ihnen Abbruch thun könnten. Allein das Publikum wird schon Jedermann an seine Stelle zu setzen wissen.

Mit diesen Gesinnungen hat der ehrenwerthe Dorfpfarrer sich wieder nach der Niedernormandie aufgemacht. Noch eins: In einer Zueignungsepistel an Frau v. Pompadour hub er mit dem Verse an:

Kehr, in dein Nichts zurück, elendes Bettelvolk!

Er wollte damit die Dichter tadeln, die sich Geld mit Zueignungen verdienen. Man war besorgt, daß, wenn er die Epistel abschickte, dieser Anfang leicht mißgedeutet werden, und ihm übel bekommen könnte. Allein er glaubte, daß man bloß aus Eifersucht ihn daran verhindern wolle, sich den Beifall der Frau v. Pompadour zu erwerben. In derselben Zueignung, die aber zum Unglück nicht mit abgedruckt ist, befanden sich folgende beide Verse:

So wie einst Ikarus, der durch die Lichtflur schwebte,
durch einen Sonnenstrahl sah schmelzen seinen Lauf —

Siehe da, ein herrlicher Vers, sagte man ihm; aber dergleichen Verse müssen wohl schwer zu finden seyn? Das denke ich, erwiederte er, vor Freude und Eitelkeit erbleichend; allein wie fühlt man sich auch belohnt, wenn es einem gelungen ist, so etwas hervorzubringen!

Als die Königin einst die Herzogin von *** an den Präsident Henault schreibend traf, fügte sie mit der linken Hand einige Zeilen hinzu, und gab aufzurathen, wer dies wohl geschrieben haben möge. Der Präsident erwiederte:

Von einer Götterhand die Züge deutlich zeugen;
und das beängstiget nicht wenig mein Gemüth.
Zu kühn bin ich, wenn sie mein Herz errieth;
gefühllos bin ich, wenn mein Herz kann schweigen.

Hier ein Liedchen Voltaire's, das man nicht in seinen Werken findet. Es ist an die berühmte Schauspielerin Duclos gerichtet:

Belle Duclos,
vous charmez toute la nature;
belle Duclos,
vous avez les dieux pour rivaux;
et Mars tenterait l'aventure,
s'il ne craignait le dieu Mercure,
belle Duclos.

Schöne Duclos,
dir huldigt All's in der Natur;
schöne Duclos,
dein Liebreiz macht selbst Götter froh;
Mars sänk dir in den Schoos, wenn nur
ihn schreckte nicht der Gott Merkur,
schöne Duclos.

1756.

Das Dogma des Schicksals oder des Verhängnisses ist das älteste und allgemein verbreitetste aller Dogmen. Nächst der Wahrheit, deren Licht nichts im Stande ist zu verdunkeln, und die ganz allein, ohne alle fremde Beihülfe, ihre erhabenen Rechte von Jahrhundert zu Jahrhundert behauptet, kenne ich nichts, was bei uns sich mit solcher Gewalt eingedrängt hätte, als diese schauderhafte Lehre. Dringen wir mit unserm Blick in die entferntsten Zeiten, so finden wir diese Lehre allenthalben im Schwange, allgemein als Glaubensartikel angenommen. Sie hat sich in alle Religionen, in jeden Cultus, in jede Sekte eingeschlichen; und selbst die Philosophie, diese furchtbare Feindin der Meinung und des Glaubens aller Art, hat sich nicht immer vor dem Glauben verwahren können, welcher unbekannten und willkührlichen Gesetzen das Schicksal des Menschen preisgiebt. Man kennt in dieser Hinsicht die Lehre des Heidenthums. Die gesammte Natur war dem Verhängniß unterthan; der Urheber des Weltalls, der Vater sogar der Unsterblichen war dem Fatum unterjocht, und vermochte nichts wider die unabänderlichen Beschlüsse desselben. Der Mensch war folglich eben so wenig frei. Oft frevelte er wider seinen eigenen Willen, und wurde für Missethaten gestraft, welche er, sich selbst unbewußt, verübt hatte, und welche sein Herz verabscheute. Dies war nicht allein Volksglaube, dies war selbst der Glaube der meisten alten Philosophen. Die in den Büchern Mosis enthaltene Lehre der Juden ist darin gänzlich der heidnischen Lehre gleich. Ihr Hauptdogma,

die Quelle ihrer Eitelkeit und jenes widerlichen Hochmuths, den sie sogar mitten unter der schimpflichsten Herabwürdigung nie verleugnet haben, entspringt aus der blinden Wahl, welche Gott in dem Jüdischen Volke getroffen, mit Ausschluß und Verwerfung aller übrigen Nationen des Erdbodens. Nichts, in der That, nichts würde mehr die Macht jenes unvermeidlichen Verhängnisses, und wie wenig Gott selbst frei ist, beweisen, als diese schnöde Vorliebe für ein rohes, aberglaubiges, herz- und gemüthloses Volk. Auch die Muhamedaner glauben an eine blinde Prädestination, und betrachten ihr Schicksal dermaßen unabhängig von ihren Handlungen, daß sie jeden Schritt, den sie für ihre Erhaltung thun müßten, für unnütz achten. Die Lehre Christi und seiner Apostel ist nicht weniger auf diese Prinzipien gegründet. Ist auch der Gott der Christen nicht diesem Verhängnisse unterworfen, so unterjocht er dagegen das gesammte Menschengeschlecht demselben. Alles gründet sich auf eine unbegreifliche Wahl, und die Zahl der Auserwählten beschränkt sich fast nur auf einige wenige Individuen. Wagt ihr es, euch über diese wunderbare Lehre ein wenig zu verwundern, so ruft euch Paulus zu: wer bist du, daß du es wagen darfst mit Gott zu rechten? Kann der Töpfer mit seinem Thon nicht machen, was ihm beliebt? ....

Denke ich über die Ursachen nach, welche das Dogma des Verhängnisses so allgemein begründet, und die Wurzeln desselben in dem Gemüth des Menschen so tief haben festhalten können, trotz den Revolutionen der Zeit, die alles, was sie erzeugt hat, abändert und zerstört, so setze ich deren hauptsächlich drei, welche ich hier angeben will: Die erste ist das Alterthum der Welt, dem man alles zuschreiben muß, was sich in unsern Köpfen festgesetzt hat vermittelst einer Ueberlieferung, deren Spur wir verloren haben; ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hat, sie ehrwürdig zu machen. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß derjenige, dem alle Revolutionen, welche der Geschichte Mosis vorhergegangen, und die mit Anbeginn der Welt sich ereignet haben, wenn nämlich man sagen darf, daß diese je begonnen hat — klar vor Augen lägen, in seinen Anschauungen den Schlüssel zu allen Meinungen finden würde, welche sich unter den Menschen festgesetzt und fortgepflanzt haben; so wie auch die Elemente der wahren Wissenschaft, deren undurchdringliches Ge-

heimniß wir immer vergeblich und ohne Erfolg zu enthüllen versuchen werden. . . . Betrachtet man zweitens die Lehre des Fatalismus philosophisch und von allen Volksirrthümern gesäubert, so wird man ansehen, daß sie nichts weiter als die Lehre der Nothwendigkeit ist, welche die Freiheit des Menschen, so wie alles Willkührliche, ausschließt, und das Weltall in seiner Unermeßlichkeit und seiner Dauer unwandelbaren Gesetzen unterwirft, ohne welche dasselbe nicht bestehen könnte. Um die Freiheit des Menschen darzuthun, wird es nicht leichtlich an prunkenden Beweisgründen und blendenden Sophismen fehlen; allein, abgesehen von den gewichtigen Vernunftgründen, welche eine aufgeklärte Philosophie jenen entgegenstellt, will man ehrlich dabei zu Werke gehen, so glaube ich, daß Jedermann durch das innerste Gefühl seines Gemüths und das Gedächtniß, welches ihm von seinen Handlungen bleibt, sich davon überzeugen kann, daß sein Betragen stets das nothwendige Ergebniß der verschiedenen Modifikationen gewesen ist, welche das Zusammentreffen der Umstände veranlaßt hat, und daß er auch nicht einen einzigen Augenblick wirklich frei über sich zu schalten gehabt hat. Diese Gewißheit des Gefühls, auf welches ich mich gegen Jedermann berufe, kettet sich gar wunderbar an die Meinung des Fatalismus. Von der Nothwendigkeit bis zur Prädestination hat man nur einen Schritt, und unsere Eigenliebe ist zu sinnreich, um nicht den Faden der Beschlüsse des Verhängnisses — sowohl in den glücklichen Ereignissen als in den Catastrophen der Weltgeschichte und des Menschenlebens, aufzufinden. . . . Die dritte und bekannteste Ursach ist unser Geschmack am Wunderbaren, und hierin steht der Fatalismus unstreitig ganz oben an, und das vermöge seiner Erhabenheit und seiner alles zermalmenden Schrecklichkeit. Alles, was die größeren Triebfedern des menschlichen Herzens in Bewegung setzt, wird stets von uns mit offenen Armen ergriffen werden, und sich bei allen Völkern Eingang bahnen und festwurzeln. Nun ist nichts geeigneter Staunen, Schrecken, Erbarmen und alle große Erschütterungen der Seele zu erregen, als das System, von dem hier die Rede ist. Was ist in der That schaudererregender als das Dogma, welches uns lehrt, daß ein mit Gefühl begabtes, für Glückseligkeit und Tugend gebornes Wesen, wider seinen Willen, zum Verbrechen hingerissen, und sich, aus Unwissenheit, mit den schrecklichsten

Freveltbaten besudeln kann? Daß eine grausame Gottheit euch recht absichtlich zum Opfer ihrer Rache auserwähle, ohne ihren Zorn verwirkt zu haben — schon die Idee allein erregt Schaudern. Dies wußten die alten Tragiker sowohl, daß die Wirkung fast aller ihrer Tragödien auf dieses Wunderbare gegründet war. Oedipus, um einen ungerechten Orakelspruch zu erfüllen, wird zum Vatermord und zur Blutschande hingestoßen; Phädra, welche wider ihren Willen und bloß, um den Haß der Venus zu befriedigen, von einer blutschänderischen Liebe entbrennt; Hippolytus, der in der Blüte der jugendlichen Kraft, wegen einer unbesonnenen Verwünschung seines Vaters, unschuldig in den Tod gestürzt wird; die Geschichte der Klytämnestra, des Orestes, und aller übrigen tragischen Familien sind eben so viele Denkmäler eines furchtbaren und unvermeidlichen Verhängnisses. Wenn es ja etwas giebt, das uns vollkommen elend machen, und uns dahinbringen könnte, den Tag unserer Geburt mit Recht zu verfluchen, so wäre es allein die Gewißheit eines blinden Fatalismus. Ohne alles Bedenken müßte man die Vernichtung dem Daseyn vorziehen, um nur nicht unter der Herrschaft eines barbarischen Gottes zu leben, der nach seiner Laune Partei für oder wider uns ergreift, der durch äußere Handlungen, und ohne auf unsere Neigungen und unser Gewissen die geringste Rücksicht zu nehmen, uns dem Verbrechen preisgiebt oder uns davor bewahrt; der, nachdem er uns, uns selbst unbewußt und wider unsern Willen, in die Scheuslichkeit des Verbrechens hineingestoßen, uns nachher Missethaten zurechnet, die doch nur sein eigenes Werk sind, und dieselben uns büßen läßt durch die schrecklichsten Gewissensbisse, und durch alles das, was das Verbrechen in seinen Folgen Schauderhaftes nach sich zieht. . . . Diejenigen, die für die Bühne arbeiten, werden also wohl daran thun, diese Quelle des wahren Tragischen nicht zu vernachläßigen (*).

(*) Dieser Rath Grimm's ist nicht der meinige, ungeachtet ich mich seit einem halben Jahrhundert und etwas darüber zum Calvinismus bekenne. Die Griechische Schicksals-Tragödie war wunderherrlich für ein Volk berechnet, dessen Götter selbst unter der Herrschaft eines blinden und unerbittlichen Fatums standen, und denen der poetisch-religiöse Volksglaube eben die Launen und gröbern Leidenschaften, die dem Menschen eigen-

thümlich sind, beilegte — nur in einem weit höhern und göttlichern Grade. Götter, die selbst der Spielball des Schicksals waren, mußten ebenfalls Behagen daran finden, ihr Müthchen wiederum an den armen Sterblichen zu kühlen und diese zum Spielball ihrer Launen, Begierden und einer alles zermalmenden und unwiderstehlichen Götterkraft zu machen. Sie standen zwischen dem Fatum und dem Menschengeschlecht mitten inne, ungefähr wie die Minister des Deys von Algier zwischen diesem und dem Volke — nämlich als Büttel. Da findet kein Erbarmer, kein Mittler, kein Vorbitter, kein Versöhner Statt. Fatum und Götter sind unerbittlich, starr und steif, haben weder Auge noch Ohr, noch Herz. O welche große Dichter waren diese Griechen, als sie das Fatum auf die Bühne brachten!

Auch für das jüdische Volk ist die Schicksals-Tragödie ganz eigens berechnet. Sein Gott ist ein zorniger und nach Menschenblut lüsterner Gott; er erkieset sich zum Zeitvertreib ein kleines Volk, giebt alle übrige Völker des Erdbodens den bösen Launen und der Ausrottungssucht dieses Völkchens Preis, hält die Sonne in ihrer Bahn auf, damit sie länger den Kriegesgurgeln zum Gemetzel leuchte, will selbst die Säuglinge der erschlagenen Feinde gegen die Wand zerschmettert wissen, züchtiget aber auch sehr häufig dieses sein Lieblingsvölkchen mit Schwert, Pest und Hungersnoth — wenn nämlich dessen Häupter gesündiget, oder auch nur gesündiget zu haben scheinen, ja, heimsuchet die Missethaten der Väter an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Da läßt sich eine Schicksals-Tragödie machen!

Aber wie kommen wir Christen zu dem bitterherben Schicksal der Schicksals-Tragödie? Unser Gott ist, nach der Lehre eines göttlichen Vermittlers, die Liebe; er ist der allbarmherzige Vater, dessen Barmherzigkeit keine Grenzen kennt, der an dem moralischen oder physischen Tode des Sünders kein Wohlgefallen findet, der selbst den schnödesten Sünder wieder zu Gnaden aufnimmt, wenn er sich durch wahre Reue und Besserung reinigt und veredelt, ja, dem ein einziger reuiger Sünder werther ist, als neun und neunzig Gerechte, die nie versucht worden — der endlich sogar seinen Sohn zur Versöhnung in die Welt gesandt und in den Tod dahingegeben hat. Dieser Vater hält und leitet uns dermaßen mit Liebesarmen, lenkt so weise und gütig alle unsere Schicksale, daß wir ruhig und getrost seiner allwaltenden Vorsehung vertrauen können. Zwar straft er auch, und nicht bloß in diesem, sondern auch in einem andern Leben, allein nicht wie das blinde Fatum der Heiden, nicht wie der zornige und rachsüchtige Gott der Hebräer, bestraft er äußere Handlungen, an denen das Herz keinen Antheil hatte (denn er durchschaut die tiefsten Abgründe des Herzens), sondern bloß beabsichtigte und durch nichts gutgemachte Frevel.

Nun sage man mir doch, was wir bei einem solchen Glauben mit der Schicksals-Tragödie anfangen sollen, wäre sie auch nicht so lächerlich elend, als sie auf unserer deutschen Bühne bisher erschien. Geriethe sie mit der Zeit besser (dieses Wunder könnte jedoch wohl nur ein Shakespear bewirken), so würde sie geradeswegs in den Abgrund des Atheismus oder, zur Entschädigung, zum reinen Diabolismus führ

Die nichtsnutzigsten Streitfragen haben hintereinander den Stoff zu nutzlosen Erörterungen hergegeben. Die Gährung der Gemüther ist fast immer bis auf's Höchste gesteigert worden, und das allerunbedeutendste Mitglied in der Gelehrten-Republik würde sich entehrt geglaubt haben, hätte es nicht Partei für oder wider genommen. Mitten unter diesem Gezänk haben die überlegenen Geister allein sich ruhig verhalten, und wenn sie von Zeit zu Zeit dem Pöbel eine von jenen Wahrheiten hingeworfen, deren Tiefe und Umfang die Dummköpfe nicht begreifen, so mögte man fast zu glauben geneigt seyn, als hätten sie das bloß gethan, um eine lästige und hirnlose Rotte zu beschäftigen, damit sie von derselben in ihrem Nachdenken und ihren Arbeiten nicht gestört würden. Die Alten, die uns wohl aufwogen, kannten diese literärischen Klopffechtereien nicht, ungeachtet ihre Philosophen in mehrere Sekten getheilt, ihre Logik und Metaphysik wohl wenigstens eben so spitzfindig als die unsrige, und die Kunstgriffe eines gewandten und verfänglichen Sophism ihnen sehr geläufig waren. Diese Verschiedenheit rührt unstreitig daher, daß, da jeder Bürger sich mit der Staatsverwaltung beschäftigen konnte, eine so edle und erhabene Beschäftigung den Gemüthern für alles Kleinliche Widerwillen einflößte, und dagegen sie mit einer Kraft und einem Ernst stählte, welche gegen unsere Schulfüchserei und unsern Geschmack an Armseligkeiten gewaltig abstechen. . . . Wäre Platons Republik in unsern Tagen erschienen, so würde sie einen Federkrieg veranlaßt haben, dessen Dauer die des Trojanischen Krieges gewißlich

ren. Noch ist das, Gottlob! nicht zu fürchten; denn noch sind die Ingredienzen und Hebel unserer Schicksals-Tragödien gar gebrechliches und schmutziges Nürnberger Spielwerk: ein altes verrostetes Messer, eine klingende Harfe oder Hackebrett, eine Wanduhr (etwa Kuckucksuhr?), ein gewöhnlicher Hauskalender, und die gehörige Portion Mordbrennerei, Gespensterei, Nothzucht, Blutschande und Vatermord — und damit ist's Ding fertig. Damit weiß ein jetziger Schicksalskrämer die Nasen, Ohren nnd Mäuler seiner Zuhörer weitklaffend zu erhalten, und diese dermaßen abzuängstigen, daß ihnen das Herz wie das eines gehetzten Hasen schlägt. Solche Bettlerlumpen werden gegenwärtig auf der deutschen Bühne zur Schau und Bewunderung ausgehängt, und das Lächerlichste dabei ist, daß ein Bettler sie dem andern unter den Händen wegstiehlt, um damit seinerseits auch ein wenig groß zu thun. — Ein Zeitalter, das sich an unsinnigen und erbärmlichen Zaubermährchen und deutschen Schicksals-Tragödien erlaben kann, ist freilich keiner bessern Unterhaltung würdig.

übersteigen hätte. Mit welcher ernsten Schwerfälligkeit hat man nicht seit einigen Jahren die Frage untersucht, welches die bestmögliche Regierungsform sey, und alles das, was man zu dem Ende gesagt, hat es wohl je irgend einem Volke des Erdbodens den allerwinzigsten Nutzen verschafft? Man würde sich viel Mühe und viel Langeweile erspart haben, wäre es den Schreibern eingefallen, daß es keine vollkommene Regierungsform geben kann, weil alles Menschenwerk unvollkommen seyn muß; daß es lächerlich ist, eine für alle Völker passende Regierungsform aufzufinden, da der Genius derselben so ganz verschiedenartig ist, daß das, was dem einen zusagt, dem andern ganz abstoßend erscheint; daß, da der Genius eines jeden Volks nothwendig die Form seiner Regierung erzeugt hat, und diese wiederum von jenem modifizirt worden, es höchst thörigt ist, mit großem Wortprunk die Frage zu erörtern, welches die bestmögliche Regierungsform sey, weil, welche Verschiedenheit sich immer in den äußeren Gestaltungen Statt finden mag, die bestmögliche für ein Volk nur diejenige ist, welche dieses Volk adoptirt hat. In dem Maaße, daß eine Nation an Sittlichkeit und Einsicht gewinnt, muß sie ihre Regierungsform — nicht gegen eine andere vertauschen, sondern die Gebrechen der ihrigen allmälig auszumerzen suchen. Und dieser Grundsatz gilt so allgemein, daß derjenige, der den Türken vorschlüge, ihre Regierungsweise gegen eine republikanische, ja selbst gegen eine monarchische zu vertauschen, mit seinem Vorschlage ausgelacht werden würde. Man leitet den Genius der Menschen nur durch unmerkliche Uebergänge und Schattirungen; mehrere Jahrhunderte und mehr denn eine Revolution sind erforderlich, um eine etwas merkliche Veränderung zu bewirken... Man begreift nicht, wie ein so lichtvoller und tiefsinniger Geist, wie Montesquieu, die Ursachen der Größe oder des Verfalls eines Volks immer nur in dessen Regierungsform aufgesucht hat, da doch diese Ursachen unbedingt nur in dem Genius des Volkes so wie in den Veränderungen liegen, welche sich, entweder durch Revolutionen, oder durch die Zeit allein, in dem Nationalgeist erzeugen. . . . .

In den Grundgesetzen Schwedens, welche in aufgeklärten Zeiten niedergeschrieben worden sind, findet man keine Spur gothischer Rohheit und Barbarei, wie in den Grundgesetzen anderer Staaten, es müßte denn das Gesetz seyn, welches die Klerisei zu einer der vor-

nehmsten Staatsordnungen erhebt. Eine in Masse versammelte Geistlichkeit kann nur als letzter Nachhall jener Barbarei geduldet werden. Da ein jeder Geistlicher für sein Gewissen nur Gott, und für sein Betragen nur der Obrigkeit verantwortlich ist, so ist es eben so unnütz, die Klerisei eines Reiches zusammen zu berufen, als wenn man die Schneider oder Schuhmacher desselben zusammen beriefe; allein noch weit unsinniger ist es, daß diese Klerisei an Staatsangelegenheiten und der öffentlichen Verwaltung Theil nehme; dies verträgt sich eben so wenig mit den Pflichten ihres Berufes, als mit dem Interesse des öffentlichen Wohls, und dem Geist des Evangeliums. Zum Glück wird die protestantische Klerisei nie der weltlichen Macht furchtbar werden. Obgleich vielleicht in ihren Grundsätzen eben so gefährlich, als die römische Klerisei, zeigt sich doch zwischen beiden ein großer Unterschied: Die Glieder der protestantischen Geistlichkeit verketten sich durch die Ehe mit allen Banden der übrigen Staatsbürger, und verkörpern sich mit dem Staate durch alles, was den Menschen das Theuerste ist — durch ihre Kinder und eine Familie; da sie überdies keine Pfründe besitzen, welche ihr rechtmäßiger Oberherr, im Falle eines Vergehens, ihnen nicht nehmen könnte, so ist ihr Loos ganz das Loos eines jeden andern Staatsbürgers; alle insgesammt gehorchen dem nämlichen Gesetze.

1757.

Wir rühmen unaufhörlich unser Jahrhundert, und darin thun wir nichts Neues. Zu allen Zeiten haben die Menschen den Augenblick ihres Daseyns jenem unermeßlichen Zeitraume vorgezogen, der vor ihnen lag. Ich weiß nicht, kraft welches Zaubers, dessen Täuschung sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, wir unsere Lebensdauer als einen dem Menschengeschlechte günstigen und in den Weltannalen ausgezeichneten Zeitabschnitt betrachten; sey es nun, daß eine etwas zu starke Eigenliebe uns in dieser Hinsicht blendet, sey es, daß in der That die Gegenwart, troß dem geringen Werthe, den wir darauf zu legen scheinen, mehr Gewalt über uns ausübt, als was die lebendigste Einbildungskraft von der Vergangenheit uns darzustellen vermag — allein mir däucht, daß das achtzehnte Jahrhundert alle seine Vorgänger in den Lobpreisungen seiner selbst bei weitem über-

troffen hat. Einige Schritte, welche der menschliche Geist gegen eine gereinigtere Philosophie gethan, haben uns hierüber getäuscht. Wir haben die höhern Einsichten und Leistungen einiger vorzüglich begnadigter Menschen als die natürliche Apanage derer Nationen betrachtet, denen sie angehörten, und fast sind die besten Köpfe zu glauben geneigt, daß die sanfte und friedliche Herrschaft der Philosophie auf die langen Stürme der Unvernunft folgen, und die Ruhe, den Frieden und die Glückseligkeit des Menschengeschlechts für immer sichern werde. Dieser Irrthum ist so süß; man darf demnach sich nicht darüber wundern, daß sie sogar diejenigen Weisen verlockt, welche sich über die Vorurtheile des gemeinen Haufens erhoben haben. Allein der wahre Philosoph hegt zum Unglück weniger tröstliche und weit naturgemäßere Ansichten. Welche Vorzüge wir auch immer unserm Jahrhundert einräumen mögen, muß man sich doch eingestehen, daß diese Vorzüge nur das Erbtheil einer kleinen Anzahl von Auserwählten sind, und daß die Menge niemals Theil daran hat. Der Geist der Völker modifizirt sich ins Unendliche, aber der Grundbestand bleibt in dem Menschen immer derselbe; und so groß ist das Elend seiner Natur, daß, je wesentlicher Wahrheit und Glückseligkeit seinem Daseyn zu seyn scheinen, er um so mehr in allen Zeitaltern in Unglück und Lüge hineingerissen wird. Man rühme uns daher nicht mehr jene politische Konföderation der Völker, wodurch Europa's System gebildet worden, und welche unsere Vorliebe uns aus dem Gesichtspunkte einer philosophischen zur Vervollkommnung der Vernunft geschlossenen Verbrüderung zeigt. Je leichter und näher uns diese Vervollkommnung scheint, um so mehr muß man dahin streben, sie so zu sehen, wie sie wirklich ist, nämlich als Täuschung und Traum. Was vermögen die Anstrengungen einiger Weisen wider die entzügelte Phantasie der Menge, welche mit kecker und unheiliger Faust unaufhörlich Vorurtheile und Unordnung neben Gerechtigkeit und Wahrheit hinstellt. Eigen ist es, daß die Geschichte uns nicht schon längst aus dieser Täuschung gerissen, und uns das Hirngespinnst einer idealen Vervollkommnung und Weisheit, zu denen der Mensch nie sich erheben wird, benommen hat. Man braucht ja nur die Geschichtbücher aller Völker aufzuschlagen, um sich von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen. Kein noch so berühmt gewordenes Volk in der Geschichte,

das nicht Jahrhunderte hindurch in Unwissenheit und Rohheit gelebt hätte. Drei bis vier darunter, deren Andenken man nach tausend Umwälzungen aufbewahret hat, sind zu einem glücklichern Zeitalter gelangt, wo Sanftheit und Milde der Sitten, Künste und Ueberfluß — Glück und Ruhm gesichert zu haben schienen. Aber kaum dahin gelangt, haben sie neue Revolutionen entstehen sehen, von denen sie jählings unter die Trümmer ihres eiteln und flüchtigen Ruhms begraben worden. Denn niemals haben die Menschen sich durch Mäßigung zügeln und lenken lassen; ihre Phantasie schweift immer weiter hinaus, als ihr wahres Interesse und die Realität der Gegenstände solches gestatten; unaufhörlich läuft der Enthusiasmus mit ihnen davon. Das Ungewöhnliche und Falsche übt seine Gewalt über die Menge stärker aus, als das Einfache und Wahre. Mit so unglücklichen Anlagen, wie könnte es den Völkern möglich werden, vernünftig zu handeln, und ihre Glückseligkeit auf festen Boden zu gründen? Ich bin daher weit entfernt zu glauben, daß wir dem Zeitalter der Vernunft nahe sind, und warlich, fast befürchte ich, daß Europa mit irgend einer Unheilbringenden Revolution bedrohet wird. . . . . .

Solche und ähnliche unterhaltende Betrachtungen setzten mir seit einiger Zeit nicht wenig zu. Mancherlei verschiedenartige Beschäftigungen, das Umhertreiben in Paris, die Schwierigkeit, sich in einer unermeßlichen Hauptstadt auf- und herauszufinden, tausenderlei Zerstreuungen endlich hatten mich vom Philosophen Diderot entfernt, und mich verhindert, in dessen traulichen Plaudereien ein kräftiges Heilmittel wider eine zu düstere Philosophie zu suchen. Zuweilen waren wir uns in jenen Pariser Cirkeln begegnet, welche Müßiggang und Langeweile unaufhörlich vervielfältigen und erneuern, wo alberne Narrheit gewöhnlich ihre Orakel ertheilt, und der Weise schweigt. Wahrheitsliebe und Vertrauen, diese unzertrennlichen Gefährten der Freundschaft, führen in diesen frivolen Versammlungen nie den Vorsitz. Dort erblickt man nur eine Menge unnützer Wesen, die sich darin ohne allen Zweck regen, sich ohne Neigung und Bedürfniß aufsuchen, und nachher wieder ganz gefühllos aus einandergehen. Das Treiben der Freundschaft gestaltet sich etwas anders. Auf die Zauberwirkung einer geheimen und unerklärlichen Sympathie gegründet, ist sie sich

selbst Genuß in der Einsamkeit, und gerade in der Zurückgezogenheit überläßt sie sich ohne allen Zwang jenen köstlichen Herzensergießungen, welche Leichtsinn und selbstsüchtiger Eigendünkel unter den Menschen selten gemacht haben. Endlich fand ich meinen Philosophen am 5ten Jannar gegen Abend; er war allein, und in einem jener Momente der Gemüthsruhe und der lichtvollen Seelenheiterkeit, denen gewöhnlich das Erforschen der Wahrheit und die Betrachtung der Natur und ihrer Schönheiten vorhergegangen sind. An jenen von einer beflügelten Phantasie beseelten Zügen erkannte ich den Apostel der Wahrheit; von einem Jahrhundert zum andern erleuchtet sie eine kleine Anzahl überlegener Geister — allein ohne allen Nutzen für das Menschengeschlecht, welches nie Ohren und Weihrauch gehabt hat, als für die Verkündiger des Lugs und Trugs. Er redete lange, und das mit jener ihm so natürlichen seelenvollen Beredsamkeit, über die Liebe zum Wahren und Guten, über die Allmacht der Tugend, über die Herrschaft der Vernunft, und die Fortschritte des philosophischen Geistes. Die Erhabenheit seiner Gedanken, die Zauberfarben seiner Bilder gemahnten mich um so lebhafter daran, wie unsinnig es von den Menschen sey, sich über die allerwichtigsten Angelegenheiten der Menschheit unaufhörlich zu täuschen. O süßer Wahn, rief ich aus, wenn doch die Menschen so seyn könnten, wie du sie zeichnest! Welch Glück für sie, welch Glück unter ihnen zu leben! Allein, traurig genug, daß ich es sagen muß — dich hat der Umgang mit Sokrates, Platon, Cicero und Plutarch geblendet; die andern Menschen gleichen dir nicht; unübersteigliche Schranken stellen sich dem Fortschreiten der Vernunft entgegen, und halten die größere Mehrheit des Menschengeschlechts auf immer in ungeheurer Ferne davon. Es giebt einen Schlag von Menschen, und es ist die Mehrzahl, denen die Wahrheit ganz ungenutzt leuchtet. Ein dichtes Gewölk verhüllt sie und entzieht ihnen deren wohlthätigen Einfluß. Wir halten unser Jahrhundert deswegen für aufgeklärter, weil es einige Denker hervorgebracht, deren Genie und Tugenden die Menschheit geehrt haben. Allein der Pöbel ist darum nichtsdestoweniger den Vorurtheilen und der Unvernunft preisgegeben. Unter achtmal hunderttausend Einwohnern, welche die Stadt Paris enthält, wirst du kaum ein paar Hundert zählen, die sich mit den Wissenschaften, den Künsten und der Philosophie

des gesunden Menschenverstandes beschäftigen; alles Uebrige ist tief versunken in Irrthum und Fanatismus, welchen jener erzeugt, oder herabgewürdigt durch Müßiggang, Trägheit und Uebersättigung. Die Arbeiten unserer Denker, die, wie es scheint, für die Nation so ehrenbringend gewesen sind, haben sie nur einen Augenblick jene dämische Wuth zügeln oder schwächen können, mit welcher man in Frankreich seit vierzig Jahren über eine Bulle (*) hin und her zankt, die auch nicht einer einzigen Menschenseele auf dem ganzen Erdboden frommt? Hat diese lächerliche und zugleich beweinenswürdige Zänkerei nicht das Elend und den Untergang einer großen Anzahl von Staatsbürgern bewirkt, und stört sie nicht noch immerfort die Regierung und das öffentliche Wohl? Wäre auch die menschliche Vernunft so weit vorgeschritten, als man uns das gern glauben machen möchte, ach, wie wenig gehört doch dazu, um sie wieder in Finsterniß zurückzustürzen! Vielleicht sind wir diesem unglücklichen Zeitpunkte weit näher, als wir es glauben.

Kaum hatte ich diese Worte geendigt, als in das Zimmer, worin wir uns befanden, ein Diener mit ganz verzerrten Gesichtszügen stürzte, und mit bebender und erstickter Stimme uns entgegenschrie: Der König ist ermordet! Bald darauf bestätigte von allen Seiten her das allgemeine Gerücht dieses furchtbare Ereigniß (**). Der Philosoph und ich, wir waren vor Entsetzen wie erstarrt. Vor Staunen unbeweglich und fast ohne Besinnung, sprach die Todtenblässe, die uns überzog, und das darauf folgende Schweigen beredter als alles, was wir den Abend über verhandelt hatten.

Fontenelle (***), der so eben seine Laufbahn beschlossen, ist einer jener seltenen Menschen, der ein Jahrhundert hindurch, als Zeuge aller Revolutionen des menschlichen Geistes, einige derselben selbst bewirkt,

(*) Die Bulle Unigenitus, durch die Jesuiten auf Kosten der strenggläubigen Jansenisten hervorgerufen und in Thätigkeit gesetzt.

(**) Der Meuchelmord Damiens an Ludwig XV. verübt.

(***) Geboren den 11. Februar 1657, mithin hundert Jahr alt gestorben.

bewirkt, und die Ursachen noch mehrerer vorbereitet hat. Ohne genialische Kraft geboren, verdankt er alle seine Erfolge der Klarheit, der Abgeschliffenheit und der Bestimmtheit seines Geistes, so wie einem gewissen schimmernden, sinnreichen und blühenden Styl, dessen Schöpfer er gewesen, und der seitdem so viel schlechte Nachahmer erzeugt hat.

Ein Leben Fontenelle's müßte eigentlich die Geschichte der Philosophie und der Revolutionen, welche sie von Descartes bis auf unsere Tage erfahren hat, enthalten. Welch ein reicher Stoff! Fontenelle war einer der berühmtesten Anhänger dieses Zerstörers der scholastischen Philosophie. Heut zu Tage, wo in Frankreich so wie in den übrigen Theilen des aufgeklärten Europa der Newtonianismus obgesiegt hat, zählt Descartes unter seinen Anhängern höchstens noch einige alte unbekannte Akademiker. Vielleicht kommt eine Zeit, wo die Schüler Newtons in keinem größeren Ansehen stehen werden, als die Anhänger des Cartesianismus. Alles ist Revolution im menschlichen Geiste, so wie in der physischen und moralischen Weltordnung. Die Schulen reiben sich wechselsweise auf; nichts von ihnen wird übrig bleiben als der Name wahrhaft großer Männer, so wie, troß dem Drängen der Jahrhunderte und den Verheerungen der Zeit, jene ungeheuern Egyptischen Pyramiden immer noch fortdauern. Nur die Namen eines Newton, Leibnitz, Descartes, Bacon, so wie die eines Platon und Aristoteles werden in Ehren bleiben, so lange es Wissenschaften und Philosophie geben wird. Was vielleicht Fontenelle retten kann vor der Vergessenheit, worein die Apostel einer vorüberflatternden Religion nothwendig versinken müssen, ist das reelle Verdienst, daß er zuerst die Philosophie in Frankreich populär gemacht hat. Seine Mehrheit der Welten, seine Geschichte der Orakel und mehrere Schriften Fontenelle's sind klassische Bücher geworden. Die bei seinem Auftreten so unwissenden und geistesarmen Weltleute, selbst die Weiber, deren Neigungen und Beschäftigungen von so großem Einflusse sind in allem, was den Geist und die Sitten der Franzosen betrifft, haben in seinen Werken die Grundsätze einer gesunden und hellen Philosophie geschöpft. Der jetzt so allgemein verbreitete philosophische Geist verdankt also Fontenelle seine ersten Fortschritte. Alles, sogar die Annehmlichkeiten seines Styls, welchen ein strenger Ge-

schmack zwar verdammen muß, hat dazu beigetragen, die Grenzen des Lichts, des Strebens nach Wahrheit und der Herrschaft der Vernunft zu erweitern. Zwar muß man einräumen, daß Fontenelle, während er uns aufklärte, nahe daran war, dem Geschmack der Nation einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Sein Styl, sein Colorit und seine Manier bieten dem falschen Kunstgefühl ein unermeßliches Feld dar, und hätten seine Ansichten und Meinungen über die stärkere Stimme der Natur den Sieg davongetragen, so wie über deren geräuschlose aber beharrliche Wirkung ihrer Schönheiten, so wäre es um unsern Geschmack geschehen gewesen, wir hätten das Zeitalter Voiture's und anderer noch winzigerer Schriftsteller wieder auferwecken gesehen. Bald würden wir den Kindern ähnlich geworden seyn, welche den Farnesischen Herkules oder die Mediceische Venus recht herzlich gern für eine unserer Ladenpuppen der Straße Saint-Honore hingeben würden. Um ganz die Größe der uns drohenden Gefahr einzusehen, um zu fühlen, wie scheuslich die Manier war, welche man uns aufzudringen versuchte, braucht man bloß Fontenelle's Copisten zu lesen; nichts ist abgeschmackter, nichts widerlicher als die Schreiberelen, womit sie das Publikum überschwemmt haben. Glücklicherweise — durch welches Wunder, begreife ich selbst nicht — hat sich diesmal was ereignet, was bis dahin vielleicht noch nie geschehen war. Das Gute, was Fontenelle durch den philosophischen Geist, der in seinen Schriften herrscht, gestiftet, hat seine volle Wirkung gehabt. Das Unheil, welches er durch seinen Styl uns hätte zufügen können, ist ohne verderbliche Folgen geblieben; und dies ist eine auf ewig preiswürdige Verpflichtung, welche die Nation Voltaire'n schuldig ist. Dieser herrliche Schriftsteller hat sich gerade zur Zeit der Noth erhoben, um die Fortschritte des falschen Kunstgefühls zu hemmen. Dank ihm, daß es gegenwärtig höchstens nur noch einen Abbe Trublet oder einige wenige andere Schriftsteller von diesem Kaliber gibt, die ihre Lebenszeit damit zubringen, daß sie Phrasen drechseln und mit Angstschweiß eine läppische Diktion mit Schnörkeleien herausputzen, oder die ihre Zeit dazu anwenden, wie Voltaire von Marivaux sagte, daß sie die Schatten eines Gedanken auf einer Wage von Spinnengewebe ernstlich abwägen. Voltaire's schmiegsame und populäre Philosophie, sein einfacher, natürlicher und origineller Styl, der unbeschreibliche Zauber

seines Colorits haben uns bald eine tiefe Verachtung eingeflößt für alle jene epigrammatischen Künsteleien, jene grobschielende Präcision, und jenen Bettlertrödel von Schönheiten, denen geschmacklose Copisten ein flüchtiges Ansehn verschafft hatten. Voltaire ist seitdem kräftig unterstützt worden durch alles, was an trefflichen Geistern unter uns aufgestanden ist. Buffon, ein vielleicht nicht ganz durchgreifender Denker, hat sich Bewunderung errungen als der erhabenste und prachtvollste Schriftsteller, bei großer Klarheit. Diderot, indem er mit einer seltenen Kraft des Genies die verborgensten Tiefen der Wahrheit entschleiert, hat die weitumfassendsten philosophischen Ansichten mit der brillantesten Phantasie und dem zartesten Schönheitsgefühl zu verbinden gewußt. Der Bürger J. J. Rousseau, selbst indem er in seinen Schriften unhaltbare Paradoxen aufstellt, hat diese mit einem so einfachen und männlichen Style vertheidigt, daß er es vollkommen werth ist, den Ruhm der hier genannten preiswürdigen Männer zu theilen. Ohne sie würden wir gegenwärtig ein unverständliches Kauderwälsch sprechen. Dergleichen Schönheiten waren für Fontenelle verloren. Das Einfache, das Natürliche, das wahrhaft Erhabene machten auf ihn keinen Eindruck; es war ihm eine unverständliche Sprache. Oft habe ich Gelegenheit gehabt die Bemerkung zu machen, daß er beständig bei allem, was man ihm sagte oder erzählte, auf ein Epigramm lauerte. Für jede andre Gattung des Schönen unempfindlich, war für ihn alles was nicht mit einem Witzsprung schloß, null und nichtig. Er hatte alle großen Menschen aus Ludwigs XIV. Zeitalter gesehen; er war ihr Zeitgenosse, ja ihr Rival gewesen. Allein er erwähnte ihrer kaum. Schwerlich standen Moliere und Racine bei ihm in großem Ansehen. Von La Fontaine sprach er nie, als um an demselben etwas auszusetzen. Dessen ungeachtet giebt es im La Fontaine manchen Vers, den ich weit lieber gemacht haben möchte, als alle Werke Fontenelle's zusammengenommen. Der ältere Corneille war sein Mann, den er über alles erhob. Allein dieser große Mann war sein Landsmann, sein Oheim — und dann, welch ein politischer Grübler und Klopffechter! Nur so was mundete ihm.

Das Ebenmaaß und die Zartheit seines Geistes ist ihm bis an seinen Tod verblieben. Ohne seine Taubheit, welche ihn verhinderte

an der Unterhaltung Theil zu nehmen; würde er im geselligen Kreise noch eben so liebenswürdig, als in seinem dreißigsten Jahre, gewesen seyn. Noch unlängst sagte er zu einer jungen Frau, um derselben den Eindruck zu versinnlichen, den ihre Schönheit auf ihn machte: Ach, wäre ich erst achtzig Jahr alt! — Während der Krankheit, die seinem Leben ein Ziel setzte, sagte er zu Jemand, der ihn befragte, was für ein Uebel er empfinde: Keines, außer dem, daß ich lebe. Ich fühle eine große Schwierigkeit zu seyn. — Das hieß sich besser ausdrücken, als ihm das geziemte. Eine bekannte Frau (Madam Grimaud), hundert und drei Jahr alt, besuchte ihn vor sechs Monaten, und sagte zu ihm: Es scheint fast, als habe die Vorsehung uns hier auf Erden vergessen. Fontenelle legte schlau den Finger an den Mund, und rief: Still, still doch! — So war durch eine große Menge ähnlicher zarter und geistreicher Einfälle sein Umgang höchst angenehm geworden, abgesehen von seinen Talenten, welche ihn der Gesellschaft ehrenwerth gemacht hatten. Sein Privatleben ist einförmig und friedlich dahingeflossen. Man führte ihn als das Muster eines Weisen an. Wie oft hat man sein Betragen dem von Voltaire gegenüber gestellt! Aber die besten Köpfe sind nicht immer die verständigsten. Man kann der hinreißenden und feuersprühenden Einbildungskraft Voltaire's recht viele Albernheiten verzeihen; er hat sie durch zu viel Schönes wieder gut gemacht; und in diesem Sinne ist es wahr, daß die weise Besonnenheit eines frostigen Gehirns nicht die Thorheiten eines übersprudelnden Genies aufwiegt.

Man hat Fontenelle oft den Vorwurf gemacht, daß sein Herz kalt gewesen sey. Man pflegte von ihm zu sagen, und dies ist gegründet, er hätte nie weder gelacht noch geweint. Dieser Zug zeichnet so ziemlich seinen Mann. Er kannte nicht den Tumult der Leidenschaften, noch alle jene ungestümen Regungen, von welchen oft die größten Männer beherrscht werden; auch hatte sein kaltes und unempfängliches Herz nie die Zaubermacht der Schönheit, die lebendigen und wonniglichen Eindrücke der Tugend, nicht die reizende Süßigkeit der Freundschaft empfunden. Beobachtet man dabei gewissenhaft die Gesetze der Gesellschaft, der

Ehre und des öffentlichen Dekorums, so ist man zwar vorwurfsfrei aber nichtsdestoweniger höchst bemitleidenswerth. Mylord Hyde, ein Mann von seltenem Verdienst, der aus seinem Studirzimmer in Paris einige Zeit lang das Haus der Gemeinen in London geleitet hat, und hier an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde in einem nicht hohen Alter gestorben ist, sagte bei Gelegenheit der langen Lebensdauer Fontenelle's, er (Hyde) durchlebe seine hundert Jahre in dem Zeitraume einer Viertelstunde. Ein schönes Wort, welches die Ueberlegenheit und die Genüsse einer fühlenden Seele über ein unempfängliches Herz beweis't. In einer Viertelstunde läßt sich's freilich keine große Spanne Zeit durchleben, wenn man nur das Epigramm liebt; dies verfehlte nie seine Wirkung bei Fontenelle, allein man sagt uns nicht, daß ihn je die Malerei, die Musik, die Zauber der Kunst und der Nachahmung ergriffen hätten. Als Diderot zum erstenmal in seinem Leben ihn vor zwei oder drei Jahren erblickte, entschlüpften seinen Augen einige Thränen über die Vergänglichkeit des literärischen Ruhmes und aller menschlicher Dinge. Fontenelle bemerkte es, und verlangte den Grund davon zu erfahren. Es regt sich in mir, sagte Diderot, ein seltsames Gefühl. Bei dem Wort Gefühl unterbrach ihn Fontenelle und sagte zu ihm lächelnd: Mein Lieber, schon vor achtzig Jahren habe ich alles, was Gefühl heißt, in die Ekloge verwiesen. Eine Antwort, die wohl dazu geeignet war, Thränen zu trocknen, welche das Gefühl der Menschheit und die Zärtlichkeit eines regen Herzens erzeugt hatten.

Fontenelle rechnete es sich gern zum Verdienst an, daß er nie einen Menschen um eine Gefälligkeit angesprochen habe. Und auch nie eine erwiesen, hätte er hinzusetzen können. Eine geistvolle und achtungswerthe Frau (Madam Geoffrin), zu welcher er viel Vertrauen hegte, und die er auch zur Vollzieherin seines Testaments gemacht hat, erzählt, daß, um ihn zur Leistung eines Dienstes oder einer Gefälligkeit zu bewegen, nur ein Mittel gewesen wäre, nämlich ihm das, was ihm zu thun oblag, zu befehlen. Dem Muß oder Soll hatte er nie etwas entgegenzusetzen. Er fühlte nur das Schickliche oder Geziemende einer Sache.

Allein das Scheußlichste, was man von ihm in dieser Hinsicht anführt, das ist die Spargelgeschichte. Er liebte leidenschaftlich dieses Gemüse, besonders wenn es mit Oel zubereitet

war. Einer seiner Freunde, der dasselbe lieber mit Butter aß (ich weiß nicht, ob es nicht der Abbe Terrasson war), bat sich einst bei ihm zum Essen. Fontenelle sagte ihm, er bringe ihm ein großes Opfer, indem er ihm die Hälfte seines Spargels abtrete, und befahl diese Hälfte mit Butter zu bereiten. Kurz vorher, ehe man zu Tische gehen wollte, wird dem Abbe übel, und er wird vom Schlage gerührt. Fontenelle springt über Hals und Kopf auf, eilt nach der Küche, und schreit: Alles mit Oel, alles mit Oel! Allein das Gehäßigste vielleicht in dieser Geschichte ist dieses: Als er einige Zeit darauf bei Lord Hyde zu Tische war, und Spargel auftragen sah, sagte er: es scheine ihm, als wenn, seit seinem Einfall, der Spargel mehr in Aufnahme gekommen sey. Mit einer solchen Denkungsart, würde er wahrscheinlich wenig Freunde gezählt haben, wenn nicht die Eitelkeit, mit einem berühmten Manne in Verbindung zu stehen, einige davon bei ihm festgehalten hätte. Dieser entschiedene Seelenfrost machte die Grundlage seines Charakters aus, erstreckte sich über alles, und schadete oft dem Ebenmaaße seines Verstandes, besonders in Dingen, die auf das Gefühl Bezug hatten. Er sagte, daß, wenn er die Wahrheit wie einen Vogel in der Hand gehalten, er sie erstickt haben würde, so sehr betrachtete er das herrlichste Geschenk des Himmels als etwas dem Menschengeschlecht Unnützes und Gefährliches (*). In religiösen Dingen hatte er keine Meinung, und diese Gleichgültigkeit, die ihm sein ganzes Leben hindurch verblieb, ist weit natürlicher in einem wahrhaft philosophischen Geist, als jene Lauigkeit für die Wahrheit. Auch sagte er noch, daß, wenn er in seinem Pult eine schädliche Schmähschrift besäße, die in den Augen der Nachwelt ihn auf ewig entehren könnte, er sich nicht einmal die Mühe nehmen würde sie dort herauszuziehen und sie zu verbrennen — wenn er nur gewiß wäre, sie, so lange er lebe, der Kenntniß des Publikums zu entziehen. Dies Gefühl ist keinesweges natürlich. Die Furcht vor Schande ist eine der ersten Empfindungen des in Gesellschaft lebenden Menschen, dieses Gefühl der

(*) Er war in jüngern Jahren wegen einiger seiner freimüthigen Schriften doch wirklich verketzert und verfolgt worden. Dies zu seiner etwanigen Entschuldigung. Voltaire zwar, je ärger er zerarbeitet wurde, um so reichlicher sprühte er Witz-, Licht- und Feuerfunken aus.

Schaam läßt uns Verachtung selbst bis über das Grab hinaus scheuen, sagt Diderot in einer seiner nächstens zu erscheinenden Schriften. Jenes Wort fällt im Munde Fontenelle's um so mehr auf, da er einen übertriebenen Geschmack daran fand, sich loben zu lassen. Er war, was diesen Punkt betrifft, nichts weniger als Kostverächter, und der sinnreichste, epigrammatischste und in seiner Galanterie leckerste Geist fand keinesweges sein Ohr beleidigt von den plattsten und plumpsten Schmeicheleien, welche gewisse Leute ihm verschwendeten. Als Jemand ihm einst sagte: Gern möchte ich Sie loben, allein dazu müßte ich die Zartheit Ihres Geistes haben. — Thut nichts, erwiederte Fontenelle, loben Sie nur immer zu! .. Ich habe ihn selbst darüber klagen hören, daß die Ausländer, und die Britten besonders, mehr auf ihn hielten, als seine eigenen Landsleute. Darauf erwiederte ihm Madam Geoffrin ziemlich spaßhaft: Das kömmt daher, daß wir Sie zu sehr in der Nähe sehen. Sie wissen ja, setzte sie hinzu, daß vor seinem Kammerdiener kein Held ein großer Mann ist.

Diese Züge können hinreichen, Ihnen eine Idee von dem Charakter dieses berühmten Mannes zu geben, dem, um groß zu seyn, bloß eine lebendigere von einem gefühlvollen Herzen erwärmte Einbildungskraft fehlte. Zwar ist dies auch keine Kleinigkeit. Mit einem so lichtvollen Geiste, hat er nie in die Bahn des Genies eindringen können, und sein Mangel an Gefühl hat ihn ohne Geschmack gelassen. Dies ist Schuld daran gewesen, wie wir bereits bemerkt haben, daß er einer zahlreichen Schaar von schlechten Schriftstellern zum Muster der Nachahmung gedient hat; dies hat seinen Urtheilen in Sachen des Geschmacks das Gepräge der Keckheit, der Trüglichkeit und der Armseligkeit aufgedrückt. Man weiß, mit welchen Anstrengungen Fontenelle und la Mothe das Verdienst der Alten angefochten. Zwei Athleten von dieser Stärke haben jedoch nur Mitleid erregt, trotz dem Scharfsinn und der Logik, womit sie groß gethan, und die ihnen in diesem lächerlichen und eiteln Streite zu nichts genützt haben. Schwerlich würde man über einen Gegenstand mehr Plattheiten zusammenraffen, als man deren hat drucken lassen, um die Ueberlegenheit der Neuern über die Alten darzuthun. Man hätte sagen sollen, daß Fontenelle, La Mothe und Terrasson nur deswegen alle ihre Kräfte aufgeboten, um den Jammer und

die Armseligkeit des Geistes zu beweisen, wenn dieser nicht vom Gefühle geleitet wird. Er ist dann einem Blinden gleich, der arglos durch eine dicke Finsterniß watet, sich ganz methodisch verirrt, und den jeder Schritt jemehr und mehr irre führt. Wehe einem Volke, wenn es jemals seinen Fontenellen und La Mothen gelingen sollte, die Bildsäule Homers, Sophokles, Cicero's und Virgils umzustürzen! Unter welchen Namen soll man hier auf Erden dem Genie huldigen, wenn nicht unter den Namen jener großen Männer?

Hier ist so eben ein Werk erschienen, welches viel Aufsehen macht. Es heißt der Menschenfreund; und ist eine Apologie des Ackerbaues wider den Luxus und die Bedrückungen einer unaufgeklärten Regierung — in drei starken Quartbänden. Der Verfasser desselben ist der junge Marquis v. Mirabeau (*) aus der Provence gebürtig. Er ist der Enkel eines Mannes, der einen Groll auf Ludwig XIV geworfen hatte. Als man den Siegesplatz und die Fußbildsäule einweihen wollte, welche der Herzog v. La Feuillade dort dem Könige auf eigene Kosten errichtet hatte, ein wenig schickliches Denkmahl, wurde das Garderegiment beordert der Feierlichkeit beizuwohnen. Mirabeau, Inhaber einer Compagnie in diesem Regiment, zog an deren Spitze dorthin. Als er auf dem Pont-Neuf war, ließ er seine Compagnie vor der Bildsäule Heinrichs IV. Fronte machen, und seine Soldaten anredend: Cameraden, sprach er, präsentiren wir das Gewehr vor dem da! Der wiegt wohl jeden Andern auf!... Der Zeitpunkt war freilich nicht allzugut gewählt, um das Andenken des großen und guten Heinrichs zu ehren; auch gerieth der König darüber so in Harnisch, daß Mirabeau Befehl erhielt, seine Compagnie abzugeben. Mirabeau fügte sich in den Befehl, verlangte indessen, sie nur in die Hände des Königs selbst zu übergeben, und sagte zu demselben bei dieser Gelegenheit: Sire, ich habe die Ehre, Ewr. Majestät dafür zu danken, daß, nachdem ich Ihnen vierzig

(*) Vater des in der Revolution so berüchtigten, eben so genievollen als sittenlosen Grafen v. Mirabeau. Man sieht, daß die ganze Familie von jeher revolutionär war.

Jahr lang gedient habe, Sie mich der Erkenntlichkeit gegen Sie überheben.

1758.

Der Abbe Nollet las einst in der Akademie der Wissenschaften eine Art Tarif von einer Menge von Waaren vor. Der Geometer Fontaine, den die Länge und Weitschweifigkeit der Vorlesung im höchsten Grade langweilte, rief endlich aus: Der Mensch kennt den Werth eines jeden Dinges, nur nicht den der Zeit.

Das Trauerspiel des Dichters Guymond de la Touche, Iphigenia in Tauris, nannte Voltaire seiner harten Versifikation wegen: Iphigenia in der Crimm.

Il Congresso di Citera ist ein ziemlich bekanntes Werkchen des Grafen Algarotti, welches man so eben in's Französische übersetzt hat. Diderot hat davon folgende Uebersicht gegeben:

Man wußte nicht mehr, was aus der Liebe geworden war; sie hielt sich in ihrem Tempel verschlossen und dachte dort über den immer mehr zunehmenden Verfall ihres Reiches nach. Zu ihren Seiten standen die Wollust ganz ermattet, die Spiele und Scherze, die nur noch auf einem Beine hinkten, und die Grazien mit ziemlich grämlichem Gesicht. Die Liebe wußte nicht mehr, woran sie war. Die Wollust gab ihr den Rath, sich erst über den ganzen Umfang des Schadens Licht zu verschaffen, bevor man an Heilmittel gedächte. Die Liebe folgte dem Rathe, und sogleich wurden drei jugendliche Amoretten abgesandt, der eine nach Frankreich, wohin er sehr rasch flog, ein zweiter nach England, wo der arme Kleine fast an der Migräne gestorben und am Rauch erstickt wäre, und ein dritter nach Italien, der auf dem Wege alle Augenblick Halt machte, so viel schöne Sachen gab es hier zu sehen. Bald kehrten sie wieder heim, und zwar mit drei Frauen, die eine sehr genaue Kunde von den Liebesangelegenheiten in jenen drei Reichen hatten. Die Reise der Französin war schnell zurückgelegt, denn die Franzosen lassen sich nie lange bitten; die Brittin bekam Anfälle von Spleen, welche sie unter-

weges ein wenig verzögerten; die Italienerin wollte nur bei Nacht reisen, so sehr war sie vor Auflauerern besorgt. Die Liebe harrte ihrer mit Ungeduld; da sind sie endlich. Man führt sie ein, man setzt sie in Kenntniß über die Ursach ihrer Reise; alle drei wollen zugleich sprechen. Man greift nach dem Köcher Amors, wirft drei Zettel hinein. Die jüngste der Grazien zieht einen heraus; er galt der Brittin; einen zweiten — der Französin; der Zettel der Italienerin blieb stecken; und sie sprachen in folgender Ordnung. . . . . Die Brittin erklärte in vier Worten, die Liebe sey in ihrer Heimat unbekannt; die Männer roh und zügellos brächten daselbst ihr Leben in einem dreifachen Zustande der Stupidität hin, beim Weine, bei öffentlichen Dirnen und mit der Politik. . . . . Die Französin meinte, ihr Land sey das allerhübscheste Land in der Welt; dort liebe man vom Morgen bis in den Abend; dort bringe man an einem Tage der Liebe mehr Opfer, als man ihr deren in einem Jahre in allen Weltgegenden zusammen brächte; in diesem glücklichen Lande habe man die Zärtlichkeit auf ihren wahren Werth zurückgeführt; dort genieße man Freuden ohne alle Mühe, habe man Anbeter ohne allen Nachtheil; sie gälten freilich nicht für sehr verschwiegen, sie plauderten ein wenig aus der Schule, allein darüber erröthe man nicht; so sey alles wirklich sehr gut eingerichtet, und man könne es ihr auf's Wort glauben, denn sie habe Geschmack, und sie kenne Niemand, um ohne Umschweif zu sprechen, der ihr darin gleich käme; der Liebe bleibe nichts Besseres zu thun übrig, als die Französische Galanterie über den ganzen Erdball zu verbreiten, und sie (die Französin) allen Weibern als Muster aufzustellen, weil, ohne Eitelkeit, es ihr weit leichter seyn würde, eher schlechtere als bessere herauszufinden. . . . . Die Italienerin beklagte sich sehr über eine Bizarrerie der Völker ihres Landes, welcher jedoch, wie sie glaube, abgeholfen werden könne; darauf ereiferte sie sich gegen die Vergnügungen der Sinne, und empfahl mit großer Beredsamkeit die platonische Liebe. . . . . Ungeachtet sie gleich einem Engel predigte und oft auf Petrarcha verwies, der zehn Jahre lang Madonna Laura in allen Züchten und Ehren besungen, und sie zehn andere Jahre hindurch singend beweint habe, fing die Liebe gewaltig an zu gähren, und die Französin brach in lautes Gelächter aus. Nun merkte die Italienerin, daß sie wohl aufhören müsse, und die Liebe erhob sich von ihrem Throne. . . . . Sie flüsterte der Wollust in's

Ohr, und diese fällte folgendes Urtheil. . . . . . Man müsse in London unverzüglich sich auf die Liebe legen, ohne jedoch aus der Zärtlichkeit ein ernstes Geschäft zu machen; in Frankreich würde es wohlgethan seyn, die Sache etwas ernster zu nehmen; und in Italien würde es noch gerathener seyn, die Liebe weniger zu vergeistigen. Sie fügte noch manche andere schöne Sachen hinzu, während dem die Liebe verschwand, und die drei Frauen verließen den Tempel. . . . . Sie fanden am Eingange Anbeter: die Brittin schien ziemlich aufgeweckt, und nichts mehr von Spleen zu wissen; in den Blicken der Französin sah man einen Anflug von Schmachten und zarter Schwärmerei; der Italienerin las man ein ziemlich lebhaftes und unplatonisches Sehnen aus den Augen. . . . . Man trug Erfrischungen auf, wobei die Brittin Italienische Weine trank, die ihr sehr zu behagen schienen, die Französin Englisches Ale, welche sie wunderherrlich fand, und die Italienerin ein paar Gläser sprudelnden Champagners, wodurch sie ganz lebendig ward. — Und damit ist das Werk zu Ende; ich fand es sehr elend, weil es weder dem Gefühl noch dem Kopfe etwas sagt (*).

Frau v. Graffigny ist vor einigen Tagen in einem Alter von sechzig und einigen Jahren gestorben. Sie hat sich einen Ruf erworben durch ihre Peruvianischen Briefe, welche großen Beifall gefunden, und durch ihr rührendes Drame Cenie, welches noch häufig gegeben wird. Diese Frau war im gewöhnlichen Weltverkehr nicht so liebenswürdig, wie in ihren Schriften; ihr Ton war schwerfällig, trivial, gemein. Diejenigen, welche genauer mit ihr bekannt waren, sagen, daß jene Fehler verschwanden, sobald ihr Kopf sich zu erwärmen begann.

Vorzüge der Ehe, und wie es den heutigen Priestern und Bischöfen nothwendig und heilsam sey ein christliches Mädchen zu ehligen; in zwei Bändchen. Diese

---

(*) Dieses Gerippe ist vollkommen des seichten Produkts eines ehmals überpriesenen und mitunter auch jetzt noch von seichten Köpfen geschätzten Italienischen Schöngeistes würdig. Meine deutschen Landsmänninnen werden sich wohl schwerlich deshalb grämen, daß Algarotti sie so ganz in Vergessenheit vergraben hat.

Schrift ist sehr selten. Sie ist, auf Beschluß des Parlements, von Henkers Hand verbrannt worden. Der Verfasser, ein Priester, ist Wortführer in seiner eigenen Angelegenheit. Er ist in die Bastille gesteckt worden, und kaum hat er sich wieder auf freien Füßen befunden, so hat er, um seine Anhänglichkeit an seine Lehre noch mehr zu bethätigen, ein christliches Mädchen geehliget.

1759.

Schreiben des Königs von Preußen an den Marschall von Sachsen.

Charlottenburg, den 3. November 1746.

Herr Marschall, das Schreiben, womit Sie mich erfreuen, ist mir höchst angenehm gewesen; ich glaube, daß es einem Jeden, der die Leitung einer Armee übernimmt, heilsamen Unterricht gewähren kann.

Sie ertheilen Lehren, welche Sie durch eigene Beispiele bethätigen, und ich kann Ihnen versichern, daß ich keinesweges einer der Allerletzten gewesen bin, welche Ihrer Gewandheit und Einsicht auf dem Schlachtfelde lauten Beifall gezollt haben.

In dem ersten jugendlichen Aufbrausen, wann man bloß dem Ungestüm einer durch Erfahrung noch nicht geregelten Einbildungskraft folgt, opfert man leicht Alles seltsamen und die Augen blendenden Wagnissen auf. In seinem zwanzigsten Jahre schätzte Boileau Voiture'n, im dreißigsten zog er diesem Horaz vor.

In den ersten Jahren, wo ich den Befehl über meine Truppen übernahm, war ich sehr für die Pointen; allein so mancherlei Ereignisse, die sich unter meinen Augen zugetragen, und an denen ich Theil gehabt, haben mich davon zurückgebracht und mich eines Bessern belehrt. So haben mich Pointen um alle Vortheile meines Feldzuges im Jahre 1744 gebracht; und so sind ebenfalls die Franzosen und Spanier endlich gezwungen worden, Italien aufzugeben, bloß weil sie schlecht ihre Stellungen gesichert hatten.

Ich habe Schritt vor Schritt Ihren Feldzug in Flandern begleitet, und ohne die Anmaßung zu haben, daß ich meinem Urtheile blindlings vertrauen sollte, glaube ich doch, daß die allerstrengste Kritik ihn schlechterdings tadelfrei finden muß.

Die höchste Kunst des Krieges besteht wohl unstreitig darin, alle mögliche Ereignisse vorauszusehen, und die höchste Kunst des

Heerführers darin, die gesammten Hülfsmittel dermaßen vorzubereiten, daß er nie über die zu ergreifende Partei in Verlegenheit gerathen kann, wann der entscheidende Augenblick eingetreten ist, wo ein Entschluß gefaßt werden muß. Je besser, zusammenstimmender und disziplinirter die Truppen sind, um so weniger Kunst gehört dazu dieselben anzuführen; und da nur durch Besiegung der Schwierigkeiten sich der Ruhm erwirbt, so ist es wohl ausgemacht, daß derjenige, welcher deren am meisten zu besiegen hat, auch einen um so größern Antheil an der Ehre haben muß. Aus Fabius wird man stets einen Hannibal machen; allein ich glaube nicht, daß jemals ein Hannibal im Stande sey, das Verfahren eines Fabius zu beobachten (*).

Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dem schönen Feldzuge, den Sie so eben beendigt haben, und ich zweifle nicht, daß der Erfolg Ihres bevorstehenden Feldzuges der beiden vorhergehenden ganz würdig seyn werde. Sie bereiten die künftigen Ereignisse mit zu vieler Umsicht und Besonnenheit vor, als daß der Ausgang dem nicht entsprechen sollte. Das Kapitel der Zufälligkeiten ist von ungeheuerm Umfange; allein Vorsicht und Gewandheit können manche Unart Fortuna's unschädlich machen.

Ich bin mit vieler Hochachtung, Ihr wohlmeinender Freund.

Friedrich (**).

Da überhaupt die Schreibesucht je mehr und mehr zunimmt, so muß man sich schon darauf gefaßt machen, eine Sündflut von allerlei Art Geschreibsel über die gerade gangbarsten Materien zu erleben. Ehemals verfertigten unsere schlechten Schriftsteller scheusliche Romane und Verse; heut zu Tage schreibt Allewelt über Akkerbau, Handel, Bevölkerung. So elend auch alle diese Schreibereien seyn mögen, werden sie doch stets vor den schöngeisterischen Flugschriften den Vorzug behalten, weil sie bloß platt und nicht verderblich sind, und weil sie die Sitten, welche jene fast immer

(*) So wie aus Friedrich leicht ein Napoleon, aber aus Napoleon nie ein Friedrich gemacht werden kann.

(**) Auch hier stehen Bescheidenheit und Humanität als unzertrennliche Gefährtinnen des großen Mannes. O, durch wie viel schöne Thaten und Worte hat er sein ganzes Leben hindurch den Genius der Menschheit mit Schrzen versöhnen gewußt!

untergraben, in Ehren halten. Man kann die Bemerkung machen, daß bei allen Völkern von jeher die Sucht über jene dem Anschein nach so nützlichen Materien zu schreiben nur dann erst eingerissen ist, wann diese Völker in Verfall zu gerathen begannen. Wenn eine weise und gerechte Regierung, ein begünstigter und verständiger Landbau ein Volk glücklich und den Staat blühend machen; wenn der Handel in seiner völligen und unbeschränkten Thätigkeit gedeihet, da giebt keine Seele sich mit eitelem Büchergeschwätz ab, Allewelt arbeitet und bereichert sich, und diejenigen, die heut zu Tage um's liebe Brod schlechte Bücher zusammenstoppeln, finden dann in der Thätigkeit ihrer Hände einen weit sicherern und ehrenvolleren Erwerb. Wann aber der Luxus, die Sittenverderbniß und eine schlechte Staatsverwaltung das flache Land verheert und entvölkert, und über alle Glieder des Staats eine tödliche Erstarrung verbreitet haben, dann beginnt man zu vernünfteln und zu schreiben, und es scheint fast, als zeigte man Energie und Tugend nur dann in Büchern, wenn man deren in Handlungen nicht mehr fähig ist; auch ist stets die unausbleibliche Folge die, daß die herrlichsten Entwürfe und Vorschläge, die wesentlichsten Hülfsquellen ohne irgend einen Vortheil für das Publikum angegeben werden. Das Heilmittel wird dem Papier anvertraut, aber nie an dem Schaden selbst versucht.

Ein Ausländer von vielem Geist machte letzthin gegen mich eine Bemerkung, die mir auffiel, und deren Verknüpfung mit den so eben von mir hingeworfenen Ideen leicht in die Augen springt. Ich treffe, sagte er, indem er von unsern jungen Kriegern sprach, auf nichts als Leute, die über ihr Handwerk auf eine höchst befriedigende Art schwatzen. In der Kriegstheorie eben so stark als in der Praxis, plaudern sie davon mit Geist, Bestimmtheit und Umsicht. Mehrere unter ihnen haben über verschiedene Zweige der Kriegeskunst ganz wackere Werke geschrieben. Bei dem Könige von Preußen geht es ganz anders zu; seine Offiziere sprechen ziemlich schlecht über ihr Handwerk, oder wissen vielmehr gar nicht darüber zu sprechen. Schwerlich möchten wohl je die Generale Itzenplitz und Hülsen über die Kriegeskunst schreiben, und schwerlich möchte man in seiner Armee, vom Prinzen v. Anhalt an bis zum Major Wunsch, Anführer eines Freibataillons, herunter, einen einzigen Offizier herausfinden, der im Stande wäre, eine erträgliche Brochüre zu schreiben. Dagegen gerathen diese Herren

mit ihrer Person nie in Verlegenheit, wenn sie vor dem Feinde stehen, und schlagen in der Regel ihre Gegner.

Diese Bemerkung kann verallgemeinert und auf eine unendliche Menge anderer Gegenstände ausgedehnt werden; allein das was bei allen Nationen den Zeiten des Verfalls gemein ist, hat unter einer monarchischen Regierung noch weit in die Augen springendere Folgen. Hier findet ein Gebrechen statt, welches, meiner Meinung nach, von unsern politischen Schriftstellern nicht gehörig erwogen worden. Da nämlich die große Mehrheit der Nation von der Verwaltung der öffentlichen Sache, welche nur einer sehr kleinen Anzahl von Personen anvertrauet ist, ausgeschlossen wird, so gebricht es dort den Gemüthern an jener Energie, die, in Ermangelung großer Thaten, wenigstens große Ideen erzeugt, und selbst über die unvorbereitetste wörtliche Verhandlung eine große Kraft des Worts verbreitet. Das ist nun freilich nicht der Charakter des Französischen Geistes, und die Ursach davon muß man in Frankreichs Regierungsform aufsuchen. Zwar hat man daselbst wohl einige kraftvolle, männliche Genies aufstehen sehen, und noch gegenwärtig besitzen wir deren einige von diesem Gepräge, aber der allgemeine Nationalcharakter hat von jeher dem eines artigen und leichtsinnigen Kindes geglichen. Dieses kindische Wesen tragen wir mit hinüber in unsere Bücher, in unsere Unternehmungen, in alle unsere Geschäfte. Vorschnelligkeit, Eitelkeit, Spielsucht, alle diese den Kindern anklebenden Eigenschaften, blicken darin allenthalben hervor. Ist die Rede von einem neuen Zweige des Kunstfleißes, so vergißt man die Hauptsache über die Nebensache: wir errichten Büreaux, thürmen mit großen Kosten Gebäude auf, stellen ein zahlloses Heer von Beamten an, geben ein paar Bände Gesetze und Verordnungen u. s. w.; alles geht wunderherrlich — nur nicht die Sache, derenthalben man einen so ungeheuern Kostenaufwand gemacht hatte. Die Besonnenheit und Wirthlichkeit unserer Nachbaren sind nicht vermögend gewesen uns vorsichtiger zu machen. Und eben das ist auch der Grund aller der nichtsnutzigen Ideen, womit unsere Schriften über diese Materien angefüllt sind. Warlich, es ist wohl blutwenig daran gelegen, ökonomische Gesellschaften und Akademien zur Aufmunterung des Ackerbaues zu stiften; sie sind keinen Schuß Pulver werth, wenn das Volk frei und glücklich ist, und nicht mehr unter der Last der Abgaben und des Druckes seufzen wird. O! Athener, ihr seyd

noch nur Kinder! Dieses Wort ist in Frankreich alle Augenblick anwendbar.

Die Convulsionairs (*) lassen sich seit fünf bis sechs Monaten in Paris an's Kreuz schlagen, und haben dies den Stößen mit Holzklöben und Eisenstangen vorgezogen. Der Minister der Polizei, Bertin, als ein verständiger Mann, anstatt sie zu verfolgen, hat ihnen anzeigen lassen, daß er ihnen die Erlaubniß ertheile, Vorstellungen auf öffentlichem Jahrmarkte zu geben. La Condamine hat Gelegenheit gefunden, am Charfreitage dieser seltsamen Ceremonie beizuwohnen; er hat sogar einen dabei gebrauchten Nagel aufbewahrt. Er hat den ganzen Hergang der Sache schriftlich aufgesetzt. Ich habe den Aufsatz noch nicht von ihm erhalten können, und er schreibt mir darüber bloß Folgendes:

Ja, meine Augen haben gesehen, was ich zu sehen wünschte. Schwester Franziska (55 Jahr alt) ist in meiner Gegenwart mit vier viereckigten Nägeln an das Kreuz genagelt worden, und hat daran mehr denn drei Stunden ausgehalten. Sie hat viel, besonders an der rechten Hand, ausgestanden. Ich habe sie schaudern und mit den Zähnen knirschen sehen, als man ihr die Nägel auszog. Schwester Maria (22 Jahr alt), deren Proselytin, hat nur mit vieler Ueberwindung sich dazu entschließen können. Sie weinte und sagte ganz treuherzig, daß ihr bange sey; endlich hat sie Muth gefaßt, allein sie hat dem vierten Nagel nicht widerstehen können, und er ist nicht tief eingeschlagen worden. In diesem Zustande las sie mit lauter Stimme die Leidensgeschichte vor; allein die Kräfte versagten ihr, und sie war einer Ohnmacht nahe; sie sprach: nehmen Sie mich geschwind herab. Sie war zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten lang angenagelt gewesen. Man führte

---

(*) So hieß eine Sekte schwachköpfiger Schwärmer, die zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in Paris auf dem Grabe eines gewissen im Geruch der Heiligkeit gestorbenen Paris Verzuckungen zu bekommen wähnten. Dies Gaukelspiel, das auf dem Kirchhofe Saint-Medard zum Aergerniß aller vernünftigen Menschen getrieben wurde, ward so toll und ansteckend, daß endlich die Polizei den Kirchhof verschließen ließ — und nun hörten denn freilich die Convulsionen auf. Ein Spaßvogel schrieb an die Pforte des Kirchhofes: Von Seiten der Polizei verboten, fernerhin hier Wunder zu thun! — Wir werden nächstens noch mehr von diesen Convulsionairs zu hören bekommen.

führte sie aus dem Zimmer; sie hatte die Kolik. Eine halbe Viertelstunde darauf kam sie wieder zurück. Man bähete ihr die Füße und Hände mit dem Wunderwasser des heiligen Paris, und diese Hülfe war ihr angenehmer, als die mit den Hammerschlägen.

.... Ich muß zuförderst bei einer Idee verweilen, die mir schon längst im Kopfe steckt, und welche ich zu meinem großen Vergnügen in einer Abhandlung eines so aufgeklärten und lichtvollen Denkers, wie David Hume, angetroffen habe. "Bemerkenswerth, sagt er, ist die Verschiedenheit der Ansichten, "welche man zwischen den Alten und Neuern, in Hinsicht des "Studiums der Wissenschaften, wahrnehmen kann. Von den "zwölf ersten römischen Kaisern, von Cäsar angerechnet bis auf "Severus, waren über die Hälfte Schrift eller; ohne hierbei des "Germanikus und seiner Tochter Agrippina zu gedenken, die dem "Throne so nahe waren, bestand die Mehrzahl der klassischen "Schriftsteller, deren Werke bis auf uns gekommen, aus Männern vom höchsten Range (*). Da jedes Glück hienieden immer "auch eine Schattenseite hat, so könnte man die Revolution, die "in dieser Hinsicht in den Ideen der Menschen Statt gefunden, "der Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben, welche die Bücher so gemein gemacht hat, daß selbst die unbemitteltsten Menschen sich den Gebrauch derselben verschaffen können."

Ich weiß nicht, ob die Leichtigkeit zum Besitz von Büchern zu gelangen, wie Hume das zu glauben scheint, oder nicht vielmehr, wie ich glaube, die Leichtigkeit, deren ans Licht zu fördern, die Autorkunst herabgewürdiget hat; entschieden aber ist es wohl, daß, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, die Erfindung der Buchdruckerkunst den Wissenschaften höchst nachtheilig gewesen ist (**).

(*) Was die Historiker anbetrifft, ja; und das war eben so schön als natürlich. Aber die Mehrzahl der Dichter waren denn doch wohl ganz gewöhnliche Plebejer; und das war auch sehr natürlich.

(**) Dagegen verwahret uns auch diese Erfindung auf ewige Zeiten vor dem gänzlichen Versinken in Barbarei, und sichert unsern spätsten Nachkommen die Erhaltung aller Meisterwerke der Literatur, so wie sie ebenfalls die Bewahrerin der Hauptsprachen Europa's bleiben wird. Hätten Griechen und Römer die Buchdruckerkunst gehabt, noch würden ihre Sprachen zu den lebenden gehören, und schwerlich möchten so viele ihrer Meisterwerke ein schnöder Raub der Zeit geworden seyn.

Da die mittelmäßigsten Geister ein Mittel gefunden haben, ihre Plattheiten und Albernheiten an den Tag zu fördern, und aus deren Vervielfachung Gewinn zu ziehen, müssen sie aus der Schriftstellerei sehr bald ein Gewerbe gemacht haben, und da dieser Handel ihnen Subsistenz verschaffte, so haben sie den Mißbrauch der Schreibefreiheit nothwendig in Aufnahme bringen müssen. So müssen ebenfalls, durch die Vervielfachung der Bücher und der schlechten Produkte aller Art, Genie und Geschmack sehr gelitten haben; vergebens würde man neben funfzig ausgearteten und mit schlechten Früchten behangenen Bäumen einen einzigen edeln Baum suchen, dessen Frucht die ursprüngliche Schönheit der Natur bewahrt hätte; denn wir verleugnen nie unsere Umgebungen. Vielleicht müßte man in der Erfindung der Buchdruckerkunst die Quelle jener Verschiedenheit auffsuchen, die zwischen den Alten und Neuern Statt findet, und welche Leute von feinem und zarten Geschmack stets bemerken werden. Bei den Griechen und Römern war das Studium die Erholung der edelsten und vornehmsten Personen; ein Mann aus niedrigem Stande konnte nur durch ein überwiegendes Talent sich einen Namen machen; dort streckte die Mittelmäßigkeit nicht die Hand nach dem Lorbeer des Genies aus. Bei uns wird die wissenschaftliche Laufbahn von allen Tagedieben betreten. Der verächtlichste Sudler kann leichtlich seinen Namen öfter, als Montesquieu und Voltaire, gedruckt sehen (*).

Das Lesen ist bei uns zu einer Art von bestimmter Beschäftigung geworden. Personen von der höchsten Geburt und der feinsten Erziehung verbringen damit einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit; und nicht eine ist unter ihnen, die nicht mehr oder weniger die auf das Lesen schlechter Bücher gewandte Zeit zu bereuen hätte. Hätte man jedoch nie andere als ausgezeichnete Geisteswerke gelesen, nichts ist dem Genie verderblicher als die Sitte aus Angewöhnung zu lesen. Das Genie muß in sich selbst gesammelt und verschlossen bleiben; die Ideen Anderer zerstreuen dasselbe, stumpfen dessen eigene ab, benehmen ihnen ihre Originalität und, wenn ich sagen darf, ihre Jungfräulichkeit. Der höhere Geist be-

(*) Grimm dachte hier wohl nicht an die Klagen und Spöttereien der alten Satyriker! Auch möchte wohl schwerlich diese aristokratische Generalpächterei des Geistes nach dem Sinne aller Leser seyn.

darf der Nahrung, jedoch nur wenig. Er muß lesen, allein mit einer außerordentlichen Mäßigkeit; und ich möchte fast behaupten, daß das größte Genie nicht drei Jahr hinter einander lesen könnte, ohne zum gemeinen und alltäglichen Schriftsteller herabzusinken (*). Daher haben wir so wenig Original-Schriftsteller; anstatt daß die Alten, die nur wenig lasen, nachdem sie in der Jugend die Schulen besucht hatten, nothwendig Werke des Genies erzeugen mußten, wenn einmal sie vom Dämon des Schaffens und des Schreibens sich gespornt fühlten.

Der Geschmack hat bei der Vervielfältigung der Bücher nicht weniger Schaden erlitten. Da die Buchdruckerei die Vervielfältigungskunst zum Handwerk gemacht hat, ist man auf Methoden, Muster, Handwerksgriffe verfallen, und die Kunst, ein Buch zu machen, ist ein Hand- oder Maschinenwerk, so gut wie die Kunst Tuch oder Leinwand zu fabriziren. Das nennen wir die Methode, und wodurch wir über die Alten eine so große Ueberlegenheit zu haben wähnen. So verwechseln wir armen Wichte die triviale Fertigkeit ein Gerüste zusammenzusetzen mit der Kraft ein schönes Gebäude hervorzubringen. Auch trifft man in unsern methodischen Büchern weder Wärme, noch schlagende Wahrheit, noch tiefe Ansicht, noch Genie; wohl aber regt sich darin neben der Langeweile der Geist der Geschwätzigkeit, der Eintheilung, der Erörterung. Tritt zufällig einmal ein Produkt des Genies an's Licht, flugs schreien die Wichte: Jammerschade, daß es dem Werkchen an Methode fehlt! Unfähig, einem höhern Geiste in dessen Aufschwunge und dem kühnen Fluge seiner Gedanken zu folgen, halten sie alles das für Regellosigkeit, was von ihrem schleppenden und schwerfälligen Schildkrötenschritte abweicht.

Die traurige Nothwendigkeit, für das Publikum zu schreiben, das heißt, für alle mögliche Arten von Lesern, drückt unseren neuern Schriften den Stempel einer so breiten Leerheit und der Abgeschmacktheit auf, weil sie uns zu Allgemeinheiten, Erklärungen und Gemeinplätzen verführt. Die Alten schrieben nur für ein sehr kleines Publikum, richteten ihre Werke gewöhnlich an einen ihrer Freunde, an einen einzelnen Menschen, und ertheilten denselben

(*) Das glaube ich nicht, denn der gute Kopf bearbeitet jedes Buch, das er liest, nach seiner Art. Lesen oder plaudern ist ihm eins. Nur der Schwächling drehet sich wie eine Wetterfahne nach jedem Lüftchen.

dadurch jene originelle Anziehungskraft, jenen hohen Wohlgeschmack, welche über das Studium dieser bewundernswürdigen Schriftsteller einen so mächtigen Zauber verbreiten.

1760.

Unterredungen mit Herrn De la Barre, und was am Charfreitage 1760 geschehen, von Herrn Doyer-Gastel.

Schon im Monat August 1759 hatte ich den Versuch gemacht, mich bei den Schwestern Felizchen und Lehnchen einzuführen. Ein Arzt von ihrer Bekanntschaft hatte mir für eine derselben eine Schachtel mit Pillen und einen Brief gegeben, worin er meine Frömmigkeit und mein Wohlgefallen an dem herrlichen Gotteswerke rühmte. Schwester Lehnchen war abwesend, als ich zu ihr kam; Herr De la Barre, ihr Gewissensrath, nahm die Schachtel in Empfang. Ich schied von ihm, ohne ihm den Brief mitzutheilen. Nun begab ich mich zur Schwester Felizchen, welcher ich ihn vorlas; sie lächelte, sprach sehr gütig mit mir, und sagte mir: "gegenwärtig empfange sie nebst ihren Gefährtinnen keine Hülfe (*), weil Gott ihren äußern Zustand in einen innern verwandelt habe; sie würde mir Nachricht geben lassen, sobald es Etwas gäbe; sie seyen ihrer drei; die eine stelle die Kirche vor, die andere die Synagoge, die dritte das auserwählte Volk...." Ich empfahl mich ihrem Gebete, und sah sie nur im Monat März 1760 wieder, wo ich wieder Lust bekam, die Bekanntschaft zu erneuern.

Ich begab mich also in die Wohnung des Herrn De la Barre. Er lächelte mir entgegen, erinnerte sich meiner Person und meines Besuches. Ich äußerte gegen ihn das Verlangen, die ihm zugetheilte Portion des Gotteswerks zu sehen. Um besser mir sein Vertrauen zu gewinnen, stichelte ich ein wenig auf Schwester Franzel und den Pater Cottu. Und das würkte wunderschön. Er sagte mir: Franzel plaudere manche Dinge aus, die ihr nachtheilig seyen; es gebreche ihr an dem rechten Sinn, der Pater Cottu sey ein Windbeutel, ohne alle Theologie und Grundsätze; er sey ein wenig eitel, esse und trinke gern was Gutes; diese beiden Laster habe er damit bewiesen, daß er allzuhäufig bei

(*) Kunstausdruck der Convulsionairs.

vornehmen und reichen Leuten, die das Werk zu sehen wünschten, zu Tische ginge.

Was mir am mißfälligsten ist, sagte ich zu Herrn De la Barre, ist der Wahn des Paters Cottu, als habe er ein ausschließliches Anrecht an die Gnade Gottes; er verlangt schlechterdings, daß man nur Schwester Franzel, und immer nur sie, sehe; diese Parteilichkeit hat mich stets empört. — Das zeigt Ihren richtigen Verstand an, erwiederte er mir; Gott vervielfaltiget in der That seine Gaben; das herrliche Werk der Convulsionen soll den gegenwärtigen Zustand der Kirche und die künftige Bekehrung der Juden vorstellen. Die verschiedenen Zustände der Convulsionaire sind eben so viele Symbole; die eine wird glühenden Kohlenpfannen preis gegeben, die andere empfängt ungeheuere Stöße; die eine spricht mit großer Beredsamkeit, die andere drückt sich mit aller Naivheit der Kindheit aus; alle diese verschiedenen Zustände sind göttlich, und daher darf keiner auf Kosten des andern erhoben werden. — Ich muß Ihnen gestehen, sagte ich, daß ich mehrmals einen seltsamen Gedanken gehabt habe, den ich doch Ihrer Einsicht zur Prüfung unterwerfen muß: Stellen die Convulsionen nicht den Zustand der ursprünglichen Kirche nach dem Leben dar? Ich denke so bei mir, daß die ersten Christen ganz den Convulsionairen ähnlich gewesen seyn müssen. — Da haben Sie Recht, erwiederte lebhaft De la Barre; Ihre Idee ist äußerst schön. Einige Schüler hatten die Gabe der Sprachen, andere die Gabe der Weissagung; diese erforschten die Gemüther, jene trieben Teufel aus. Die Gaben waren höchst verschieden, allein trafen stets in einen Punkt zusammen, und bildeten nur ein einziges Werk. — Aber auch ihre Wunder, hatten sie nicht die größte Aehnlichkeit mit denen unserer Convulsionaire? — Ei freilich! Sagt Christus nicht, daß seine Apostel Gift verschlucken werden, ohne daß es ihnen schade? Nun sehen Sie: Wir haben eine Schwester, die verschlingt Ihnen Asche, Taback und mit Weinessig gemischte Exkremente — und was giebt sie uns dafür zurück? Milch, ja Milch, mein Herr! — Das ist mir wohl bekannt, sagte ich ihm, und man kann mehrere Fläschchen dieser Milch bei dem Advokaten, Herrn Le Paige sehen, eben demselben und einem von denen, welchen das Parlement die Prüfung der großen Encyklopädie aufgetragen hat. Und hat denn nicht auch das Leben der ersten Christen die auffallendsten Aehnlichkeiten mit

dem der Convulsionäre? Die Dunkelheit und der niedrige Stand der ersten Christen, sind sie nicht durch das tiefe Schweigen der heidnischen Autoren mehr als hinlänglich erwiesen? Ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß ich jedesmal mit Entzücken die Convulsionen besuche, weil ich immer glaube, in ihnen die Versammlungen der Urkirche zu sehen. — Ach! mein Herr, welche hohe Gnade Ihnen doch Gott erzeigt, daß er Ihnen den Plan und die Oekonomie seines Werkes so schön enthüllt hat! Noch habe ich Keinen angetroffen, der solche erhabene und richtige Ideen davon gehabt hätte. Wie angenehm wird es mir daher seyn, Sie zum Mitarbeiter der mir von Gott anvertrauten Portion zu haben. — Dessen bin ich ganz unwürdig; ich bitte Sie bloß, mich als Zeuge aufzunehmen, und von Ihren Einsichten mir gütigst mitzutheilen.

Hier sammelte sich Herr De la Barre einen Augenblick, dann sagte er sehr freundlich zu mir: Ach! mein Herr; wie sehr sind doch Franzels Gaben denen untergeordnet, welche Sie bei uns sehen werden. Zuförderst plaudert Franzel einen unverständlichen Schnickschnack; Schwester Zion dagegen hält Ihnen Reden von einer bewundernswürdigen Schönheit und Erhabenheit. Ich operire Ihnen zuweilen, daß die Natur schaudert; allein man muß seinen Widerwillen zu überwältigen wissen. Manchmal mache ich Kreuzschnitte in die Zunge; ein andermal, mit Hülfe eines Drehstocks, schraube ich Ihnen die Schwester Maria, daß sie vor Angst sich nicht zu lassen weiß. Diese Maschine habe ich erfunden, denn die Brüder ermüdeten bei der schweren Arbeit diese Schwester zu pressen, und preßten sie nie stark genug; kurzum, da ich sah, daß die herkömmliche Hülfe nicht ordentlich ertheilt wurde, gerieth ich auf den Einfall des Drehstocks. Gern zeigte ich Ihnen denselben, allein ich habe ihn bereits in meine neue Wohnung tragen lassen, welche ich in einigen Tagen beziehen werde. Außer diesen Hülfen haben wir noch die Kreuzigungen. Gott gebietet zuweilen Drei zugleich zu kreuzigen, eine zu der andern Füßen. So was rührt gewaltig, man mag wollen oder nicht; o es ist in der That ein ganz allerliebstes Schauspiel! Oft macht sie der liebe Gott gleichsam ganz klein, ganz klein; dann werden sie ganz kindisch; sie kriechen auf den Knieen umher, wälzen sich auf einem Bette; man schenkt ihnen allerlei Spielzeug, giebt ihnen Pappbrei zu essen. Zwar giebt es Leute, die auf dergleichen Erschei-

ungen mit Verachtung herabblicken, und besonders mit lautem Tadel verdammen, was ihnen als unschicklich erscheint; aber die Leutchen haben nicht die heilige Schrift gelesen. Läsen sie dieselbe, da würden sie sehen, wie Gott einen Propheten befiehlt Excremente zu speisen, einem andern ihm H..kinder zu zeugen. Jesaias, auf Befehl des Herrn, läuft splitternackt durch die Straßen Jerusalems. — Und Judith, setzte ich hinzu, schmückt sie sich nicht, um geile Begierden in einem Manne zu wecken, dem sie gedenkt den Kopf abzuschneiden? — Wir würden kein Ende finden, sagte er mir, wollten wir alle regellose Handlungen der Propheten anführen. Jene überklugen Kritiker billigen dieselben in der Schrift, und verdammen in den Convulsionen weit weniger unanständige Dinge.

Ich betheuerte dem Herrn De la Barre, daß ich weit davon entfernt sey, die Ansichten jener Elenden zu theilen, und äußerte ihm die lebhafteste Sehnsucht nach dem Werke. Er sagte mir, es würde binnen einigen Tagen nichts vorfallen, allein er würde mich davon benachrichtigen, sobald es etwas gäbe, und das könne vermuthlich in vierzehn Tagen geschehen. Ich verließ ihn. Herr De la Barre ist Advokat im Parlement von Rouen, fünf Fuß und drei bis vier Zoll groß, hager, sehr gebräunt, und trägt sein eigenes Haar (*). Er lächelt aus freundlichen Augen; seine ganze Physionomie verräth Sanftheit, Güte und Verstand. Er scheint zwischen vierzig und fünf und vierzig Jahr alt zu seyn.

Am Palmsonntage begab ich mich wieder zum Herrn v. Bauville (dies ist der jetzige Name des Herrn De la Barre); ich traf ihn auf der Straße an, begleitete ihn in seine Wohnung im untern Stockwerk; sie bestand aus zwei Zimmern und einem Kabinet; das Ganze war anständig und nett möblirt. Sie sind sehr gut logirt, sagte ich ihm, um doch einen Anfang zu haben. — So ziemlich, erwiederte er; das mir Angenehmste bei dieser Wohnung jedoch ist, daß sie sehr gut zu meiner Arbeit paßt. Sie gewährt mir Raum, und ich habe weder Jemand unter noch neben mir. — Wir setzten uns, und kurz darauf traten zwei Frauenzimmer ein, die eine als Dienerin, die andere als Fräulein gekleidet. Diese scheint zwischen fünf und dreißig und vierzig Jahr alt zu seyn. Sie ist

(*) Die Herren vom Parlement trugen sonst alle Perücken.

von mittlerem Wuchse, weder fett noch hager, brünett, hat ein großes schön gespaltenes Auge, einen häßlichen Mund und schlechte Zähne; ihr Kopfputz, ihr Kleid, ihre Armmanschetten, alles war einfach und reinlich. Ehedem hieß sie Schwester Lebkuchen; gegenwärtig heißt sie Schwester Zion; sie stellt die Kirche vor. Wir sprachen von dem Werke Gottes; die Dienerin schwieg; Herr v. Vauville sprach ein paar Worte, und die Schwester Zion plauderte ziemlich viel. Ich that einige bescheidene Fragen. Sie beantwortete dieselben mit Güte. Alles, was sie mir sagte, ward mit einem Blick und einem Lächeln begleitet, die das Rafinement der mystischen Koketterie sind; Liebe und Würde ordneten ihre Geberden und Worte. Nach einer umständlichen Auseinandersetzung der Gaben der Convulsionäre, schloß sie folgendermaßen: Und glauben Sie nur nicht, daß wir deshalb Heilige wären; die Convulsionen sind ein reines Gnadengeschenk, welches keinesweges uns heiliget; ja, es hat sich wohl mehr denn einmal ereignet, daß eine Convulsionärin in Sünden und Schwachheiten verfallen ist, die uns demüthigen müssen. Als ich von ihr Abschied nahm, empfahl sie sich meinem Gebet; die Dienerin, welche keine andere als Schwester Felizchen ist, leuchtete mir, und bestand schlechterdings darauf, mich bis an die Hausthür zu begleiten, so sehr ich mich auch dagegen sträubte.

Endlich, am Charfreitage, erndtete ich die Frucht meiner beiden Besuche. Um ein Viertel auf Drei langte ich bei Herr v. Vauville an, bei dem ich eine zahlreiche Versammlung antraf. Ich erkannte darunter bloß Fräulein Viheron und Herr Dubourg (Arzt). Die andern Personen waren die Fürstin Kinski, der Prinz v. Monaco, der Graf Stahremberg, der Marquis v. Bousoles, der Ritter v. Sarsfield, der Ritter v. Forbin, Herr v. Albaret und Herr v. Vars, beides Seeoffiziere. Außer diesen Profanen befanden sich da auch noch vier bis fünf Schwestern, die mir nur von niedrigem Stande zu seyn schienen, vier Brüder, ein Feldmesser mit Namen Descoutures, Herr Batissier, Rath im Chateletgericht, Herr v. Laurès, ein Exoratorianer, und Herr Pinault, Exoratorianer und Exconvulsionär (sein Convulsionärs Name war ehedem Bruder Peter.)

Schwester Rachelchen und Schwester Felizchen waren bereits seit einer Viertelstunde am Kreuze. Das Kreuz der Letztern ruhete auf ebener Erde, das der Ersten stand aufrecht, doch so, daß

es sich an die Wand lehnte. Ihre Hände waren fast horizontal angenagelt, die Arme nicht zu sehr ausgereckt, damit die Muskeln nicht zu ermüdend angespannt würden; auf dem Kopfe trug sie ein Mützchen von blauer Seide mit weißen Blumen durchwirkt, und ein Fallhütchen. Sie ist häßlich, klein, sehr braun, und ungefähr drei und dreißig Jahr alt. Ihre Hände und Füße bluteten etwas, ihr Haupt senkte sich, ihre Augen waren geschlossen, Todtenbläße lag auf ihrem Antlitz. Die Zuschauer sahen einen kalten Schweiß fließen, der sie erschreckte. Herr v. Vauville tritt hervor, zieht ein Tuch aus der Tasche, trocknet Schwester Rachel wiederholentlich das Gesicht, und sagt uns, um uns zu beruhigen, daß sie den Todeskampf Christi vorstelle. Ich näherte mich ihr, und fragte sie, warum sie die Augen schlösse; sie antwortete mir, sie mache Bahba. Diese Krisis währte eine Viertelstunde; allmälig verschwand der Schweiß, so wie die Blässe. Ihre Augen öffneten sich, sie sah uns lächelnd an, stammelte einige kindische Worte, duzte die Fürstin Kinski, und rief nach ihrem Tate. Sie richtete oft ihre Rede an Herr Dubourg und sagte ihm unter andern: die Fakultät wolle diese Wunder erklären, allein davon verstehe sie nichts, und der liebe Herregott würde sie einst unter seine Pötchen kriegen. Herr Dubourg zeigte ihr Bonbons, und sagte ihr, er würde ihr keine geben, da sie auf ihn schelte. Darauf erwiederte sie, sie würde sie ihm wegmausen, sobald nur ihre Händekens frei wären.

Nach allen diesen Armseligkeiten, schien Rachel wieder ohnmächtig werden zu wollen; sie schwieg, sie erblaßte. Zion sagte mit eindringlichem Tone und ängstlichem Gesicht: Mein lieber Vater, es ist Zeit, sie abzunehmen. — Herr v. Vauville nähert sich mit der Kneipzange in der Hand, zieht die Nägel heraus. Bei jedem Nagel, den man ausriß, litt Rachel einen heftigen Schmerz; die convulsivischen Bewegungen ihres Gesichts und ihrer Lippen besonders erregten Schaudern. Die Fürstin Kinski verhüllte sich das Gesicht mit den Händen. Aus den Wunden floß viel Blut; man wusch wiederholentlich Hände und Füße mit Wasser, welches Fräulein Biheron aus dem Küchenborn holte. Endlich schien das Blut gestillt. Nun umwickelte Rachel jeden Fuß mit einem leinenen Tuche, und zog Strümpfe und Schuhe an. Ihre Hände wurden nicht verbunden. Sie blieb eine ganze Stunde am Kreuze. Unterdessen lag Felizchens Kreuz am Fußboden hingestreckt unter-

halb Rachels Kreuz. Trotz allen Warnungen und Vorsichtsmaaßregeln der Schwester Zion, streifte Rachel im Gehen mit ihrem Kleide Felizchens Finger; diese schrie auf. Ihr Gesicht war glühend und flammend, ihre Augen funkelten; allein sie schwieg. Sie verweilte eine Viertelstunde länger am Kreuze, als ihre Gefährtin, äußerte dieselben Schmerzenszeichen, als man die Nägel auszog, und verlor ebenfalls viel Blut. Kaum war Rachelchen vom Kreuze abgenommen, so kroch sie auf den Knieen zu Herr Dubourg hin, und nahm ihm die Bonbons weg; hierauf schleppte sie sich zur Fürstin Kinski, lehnte ihren Kopf auf deren Knie, und machte ihr allerlei kindische Liebkosungen. Herr v. Vauville sagte uns: sie würde nun zu Mittage essen, sie sey den Morgen nach dem Mont-Valerien zu Fuße hingegangen, und nüchtern zurückgekehrt. Es war drei Uhr. Darauf gähnte Rachelchen dreimal ganz gewaltig, was, wie man mir versicherte, das Ende ihrer Convulsion sey. Und in der That ward sie, nach diesem Gähnen, wieder zur großen Dirne. Man nahm ihr den Fallhut ab, setzte ihr einen gewöhnlichen Kopfputz auf; sie aß Milchreiß und marinirte Austern. Ob sie Wein dazu trank, weiß ich nicht.

Hülfe der Maria.

Während der Zeit war Schwester Maria hereingetreten. Dies ist eine große, kräftige Dirn, dreißig bis fünf und dreißig Jahr alt, und gehört zur dienenden Klasse. Herr v. Vauville streckte zu ebener Erde eine Matratze hin in einen Winkel des Zimmers; Schwester Mariechen legte sich auf den Bauch nieder. Herr v. Vauville trat ihr mit den Füßen auf dem Rücken herum. Hierauf drehte sie sich um und legte sich auf den Rücken; man trat ihr auf den Bauch. Auf Brust und Schooß versetzte man ihr eine gewisse Anzahl von Stößen mit einer Holzklobe, die anderthalb Fuß lang und fünf Zoll breit war. Die Stöße, sagte Herr v. Vauville, verletzen ihr weder Schooß noch Busen, um damit anzuzeigen, daß der Schooß der Kirche unüberwindlich ist, welche Stürme und Trübsale sie auch immer erfahren möge. — Seyn Sie fest überzeugt, schrie Schwester Zion, daß sie keinesweges leidet, ungeachtet sie zu leiden scheint. Das kann niemand besser als ich verbürgen. Man versetzt mir oft dergleichen Stöße, und ich empfinde keinen Schmerz. — Mehrere Personen vermochten die Fürstin Kinski den Busen der Schwester zu untersuchen; sie that es, und sagte zu uns mit leiser Stimme: sie hat keinen Busen. Ich erwähne

hier nicht einiger unbedeutender Hülfen, als unter andern, daß man ihr auf Hände und Arme trat u. s. w. Herr v. Vauville gab ihr mit einem Holzscheit von neun Zoll Länge und drittehalb Zoll Breite eine Anzahl schwacher und wohlberechneter Schläge auf den Hirnschädel, und sagte dabei: Unsere Schädel sind sehr hart. — Nicht so hart, wie Sie glauben, sagte ein Ludwigs-Ritter, und ich möchte nicht die Hiebe haben. — Nicht von materiellen Köpfen spreche ich; ich spreche von unsern Seelen, deren Härte durch die Härte des Kopfes dieser Convulsionärin vorgestellt wird.

Schreiten wir nun zu der Hülfe, die Schwester Mariechen charakterisirt: sie wird nämlich geohrfeiget. Schwester Mariechen saß auf der Matratze. Herr v. Vauville hatte kaum zwei Faustschläge auf jede Backe ertheilt, so treten plötzlich sieben bis acht Personen ins Zimmer, und ich höre: Auf königlichen Befehl! Ein großer, korpulenter Mann in grauem Mantel stellt sich neben mich. Was das bedeute, konnte ich nicht errathen; aber bald darauf fällt der graue Mantel herab, und ich erblicke die Uniform eines Polizeikommissarius. Es war Rochebrune mit seiner Schaarwache. Alles gerieth nun in Aufruhr; Schwester Felizchen und Schwester Rachelchen waren ganz verstört und weinten, Schwester Zion zitterte und bebte, war trostlos, weinte, rang die Hände, stampfte mit den Füßen. Schwester Mariechen verblieb in derselben Stellung, und saß auf ihrer Matratze. Herr v. Vauville, ruhig mitten unter dem allgemeinen Aufruhr, gab ihr ganz derbe Ohrfeigen und sagte dazu das Miserere her. Der Polizeikommissarius stand kerzengerade und blickte unverwandt auf ihn hin. Ich that desgleichen, und ohne auf das, was in dem andern Zimmer vorging, zu achten, verweilte ich bloß bei Herr v. Vauville und Schwester Mariechen, deren Wangen geschwollen, hochroth, und an einigen Stellen blau waren. Endlich bemerkte ich, daß ich fast allein war; der Polizeisergeant trat vor und sagte zu Herr v. Vauville: Halten Sie ein, Herr v. La Barre! Schon bei unserm Eintritte hätten Sie einhalten müssen. — Ich thue nichts Böses, erwiederte Herr v. La Barre; im Gegentheil, ich thue nur meine Pflicht. — Seine Kaltblütigkeit verließ ihn keinen Augenblick, er schalt die Schwester Zion wegen ihres Mangels an Muth, und sagte ihr, man müsse sich überglücklich preisen, für Jesum Christum zu leiden. — Der Sergeant warf Herrn De

la Barre vor, eine Versammlung gehalten zu haben, obgleich er ihm das Gegentheil eingeschärft hätte. Herr De la Barre erwiederte, daß die Zuschauer gleichsam mit Gewalt zu ihm eindrängen; es würde ihm sehr lieb seyn, wenn er dessen überhoben werden könnte.

Der Sergeant näherte sich mir und fragte mich, ob ich heraus wolle, und fügte hinzu, daß zu dem Ende ich bloß meinen Namen und meine Addresse zu geben brauchte; ich gab sie, wie die Andern gethan hatten, und ging fort. Heute, Sonnabend, habe ich erfahren, daß die Heerde sammt dem Hirten nach der Bastille gebracht worden, daß die Schwestern trostlos seyen; daß Schwester Zion den Wagen zu besteigen sich geweigert, und daß sie endlich, halb gutwillig halb mit Gewalt, hineingestiegen wäre; daß hingegen Herr De la Barre immerfort eine heroische Standhaftigkeit und Festigkeit gezeigt habe. Dieser Bericht ist mir von einer gläubigen Seele erstattet worden, welcher ein Polizeioffiziant alles erzählt hat, als er ihr die Schlüssel des Herrn De la Barre überlieferte.

N. S. Gestern habe ich eine Vorladung vom Chatelet erhalten, und bin mit vier Schwestern und dem Vater konfrontirt worden. Schwester-Felizchen hat schriftlich bezeuget, daß meine Aussagen der Wahrheit gemäß seyen, und hat weinend bekannt, sie sey verführt worden; Herr De la Barre habe ihr drei Convulsionen auf die Woche festgesetzt; allein, so oft sie Stöße bekommen, leide sie große Schmerzen. In meiner Gegenwart beschuldigte sie Herr De la Barre, Schwester Lehnchen und Schwester Rachelchen, sie mit fortgerissen und hintergangen zu haben. Lehne, Rachel, Maria und La Barre sprechen viel von Göttlichem und Wunderbarem. Die drei Mädchen gestanden, daß die angegebenen Umstände von Schmerz, von flammendem Gesicht, von Blässe ihnen wohl bekannt seyen, allein nie achteten sie darauf u. s. w.

Eigenhändiges Schreiben (*) des Königs von Preußen an den Marquis v. Argens, vom 27. August 1760.

Ehmals, mein lieber Marquis, würde die Affaire vom 15ten den Feldzug entschieden haben; jetzt kann man sie bloß als eine unbedeutende Schramme (**) betrachten. Nur eine Schlacht kann mein Schicksal bestimmen. Wir werden sie, allem Vermuthen nach, liefern, und zwar bald, und nur dann erst, fällt der Ausgang glücklich für uns aus, werden wir uns freuen können. Indessen danke ich Ihnen für den aufrichtigen Antheil, den Sie an jenem errungenen Vortheile nehmen. Es hat einen tüchtigen Aufwand an Ueberlistungen und Gewandheit gekostet, ehe die Sachen dahin gediehen sind. Sagen Sie mir nichts von Gefahren; die letztere Aktion kostet mir bloß ein Kleid und ein Pferd; das heißt den Sieg doch ziemlich wohlfeil erkauft. Den Brief, dessen Sie erwähnen, habe ich nicht empfangen. Wir sind, was den Briefwechsel anbetrifft, gleichsam bloquirt — durch die Russen von der Oder- und durch die Oestreicher von der entgegengesetzten Seite her. Es hat eines kleinen Treffens bedurft, um Cocceji einen Ausgang zu verschaffen; ich hoffe, er wird Ihnen mein Schreiben zustellen.

Nie in meinem Leben bin ich in einer so widrigen Lage gewesen, wie in diesem Feldzuge. Seyn Sie überzeugt, daß sich noch Wunderdinge zutragen müssen, sollen sich alle Schwierigkeiten ebnen, welche ich vorhersehe. Gewißlich werde ich, soviel ich davon verstehe, meine Pflicht thun; allein vergessen Sie nie, mein lieber Marquis, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich gezwungen bin, in meine Entwürfe zu viel Zufälligkeiten aufzunehmen, bloß, weil mir die Mittel gebrechen, deren gediegenere zusammenzusetzen. Das sind nun Herkulesarbeiten, welche ich in

(*) So bekannt auch dieses Schreiben seyn mag, nehme ich es doch hier mit auf; denn es zeigt den großen Mann wieder in seiner ächten Humanität und in der Festigkeit seines schönen und kräftigen Willens.

(**) Diese unbedeutende Schramme welche die Feinde davon trugen, war die Schlacht bei Liegnitz, wo Friedrich mit 50,000 Mann deren 200,000, von Generalen wie Daun, Laudon und Lasey angeführt, nicht allein schlug, sondern in die weite Welt sprengte, und ihnen 5,000 Gefangene und 85 Kanonen abnahm. Eine wunderherrliche Vergleichung gewähren Friedrichs und Napoleons Bülletins, nämlich ächtphilosophischer Bescheidenheit und des übermüthigsten Dünkels.

einem Alter beendigen soll, wo die Kräfte mich verlassen, meine Gebrechlichkeiten zunehmen, und wo sogar die Hoffnung, des Unglücklichen einziger Trost) ich läugne es nicht, mich im Stiche zu lassen beginnt. Sie sind nicht genau genug von allen Verhältnissen unterrichtet, als daß Sie im Stande seyn könnten, sich eine deutliche Uebersicht von allen dem Staate drohenden Gefahren zu machen. Ich kenne sie, suche sie zu verheimlichen, behalte alle Besorgnisse für mich, und theile dem Publikum nur die Hoffnungen mit, nur die wenigen guten Nachrichten, welche ich demselben mittheilen kann. Gelingt mir der Streich, den ich im Sinne habe, dann, mein lieber Marquis, wird es Zeit seyn, seinen Jubel auszulassen; allein bis dahin schmeicheln wir uns nicht, damit ein unerwartetes Mißgeschick uns nicht zu sehr niederschlage.

Ich treibe hier das Leben eines gewappneten Karthäusers. Viel Stoff zum Nachdenken liefern mir meine Angelegenheiten; die übrige Zeit widme ich den Wissenschaften, welche mein Trost sind, so wie sie einst der Trost waren jenes Redner-Consuls, jenes Vaters des Vaterlandes und der Beredsamkeit. Ob ich diesen Krieg überleben werde, weiß ich nicht; allein geschieht das, so bin ich fest entschlossen, den Ueberrest meines Lebens im Schooße der Philosophie und der Freundschaft hinzubringen. Sobald der Briefwechsel ungestörter Statt finden kann, werde ich mit Vergnügen Ihren Briefen entgegensehen. Noch weiß ich nicht, wo ich meine Winterquartire aufschlagen werde. Meine Wohnung in Breslau ist beim letzten Beschießen eingeäschert worden. Unsere Feinde mißgönnen uns selbst das Tageslicht, so wie die Luft, die wir einathmen. Doch müssen sie uns wohl irgendwo ein Plätzchen übrig lassen, und ist es da geheuer, so hege ich den Gedanken, Sie dort zu sehen.

Nun, mein lieber Marquis, was wird aus Frankreichs Frieden? Sie sehen, Ihre Nation ist verblendeter, als Sie das geglaubt haben. Die Thoren bringen sich um Canada und Pondicheri, um der Königin von Ungarn und der Czarin gefällig zu seyn.

Gebe der Himmel, daß Prinz Ferdinand ihren Eifer ihnen recht tüchtig eintränke! Aber leider werden wieder unschuldige Offiziere und arme Soldaten die Schlachtopfer seyn, und jene erlauchten Verbrecher davon nichts empfinden. Ich kenne einen Streich des Her-

zugs von *** (*), den ich bei unserer nächsten Zusammenkunft Ihnen erzählen werde. Noch nie hat ein tolleres und inkonsequenteres Verfahren ei..en Minister Frankreichs gebrandmarkt. . . . Da kommen mir eben wieder Geschäfte auf den Hals. Ich war im Zuge zu schreiben, allein ich sehe, daß ich schließen muß, sowohl um Sie nicht zu langeweilen, als auch um nicht meine Schuldigkeit zu verletzen. Gott befohlen, mein lieber Marquis. Ich umarme Sie.

Féderic.

1761.

Folgende zwei Thatsachen müssen noch von den Convulsionärs nachgeholt werden:

1. Herr Le Paige, Parlements Advokat, hat seiner schwangern Gattin drei Tage vor ihrer Entbindung eine gute Portion Klobenstöße ertheilt. Sie starb nicht auf der Stelle, sondern erst acht Tage nach ihrer Entbindung. Der Pater Cottu sagt darüber: Sie ward äußerst glücklich entbunden; die Hülfe ist ihr keinesweges nachtheilig gewesen. Zwar ist sie acht Tage darauf gestorben u. s. w.

2. Schwester Franzel ist gestorben. Herr v. Grandelas (Arzt) befand sich bei derselben, als sie starb. Sie rief aus: Gott sey gelobet! nun ist alles aus; jetzt endlich tritt die große Convulsion ein! — Der Pater Cottu, der ebenfalls am Bette stand, überzeugt, daß sie plötzlich wieder genesen würde, wie dies schon öfter geschehen, wenn man ihr einige Klobenstöße versetzte, eilte, eine Klobe zu holen, und schickte sich eben an, die Sterbende zu heilen, als der Arzt ihn zurückhielt und zu ihm sagte: Ei, was wollen Sie damit? — Sie heilen. — Was, heilen? — Ja, mein Herr, wie das schon öfter mit Erfolg geschehen ist. — Unsere Fakultät kennt ein solches Verfahren nicht, und ich werde das nie zugeben, verstehen Sie mich wohl? — Nun gut, so soll es unterbleiben, da Sie mich daran hindern; aber, mein Herr, denken Sie an mich! Sie werden ihr Mörder seyn, und bei Gott von ihrem Tode Rechenschaft geben. — Eine Viertelstunde darauf verschied sie, und der Pater Cottu behauptet, daß die Unterlassung einiger Klobenstöße, welche ihr nicht gegeben worden, einzig und allein daran Schuld sey; sie wäre sonst unfehlbar nicht gestorben.

(*) Wahrscheinlich Choiseul.

1762.

J. J. Rousseau hat in seinen Schriften der Höflichkeit einen ewigen Krieg erklärt. Die Schuld liegt warlich nicht an ihm, wenn wir die Höflichkeit nicht als eine niederträchtige Heuchelei betrachten, die tausendmal verderblicher ist, als die entschiedensten Laster. Die Höflichkeit erlaubt sich Uebertreibungen und gebraucht Formeln, welche derjenige, zu dem man spricht, nicht buchstäblich nehmen muß. Es giebt keine einzige Sprache ohne dergleichen Formeln. Die Römische Höflichkeit war von der Französischen gewißlich sehr unterschieden; dessen ungeachtet ist die Lateinische Sprache voll solcher Formeln, deren sich die Römer im Umgange ganz mir nichts dir nichts bedienten. Die Wilden, diese Schooßkinder des Genfer Bürgers, besitzen eine weit übertriebenere und nicht so natürliche Höflichkeit, als die gebildeten Völker (*). Welche Uebertreibungen, wie viel jener Formeln voller Prunk und Falschheit sieht man nicht in ihren Verträgen! Was läßt sich nun daraus schließen? Nichts, als daß, von welcher Beschaffenheit der gesellige Umgang der Menschen auch immer seyn möge, keine Gesellschaft nicht nur nicht fortdauern, sondern nicht einmal beginnen kann, ohne gegenseitige Rücksichten; und allenthalben, wo es Rücksichten giebt, findet auch Höflichkeit und Uebertreibung in Worten Statt. Nichts wäre lächerlicher, als von einem Wesen, das wie der Mensch organisirt ist, zu verlangen, daß dasselbe mit jedem Worte, dessen es sich bedient, einen ganz bestimmten und unveränderlichen Sinn verbände. Wenn Rousseau's Aemil sagt, thut dies, anstatt, ich bitte Sie, so ist er zwar ein ungezogener Bube, allein er wird deshalb nicht eine Tugend mehr haben, als ein Kind, welches an die herkömmlichen Formeln gewohnt ist. . . . . .

Häufig schlug ich Rousseau mit seinen eigenen Waffen. Eines Tages erzählte er uns, und das mit einer triumphirenden Miene, daß, wie er einst aus der Oper gekommen, wo man zum erstenmal seinen Devin du village gegeben, der Herzog von Zweibrücken ihn angeredet, und zu ihm mit vieler Artigkeit gesagt habe: Erlauben Sie wohl, daß ich Ihnen mein Compliment mache? und daß

(*) Je roher und wilder das Volk, um so niederträchtiger ist sein Betragen gegen die vornehmern Casten.

daß er demselben geantwortet: Meinetwegen, wenn es nur kurz ist (*). Jedermann schwieg, als er dies erzählte. Endlich nahm ich das Wort und fragte lächelnd: Erlauchter Bürger und Mitsouverain von Genf, erlauben Sie mir, Ihnen vorzustellen, daß, trotz der Strenge Ihrer Grundsätze, Sie doch nicht allzuwohl einem souverainen Fürsten die Rücksichten verweigern dürfen, welche Sie einem Karrenschieber schuldig sind, und daß, wenn Sie einem freundlichen Worte dieses letztern eine so heftige und ungezogene Antwort entgegengesetzt hätten, Sie sich eine höchst ungeziemende Impertinenz würden zu Schulden haben kommen lassen. Seitdem hat er den Philosophen allerlei Böses, und das in Gesellschaft der Großen, nachgeredet. . . .

Was ich ebenfalls so gern aus Rousseau's Buch über die Erziehung wegstreichen möchte, das ist seine wunderliche Apologie des Undanks, von welchem er behauptet, daß derselbe gar nicht Statt fände. Es dringt sich einem dabei der Gedanke auf, daß ein Schriftsteller seine Gründe haben müsse, um das scheuslichste der Laster, das jemals die menschliche Natur herabgewürdiget hat, zu entschuldigen oder zu bemänteln. Einst erlaubte sich Remond de Saint-Mard, durch einige ziemlich mittelmäßige Schriften bekannt, einen langen und schrecklichen Ausfall gegen das Menschengeschlecht. Diderot, der zugegen war, unterbrach ihn mitten in seiner Rede, und sagte: Woher nehmen Sie denn all das Unheil, was Sie da von den Menschen sagen? — Aus mir selbst, erwiederte Remond. — Das klang doch wenigstens offenherzig.

Eine gute Farce zu machen ist nicht so leicht, als man sich einbildet. Diese Gattung ist heut zu Tage größern Schwierigkeiten ausgesetzt, als jemals; sie schließt schlechterdings die Mittelmäßigkeit aus, und die wenigen guten Farcen, welche wir besitzen, beweisen übrigens, daß eine solche Aufgabe schwer zu lösen seyn müsse. Bewundert man den Verfasser des Misanthropen und der gelehrten Weiber, so zollt man gewißlich auch ein Körnchen Weihrauch dem Verfasser vom gezwungenen Arzte und Sca-

(*) Nach Andern: Meinetwegen, wenn Sie so was verstehen — Ich weiß nicht, welcher elende Tropf dies wunderherrlich fand; allein gelesen habe ich das wo.

pins Prellereien. Ich bin nicht so ekel, wie Boileau; ich erkenne ganz herrlich in diesem letztern Stücke den Verfasser des Misanthropen wieder, und was mich vermuthen läßt, daß ich wohl Recht haben könnte, ist der Umstand, daß keines von diesen beiden Stücken bisher erreicht worden. Noch hat Keiner Moliere'n, weder in der ächten Comödie, noch in seinen ächten Farcen, erreicht; es war überall ein Mann von unnachahmlichem Genie. Die allerwesentlichste Eigenschaft eines Dichters, welcher in der Farce etwas leisten will, ist die Begeisterung. Es muß deutlich in die Augen springen, daß der Dichter in seiner Ausgelassenheit von seiner Phantasie fortgerissen wird; denn wird man gewahr, daß er seinen Kopf in seiner Gewalt hat, und daß er hinter den Scherzen herläuft, um sie einzufangen, so ist alle Täuschung und alles Vergnügen dahin. Folglich erfordert nichts so viel Feuer, so viel Trunkenheit, so viel Blitzfunken des Witzes, als die Farce. Die Italiener sind große Meister in dieser Gattung. Sie fädeln tüchtig ein Stück ein, und überlassen es dann den Schauspielern, die, wofern sie nur etwas Talent und Geist haben, die verschiedenen Scenen dermaßen mit ihren Einfällen auszufüllen wissen, daß man vor Lachen vergehen möchte, obgleich das Grundgewebe häufig sehr schlecht und abenteuerlich ist. So fruchtbar sind wir nicht in Frankreich an guten Farceurs; die originellen Köpfe sind dort selten. Unsere Dichter, wen sie uns Leute aus niedern Ständen vorführen, glauben, daß es schon genug sey, deren Redensarten aufzuhaschen und sie darin genau zu kopiren. Wenn nichts weiter erfordert würde, da könnte leicht der erste beste Schuhflicker auch der beste Farcendichter seyn. Die Poesie einzig und allein bestimmt den ganzen Werth sowohl eines Gemäldes, das eine erhabene Leidenschaft uns vor die Augen rückt, als einer Schilderung, welche uns eine gemeine und niedrige Leidenschaft vergegenwärtigt. Hätten Teniers und Ostade Flämische Bauern nach der Natur blos zu kopiren verstanden, nie würde ihnen irgend eine Art Ruhm zu Theil geworden seyn. Der Firniß der Poesie bestimmt den ganzen Werth ihrer Gattung; er bewirkt es, daß eine Scene, die uns nicht einen Augenblick auf dem Pontneuf oder in der Fischerhalle festhalten, und uns in der Wirklichkeit wohl gar abgeschmackt vorkommen würde, uns in dem Gemälde eines poetischen Malers mächtig anspricht und entzückt.

Ich habe Ihnen wohl zuweilen von meinem Schnitzler Huber in Genf erzählt. Unter tausend seiner Schnitzeleien erinnere ich mich einer, der Federviehhof genannt. Ein Haufen fressender Hühner ist an sich etwas ganz Gemeines. Allein Huber belebt ihn mit seiner Einbildungskraft: alles regt und bewegt sich auf die mannigfaltigste Weise; ein großes Schwein drängt sich ungebeten mitten unter die Hühner, ein Knabe peitscht es kräftig fort, und es entspringt in ungeheuern Sätzen; ein ehrlicher Hausvater sitzt in einem strohernen Lehnstuhl, und schaut mit Wohlgefallen auf das um ihn her sich letzende Völkchen; sein Töchterchen streut dem Federvieh Körner aus ihrer Schürze vor, doch ihr Köpfchen dreht sich dabei nach einem langen schmucken Burschen, der sich auf des Vaters Lehnstuhl stützt; ihr Blick verräth, daß es ihr Liebetrauter ist. In der Wirklichkeit möchten alle diese Umstände uns wohl wenig festhalten; allein der Dichter sammelt sie, führt sie uns mit seiner Phantasie vor, und wir verweilen mit Wohlgefallen bei seiner Schöpfung. In dieser geheimen Mittheilung zarter und feiner Ideen besteht die eigentliche Zauberei der Künste; und wenn der Dichter zur Mittheilung seiner Ideen nichts weiter bedarf, als einer Scheere und eines Blättchens Velinpapier, so erregt dies wohl in uns mit Recht ein gewaltiges Staunen.

Carle Vanloo ist unstreitig der vorzüglichste unserer jetzt lebenden Maler. Vor Kurzem hat ihn der König zu seinem ersten Maler ernannt, eine Stellung, die ihm Achtung und Einfluß verschafft. Seit mehreren Jahren war diese Stelle unbesetzt geblieben. Als Vanloo sich bei Hofe einfand, um dem Könige und der königlichen Familie seinen Dank abzustatten, trat der Dauphin auf ihn zu und sagte ihm: "Vanloo, der erste Maler waren Sie ja „von jeher;" — und der weichherzige Vanloo drehte sich um und zerfloß in Thränen.

Eine Fabel des Sadi (*).

Einst saß ich, nach dem Abendessen, mit meinem Vater, meinen Brüdern und Schwestern am wärmenden Feuer. Ich hing mei-

(*) Ein Saracenischer Dichter aus dem zwölften Jahrhundert. Sein Hauptgedicht heißt Gulistan oder der Rosengarten. Mehrere, die hier aufge-

der Worte verlangten — ungeachtet auch nicht dieses einmal stark auf sie wirken konnte; denn der Inhalt mußte nothwendig dem Vortrage Abbruch thun. In den Landflecken, wenn ich weinte, weinte Alles mit; schrie ich auf, so jagte mein Geschrei alle Gemüther in Entsetzen; dort riß mein Enthusiasmus alles mit sich fort, und in Balbeck belächelte man so etwas. Dieser Gedanke machte mich schaudern; jedoch faßte ich wieder ein wenig Muth, indem ich zu mir sagte, daß diese Weisen, für deren Tadel mir so bange war, vielleicht nur aus fünf bis sechs Menschen beständen, daß der Volkshaufe, der doch nur Haufe ist, zahllos sey. Ich sah nichts als Dummköpfe, ihrer waren unzählige; kaum konnte ich darunter die paar gescheuten Köpfe herausfinden. Diese glichen den Mohnblumen, wie sie über ein Weizenfeld hervorragen, welches die Sichel erwartet. Endlich begann ich meine Rede, jedoch nicht ohne Zagen.

Zum Inhalt meiner Rede hatte ich die Strafgerichte Gottes mir gewählt. Ich schilderte sie schrecklich und unvermeidlich. Ich erinnerte mich des Raths eines meiner Lehrer: "Mein Sohn, „mache Gott fürchten; nie wird der Priester geehrt, wenn sein „Gott kein schrecklicher Gott ist." Ich entwarf also die entsetzlichsten Gemälde von den Qualen der Hölle, und, indem ich den Gerechten einige kleine Mängel und Gebrechen anheftete, stürzte ich sie ohne Maaß und Ziel in den Abgrund des Feuerschlundes hinab; nicht einen einzigen rettete ich von denen, die mehr auf gute Werke als auf unsere Gebetten gerechnet hatten. Ich sah, wie die Weisen mitleidig bald auf das Volk, bald auf mich blickten; das Volk hörte mir zu, ohne sich zu regen. Mit den Priestern war ich zufrieden, heiliges Schrecken und Bewunderung schien ihr Mienen- und Gebehrdenspiel zu verrathen, allein sie steckten damit keine Seele an. Darauf ging ich den Lastern zu Leibe, für welche die Qualen der Hölle bestimmt sind. Ich setzte mich besonders auf jene Art von Selbstliebe, welche die Seele erhebt und zur Unabhängigkeit führt. Ich erinnerte mich von meinen Lehrern gehört zu haben: "Mein Sohn, präge deinen Brüdern die Demuth ein, und sie werden dich erhöhen." — Auch griff ich die Anhänglichkeit an die Güter dieser Erde an. Eure Häuser, sagte ich zum Volk, sind nur Herbergen; nur kurze Zeit könnet ihr darin verweilen; das Grab allein ist euere ewige Wohnung. Verschenket eure Habe, allein verschenket sie an diejenigen, so ihrer

benöthigt sind, und einen heiligen Gebrauch davon zu machen verstehen. — Darauf redete ich von der Armuth und den Tugenden derer, die sich ausschließlich der Gottesfurcht geweihet haben. — Die Weisen lächelten, und das Volk gähnte. Ich merkte nur allzuwohl, wie wenig ich auf meine Zuhörer wirkte; ich fühlte mich von einem heftigen Unwillen gegen sie ergriffen, und, da ich sie nicht zu erschüttern vermochte, hätte ich sie gern vom Erdboden vertilgen mögen. — Nun donnerte ich wider jene Hochmüthigen, welche es wagen, dem Licht ihrer Vernunft zu vertrauen; ich griff selbst die Vernunft an; besonders hatte ich es angelegt auf jene aufgeklärte Vernunft, welche man Weisheit nennt. Ich schilderte die Weisen als Feinde des Staats, der Unterthanen, des Fürsten, der Frauen des Fürsten und der Kinder des Fürsten. Diese heiligen Schmähungen, von einer salbungsvollen Stimme und einer heftigen Gebehrdensprache unterstützt, blieben ohne Wirkung, und nach einigen frommen Verwünschungen stieg ich von der Rednerbühne.

Die Priester gaben mir das Geleit. Sie umarmten mich mit thränenreichen Augen, und der eine sagte zu mir: Die Weisen haben Balbeck aufgeklärt; vergebens haben wir unsere Kräfte aufgeboten, um die Fortschritte der Vernunft zu hemmen; sie schreitet mit Riesenschritten daher, sie hat das Volk ergriffen, sie stellet sich schon neben den Thron. Wir kommen uns jetzt wie ein Geschlecht vor, welches dem übrigen Menschengeschlecht fremd geworden ist; alles richtet eine Scheidewand auf zwischen uns und den übrigen Menschen, Interesse, Gefühle, Meinungen. Die Finsterniß ist dahin, und der Raub entgeht den Nachtvögeln. Diejenigen unter uns, welche enttäuscht worden, und die, so in ihrer Verblendung beharren, sind gleich beklagenswürdig, und wir werden uns nicht mehr des Irrthums zu erfreuen haben, weder in uns noch in Andern. Wir sehen, wie die Ehrfurcht des Volks sich auf immer von uns entfernt, dieser Wahn, dem wir alles geopfert haben — die süßen Gefühle der Liebe und Freundschaft, und die Zauber der Humanität. Uns deckt der Schleier der Verachtung, und die uns verachtende Vernunft strahlt in hellem Glanze; Scheelsucht und Reue nagen an unserm Herzen; kein beseligendes Gefühl erquickt uns, und wir merken, daß wir eine Seele haben, nur an den Leidenschaften, die uns martern.

Diese Rede erschütterte mich. Lange und nicht fruchtlos dachte ich darüber nach; ich zog mein geistliches Gewand aus, und ging hin zu einem Weisen. Ich suche mich vor Menschen zu retten, sagte ich zu ihm, die mit ihren Nebenmenschen zerfallen sind, von diesen gehaßt werden, und sie wiederum hassen; ich komme zu euch, und suche Belehrung. — O Sarl, erwiederte mir der Weise, dein Herz ist gefühlvoll und wohlwollend; mehr bedarf es nicht. Du bist gut und weise.

1763.

Der hier folgende Artikel ist von Diderot. Er giebt vor, denselben aus einem englischen Werke gezogen zu haben! Bis ich Gelegenheit haben werde, mich davon zu überzeugen, behaupte ich ihm dreist in's Gesicht, daß er drei Viertel davon aus seinem Kopfe geschöpft habe, und nach vorgenommener Prüfung werde ich die Quelle des noch fehlenden Viertels auch wohl auffinden (*).

* * * *

So eben habe ich die Uebersetzung einer kleinen englischen Schrift über die Malerei gelesen, welche man in Druck geben will. Sie ist voll gesunden Urtheils, Geist, Geschmack und Kenntnisse; selbst Zartheit und Grazie sind nicht davon ausgeschlossen. Der Verfasser heißt Webb. Folgende Ideen haben mich beim Durchlesen am meisten angesprochen:

Daß man, bei vielem Fleiße, in der Kenntniß der Malerei nur wenig Fortschritte macht, kommt daher, daß man zu viel Gemälde sieht. Sehet deren nur recht wenige, aber vorzügliche, sauget deren Schönheiten recht in euch, bewundert und bewundert sie wieder, und trachtet, euch von euerer Bewunderung Rechenschaft zu geben.

Ein anderer Fehler ist der, daß man die Produkte abschätzt, je nachdem der Verfasser dieser oder jener ist. Und doch sind ziemlich häufig die guten Werke eines mittelmäßigen Künstlers den mittelmäßigen Werken eines vortrefflichen Künstlers überlegen.

Die Kennerschaft setzt Studium und Kenntniß der Natur voraus.

(*) Es ist bekannt, daß Diderot, so oft er eine Schrift las, oder von einer Schrift Rechenschaft zu geben hatte, dieselbe ganz nach seiner Manier umarbeitete, und aus dem schalsten Produkt etwas Schmackhaftes und Pikantes zu machen wußte.

Ein dritter Fehler der angeblichen Kenner besteht darin, daß sie, ohne alle Berücksichtigung der Schönheit oder Mangelhaftigkeit, nur immer einen Punkt im Auge haben — daß sie einzig und allein auf das sehen, was einen Meister von dem andern auszeichnet oder unterscheidet — höchstes Verdienstes eines Gemälde-Trödlers und nicht eines Mannes von Geschmack. Und dann ist die Anzahl der zu charakterisirenden Künstler so geringe, ihr Charakter ist oft so ganz allein technisch, daß in dieser Hinsicht zuweilen der einfaltigste Tropf den geistvollsten Mann ausstechen kann.

Beschauet ein Gemälde, nicht um euch was sehen zu lassen, sondern um Kenner zu werden. Sucht euer Gefühl zu wecken, euern Geist und euere Augen zu üben und zu stärken, und glaubt vor allen Dingen, daß es eine größere Wonne ist und weit mehr Talent erfordert, eine versteckte Schönheit aufzufinden, als hundert Mängel auszuspähen.

Ihr werdet Nachsicht mit den Mängeln haben, und jede wahre Schönheit wird euch entzücken, wenn ihr recht fleißig bedenkt, wie schwer die Kunst, wie leicht die Kritik ist.

Wenn eine am unrechten Orte angebrachte Bewunderung den Gimpel verräth, so zeigt eine einseitige und eigensinnige Kritik irgend eine Verderbniß der Seele an. Setzet euch lieber der Gefahr aus, für etwas dumm, als für boshaft gehalten zu werden.

Das Malen der Gegenstände selbst war die erste Schrift.

Hätte man nicht die Buchstabenschrift erfunden, so würde man, wer weiß wie lange, nur schlechte Gemälde gehabt haben.

Man beweiset aus den Werken Homers, daß die Entstehung der Malerei der Belagerung von Troja voranging.

Der Schild des Achilles beweiset, daß die Alten damals die Kunst besessen, ihre Metalle zu koloriren.

Es giebt zwei wesentliche Theile der Kunst, der nachahmende und der ideale. Vortreffliche Nachahmer sind ziemlich gemein; nichts seltener als solche, die erhaben in der Idee da stehen.

Der Gebildete kennt die Prinzipien; der Unwissende fühlt die Wirkungen.

Der große Haufe urtheilt wie jenes Mütterchen, welches zwei Gemälde vom Martertode des heiligen Bartholomäus betrachtete, wovon das eine sich durch die Ausführung, das andere durch die Idee auszeichnete. Vom ersten sagte die Frau: das sehe ich mit

Vergnügen; und vom zweiten: aber das da sehe ich mit großer Herzenspein.

Die Malerei ist zuweilen höchst beredt im Schweigen.

Alexander erbleichte beim Anblick eines Gemäldes, welches den von seinen Freunden verrathenen Palamedes vorstellte. Denn im Palamedes erblickte er den Aristonikus.

Portia trennt sich von Brutus, ohne eine Thräne zu vergießen; allein ihr Auge fällt auf ein Gemälde, Hektor und Andromache vorstellend — und gebrochen ist ihr Herz.

Eine Athenische Hetäre bekehrt sich mitten in einem rauschenden Bankett, als ihr Auge sich auf ein ihr gegenüber hangendes Gemälde verirrt, einen durch seine Seelenruhe glücklichen Weisen darstellend.

Als Aeneas an den Pforten und Mauern afrikanischer Tempel seine eigenen Leiden abgebildet erblickt, ruft er im Virgil aus:

Sunt lacrymae rerum, et mentem mortalia tangunt.

Die ersten Bildsäulen waren kerzengerade, mit den Augen nach innen, mit ungetrennten Füßen und Beinen, und mit steif herunterhangenden Armen.

Zuerst ahmte man die Ruhe nach, dann die Bewegung. Ueberhaupt gefallen uns ruhende Gegenstände mehr in Erz und Marmor, aufgeregte Gegenstände mehr auf der Leinwand und in Farbe. Die Verschiedenheit des Materials trägt etwas dazu bei. Ein Marmorblock ist eben nicht zum Laufen geeignet.

Die Kunst verhält sich zur Natur, wie eine schöne Bildsäule zu einem schönen Menschen.

Es finden zwischen den Farben natürliche Verwandschaften Statt, welche man kennen muß. Die Wiederscheine sind ein Gesetz der Natur, welches sucht, die durch den Kontrast der Gegenstände gestörte Harmonie wieder herzustellen.

Verwirret die Farben des Regenbogens, und dieser wird aufhören, schön zu seyn.

Sobald ihr es vergesset, daß des Himmels Blau, wann es auf das Roth eines schönen Gesichts fällt, an einigen nicht ganz beleuchteten Stellen einen tiefen Anstrich van Veilchenblau erzeugen muß, so wird es eurem Fleisch an Wahrheit fehlen.

Wenn ihr es nicht bemerkt habt, daß, wann die äußersten Theile eines Körpers an Schatten gränzen, die beleuchteten Thei-

le dieses Körpers sich euch entgegen drängen, so werden die Umrisse der Gegenstände sich nie gefällig von der Leinwand ablösen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es Farben giebt, welche unser Auge vorzieht. Es giebt deren, welche durch Nebenideen oder moralische Beziehungen verschönert werden; aus dem Grunde ist die schönste Farbe, so es in der Welt giebt, die Röthe der Unschuld und der Schamhaftigkeit auf den Wangen eines jungen und schönen Mädchens.

Wenn ich an gewisse Gemälde von Rembrandt und Andern zurückdenke, so glaube ich steif und fest, daß in der Vertheilung des Lichts eben so viel und noch mehr Enthusiasmus, als in irgend einem andern Theile der Kunst, Statt findet.

Die ideale Malerei hat in ihrem Helldunkel etwas Uebernatürliches, und folglich eben so viel strenge Nachahmung als Genie, und eben so viel Genie als strenge Nachahmung.

Die Alten machten sich selten an große Compositionen; ein bis zwei Figuren, allein in der höchsten Vollendung. Denn damals schritt die Malerei dicht hinter der Bildhauerei her.

Je weniger Figuren die Alten in ihren Compositionen anbrachten, um so größere Wirkungen mußten sie hervorbringen; auch ragten diese Alten gewaltig durch den Gedanken hervor. So lange der erhabene Gedanke sich nicht einstellte, wanderte der Maler umher, besuchte seine Freunde, und ließ seinen Pinsel ruhen.

Der eine malt die Kinder der Medea, wie sie ihrer Mutter entgegen eilen und ihre kleinen Arme gegen sie ausstrecken, und den Dolch anlächeln, der über ihren Köpfen schwebt.

Ein anderer (Aristides) malt in einer vom Feinde erstürmten Stadt eine sterbende Mutter, deren Säugling sich zu ihr hinschleppt; die am Busen verwundete Mutter drängt ihr Kind von sich, damit es nicht, statt der Milch, Blut sauge.

Hat sich ein dritter vorgenommen, euch einen Begriff von der ungeheuern Größe des schlafenden Cyklopen zu geben, so zeigt er euch einen leise sich nahenden Hirten, der die große Zeh des Cyklopen mit einem Weizenhalme ausmißt. Dieser Halm war ein dem Hirten und dem Cyklopen gemeinschaftlicher Maaßstab; die Natur selbst hatte ihn gegeben.

Nicht der Umfang der Leinwand oder des Marmorblocks bestimmt die Größe eines Gegenstandes. Der Herkules des Lysippus

war nur einen Fuß hoch, und er zeigte sich in der Größe des Farnesischen Herkules.

Einfalt, Kraft und Anmuth waren die wesentlichen Eigenschaften der Werke des Alterthums; und unter den alten Künstlern war Anmuth die Eigenthümlichkeit des Apelles.

Correggio, in seiner Vollendung, ist ein Maler Athens würdig. Apelles würde ihn seinen Sohn genannt haben.

Niemand wagte es, des Apelles Venus zu vollenden. Er hatte bloß Haupt und Busen gemalt, aber dieses Haupt und dieser Busen schlugen jedem nahenden Künstler den Pinsel aus der Hand.

Es ist schwer, Anmuth und Strenge zu vereinen. Boucher hat Anmuth, allein er ist nicht strenge.

Die Athenienser hatten die Ausübung der Malerei Leuten von niederer Herkunft untersagt.

Die Hochachtung für die schönen Künste mit der Kunst Völker zu regieren gleichsam zu verweben, heißt jenen eine Wichtigkeit beilegen, welche kräftigen Einfluß auf ihre Produkte habe mußte.

Es giebt eine Bemerkung, die auf alle berühmte Zeitalter paßt, nämlich: man hat wahrgenommen, daß dort alle Künste der Nachahmung, indem sie sich gegenseitig erwärmten, mit gleichem Schritte sich der Vollkommenheit genähert haben. Ein Dichter, der unter dem Dom des Invalidenhauses gewandelt ist, kehrt auf sein Studirzimmer zurück, und ringt mit dem Baukünstler, ohne es zu merken. Ohne daran zu denken, würde Montagne sagen, messe ich meinen Schritt nach dem Schritt meines Reisegefährten ab.

Die Zeitalter Alexanders, Augusts, Leo's X., und Ludwigs XIV. haben Meisterwerke in jeder Gattung hervorgebracht.

Unter den alten Dichtern und Malern fand ein fortwährendes Borgen und Leihen Statt. Bald führte der Maler oder Bildhauer die Idee des Dichters aus, bald dichtete dieser nach dem Werke des Malers oder Bildhauers.

Dies hat ein geschickter Britte sich vorgesetzt in einem Werke darzuthun, das viel Kenntnisse und viel Geist voraussetzt. Dieses Werk heißt Polymetis. Man sieht darin die Zeichnungen der schönsten Antiken, und gegenüber die Verse der Dichter.

Unter Griechenlands mildem Himmel waren die Menschen fast nackt; sie waren nackt auf den Ringplätzen, nackt in den öffentlichen Bädern. Die Maler zeichneten schaarenweise den schönen

Leib der Phryne und den Busen der Thais. Der Stand der Hetäre war kein gebrandmarkter Stand; nach einer Hetäre modelte man das Bild einer Göttin. Die Ungebundenheit der Sitten entblößte unaufhörlich Männer und Weiber; die Religion gestattete eine Menge wollüstiger Ceremonien; die Männer, so den Staat regierten, waren enthusiastische Verehrer und Beförderer der schönen Künste. Wenn eine durch die Schönheit des Leibes berühmte Hetäre schwanger ward, gerieth die ganze Stadt in Aufruhr; ein seltenes Muster ging ja dem Künstler verloren, und flugs mußte Hippokrates von Kos herbeieilen, und durch abtreibende Mittel die schönen Formen wieder herstellen. Nur durch jenes vielseitige Streben nach einem Punkt hin, klärt sich ein Volk auf, giebt es einen allgemeinen Geschmack, Künstler, die große Dinge verrichten, und Richter, die sie zu würdigen wissen.

Wir andern frostigen und kopfhängerischen Völker, wir sind ununterbrochen von Kopf bis zu Fuß vermummt; und das Volk, so nie das Nackte sieht, hat keinen Begriff davon, was natürliche Schönheit, Feinheit des Ebenmaaßes und der Verhältnisse ist.

Praxiteles bildete Venus zwiefach ab, einmal drapirt, ein andermal nackt. Cos kaufte die erste, allein sie gelangte nie zu großem Rufe; Knidos ward der zweiten wegen auf ewige Zeiten berühmt.

Unsere Venus — wenn wir ja eine haben — ist höchstens die drapirte Venus des Praxiteles.

Poußin, der sich darauf verstand, sagte von Raphael: unter den Neuern sey er ein Adler, unter den Alten nur ein Esel.

Denn es ist keinesweges gleichgültig, daß man es macht ut fert natura, an de industria. So spricht Davus im Terenz, und dieses Wort wendet sich von selbst auf alle unsere Künstler an.

Unsere Sitten sind durch zu vieles Reiben und Glätten schwächlicher geworden, und ich glaube nicht, daß wir in unsern Malern oder Dichtern gewisse Ideen ertrügen, die wahr, die kräftig sind, und weder gegen die Natur noch gegen den guten Geschmack sündigen. Mit Abscheu würden wir die Augen wegwenden von der Seite eines Dichters oder von der Leinwand eines Malers, der uns das Blut der Gefährten des Ulysses zeigte, wie es von beiden Seiten des Mundes dem Polyphem entströmt, auf Bart und Brust niederrieselt, und der uns das Krachen ihrer unter seinen Zähnen zermalmten Gebeine hören ließe. Ertragen

könnten wir nicht den Anblick der aufgedeckten Adern und der hervorquellenden Arterien um das blutende Herz des von Apoll geschundenen Marsyas. Wer von uns würde nicht über Rohheit und Barbarei schreien, wenn einer unserer Dichter in seinem Gedichte einen Krieger aufführte, der gegen einen andern Krieger, den er so eben bekämpfen will, sich folgendergestalt ausläßt: "Dir „sollen nicht Vater und Mutter die Augen schließen. In ein „paar Augenblicken sollen die Raben sie dir aus dem Kopfe hacken; mir däucht, ich sehe sie schon sich um deinen Leichnam sammeln, und lustig mit den Flügeln klatschen" . . . . Jedoch haben die Alten dergleichen gesagt; dergleichen Gemälde haben sie ausgeführt. Muß man sie der Rohheit beschuldigen? Uns im Gegentheil Kleinmuth Schuld geben? Non nostrum est . . .

Collé hat eine Menge Liederchen gedichtet, die fast alle Meisterwerke sind, dem Manne von Geschmack köstlich, allein wegen ihrer großen Ausgelassenheit nicht immer und Allen vorzuzeigen. Diese Ausgelassenheit, ein Kind poetischer Gluth und lustiger Laune, verräth weder ein verderbtes Herz noch verderbte Sitten; sie wird stets mit Nachsicht von dem rechtlichen und freisinnigen Manne behandelt werden, der da weiß, daß die Tugend noch in etwas Anderem besteht, als in dem gedunsenen und pedantischen Geschwätz einer geschraubten und düstern Moral. Setzt sich ein Mann hin, um mit kaltem Blute ausgelassene und schaamlose Schildereien zu machen, so werde ich gewißlich von seinem Herzen und Geiste eben nicht die vortheilhafteste Meinung hegen; allein ich werde ihn nicht verdammen, wenn im poetischen Rausche, in einem plötzlichen Drange kecker Laune, ihm ein zu freies Liedchen oder Mährchen entschlüpft; und wenn dies Produkt von Talent, Feuer, Geschmack und Zartheit glüht, wird es mich an Anakreon und Horaz erinnern, und ich werde dabei fein bedenken, daß die herrlichsten Geister aller Jahrhunderte stets ein wenig in die Sünde des Muthwillens verfallen sind. Mögen sie dafür in jener Welt büßen, das ist nun freilich nicht zu verhindern; allein dieser Welt werden sie immer für sehr liebenswürdig gelten, und ich glaube, daß selbst der Höllenpräfekt sie nie wird in einen Sack stecken können mit jener zahllosen Rotte von Bösewichtern, Schelmen, Heuch-

lern und herzlosen Unmenschen, womit sein Departement angefüllt seyn muß.

Piron, der manches Wackere in seinem Leben gesagt hat, versicherte letzthin, daß jede Rede, welche bei der Aufnahme in die Académie française gehalten werden muß, eigentlich nicht aus mehr als drei Worten bestehen sollte. Ich behaupte daher, daß der Aufzunehmende sagen müßte: Meine Herren, Schöndank! — Worauf der Direktor zu antworten hätte: Nicht Ursach! — Wäre dieser Gebrauch eingeführt, so hätten wir, seit Gründung der Akademie, hundert langweilige Reden weniger.

Der Abbe v. Voisenon, welcher an die Stelle des verstorbenen Crebillon erwählt worden, hat am 22. Januar den erledigten Sitz eingenommen, und seine Eintrittsrede unter vielem Beifall gehalten. Allein diese Rede wird im Druck nicht den flüchtigen Ruhm behaupten, den sie bei der Akademie gefunden. Sie ist aus vielerlei buntscheckigen Farben zusammen gesetzt, ohne Zusammenhang, und von der wahren Beredsamkeit sehr weit entfernt. Hie und da jedoch stößt man auf ein paar Phrasen, die nicht übel sind, weil zuweilen ein Schüler dergleichen auch wohl anzutreffen pflegt. Hätte die Erhaltung des Geschmacks und der Sprache von Schriftstellern, wie Herr v. Voisenon, abgehangen, so wären wir längst in einen Verfall gerathen, den Voltaire und drei bis vier kräftige Denker durch die Schönheit und Energie ihres Geistes aufzuhalten gewußt haben.

Voisenons Aufnahme in die Akademie ist ein neuer Beweis, wie seltsam es in der Welt zugeht. Vor einigen Jahren ward Piron, Verfasser eines Meisterwerks, wie die Metromanie, und der überdies die vereinigten Stimmen der Akademie für sich hatte, davon ausgeschlossen, weil er in seiner Jugend eine zu berühmtgewordene Ode gemacht hatte. Der Abbe v. Voisenon, ein Priester, immer dem Tode nah und immer dabei zum Küssen, hat keine andere Ansprüche auf die Akademie, als einige für das Italienische Theater gedichtete Lustspiele, die lange nicht so allerliebst sind wie er selbst, und ein paar Romane voll Armseligkeiten und Zoten, und gerade das, was dem Weltmann die Thür verschließt, öffnet sie dem Priester. Das ist nun freilich etwas drollig.

Der Abbé v. Voisenon ist unstreitig eine der liebenswürdigsten Kreaturen, welche man im geselligen Leben antreffen kann. Der Mangel an Selbstständigkeit, den man seinem Charakter und seinen Gesinnungen zum Vorwurfe macht, scheint seinem Witze um so mehr Würze zu geben. Umschichtig Freigeist und Kopfhänger, aber immer liebenswürdig, hat er sein Leben hingebracht zwischen seinem Beichtvater, dem Pater Saint-Jeant, einem Jesuiten, und dem Fräulein Favart von der Italienischen Bühne, und hat mit vieler Zerknirschung eine Menge Zoten geschrieben. Dieses ewige Wanken und Schwanken und diese Organen-Schwäche, die ihn verhindern, eine Meinung zu haben, und besonders einem gefaßten Entschlusse zu folgen, geben ihm auch jene Flatterhaftigkeit des Geistes, diese Menge von Witzsprüngen und Epigrammen, die in Schriften freilich nicht zu empfehlen sind, wohl aber im geselligen Plaudern viel Lockendes haben. Sein ganzes Leben hindurch hat er am Asthma täglich sterben wollen, und den Augenblick darauf ist er immer wieder kerngesund gewesen. Nichts ist gegründeter als folgende Thatsache: Als er sich eines Tages auf dem Lande befand, und eben verscheiden wollte, eilten alle Bedienten davon, um vom nahgelegenen Dorfe die Sakramente zu holen. Mittlerweile erholt sich der Sterbende, stehet auf, schlüpft in einen Ueberrock, hängt die Büchse über, und schleicht durch eine Hinterthür davon. Unterweges stößt er auf den Priester, der ihm das Allerheiligste bringt, und die ganze Prozession; er kniet nieder, gleich den übrigen Vorübergehenden, und setzt darauf seinen Weg fort. Das Allerheiligste langt nebst Geistlichen und Bedienten in seiner Wohnung an, und findet ihn nirgend, während er auf dem Felde Kaninchen schießt.

Schreiben des Präsidenten v. Montesquieu an Warburton, über dessen Buch wider die philosophischen Schriften Mylords Bolingbroke.

...... Ich habe einige Werke Bolingbroke's gelesen, und darf ich sagen, welchen Eindruck dieselben auf mich gemacht haben, so finde ich zwar, daß ihm viel Wärme eigen ist, allein mir däucht, als gebrauchte er sie gewöhnlich nur gegen die Dinge, anstatt sie zur Zeichnung der Dinge anzuwenden. Nun kommt es

mir

mir vor, daß in dem nachgelassenen Werke, von dem Sie mir eine Uebersicht geben, er Ihnen beständig einen leichten Sieg in die Hände spielt. Wer die geoffenbarte Religion angreift, greift doch bloß die geoffenbarte Religion an; allein wer die natürliche Religion angreift, greift alle Religionen der Welt zusammen an. Lehret man den Menschen, daß sie diesen oder jenen Zügel nicht haben, so bleibt ihnen doch der Glaube unbenommen, daß sie wenigstens wohl noch einen andern haben können; allein höchst verderblich ist es, ihnen zu lehren, daß sie ganz und gar keinen haben. Es ist nicht unmöglich, eine geoffenbarte Religion anzugreifen, weil dieselbe auf besonderen Thatsachen beruhet, und Thatsachen, ihrer Natur nach, bestritten werden können. Allein diese Bewandniß hat es nicht mit der natürlichen Religion: sie ist in der Natur selbst des Menschen geschöpft, worüber es sich nicht streiten läßt, und in dem innersten Gefühle des Menschen, worüber nun auch wieder nicht gestritten werden kann. Ich füge mir noch folgende Bemerkung hinzu: Welchen vernünftigen Grund kann man wohl haben, die geoffenbarte Religion in England anzugreifen? Man hat sie dort von jedem zerstörenden Vorurtheil dermaßen gereinigt, daß sie daselbst kein Unheil mehr anzurichten vermag, hingegen unendlich viel Gutes stiften kann. Soll Jemand in Spanien oder Portugal verbrannt werden, oder ist ihm auch nur davor bange, weil er nicht an gewisse Artikel glaubt, welche von der geoffenbarten Religion mehr oder weniger abhangen, so hat er wohl gerechten Grund dazu, sie anzugreifen, weil das vielleicht zu seiner natürlichen Vertheidigung dienen kann; allein diese Bewandniß hat es nicht in England, wo Jedweder, der die geoffenbarte Religion angreift, gar keinen vernünftigen Zweck dabei haben kann, und — wäre wirklich Vernunft und Recht auf seiner Seite — nur eine große Masse von praktischem Guten zerstören würde, um eine bloß spekulative Wahrheit aufzustellen. Paris, Mai 1754.

Herr De la Poplinière, ehemaliger Generalpächter, ist gegen das Ende des vorigen Jahres verstorben. Dieser Mann genoß in Paris einer großen Berühmtheit, und sein Haus war ein Sammelplatz für alle Stände. Hofleute, Weltleute, Gelehrte, Schöngeister, Künstler, Ausländer, Akteurs, Aktricen, Freuden-

mädchen — da fand sich alles beisammen. Man nannte das Haus eine Menagerie, und dessen Inhaber den Sultan. Dieser Sultan litt häufig an Langeweile, war aber übrigens ein Mann von Geist. Er hat in seinem Leben viel Gutes gethan, und das muß man ihm Dank wissen, ohne zu untersuchen, ob Prunksucht oder Wohlthätigkeitsliebe die Triebfedern seiner Handlungen waren. Er hat eine Menge Lustspiele gemacht, so man in seiner Wohnung aufführte, die aber nie in Druck erschienen sind. Man kennt von ihm auch mehrere ganz allerliebste Liederchen und Einfälle. Dergleichen erzeugt Paris jährlich in großer Menge, allein sie gehen verloren, und es ist Schade darum.

Der Graf v. Caylus hat das Leben des berühmten Bouchardon herausgegeben, welcher am 27. July 1762 zu Paris verstorben ist. Diderot hat darüber Folgendes mir mitgetheilt:

Meinem Bedünken nach beurtheilt man die Bildhauerei ungleich strenger als die Malerei. Ein Gemälde ist köstlich, wenn dasselbe, obgleich in der Zeichnung mangelhaft, durch die Tinten sich auszeichnet; wenn, ohne Kraft von Seiten des Colorits oder der Richtigkeit der Zeichnung, es dennoch anzieht durch den Ausdruck oder die Schönheit der Composition. Dem Bildhauer will man schlechterdings nichts nachsehen. Entdeckt man an seiner Arbeit den unbedeutendsten Makel, so soll sie nichts mehr gelten; ist der Meissel auch nur einmal fehlgegangen, so sinkt das herrlichste Meisterstück unabwendbar zum Produkte der Mittelmäßigkeit herab; der Maler hingegen darf immer wieder den Pinsel ansetzen, und an seiner Arbeit abändern, so viel ihm beliebt.

Eine Bedingung, ohne welche man es nicht der Mühe werth achtet vor einer Bildsäule zu verweilen, ist die Reinheit der Verhältnisse und der Zeichnung: hier gilt schlechterdings keine Nachsicht. Man sprach einst in Gegenwart des Bildhauers Falconet von der Schwierigkeit beider Künste: Die Bildhauerei, sagte er, war ehedem weit schwieriger als die Malerei; jetzt hat sich das Blatt gewendet. — Indessen giebt es jetzt eine große Menge trefflicher Gemälde, allein alle treffliche Bildsäulen zusammen lassen sich sehr rasch an den Fingern herzählen. Zwar giebt es mehr Maler als Bildhauer, und der Maler überzieht sein ganzes Gemälde mit Fi-

guren, bevor der Bildhauer seinen Marmorblock nur aus dem Groben gehauen hat (*).

Ueber einen zweiten Punkt, mein Freund, werden Sie ebenfalls meiner Meinung seyn, nämlich daß das Manierirte (Gezierte), immer abgeschmackt, es in Marmor oder Erz unendlich mehr als in Farben ist. Eine manierirte Bildsäule, kann es wohl etwas Tolleres geben! — Ist etwa der Bildhauer zu einer noch strengern Nachahmung der Natur verpflichtet, als der Maler?

Hierzu kommt noch, daß er uns selten mehr als eine oder zwei Figuren von einer einzigen Farbe vor die Augen rückt — und diese Figuren ohne Augen — worauf denn unsere ganze Aufmerksamkeit und Kritik sich sammelt. Wir spähen hinten und vorn, beäugeln sein Werk von allen Seiten, um die schwache Seite desselben aufzufinden.

Das von ihm verarbeitete Material scheint durch seine Gediegenheit und Sprödigkeit alle feine und zarte Ideen auszuschließen; der Gedanke muß einfach, edel, kräftig und groß seyn. Ein Gemälde betrachte ich — eine Bildsäule, mit der muß ich plaudern. Die Venus zu Lemnos war das einzige Werk, auf welches Phidias es wagte, seinen Namen einzugraben.

Nicht jede Natur kann von der Bildhauerei nachgeahmt werden. Wenn der Schwerpunkt sich zu weit von der Basis entfernte, würde die Wucht der obern Theile das Stück zertrümmern; ohne die Keule, welche den Farnesischen Herkules stützt, würde die Ausführung unmöglich gewesen seyn. Allein für das einemal, wo die Stütze einen glücklichen Theil des Ganzen bildet, wie oft wird sie nicht lächerlich! Man sehe die ungeheuern Trophäen, welche man unter den Pferden der Tuilerien-Terrasse angebracht hat: welcher Widerspruch zwischen diesen beflügelten Thieren, die dahinblitzen, und den unbeweglichen Stützen, die zurückbleiben!

Eine Menge Positionen, welche die Natur darbietet, sind folglich dem Bildhauer untersagt. Der antike Ringer, merkwürdig durch seine hohe Vollendung, ist dies in den Augen der Kenner noch weit mehr durch seine Kühnheit. So oft man ihn wieder-

(*) Dies und die Kostbarkeit des Materials muß die Bildhauerkunst immer zu einer seltenen Kunst machen. Holz, Leinwand u s w. kosten fast nichts. Falconet war nur ein sehr mittelmäßiger Künstler. —

steht, staunt man jedesmal, daß er noch da steht. Was wäre nun wohl ein Ringer mit einer Stütze?

Die Bildhauerei in freierhabener Arbeit (Rundwerk) scheint mir so hoch über der Malerei zu stehen, als die Malerei über der Bildhauerei in flacherhabener Arbeit steht.

Da, mein Freund, haben Sie ein paar von den Ideen, womit Bouchardon's Lobredner seiner dürren und hagern Abhandlung etwas Saft und Kraft hätte geben können. Diese Abhandlung ist jedoch das Produkt des Coryphäen derer, so wir Dilettanten nennen; eines jener Männer, die sich gebieterisch die Werkstätten öffnen lassen, dem Künstler Anweisung geben, und ohne deren Beifall kein Heil zu hoffen ist. Was ist nun wohl ein Dilettant, wenn die andern nicht mehr Einsichten haben, als der Herr Graf v. Caylus? Sollte es wirklich, wie die Herren das behaupten, einen von der Natur verliehenen und durch Erfahrung vervollkommten Takt geben, kraft dessen sie in einem eben so zuversichtlichen als despotischen Ton sprechen: schön! schlecht! ohne daß sie im Stande sind, von ihren Urtheilen Rechenschaft zu geben? Mir däucht, eine solche Kritik ist nicht die Ihrige. Ich habe stets bemerkt, daß ein wenig Widerspruch von meiner Seite und einiges Nachdenken von der Ihrigen den Grund Ihres Lobes oder Tadels an's Licht förderten. Ich werde also beharrlich glauben, daß derjenige, der nur jenen vorgeblichen blinden Takt besitzt, nimmer mein Mann seyn kann.

Edmund Bouchardon ward zu Chaumont in der Bourgogne im November 1698 geboren. Sein Geburtsort liegt nur ein paar Stunden Weges von dem Flecken, wo Ihr Wagen brach, als Sie im Jahr 1759 den Abstecher machten, meinen Vater (*) für Sie und mich zu umarmen. Dieser Künstler war folglich mein Landsmann.

Bouchardon's Vater, ein mittelmäßiger Baukünstler und Bildhauer, sparte nichts, um aus seinem Sohne einen tüchtigen Mann zu machen. Die ersten Blicke des Kindes fielen auf den Laokoon, auf die Mediceische Venus und den Gladiator; denn diese Figuren stehen in den Werkstätten der Unwissenden und der Gelehrten, so wie Homer und Virgil in der Bibliothek Voltaire's und Fréron's.

(*) Diderots Vater war ein Grobschmidt und ein herrlicher Mensch.

Schöne Modelle sind allenthalben selten, besonders bei uns, wo die Füße zusammengedrückt werden durch deren Bedeckung, die Schenkel über dem Knie durch Kniebänder eingeschnitten, der Obertheil der Hüften durch Fischbein-Leibchen gequetscht, und die Schultern verwundet durch klemmende Bande, die solche umschlingen. Bouchardon's Vater suchte zu jedem Preise für seinen Sohn die vollkommensten Modelle auf, so er nur finden konnte. Frühzeitig sah dieser Sohn die Natur, und, so lange er lebte, verwandte er kein Auge von ihr.

Plinius sagt vom Apelles, daß er keinen Tag ohne Zeichnen verstreichen ließ, nulla dies sine linea; das Nämliche wird die Geschichte der Bildhauerei von Bouchardon sagen. Auch bekam Niemand seine Reißfeder so sehr in seine Gewalt. Er konnte mit einem einzigen ununterbrochenen Zuge eine Figur vom Kopfe bis zum Fuß, und selbst von der Zehenspitze bis zum Wirbel — in jedweder ihm aufgegebenen Stellung — verfolgen, ohne gegen die Richtigkeit der Zeichnung und die Wahrheit der Umrisse und Verhältnisse zu verstoßen.

Und machte man bloß Stecknadeln, so muß man sein Handwerk mit Enthusiasmus treiben, will man etwas Vorzügliches leisten. Das that Bouchardon; auch er konnte sagen: Est Deus in nobis, agitante calescimus illo. Er begab sich nach Paris und in die Werkstatt des jüngern Coustou. Der Lehrer erstaunte über die Reinheit der Zeichnung seines Zöglings; allein er konnte nie von ihm sagen, wie der Griechische Künstler von dem seinigen: Nil salit Arcadico juveni. Sein Charakter glich vollkommen dem wunderherrlichen Thiere, welches ihm für seine Bildsäule Ludwigs XV. zum Muster gedient hat: die Sanftheit selbst im Zustande der Ruhe, und stolz, edel, voll Feuer und Leben im Zustande der Aufgeregtheit. — Er arbeitet rastlos; er bewirbt sich um den Preis der Akademie, erringt ihn, und wird nach Rom geschickt.

Hat man Genie — dort fühlt man es. Es erwacht mitten unter Trümmern. Ich glaube, daß große Ruinen stärker auf unsere Phantasie einwirken müssen, als ganze und wohlerhaltene Denkmähler. Die Ruinen liegen von Städten fern; sie drohen, und die Hand der Zeit hat unter dem sie deckenden Moos eine Fülle großer Gedanken und melankolischer und süßer Empfindungen ausgesäet. Das ganze Gebäude erregt meine Bewunderung; die Ruine macht mich zusammenschauern; mein Herz wird aufgeregt,

meine Phantasie hat freiern Spielraum. Sie gleicht der Bildsäule, welche die sterbende Hand des Künstlers unvollendet gelassen hat; was giebt sie mir nicht alles ein? Sie führt mich auf die Völker zurück, so diese Wunder erzeugt haben, und nicht mehr da sind.

Welch eine schöne Aufgabe hatte Bouchardon's Lobredner nicht zu lösen — wäre er weniger beschränkt gewesen! Wie viel Steinmassen gab es da aufzuwühlen, hätte er nur das Werkzeug gehabt, womit man etwas aufwühlt! In Rom zeichnet der junge Bouchardon alle kostbare Ueberbleibsel des Alterthums; nachdem er sie hundertmal gezeichnet, beginnt er wieder von vorn. Da die jungen Artisten lange nach dem Antiken kopiren, glauben Sie nicht, daß die Bildung der jungen Literatoren ebenfalls die nämliche seyn müßte, und daß wir, bevor wir einen Versuch aus eigenen Mitteln wagen, uns damit beschäftigen sollten, die alten Dichter und Redner zu übersetzen? Unser Geschmack, dem strenge Schönheiten, welche wir uns gleichsam angeeignet, eine feste Richtung gegeben hätten, würde dann nichts Mittelmäßiges, nichts Kümmerliches mehr ausstehen können.

Bouchardon verblieb zehn Jahr in Italien. Er ward von der scheelsüchtigen Nation dermaßen ausgezeichnet, daß man, unter einer großen Anzahl eingeborner und ausländischer Künstler, ihn zur Ausführung des Grabmahls Clemens XI. vorzog.

Nach seiner Rückkehr in Frankreich, ward ihm eine große Menge von Arbeiten aufgetragen, die insgesammt das reine Gepräge der Natur und des Alterthums haben, nämlich Einfachheit, Kraft, Anmuth und Wahrheit.

Die Bildhauerarbeiten erfordern viel Zeit; die Bildhauer sind eigentlich die Künstler des Souveräns; vom Ministerio hängt ihr Schicksal ab. Diese Betrachtung führt mich auf den Unstern des Puget zurück. Er hatte jenen Versailler Milo ausgeführt, den Sie kennen, und der, aufgestellt neben den Meisterwerken des Alterthums, von denselben keinesweges verdunkelt wird. „Empört über den jämmerlichen Preis, den man ihm für seine Arbeit aussetzen wollte, war er schon im Begriff dieselbe mit einem Hammerschlage zu zertrümmern, hätte man ihn nicht mit Gewalt davon abgehalten. Der große König erfuhr es, und sprach: Man zahle ihm, was er verlangt, aber er werde nicht weiter gebraucht; er ist mir zu theuer! — Nach einem solchen Worte, wer hätte

es wohl gewagt, Puget in Thätigkeit zu setzen? Niemand, und so ward Frankreichs erster Künstler zum Hungertode verdammt.

So behandelte Paris nicht Bouchardon, nachdem er seine schöne Fontaine in der Straße Grenelle ausgeführt hatte. Er erhielt auf Lebenszeit eine ansehnliche Leibrente. Er starb den 27. July 1762, mit Ruhm bedeckt, aber von Kummer niedergedrückt, daß er sein Monument auf dem Platze Ludwigs XV. nicht vollenden gekonnt.

Ich werde mich nicht auf eine Prüfung der verschiedenen Produkte Bouchardon's einlassen, weil ich dieselben nicht kenne, und weil der Graf Caylus, der sie alle gesehen, nichts als Armseligkeiten darüber sagt. Nur ein Wort über seinen Amor, der aus der Keule des Herkules sich einen Bogen macht. Mir däucht, es gehört für ein Kind viel Zeit dazu, um den ungeheuern Balken, womit Herkules Arm bewaffnet war, in einen Bogen umzuwandeln; dieser Gedanke beleidigt meine Phantasie. Ich sehe ungern den Amor so lange bei dieser Handarbeit verweilen, und dann bin ich auch ein wenig der Meinung, daß man mit jenen langen Flügeln unmöglich fliegen kann, wäre die Flügelbreite auch noch größer.

Ich glaube, daß, wenn ein Alter mit dieser sinnreichen Idee sich beschäftigt hätte, er es versucht haben würde, mir den Tyrannen Himmels und Erden ruhig, liebenswürdig und furchtbar vorzustellen. Diese Alten, hat man sie einmal recht erkannt, werden zu furchtbaren Richtern der Neuern. Mag aus mir und Andern werden, was da wolle, so rathe ich Ihnen, mein Freund, alle jene heiligen Jungfrauen des Raphael und Guido, von denen Sie in Ihrem Kabinet umringt sind, ein wenig zu entfernen. Wie gern sähe ich dort dafür, hier den Farnesischen Herkules zwischen der Mediceischen Venus und dem Apoll, dort den Torso zwischen dem Gladiator und dem Antinous, diesseits den Faun, der ein Kind gefunden, und es beschaut, gegenüber bloß den Laokoon, diesen Laokoon, von dem Plinius mit Recht sagt: Opus omnibus et picturae et statuariae artis preferendum. Das sind die Apostel des ächten Geschmacks bei allen Nationen; das sind die Lehrer der Girardon's, Coisevox, Coustou's, Puget's und Bouchardon's; die entreissen den Meissel den Händen aller derjenigen, die sich der Kunst weihen und fühlen; nur die Gesellschaft ziemt Ihnen. Ach! wäre ich reich!

Ein so arbeitsamer Mann, wie Bouchardon, muß eine Menge köstlicher Zeichnungen hinterlassen haben, wenn ich nach denen urtheilen darf, so ich gesehen habe. Erinnern Sie sich wohl jenes Ulysses, welcher des Tiresias Schatten hervorruft? Ist er Ihnen noch gegenwärtig, so sagen Sie mir doch, woher der Künstler das Ideal jener Luftgestalten geschöpft hat, welche vom Geruch des Opfers herbeigelockt werden? Sie schweben über der Erde; sie eilen herbei; sie drängen einander. Sie haben einen Kopf, Füße, Hände, einen Körper, wie wir, und dennoch gehören sie zu einer andern Ordnung. Sind sie nicht in der Natur anzutreffen (und darin sind sie nicht), wo stecken sie denn wohl? Warum gefallen sie uns? Warum wird mein Gefühl nicht davon beleidigt, daß ich sie in der Luft erblicke, ungeachtet nichts sie darin schwebend machen kann? Wo ist die Grenzlinie, welche die Poesie nicht überschreiten darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ins Ungeheuere und Schimärische zu gerathen, oder vielmehr, was ist das für ein schmaler Rain jenseits der Natur, auf welchem Le Sueur, Poussin, Raphael und die Alten verschiedene Punkte einnehmen; Le Sueur, den Streifen des Rains; der an die Natur gränzt, von welchem die Alten die größtmögliche Abweichung erlaubt haben? Einerseits mehr Wahrheit, und weniger Genie; andererseits mehr Genie, und weniger Wahrheit — wo steckt der Vorzug? Zwischen diesen äußersten Grenzlinien der Natur und der übertreibenden Poesie hat Raphael in seinem Gemälde der Heliodora seinen Engelskopf gefunden; einer unserer ersten Bildhauer seine schönen Brunnen-Nymphen; und Bouchardon seine Genien des Tiresias.

Unfehlbar muß ein Dämon in diesen Menschen sein Wesen treiben, und ihnen herrliche Dinge eingeben, ohne daß sie wissen, wie und warum. Dem Philosophen liegt es ob, ihnen ihren eigenen Werth zu zeigen. Er spricht zu ihnen: Als Ihr den Rauch jenes Holzstoßes kerzengerade in die Luft habt steigen lassen, und das Haar dieser Genien zurückgeworfen habt, als würde es von einem heftigen Sturme dahingerissen, sagt, wisset Ihr, was Ihr gethan? Ihr habt ihnen in der That die ganze Schnelligkeit des Windes verliehen. Auf Eurer Leinwand ruhen sie unbeweglich; die stille Luft würkt nicht auf sie; sie also, sie würken so gewaltig auf die stille Luft, daß es mir begreiflich wird, wie sie in einem Augenblick, wenn sie nur wollten, bis an die äu-

fernsten Grenzen des Erdbodens gelangen könnten. Ihr dachtet daran nur ganz dunkel, mein lieber Bouchardon. Ohne darauf Acht zu geben, bequemtet Ihr Euch nach den unwandelbaren Gesetzen der Natur; euer Genie that das Uebrige. Der Philosoph macht euch darauf aufmerksam, und ihr könnet nicht umhin, an seiner Bemerkung einiges Behagen zu finden.

Und nur das ist es, was der Philosoph zu thun hat; denn was die einzelnen Theile und den Mechanismus der Kunst betrifft, so muß man selbst Künstler seyn, um dieselben zu würdigen. Auch glaube ich, daß es für einen Weltmann weit schwieriger ist, über eine Bildsäule, als über ein Gemälde, sein Urtheil zu fällen. Wer von uns kennt die Natur so, daß er es wagen dürfte, über die Ausführung eines Muskels abzusprechen.

Ich besuchte letzthin Cochin. Ich fand auf seinem Kaminsimms die Brochüre des Grafen Caylus. Ich öffnete sie. Ich las den Titel: Denkschrift auf Bouchardon. Ein Spottvogel hat mit der Bleifeder hinzugesetzt: Oder die Kunst einen kleinen Mann aus einem großen zu machen. — Gerathen Sie ja nicht auf den Einfall, diesen Titel meinen armseligen Zeilen vorzusetzen.

Meine Antwort im Auszuge an Diderot.

Haben Sie Dank für Ihre armseligen Zeilen. Ich habe es oft erlebt, daß Sie aus einem Tropfe einen geistvollen Mann gemacht haben, indem Sie demselben Ihren Geist unterschoben, allein daran zweifle ich, daß Sie jemals einen kleinen Mann aus einem großen machen werden. Bouchardon, glaube ich, würde darüber nicht ungehalten geworden seyn, von Ihnen zu erfahren, welche Bewandniß es mit seiner Schöpfung der Schatten des Tiresias gehabt. Ich bin fest überzeugt, daß er das nicht wußte, und daß alle geniale Menschen durch Eingebung arbeiten, ohne ganz bestimmt zu wissen, was sie thun. Ein göttlicher aber blinder Impuls lenkt und spornt sie. Das Genie ist ein glücklicher Zufall, und oft nur der Zufall eines Augenblicks. Ihnen selbst könnte ich hundert Stellen aus Ihren Schriften anführen, welche Sie einmal gefunden haben, welche Sie sich aber nicht versprechen könnten, noch einmal wiederzufinden, wenn sie nicht da wären. In diesem Falle befinden sich alle ausgezeichnete Schriftsteller des Alterthums. Es giebt in Per-

golesis und Hassens Musik eine Fülle erhabener und seltner Ideen, deren vage und geheime Analogie mit der Leidenschaft und deren Tönen, zuweilen mit den Erscheinungen der Natur, Ihnen kaum bekannt ist; Sie vermögen nicht, sich darüber Rechenschaft zu geben, warum jener Ton, jener unerwartete Accent, in Ihnen dieses oder jenes Gefühl, dieses oder jenes Bild erweckt, und dennoch ist diese Wirkung nicht weniger nothwendig, als diejenige, welche aus der am wenigst verborgenen Ursache entspringt. Auch die großen Tonkünstler stehen auf jenem schmalen Rain zwischen der Natur und der übertreibenden Poesie; Hasse und Pergolesi stehen zwischen Raphael und der Natur mitten inne.

Wäre dem nicht also, so stünden Sie auf einer Linie mit dem Abbe Le Blanc, und der Archidiakonus Trublet (*) könnte sich wohl gar über Voltaire erheben. Keiner von Ihnen hat so viel gedacht, wie Trublet; nur hat er das Unglück, daß er nie etwas auf eigenem Grund und Boden findet. Sie kennen sein Abenteuer mit dem armen Teufel (**); es ist seine Lebensgeschichte:

Drei ganzer Monat dachten wir zusammen,
viel lasen wir, doch nie wir was ersannen.

Nichts hat mich an den Bildhauern mehr befremdet, als daß sie bei einer langwierigen, frostigen und mühsamen Handarbeit niemals ihre Begeisterung verlieren. Drängt und treibt Sie eine Idee, so greifen Sie nach der Feder, und sogleich steht's fest auf dem Papier. Eben so macht es der Tonkünstler, und der Maler wirft mit ein paar Pinselstrichen seine Gedanken und Bilder auf die Leinwand hin; diese Freiheit und Kühnheit, welche der Pinsel gestattet, sind dem Charakter und dem Treiben des Genies sogar ganz gemäß. Die Erfahrung lehrt uns, daß der Dichter und der Maler ziemlich bald bei ihrer Arbeit ermatten, so daß sie deren Schönheiten nicht mehr empfinden, daß sie sogar Gefahr laufen würden, diese zu verderben, wenn sie hartnäckig bei der Arbeit verharreten. Wie fängt es denn der Bildhauer an, um die Glut seines ersten Entwurfs zu unterhalten, da er doch Monate gebraucht, um seinen Marmorblock nur aus dem Groben zu hauen?

(*) Le Blanc und Trublet, zwei gewaltige Kompilatoren von moralisch-ästhetischen Betrachtungen.

(**) Schwank von Voltaire.

Das ist mir stets unbegreiflich geblieben, und hat mich von der Existenz jenes von Ihnen erwähnten Dämons überzeugt, der in den Bildhauern sich regt mit einer heimlichen und ausdauernden Wuth, und mit einer weit größern Hartnäckigkeit, als in den Malern, Tonkünstlern und Dichtern.

Aus dem Grunde erkennen Sie unstreitig der Bildhauerei in Rundwerk den Vorrang vor der Malerei zu. Es scheint in der That, als müsse der Bildhauer mehr Eigenschaften in sich vereinigen, als irgend ein anderer Künstler, und das Schwierigste dabei ist, daß er entgegengesetzte Eigenschaften besitzen muß, wovon die eine die andere ausschließen zu müssen scheint.

Auch die Dauer seines Werks gehört nothwendig zum Maaßstabe, nach welchem der Werth des Künstlers abgeschätzt wird. Der Bildhauer arbeitet für eine späte Nachwelt; die Denkmähler seines Genies bleiben aufrecht, und scheinen der Gewalt von Jahrtausenden zu trotzen. Es liegt etwas Großes in dieser Idee, die nothwendig die Seele des Künstlers erhebt, und auf den Charakter seiner Erzeugnisse kräftig einwirken muß.

Das abgerechnet, sehe ich nicht ein, warum man die eine Kunst der andern vorsetzen sollte. Wer die Leinwand belebt, hat auf meine Huldigung eben das Recht, wie derjenige, so dem Marmor die Sprache verleihet. Beide müssen einen so ganz entschiedenen Beruf haben, daß Bouchardon, mit all seinem Genie, vielleicht nicht ein Gemälde gemacht hätte, das Sie in Ihrem Kabinet aufstellen möchten, eben so, wie ein Maler von überlegenem Talent doch nur eine mittelmäßige Bildsäule machen würde (*). — Und mein Genfer Schnitzer, denken Sie etwa, daß ich ihn unter jene Leute herabgesetzt wissen will? Wenn ich sehe, daß mit einer Scheere und einem Blatte Velin er ein Gemälde schafft, wo Zeichnung, Idee, Komposition, Charakter der Figuren, die verschiedenen Lagen und Gruppen gleicherweise in Erstaunen setzen, so stehe ich ganz verwundert da. Die größten Künstler haben Ihresgleichen gefunden; dieser ist der einzige seiner Klasse, und wird es vielleicht immerfort bleiben. Erinnern Sie sich noch jenes Voltaire, den Heinrich IV. zum Tempel des Ruhms führt? Dieser Tempel prangt auf einem hohen Berge, von dessen Rückseite man die Frerons und das übrige nagende Ge-

---

(*) Grimm vergißt hier Michel-Angelo.

würm des Parnassus herabburzeln sieht. Nicht die edlen Formen des Helden, nicht die Aehnlichkeit seines in antikes Gewand gehüllten und mit Lorbeer gekrönten Sängers sind das Merkwürdigste in dieser Schnitzelei; sondern erinnern Sie sich wohl der Behaglichkeit, Demuth und Eilfertigkeit, die alle zugleich dem Dichter abzulesen sind? Er läuft wie ein Faßbinder, um nur recht geschwind auf den Gipfel des Berges zu kommen, jedoch giebt er sich dabei das Ansehen, als lasse er sich von dem ihn an der Hand führenden König mit Gewalt fortziehen. Man sieht, er spricht zum König: Domine, non sum dignus, und denkt dabei: nur vorwärts, vorwärts! ich will warlich nicht zurückbleiben! — Das ist erstlich eine sehr feine und höchst originelle Idee; allein alles das hinzustellen vermittelst eines mit einer bloßen Scheere beschnitzelten Stückchens Velin, ohne Bleifeder, ohne Farbe, ohne alle Erhabenheit — das ist ein Wunder, welches, um daran zu glauben, man selbst gesehen haben muß. Mein Lieber, nie in meinem Leben werde ich es Galiani verzeihen, daß er mir dieses Gebilde gestohlen, und noch weniger, daß er es mir nachher verschleppt hat. Drei seiner Antiken würden mich nicht für jenes Kunstwerk entschädigen, um so mehr, da dasselbe zu denen gehört, welche der glückliche Zufall eines Augenblicks erzeugt hat, und der Künstler noch einmal zu wiederholen nicht im Stande ist. — Und dann jenes Schnitzbild eines Autodafe, wo man unter einem prachtvollen Thronhimmel den Groß-Inquisitor gewahrt, dem ein allerliebster Page, ein wahrer Ganymed, eine Schaale mit Eisleckerei präsentirt, während man die Ketzer sengt und röstet! Wohlan, Sie kennen von unserm Künstler hundert Gemälde von gleicher Kraft. Zwar gebe ich zu, daß ein geschnippeltes Stückchen Velin weit, weit von der Dauer des Marmors entfernt ist; allein Bouchardon und Huber gehören zu einer und derselben Familie.

Die Einweihung des Platzes Ludwigs XV. und die Friedensfeier haben uns die Ansicht der Bildsäule zu Pferde des Königs verschafft. Dieses Monument ist unstreitig in Frankreich das schönste in seiner Gattung. Zwar hört man es von allen Seiten bekritteln; es muß ja wohl diese Prüfungen bestehen, bevor es der Bewunderung der Nachwelt geweihet worden. Dies Gefühl wird bald allgemein werden, weil, wenn die Dummköpfe sich ausgeschwatzt haben, man im-

mer zuletzt zum Urtheil der wahren Richter zurückkehrt. Cochin befand sich letzt in einem Kreise von Artisten, wo ein jeder dem Monument mehrere Mängel aufdeckte, und dennoch am Ende mit der Aeußerung schloß, daß es groß und herrlich sey. Nachdem sie ausgeredet, nahm Cochin das Wort und sagte: Bouchardon muß doch ein außerordentlicher Mensch gewesen seyn, daß er, troß allen den gerügten Fehlern, etwas so Großes und Schönes hat hervorbringen können.

Bouchardon hatte zum Modell seines Pferdes ein Spanisches Pferd des Barons v. Thiers gewählt, weil dies ihm öfter zu Gebote stand, als irgend ein königliches. Es war sehr schön, nach dem Geständnisse aller Kenner, und hatte nur den einzigen Fehler, daß es nicht mehr in der ersten Jugend war; allein es war gelehrig, hatte zu dem Künstler eine ganz eigene Zuneigung und Liebe gefaßt; man hätte fast sagen mögen, daß es mit in das Geheimniß eingeweihet war und es wußte, daß es mit dem Genie des Künstlers die Unsterblichkeit theilen sollte. Bouchardon lag oft stundenlang unter dessen Bauche, der Zeichnung und der Studien wegen, und das Thier verblieb unbeweglich in der Stellung, welche er demselben gegeben hatte. Auch können wir uns rühmen, daß wir endlich ein bronzenes Pferd besitzen, keines jener phantastischen Wesen, die sich bäumen, die Zähne blöcken, mit zurückgezogenen Nüstern, mit sich sträubenden Mähnen, und einer krampfhaften Verzerrung der Muskeln, die dem Auge wehe thun; sondern ein Thier von einem Adel, einer Anmuth, einer Sanftheit, kurz von seltener und köstlicher Schönheit.

Man hat unter andern Bouchardon daraus einen Vorwurf gemacht, daß er den König römisch gekleidet. Der Französischen Kleidung muß man den Vorwurf machen, daß sie winzig und albern ist, und die Künstler in die Nothwendigkeit setzt, entweder der Nachwelt etwas vorzulügen, oder eine Albernheit zu begehen. Ich, für mein Theil, gebe der Lüge den Vorzug, und finde weit mehr Verdienst darin, den Römischen Mantel mit so vieler Anmuth und Leichtigkeit über die linke Schulter des Königs geworfen zu haben, als in den schönen und tiefsinnigen Räsonnements, welche man in dieser Hinsicht anstellen mag.

Auch macht man es Bouchardon zum Verbrechen, daß sein Pferd nicht mit dem rechten, sondern mit dem linken Vorderfuße vorschreitet. Allein es ist ja mitten im Schreiten, und Cochin hat

den Kunstrichtern gar fein geantwortet: Meine Herren, wären Sie nur einen Augenblick früher gekommen, da hätten Sie den linken Schenkel ruhend, und den rechten gehoben gefunden.

Das Fußgestell hat mir von einer sehr angenehmen und eleganten Form gedäucht. An den vier Endpunkten sind vier weibliche Gestalten, als Caryatiden, angebracht, welche vier Haupttugenden vorstellen. Die Idee, einen Mann-zu-Pferde von vier Frauen tragen zu lassen, kommt mir höchst abgeschmackt vor.

Ich sehe, daß man von jeher in großer Verlegenheit darüber gewesen ist, auf eine passende Art die Fußgestelle der Bildsäulen zu Pferde auszuschmücken. Will man sich nicht mit den Zierrathen begnügen, welche die Architektur an die Hand geben kann, so kann ich meinerseits auch wieder nicht jene Vermengung der Allegorie und der Geschichte ertragen, so wie die Sitte, um ein historisches Wesen allegorische Wesen herum aufzustellen; weit lieber möchte ich gar kein Anhängsel, als dergleichen daran sehen. Aber warum wollte man denn nicht um einen Monarchen herum die großen Männer aufstellen, welche dessen Regierung verherrlicht haben? Giebt es etwa eine glorreichere Allegorie, als diese? Zuweilen errichte ich in meinem Kopfe eine Bildsäule zu Pferde; ich stelle sie auf an einem etwas erhabenen und ungleichen Orte; ich umgürte sie mit Heinrich, Ferdinand von Braunschweig, Schwerin, Keith, Winterfeld (*). Und so fordere ich alle Dichter der Welt heraus, mir eine Allegorie auszufinden, die eine solche Wirklichkeit aufwöge. Welch eine Menge von Helden sehe ich noch nach einem Platze auf dieser Heldenbühne die Hand ausstrecken, und welchen Eindruck muß Derjenige in euch zurücklassen, der solche Männer befehligt hat! Allein wir engen das Genie des Künstlers durch tausend kleine und armselige Rücksichten ein. Hätte indessen Ludwig der XIV. die wahre Größe gekannt, warlich er hätte es vorgezogen, auf jenem Siegesplatze lieber Turenne und Condé neben sich zu haben, als zu seinen Füßen Völker in Ketten schmieden zu lassen, die gegen das Ende seines Lebens schwere Rache an ihm übten; er würde sich manchen bittern Spott erspart,

(*) Dies ward im Jahr 1763 geschrieben. Ferdinand von Braunschweig, und des großen Königs trefflicher Bruder fehlen noch auf dem Berliner Wilhelmsplatze. Und Friedrich?

und aus einem Monument des Ruhms nicht ein Monument des Hochmuths gemacht haben.

So glaube ich, daß Bouchardon eben so gern an die Stelle emblematischer Figuren, um Ludwig XV. herum Moritz v. Sachsen, Carl v. Montesquieu, Franz v. Voltaire und einige andere große Männer angebracht hatte. Allein die Ehre, neben seinem Könige zu stehen, kann nur von dem Monarchen oder von der Nation ertheilt werden, und hätte man die Entscheidung den Parlementsherren überlassen, die sich die Vormünder des einen, und die Stellvertreter der andern nennen, so würden sie höchst wahrscheinlich Ludwig dem XV. ein paar elende Minister und Parlementsräthe beigesellt haben, und vielleicht auch noch jenen unsterblichen Abraham Chaumeix, welcher Frankreich vor der tödlich-ansteckenden Pest der Philosophie bewahrt hat (*).

Schreiben von Voltaire an die Gläubigen.

Die einzige Rache, so man an der albernen Frechheit nehmen kann, mit welcher man zu verschiedenen Zeiten so viele Wahrheiten verdammt hat, ist die, diese Wahrheiten recht oft an das helle Tageslicht zu ziehen, um selbst denen einen Dienst zu leisten, die dawider kämpfen. Es ist zu wünschen, daß die, so reich sind, etwas Geld daran wenden, um nützliche Dinge durch den Druck zu befördern; Buchhändler müssen dergleichen nicht feil haben; die Wahrheit muß nicht verkrämert werden.

Drei- bis vierhundert Abdrücke recht passend unter die Weisen vertheilt, können ohne Geräusch und Gefahr schon recht viel Gutes stiften. Auch scheint es wohlgethan zu seyn, nur ganz einfache, kurze Sachen zu schreiben, die auch den Ungebildetsten verständlich sind; die Wahrheit allein, und nicht die Sucht zu glänzen, muß dergleichen Schriften charakterisiren, sie müssen Lüge und Aberglauben zu Schanden machen, und den Menschen lehren, gerecht und duldsam zu seyn. Zu wünschen ist es, daß man sich nicht

(*) Im Jahr 1793 ist Bouchardon's Meisterwerk, wie so viele andere, zertrümmert worden. Hätten, nach Grimm's Idee, die großen Männer Frankreichs um die königlichen Bildsäulen her gestanden, vielleicht hätten sie dann diesen zur Schutzwehr gedient. So aber waren diese meistentheils freche Lügen und Verhöhnung des Volks.

in die Metaphysik werfe, die nur wenige verstehen, und die den Gegnern stets Waffen in die Hände liefert. Es ist zugleich sicherer und angenehmer, die Hülle des Lächerlichen und Abscheuerregenden über theologische Streitigkeiten zu werfen, und es so einzurichten, daß man den Großkanzler sammt dessen Beschuher zugleich aufklärt. Nur auf diesem Wege ist es in England gelungen, den Aberglauben auszurotten.

Diejenigen, so zuweilen die Schlachtopfer der Wahrheit geworden sind, indem sie von Buchhändlern Schriften ausgeben ließen, welche denn Unwissenheit und grobe Bosheit verdammt haben, sind bei dem gemachten Vorschlage ungemein interessirt. Sie dürfen es nie vergessen, daß man sie den Abergläubigen gehässig gemacht, und daß die Bosheit mit dem Aberglauben in Bündniß getreten ist, um diejenigen in Verruf zu bringen, welche dem Menschengeschlechte nützlich waren.

Es scheint daher unumgänglich nothwendig, daß die Weisen sich vertheidigen, und sie können sich nicht anders rechtfertigen, als daß sie die Menschen aufklären. Sie können eine ganz respektable Corporation bilden, anstatt gleich vereinzelten Gliedern umherzerstreut zu leben, so daß Fanatismus und Dummheit sie beständig in kleine Stücken zerhacken. Es ist eine Schande, daß bei uns die Philosophie das nicht darf, was sie bei den Alten durfte, nämlich die Denker unter eine oder mehrere Fahnen zu sammeln (*).

Die Bearner wünschten sehnlichst ihrem herrlichen Landsmann und König, Heinrich IV., in der Stadt Pau eine Bildsäule auf eigene Kosten zu errichten, und hielten um die Erlaubniß bei dem Ministerio Ludwigs XIV. an. Allein man gab ihnen ziemlich deutlich zu verstehen, wie mißfällig dies dem regierenden Monarchen seyn würde, und wie es weit besser von ihnen gethan wäre, wenn sie lieber diesem ein Denkmahl setzten. Sie mußten nun freilich zu dem bösen Spiele eine gute Miene machen, errichteten Ludwig dem XIV. eine Bildsäule, und gruben darauf in ihrer höchst naiven Volkssprache folgende Inschrift: Schaut hier den Enkel unsers lieben Heinrichs.

(*) Das dürfen wir wohl, Dank sey es der Reformation!

Hätte

Hätte Homer einem Theoriefabrikanten der neuern Zeit Inhalt und Entwurf seiner Ilias zur Beurtheilung vorgelegt, und ihm gesagt, daß ein verbuhltes und leichtsinniges Weib, welches einem Gecken nachläuft, und eine junge Dirn, um die sich zwei Heerführer entzweien, die Haupthebel seiner Epopoe seyn würden, so würde ihm der poetische Theoretiker aus den triftigsten Gründen von der Welt bewiesen haben, daß es einer solchen Fabel an Würde und Wichtigkeit gebreche; höchstens passe sie zu einem Scherzgedichte, einem Roman, einem Mährchen; allein für eine Epopoe sey so was lächerlich, platt und abgeschmackt.

Hätte Moliere den Plan seiner Frauenschule, eines Meisterstücks der komischen Bühne, einem handfesten Kritiker vorgelegt, und ihm dabei gesagt, daß die ganze Handlung seines Stücks fast nur in Erzählung bestehen würde u. s. w.; so würde der Kritiker ihn als einen Tropf verlacht haben, dem noch die ersten Elemente der Kunst abgingen.

Wäre denn wirklich die Kunst Nichts und das Genie Alles? Bleibt der mit einer Eselshaut vermummte Löwe immer ein Löwe, und der in eine Löwenhaut gehüllte Esel immerfort nur ein Esel? Es scheint in der That, als ob das Genie durchweg die pedantischen Vorschriften der Kritik habe verlachen, und die kecke Anmaaßung einer Kunst bestrafen wollen, die es wagt, der Natur Gesetze vorzuschreiben. Kaum hat der übergelehrte Pedant sein poetisches System auf angeblich unwandelbare Prinzipien gegründet; kaum hat er alle Quellen des Schönen eröffnet, und den Fluch über alle diejenigen ausgesprochen, die es wagen würden, anderwärts, als in seinem System, Quellen des Schönen aufzusuchen, als auf einmal ein Genie auftritt, von dem, was der Kritikus befohlen, gerade das Gegentheil thut, und ein unsterbliches Werk erzeugt. So vergißt der Held, einzig nur geleitet von jenem erhabenen und seltenen Talent, welches ganze Reiche erhält und schützt, an der Spitze seiner Krieger die Vorschriften Puysegur's und Folard's, und wagt es, ihren Regeln zum Trotz, Schlachten zu gewinnen.

Das schönste Geheimniß, das einzige, das der Mühe lohnte in didaktischen Schriften aufzusuchen, würde unfehlbar darin bestehen, daß es einem armseliger Tropf die Mittel lehrte, wie man es machen müsse, um nicht mehr ein Tropf zu seyn. Ein Saalbader mag auch noch so viel erklären, worin die Schönheit und

Grazie der körperlichen Bewegung bestehe, den ganzen Mechanismus seiner Kunst euch aufdecken, wenn der Bau eures Körpers, Zufälle, tagtägliche und zur Natur gewordene Anstrengungen euere Muskeln jener zu einer natürlichen und zwanglosen Bewegung nothwendigen Geschmeidigkeit und Fertigkeit beraubt haben, so werdet ihr diese nie erlangen. Noch schlimmer wäre es, wenn ihr nicht einmal Beine hättet. Die Mehrzahl unserer Theoriefabrikanten gleicht vollkommen Tanzmeistern, die den Lahmen und Gichtbrüchigen Unterweisung im Tanze geben.

Ihr, die ihr durch eure Gesänge uns jene Lorbeern entreissen wollt, womit unsere kargen Hände die Mittelmäßigkeit nicht zu krönen vermögen, zeiget uns die ächten Kennzeichen eueres Berufes. Welcher Gott begeistert euch, welcher Dämon drängt und spornt euch, welch inneres Feuer durchglühet euch, was läßt euch weder Ruhe noch Rast? Der so aufgeregte Dichter gleicht dem von Gluth und Leidenschaft ergriffenen Jüngling, der zum erstenmal die Kraft, Seinesgleichen zu zeugen, in sich fühlt. Von einem nie empfundenen Entzücken hingerissen, taumelnd in einem bittersüßen Wonnenmeer, kennt er oftmals weder den Zweck noch den Gegenstand seines Sehnens. Er tritt aus sich selbst heraus, er fühlt sich über sich selbst erhaben, er schafft, er zeugt in seinem lieblichen Wahnsinn, was er sich zuvor nie zugetraut hätte.

Wie ist es möglich, der Trunkenheit der Leidenschaft und des Enthusiasmus Regeln und eine Methode geben zu wollen! Wie will man sich auch nur Gehör verschaffen unter einem Volke, dessen Geist gleichsam abwesend ist und in fernen Regionen herumschwärmt, wo der einzige Unwürdige nur der seyn würde, dem Kaltblütigkeit genug übrig bliebe, um auf die Gesetze eines didaktischen Schriftstellers zu horchen! Dichter, habt Genie; wisset aus euch selbst herauszutreten, alle Gestalten anzunehmen, alle Töne anzustimmen, euch jedem Rausche preiszugeben, oder legt nie die Hand an die Leier Apollon's, es müßte denn ein noch günstigeres Geschick, aus einer ganz besondern Gnade, euch jener kleinen Zahl von bevorrechtigten Menschen zugesellt haben, so die hohe Himmelsgabe besitzen, mit der Kraft des Genies jene Reinheit, jene Eleganz, jene stille und sanfte Harmonie, und jenen bezaubernden Gleichmuth zu vereinigen, die den Charakter ihrer Werke ausmachen. Darin, Dichter, steckt eure Dichtungstheorie — eine andere kenne ich nicht.

Jemehr ihr, in der That, den Gang des Genies und das Treiben seiner Kinder beobachten werdet, und dabei auf die verschiedenen Kennzeichen merket, welche die Natur ihnen eingeprägt hat, jemehr werdet ihr euch überzeugen, daß ein glücklicher Instinkt allen Vorschriften der Kunst vorangeeilt ist, und daß sie (wie Hans La Fontaine das ausdrücken würde) gestiefelt und gespornt auf die Welt kommen. Verschafft nur unsern kraft- und saftlosen Komikern Molière's Genie, und ihr sollet sehen, ob sie aller jener Kunsttheorien bedürfen, womit wir überschwemmt werden, seitdem wir keine Dichter mehr haben. Ich habe es gesagt; in dieser Gattung thut die komische Kraft alles allein. Giebt es wohl etwas Abgeschmackteres und Platteres, als einen Ehezwist zwischen einem versoffenen Bauer und seiner beißigen Ehehälfte? Sie wird ausgeschimpft und geprügelt, und kühlt wieder dafür ihr Müthchen damit, daß sie ihren Mann für einen Arzt ausgiebt. Gebt dieses Süjet einem unserer heutigen Komiker, und sehet dann, wie man ihn von der ersten bis zur letzten Scene auspfeifen wird. Molière ergreift es, macht den Arzt wider Willen, voller Genie und kräftiger Poesie. Wenn der etwas kurzsichtige Boileau den Verfasser des Misanthropen in Scapins Schelmereien nicht wieder erkennt, so liegt der Grund davon in der ungeheuern Entfernung der beiden Gattungen von einander; allein für jeden Mann von Geschmack wird dies ein Grund des Staunens mehr, wenn er dieselbe komische Kraft von so ganz verschiedenem Gepräge in zwei Produkten des nämlichen Dichters gewahrt.

Wozu denn alle die Abhandlungen über die poetische Kunst, wird man mir sagen, und soll man sie etwa ins Feuer werfen? Bei etwas übler Laune, würde man sprechen, daß, mit Ausnahme von dreien bis vieren, man sich über den Verlust der übrigen leicht trösten könnte; allein übertreiben wir nicht, und räumen wir ein, daß diese ästhetischen Lehrbücher von einem großen Nutzen seyn könnten, wenn ihre Verfasser viel Geschmack, viel Zartheit und viel Philosophie besäßen. Die Betrachtung des Abbe Dubos über die Poesie und Malerei sind ein sehr achtbares Werk. Der Philosoph Diderot hat seinem Familienvater eine Abhandlung über die dramatische Poesie angehängt, welche voll tiefsinniger und neuer Ansichten ist. Der gewöhnliche Troß hat es nicht gemerkt, daß diese Abhandlung selbst ein Gedicht ist, so wie die Unterhaltungen, welche am Schlusse des natürlichen Sohnes stehen.

Die poetische Kunst des Boileau ist nicht ohne Schönheiten. Von der poetischen Kunst Horazens spreche ich nicht; es ist ein erhabenes Werk, voll Kraft und Genie, und einzig in seiner Art. Man weiß, wie tiefsinnig die Poetik des Aristoteles ist.

Aber alle diejenigen, welche die Bahn jener großen Männer haben betreten wollen, haben sich in Betreff des Zwecks ihrer Arbeit getäuscht. Sie haben geglaubt, ihnen käme es zu, den Dichter zu unterweisen und zu bilden, allein sie haben sich gewaltig geirrt. Der Philosoph ist der Lehrer des Volks. Sobald er die Geheimnisse seiner Wissenschaft, oder der Natur vielmehr, verläßt, mag er nun die Moral oder die Politik behandeln, mag er sich der Literatur oder den Künsten weihen, immer nur für den öffentlichen Unterricht muß er schreiben. Sein Beruf ist es nicht, Dichter, Maler, Tonkünstler zu bilden — das ist das Werk der Natur; sondern ihm kommt es zu, das Volk empfindlich für die Schönheiten der Meisterwerke zu machen, welche die großen Männer in allen Gattungen ihm dargeboten haben. Ist die Anzahl derer, die unsterbliche Werke erzeugen, nur klein, so ist die Anzahl derer nicht viel ansehnlicher, die deren ganzen Werth zu würdigen wissen. Davon liefert jedes zum erstenmal auftretende Werk des Genies uns den klarsten Beweis. Da ein solches Werk gewöhnlich von der betretenen Bahn abweicht, und der große Haufe kein Muster vor Augen hat, um eine Vergleichung anzustellen, so horcht einmal umher, und ihr werdet bald einsehen lernen, wie viel die Stimme des Publikums gelten müsse. — Ausgemacht ist es, daß, wenn es einen allgemeinen Geschmack giebt, dieser nur bei den längst geweihten Werken Statt finden kann, welche die Stimme der auserlesensten Geister ehrwürdig gemacht; welche die hirnlosen Köpfe nicht mehr angreifen dürfen, oder welche sie bewundern, nicht als ob sie deren Werth fühlten, sondern weil das nun einmal Herkommens ist.

Kann man nun einmal nicht Leute von Genie in einer Nation erschaffen, so hat es nicht dieselbe Bewandniß mit dem öffentlichen Geschmack, welcher der Ausbildung, der Uebung, der Reinigung empfänglich ist, und es bleibt daher dem Philosophen ein großer und schöner Beruf übrig, durch Vorschriften und Beispiele zu belehren. Weit entfernt demnach, didaktische Werke zu verachten, finde ich, daß zur Hervorbringung derselben ein so tiefempfindendes Gemüth gehört, so ausgebreitete und mannichfaltige Kennt-

nisse, ein so feiner und zarter Geschmack, so rege und durch glückliche und wohlgeregelte Gewöhnungen vervollkommnete Organe, endlich so viel Takt und Spürkraft erforderlich sind, daß eine Vereinigung von so seltenen Eigenschaften wohl schwerlich häufiger angetroffen werden kann, als die Gaben des Genies selbst. Die außerordentlich geringe Anzahl von ausgezeichneten Werken dieser Art bestätiget nur zu sehr meine Behauptung; und wenn ich von den Lehrbüchern der Poesie und der Malerei nicht allzuglimpflich spreche, so geschieht es bloß aus dem Grunde, weil schwerfällige und engherzige Geister die Keckheit gehabt haben, den freigebornen Kindern der Phantasie Gesetze vorschreiben zu wollen. Ihr ganz gewöhnliches Gebrechen ist das, daß sie die Grenzen der Kunst einengen, anstatt dieselben zu erweitern. Nie sehen sie etwas jenseit des Kreises aufgefundener Dinge, und weil ihr schwaches Auge diesen beschränkten Raum nicht zu überfliegen vermag, bilden sie sich ein, daß jenseit hinaus alles vernagelt sey.

Dies mag auf Marmontels Französische Poetik angewandt werden, auf deren Erscheinung man mit so großer Ungeduld geharret hatte, und die, aus obigen Gründen wenig Befriedigung gewährt.

Piron sagte, nach Durchlesung jener Poetik: "Der Marmontel gleicht mir ganz dem Gesetzgeber der Juden, der Jedermann das gelobte Land zeigte, aber nie selbst hineinkam." So wahr ich lebe, dem Moses zu gleichen, däucht mir immer noch etwas Schönes, selbst wenn man auch Gefahr liefe, in der Wüste zurückzubleiben, und ich rathe Marmontel, Piron beim Worte zu fassen, sonst werden wir ihm sagen, was dieser alte Kunstrichter letzthin von einem Nonnenkloster sagte, welches sich weigerte einen Franziskaner zum Beichtvater anzunehmen: "Was! zum Beichtvater mögen sie ihn nicht? Nun, so mögen sie es denn mit ihm im Bette versuchen!"

Bloß um sich über Hans Jakobs philosophische Gedunsenheit ein wenig lustig zu machen, hat ein Anonymus einen kleinen Roman, unter dem Titel: Briefe eines Genfer Bürgers geschrieben. In diesem Roman verhilft der Philosoph hinter einander zweien Schönen zu einem Kinde, und findet sich nun zwischen seinen beiden Geliebten in einem schrecklichen Gedränge. Sein

Rathgeber ist ein wenig philosophischer Oheim, ein abgesagter Feind aller hochtrabenden Redensarten, aber voller Edelmuth, Gradheit und Biedersinn. Dieser Roman hätte ganz artig ausfallen können, denn die philosophische Schwülstigkeit ist eine für derbe Satyre höchst empfängliche Narrheit, und da es eine Narrheit des Tages ist, so verdient sie die Aufmerksamkeit der ächten Philosophen; allein der Verfasser der Briefe ist ein armer und platter Wicht. Er verlegt den Schauplatz nach Genf, wo er, mir nichts dir nichts, die Matressen des Philophen ins Kloster steckt. Sein Oheim ist ein alter Seemann — wahrscheinlich in süßem Wasser, auf dem Genfer See. Und das sind noch die geringsten Ungereimtheiten.

Vor ungefähr dreißig Jahren brachte ein elender Dichter (Cahusac) schon einen Grafen Warwick auf die Bühne. Aber der Schlag rührte ihn tödlich gleich bei der Taufe: denn man blieb bei dem Verse stecken:

In Frankreichs Schoos werd' England einverleibt!

Ein lustiger Vogel im Parterre rief mit lauter Stimme: Platz für England! Platz für England! Und man konnte nicht weiter spielen.

Paris, den 1. Dezember 1763.

Die ächten Wunder sind zu selten, als daß man nicht gern davon plaudern sollte, wenn man einmal das Glück gehabt hat, so was zu sehen. Ein Kapellmeister von Salzburg, Namens Mozart, ist hier so eben mit zwei ganz allerliebsten Kindern eingetroffen. Seine eilfjährige Tochter spielt das Klavier auf eine brillante Manier; mit einer erstaunlichen Präcision führt sie die größten und schwierigsten Stücke aus. Ihr Bruder, der künftigen Februar erst sieben Jahr alt seyn wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann. Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und das mit Händchen, die kaum die Sexte greifen können; nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es eine ganze Stunde hindurch phantasirt, und so sich der Begeisterung seines Genies und einer Fülle ent-

zückender Ideen hingiebt, welche es mit Geschmack und ohne Wirrwarr auf einander folgen läßt. Der geriebenste Kapellmeister kann unmöglich eine so tiefe Kenntniß der Harmonie und der Modulationen haben, welche es auf den wenigstbekannten, aber immer richtigen Wegen durchzuführen weiß. Es hat eine solche Fertigkeit in der Klaviatur, daß man sie ihm durch eine darüber gelegte Serviette entzieht, und nun spielt es auf der Serviette fort mit derselben Schnelligkeit und Präcision. Es ist ihm eine Kleinigkeit, alles was man ihm vorlegt zu entziffern; es schreibt und komponirt mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Klavier zu nähern und seine Akkorde darauf zu suchen. Ich habe ihm ein Menuet aufgesetzt, und ihn ersucht, den Baß darunter zu legen; das Kind hat die Feder ergriffen, und ohne dem Klavier zu nahen, hat es dem Menuet den Baß untergesetzt. Sie können wohl denken, daß es ihm nicht die geringste Mühe kostet, jede Arie, die man ihm vorlegt, zu transponiren und zu spielen, aus welchem Tone man es verlangt; allein Folgendes, was ich gesehen habe, ist nicht weniger unbegreiflich: Eine Frau fragte ihn letzthin, ob er wohl mit dem Ohr, und ohne sie anzusehen, eine Italienische Cavattine, welche sie auswendig wußte, begleiten würde; sie fing an zu singen. Das Kind versuchte einen Baß, der nicht nach aller Strenge richtig war, weil es unmöglich ist, die Begleitung eines Gesanges, den man nicht kennt, genau im Voraus anzugeben; allein so bald der Gesang zu Ende war, bat er die Dame von vorn wieder anzufangen, und nun spielte er nicht allein mit der rechten Hand das Ganze, sondern fügte zugleich mit der linken den Baß ohne die geringste Verlegenheit hinzu; worauf er zehnmal hinter einander ersuchte, von neuem anzufangen, und bei jeder Wiederholung veränderte er den Charakter seiner Begleitung; er hätte noch zwanzigmal wiederholen lassen, hätte man ihn nicht gebeten aufzuhören. Ich sehe es warlich noch kommen, daß dieses Kind mir den Kopf verdreht, höre ich es nur noch ein einzigesmal; und es macht mir begreiflich, wie schwer es seyn müsse, sich vor Wahnsinn zu verwahren, wenn man Wunder erlebt. Herrn Mozarts Kinder haben die Bewunderung aller derer erregt, so dieselben gesehen haben. Der Kaiser und die Kaiserin haben sie mit Güte und Wohlwollen überhäuft, dieselbe Aufnahme haben sie in München und Manheim erfahren. Schade, daß man sich hier zu Lande so wenig auf Musik versteht. Der

Vater will von hier nach England überschiffen, und nachher seine Kinder über Niederdeutschland in die Heimath zurückführen.

Fontenelle, der trotz seinem falschen Geschmack in den schönen Wissenschaften, einen sehr philosophischen Geist besaß, sagte, daß, um die Krankheiten zu erkennen, woran ein Volk leide, man bloß die Anschlagezettel der Hauptstadt zu lesen brauche; daß man in Paris, zum Beispiel, an allen Straßenecken läse: Abhandlung über den Unglauben, Abhandlung über venerische Krankheiten. Heut zu Tage könnte man hinzufügen zahllose Abhandlungen über den Ackerbau, über Bevölkerung, über Verwaltung der Finanzen u. s. w. Es muß um alle diese Theile schrecklich schlimm stehen, da so viel Aerzte und Quacksalber auftreten, die uns ihre Heilmittel anbieten.

Der Dichter Roy, der einen Theil seines Lebens in tiefer Verachtung, und die letzten Jahre in Blödsinn hingebracht, ist so eben, Lebens- und Prügelsatt, gestorben. Er war eben so boshaft als feige. Seine Epigramme haben ihm sehr häufig von denen, die er beleidigt hatte, körperliche Züchtigungen zugezogen. Er hat einige geschätzte Opern geschrieben; aber diese Gattung ist in meinen Augen etwas so Jammerliches, daß ich alle Erfolge darin fast nie eben so viel Schandflecke betrachte. Tödlicher Frost und schlechter Geschmack sind die Gottheiten, so die Französischen Opernfabrikanten begeistern. Das Ballet der Sinne und das der Elemente sind zwei Produkte Roy's von großem Rufe. In dem ersten führen die fünf Aufzüge die Namen unserer fünf Sinne, und im zweiten trägt jeder Akt den Namen eines der vier Elemente. Eine abgeschmackte und ungereimte Allegorie, welche das Publikum sinnreich nannte, machte den ganzen Werth dieser Gedichte aus, deren Idee und Ausführung ganz dazu geeignet waren, das Genie des Tonkünstlers zu tödten, wenn er ja dessen gehabt hätte. Auch sagte man noch, daß diese Gedichte Roy's ganz vorzüglich geschrieben wären; dessen ungeachtet fand man in diesen so wohlgeschriebenen Gedichten weder Gefühl, noch Leichtigkeit, noch Natürlichkeit, kurzum nicht eine Zeile, von der die Musik hätte Gebrauch machen können. Es ist unbegreiflich, wie ein Volk, das in andern Gat-

tungen so viel Geschmack zeigt, im lyrischen Fache so ungeheuer fehlgreifen, und ein Jahrhundert lang bei einem so widersinnigen und gothischen System beharren kann.

* * *

1764.

Es sollte dieser Tage ein neues Lustspiel gegeben werden; allein die Vorstellung ist von der Polizei untersagt worden, weil es eine Menge Persönlichkeiten gegen die Generalpächter enthielt. Das war nun recht; denn entweder muß die Satyre gegen Jedermann erlaubt seyn, oder Jedermann davor in Schutz genommen werden. Mag die Erhebung der Steuern und Abgaben durch die Generalpächter ein Staatsgebrechen seyn, so dürfen doch deswegen nicht diese Beamten auf die Bühne gebracht werden, besonders in einem Lande, wo Persönlichkeiten so allgemein Abscheu erregen. Auch ist es ausgemacht, daß dergleichen Persönlichkeiten, für die Satyre ganz trefflich, auf der Bühne selten nur von komischer Wirkung sind; und in einem Stücke Züge anbringen, die dem gesammten Publikum bekannt sind, heißt bloß das Lächerliche kopiren, nicht aber nachahmen. Zu diesem gehört Genie, zu jenem weiter nichts als Gedächtniß; der Nachahmer kann warlich erhaben seyn, der Kopist bleibt immer ein armseliger Schlucker. Molière kopirte niemals die Albernheiten der Aerzte seines Zeitalters, sondern er schuf deren, die ihnen vollkommen glichen. Auch erschüttert er jetzt noch unser Zwerchfell auf das kräftigste, wenn gleich unsere Aerzte mit denen Molière's nicht die mindeste Aehnlichkeit haben.

Fragment eines Gesprächs zwischen einem Dichter und einem etwas hypochondrischen Philosophen.

Der Dichter. Haben Sie das letzte Heft des Französischen Merkurs gesehen? Sollte etwa meine Ode über die Traurigkeit das Glück gehabt haben, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?

Der Philosoph. Seit zehn Jahren habe ich keinen Merkur gesehen, und gegen Oden habe ich eine unüberwindliche Abneigung.

D. Wie! Die allererhabenste Gattung der Poesie, wo der Dichter, von einem göttlichen Enthusiasmus ergriffen, in dem Wonnenmeere seiner Begeisterung .....

P. O, halten Sie ein, um Gotteswillen! Ich kriege Gänsehaut am ganzen Leibe.

D. Hm! eine wunderliche Abneigung! Zwar räume ich ein, daß ihre große Menge den Freunden der Kunst leicht einigen Widerwillen eingeflößt haben kann.

P. Deren große Menge? Glauben Sie denn im Ernste, daß es deren mehr als höchstens fünf bis sechs giebt? Durchlaufen Sie alle poetische Sammlungen alter und neuer Zeiten, und wenn Sie deren mehr finden, die dieses Namens würdig sind, will ich Unrecht haben. Darum lese ich keine.

D. Wie viel es deren giebt, weiß ich nicht, mag sie auch nicht zählen; das aber weiß ich wohl, daß seit der Erscheinung meiner Ode über die Traurigkeit es eine mehr giebt; und das nicht zu wissen, kommt bloß von vorgefaßten Meinungen her.

P. Habe ich vorgefaßte Meinungen, so liegt die Schuld etwas an Euch Herren Dichtern selbst. Warum seyd Ihr auch so wenig pittoresk? Den alten Dichter sehe ich nur dann nach der Leier greifen, wenn er sich selbst von dem ihn begeisternden Gott ergriffen fühlt. Schon das Gemälde erfreut mich. In seinem Rausche überläßt er sich dieser Fülle von nicht durchdachten Bildern und Ideen, die mein Staunen und mein Entzücken erregen; er weiß nicht, was er gethan; er hat bloß dem Bedürfnisse nachgegeben, sich von all den Phantomen zu befreien, womit seine Phantasie umlagert war; nachher kommt ein Aushängeschildmaler, sonst auch **Kritikus** genannt, der mit Frakturschrift drüber setzt: "Das ist eine Ode." Gestehen Sie daß ein himmelweiter Unterschied zwischen einer solchen Ode ist und den Oden, welche man für den Merkur macht, und daß ein Dichter in einer Beutelperrücke oder mächtigen Schlafmütze, der sich vor sein Schreibzeug hinsetzt und spricht, indem er sich mit seiner Feder das Ohr schabt: "ich will eine Ode machen," mit Pindar wenig Aehnlichkeit hat.

D. Gut, wie ist dem aber abzuhelfen? Denn, um eine Ode zu machen, muß man sie doch niederschreiben, und ohne Schreibzeug geht es ja nicht.

P. Mag seyn. Dem sey nun, wie ihm wolle, genug, ein Dichter, der mitten unter Büchern sitzt, vor einem Schreibpult und einem Schreibzeug, kommt mir schrecklich antiodaisch vor, und macht mir eine trübselige Figur neben dem Dichter, der mit seiner Leier im Arm in einer abgeschiedenen Landschaft, mitten unter einer schönen Ruine, auf den Trümmern einer umgestürzten Säule ruht.

D. Zugegeben; allein Jedermann kann nicht auf dem Lande wohnen, und wenn man seine Geschäfte in der Stadt hat. . . .

P. Muß man auf Poesie und Oden sich gar nicht einlassen. Sehen Sie nicht, daß wir ein schreibendes und prosaisches Volk sind, und daß die schöne Poesie in den Maaßen untergeht, daß eine Nation sich abschleift. Glauben Sie mir, es ist keine Herbstblume!

D. Ich weiß nicht, ob wir schon im Herbste sind, allein ich weiß, daß meine Landsleute in der Champagne weit weniger schreibsüchtig sind, als die Bewohner der übrigen Provinzen Frankreichs. So ritt ich einst durch ein Dorf der Niedernormandie; mein Pferd hatte das Unglück, eine Tonne vor einem Hause umzustoßen. Das zog mir einen Zank zu; dieser Zank machte Aufsehn, und wie der Blitz waren alle Köpfe an den Fenstern, und von allen diesen Köpfen war auch nicht ein einziger, dem nicht eine Feder hinterm Ohr oder in den Haaren steckte.

P. Siehe da das erste Gemälde von Federn, das mir behagt. All die wackern Leute waren mit Chikane und Protokollen beschäftigt, nicht wahr (*)?

D. In der Champagne hingegen würden Sie in einem ganzen Dorfe keine erträgliche Feder finden.

P. So daß zu erwarten steht, daß sie aus Normands, die sie waren, sich in Champenois verwandeln werden.

D. Und warum nicht? Man braucht nicht erst darauf zu warten; denn unser La Fontaine, der eben nicht von heute her ist, wiegt wohl einen jeden andern auf.

(*) Die Bewohner der Normandie sind in ganz Frankreich wegen ihrer Prozeßsucht verrufen. Die Bewohner der Champagne gelten für einfältig; daher das Sprichwort: 99 Schöpse und ein Champenois machen gerade hundert Schaafsköpfe aus. Uebrigens waren Racine und La Fontaine aus dieser Provinz, so wie Corneille aus der Normandie.

P. Da haben Sie Recht; und darf ein Dichter nach seiner Seltenheit gewürdigt werden, so wiegt er sie vielleicht alle zusammen auf. Wenn der da Oden gemacht hätte, o ja die möchte ich schon lesen, das schwöre ich Ihnen zu, wenn ich sie auch nicht für Oden halten könnte. Dem sey wie ihm wolle, es geziemt der Poesie nicht, in einem Studirzimmer ihr Wesen zu treiben, und zum Handwerk herabzusinken. In die freie Luft hinaus muß der Dichter!

D. Warum denn aber immer im Freien?

P. Kommen Sie einmal nach Florenz, so werden Sie das Volk des Abends auf den Straßen und öffentlichen Plätzen lustwandeln sehen. Auf einmal fällt es Jemanden ein zu rufen: "Ist „kein Poet da?" Auf der Stelle steigt ein Mann auf eine Tonne; das Volk sammelt sich um ihn her, und er macht Oden. Eine solche Tonne dürfte schon Ihr Pferd nicht umstoßen; denn das könnte einem Poeten das Genick brechen. — Ist auch nicht alles an diesen Gedichten vorzüglich, so schmeckt doch alles darin nach Freiheit und Begeisterung. Nein, mein Lieber, werfen Sie Ihre Feder hin, und greifen Sie zur Leier; denn ein Dichter muß Tonkünstler seyn, und dann will ich Sie anhören; und, wollen Sie meinem Rathe folgen, und haben Sie einiges Ansehen in Ihrer Vaterstadt Rheims, so werden Sie auf dem neuen Platze, dicht neben der neuaufgerichteten Bildsäule des Königs, eine Tonne stiften — für jedweden Dichter, den vielleicht sein Genius beim Schopfe faßt und darauf hinstellt.

D. Hätte ich ja dort was zu stiften, so würde es keine Tonne sondern eine Akademie seyn. Denn es ist doch höchst demüthigend für eine Stadt, welche das heilige Oelfläschlein besitzt, und wo unsere Könige sich müssen salben lassen, nicht einmal einen Schatten von Akademie zu haben, während fast jedes Provinzialstädtchen eine besitzt. Indessen weiß ich, daß mehrere wackere Einwohner mit einer solchen Stiftung umgehen, und hat sie nur erst festen Fuß gewonnen, so hoffe ich, Sie werden uns erlauben, Sie aufzufordern, thätigen Antheil an unsern Arbeiten zu nehmen.

P. Mich? Ich gestehe offenherzig, daß, nächst den Oden, mir in der Welt nichts so zuwider ist, als die Akademien. Ich halte sie für einen Verderb der Wissenschaften, und hinge es von mir ab, so müßten alle Provinzial-Akademien auf der Stelle eingehen.

D. Nun, das ist einmal wieder ein seltsamer Einfall!

P. Wo haben Sie wohl jemals gehört — es müßte denn in einer Akademie selbst gewesen seyn — daß alle Europäische Akademien zusammengenommen irgend eine nützliche Entdeckung gemacht, oder den menschlichen Geist, in welcher Wissenschaft Sie wollen, nur einen Schritt weiter gebracht hätten?

D. Jedoch sieht man, daß, seit der Errichtung der Akademien, alle große Männer zu irgend einer derselben gehört haben.

P. Und glauben Sie etwa, daß z. B. Ihr La Fontaine weniger werth gewesen wäre, wäre er nicht Mitglied der Französischen Akademie gewesen? Das fühle ich sehr gut, daß ein großer Mann jede Gesellschaft, welche er seines Beitritts würdiget, ehrt; aber auch, daß alle diejenigen, denen eine Gesellschaft bloß Glanz verleihet, eben dadurch derselben vollkommen unwerth sind. — Ich habe nichts dawider, daß es in einer Hauptstadt Akademien giebt, daß der Monarch darin Ehrenstellen denjenigen verleiht, die sich in den Wissenschaften hervorgethan haben. Jedoch setze ich voraus, daß der Beichtvater des Fürsten sich nie das Recht anmaaßen dürfe, zu untersuchen, ob die aufzunehmenden Mitglieder Molinisten oder Jansenisten, oder Neutralen sind. . . Und selbst diese Duldung einer Akademie würde ich nur unter einer Bedingung bewilligen.

D. Und die wäre?

P. Sich niemals zu versammeln.

D. Das begreife ich nicht.

P. Haben Sie noch nie bemerkt, daß Ihre Bürgermeister und Rathmänner, jeder einzeln genommen, unendlich mehr gesunden Menschenverstand und Einsicht zeigen, als wenn sie in der Rathsstube versammelt sind. Und die nämliche Bewandniß hat es mit allen Versammlungen.

D. Jedoch wenn der Fürst einen Entschluß fassen will, so versammelt er seinen Staatsrath.

P. Der Fürst, der das gänzlich unterließe, und sich damit begnügte, nur diejenigen, einen nach dem andern, um Rath zu fragen, deren Einsichten er hochschätzt — glauben Sie wohl, daß er übler dabei fahren würde? Sehen Sie, ich kenne einen Dorfpfarrer, der, um sein Kirchenchor auszubauen, der Einwilligung von fünf und zwanzig Personen bedurfte. Seit hundert Jahren ungefähr hatte man eine Versammlung nach der andern gehalten,

allein immer ohne allen Nutzen. Die Kirche drohete endlich den Einsturz. An einem schönen Sommermorgen springt mein Pfarrer aus dem Bette um drei Uhr, geht nach allen fünf und zwanzig Leutchen hin, spricht zu jedem Einzelnen, überredet sie; alle unterzeichnen, und die Kirche ist ausgebaut. — Eben so habe ich auch bemerkt, daß in größern Massen versammelte Menschen Ungerechtigkeiten begehen, die keiner von ihnen einzeln zu begehen gewagt haben würde.

D. Wenn dem so ist, so handelte das Haus der Gemeinen in England sehr unvernünftig, sich so oft zu versammeln.

P. Mag wohl seyn! Auf jeden Fall muß man eine freie Regierung nicht mit einer, die das nicht ist, verwechseln. In jedem Lande, wo die Idee oder die Gegenwart eines Vorgesetzten Schranken setzt, wird das Kapitel der Rücksichten und der Höflichkeit immer das allerbedeutendste Kapitel seyn; nächst dem folgt das Kapitel der feinern und versteckten Satyre und Spötterei. Allein von Angesicht zu Angesicht hat man weder Energie noch Wahrheitsliebe, und die Versammlungen von Massen sind gewöhnlich Kindervereinigungen, wo der Mann von Verdienst schweigt, und der hirnlose Schwätzer unermeßlichen Spielraum hat. . . . Aber wir sind von Ihrer Ode über die Traurigkeit ein wenig zu sehr abgekommen.

D. An mir liegt wenigstens die Schuld nicht, und wenn Sie befehlen, bringe ich sie Ihnen morgen.

P. Hören Sie, mein Lieber, mir sind alle Wiederholungen zuwider. Plaudern wollen wir morgen, so viel Ihnen belieben wird — nur ohne Ode und ohne Groll.

D. Das ist ein gefährlicher Feind der Poesie und der Akademie, so wir zu stiften gedenken.

Ich weiß nicht, welcher armselige Schlucker es gewagt hat, den Geist Caraccioli's an das Tageslicht zu fördern, nämlich die Quintessenz der Schriften des Marquis v. Caraccioli, Obersten im Dienste des verstorbenen Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, und eines der jämmerlichsten Schriftsteller dieses Jahrhunderts. Die Namen-Aehnlichkeit ist zuweilen nicht wenig verdrießlich, besonders wenn ein Mann von Verdienst den Namen eines berühmt gewordenen Abenteurers trägt. Der Marchese v. Caraccioli, der als Gesandter des Königs beider Sicilien hier durch nach England gereist ist, hat während seines kurzen Aufenthalts in Paris fast keine Seele an-

getroffen, die bei Nennung seines Namens nicht geschaudert hätte. Fast wären alle Thüren vor ihm verschlossen geblieben, weil man ihn für den Verfasser all der saubern Schriftchen über den Genuß seiner selbst, über die Fröhlichkeit u. s. w. hielt; und ein Mann von hohem Verdienst und vielem Geist ist in Gefahr gewesen, mit dem plattsten und langweiligsten Skribler der Christenheit verwechselt zu werden. Auch mußten die Personen, die jenen einführten, den Leuten allenthalben entgegen schreien: "Er ist es nicht, er ist es nicht!"

Restaut, Parlements-Advokat, alter Grammatikus und Jansenist, ist mit Tode abgegangen. Seine Französische Grammatik ist noch immer sehr geschätzt, und hat eine Menge Auflagen gehabt. So alt er auch geworden ist, hat er doch nicht Zeit genug gehabt, alle grammatikalische Schwierigkeiten aufzulösen. Er ist mit den Worten gestorben: "Je m'en vais donc, ou je m'en vas (denn es ist noch unentschieden) die große Reise nach jener Welt anzutreten."

Unser Champagner Dichter machte sich dieser Tage gegen unsern obigen Philosophen anheischig, ohne alle andere Beihülfe als Marmontels Poetik, eine Epopoe zu verfertigen, wogegen der Philosoph behauptete, daß es, strenge genommen, nur zwei Epopoeen gebe, nämlich die des guten Homers. Der Beweis ward ihm nicht schwer, daß alle Römische Gedichte und alle Gedichte dieser Art unter den Neuern nach den Gedichten des Vaters der Poesie knechtisch zugeschnitten wären; die Aeneis sey eine bloße Nachbildung der Ilias und Odyssee, und die Henriade eine noch knechtischere Nachbildung der Aeneis. Er glaube, daß, um ein episches Gedicht zu machen, das die Benennung originell verdiente, man nothwendig damit beginnen müßte, ein vom Homer ganz verschiedenes System des Wunderbaren zu schaffen; die allegorischen Wesen der Neuern seyen von allen Wunderwesen die frostigsten und unerträglichsten. Er räumte es ein, daß das vom Ariosto und Tasso gebrauchte Zaubersystem wirklich vom Homerischen verschieden sey, auch die Wunder Miltons gehörten zu einer andern Gattung; folglich hätten auch die Italiener und Britten wirkliche Epopoeen, obgleich den Homerischen sehr untergeordnet.

Diese Ueberschätzung des Homers verdroß den Dichter, und er ging nun dem Philosophen mit Marmontelschen Waffen zu Leibe.

D. Die Bitte des alten Priamus um den Leichnam seines geliebten Hektors erscheint mir eben so erhaben als Ihnen. Allein des Achilles Betragen, ist es wohl eines Helden würdig? Er wird erweicht, er giebt den Bitten des Greises nach, er ladet ihn ein, sich auszuruhen. "Sohn des Jupiter," erwiedert ihm der unglückliche Vater, "lade mich nicht zum Ausruhen ein, während mein geliebter Hektor ohne Begräbniß unter freiem Himmel daliegt." Wie ist es möglich, daß Achilles bei diesen Worten wieder in Wuth geräth?

P. Mir sehr erklärlich, weil sie ihn kräftig an den erschlagenen Patroklus erinnern, der auch noch im Staube daliegt. . . .

D. Gut! Endlich besänftiget er sich wieder, und verheißt dem Greise des Sohnes Leichnam. Plötzlich schreit er laut auf, und spricht: "Geliebter Patroklus, zürne mir nicht, wenn man dir in „der Unterwelt die Kunde hinterbringt, daß ich Hektors Leichnam „dem Vater zurückgegeben; denn . . . . . (nun erwartet man, er „werde sagen: denn ich habe den Thränen des unglücklichen Vaters „nicht widerstehen können; nein, ganz was Anderes) "denn, sagt „er, er hat mir ein würdiges Lösegeld mitgebracht." — Welch ein Kontrast! Wie armselig sticht der Ausgang gegen den herrlichen Anfang ab!

P. Das kann ich Ihnen unmöglich zugeben. Die nämliche Bemerkung mit den fast nämlichen Worten habe ich im Marmontel gelesen; allein ich wünschte, daß weder er noch Sie dieselbe gemacht hätten. Sehen Sie denn nicht ein, daß, wenn Homer den Achilles sagen ließe: "denn ich habe den Thränen des Greises nicht widerstehen können," Sie ihn etwas Gemeines und Triviales sagen lassen. Wie! er sollte sich erweichen lassen von den Thränen eines Mannes, dessen Sohn ihm den Busenfreund erschlagen hat? So was lag schlechterdings nicht in den Sitten der damaligen Zeit, wohl aber, daß ein reichliches Lösegeld ihn zu erweichen vermochte. So brachte es der Gebrauch mit sich. Dieser Gebrauch setzt nun außerordentlich einfache Sitten voraus, und die Einfalt der alten Sitten ist einer der größten Zauber der Ilias.

D. Diese Ansicht habe ich bisher nicht gehabt.

P. Seyn Sie indessen überzeugt, daß, wenn Sie einem Gedichte seine Sitten nehmen, Sie demselben Kraft und Farbe rauben. Nur die Vorurtheile und die daraus entspringenden Sitten geben

dem

dem Gedichte seine ganze Würze in den Augen des Mannes von Geschmack. Malen Sie immer nur mit den allgemeinen Pinselstrichen, die auf alle Menschen, alle Himmelsstriche, alle Nationen, alle Zeitalter passen, so werden Sie nie auf lange Zeit rühren und festhalten. Warum ist Priamus so rührend? Nicht, weil er als Vater den Tod seines Sohnes beweint, denn das hat ja jedweder Vater mit dem Priamus gemein. Priamus ist nur darum so rührend, weil sein ganzes Dichten und Trachten darauf hinausgeht, eine der allerheiligsten Religionspflichten gegen den Erschlagenen zu erfüllen, nämlich demselben zu einem ehrlichen und stattlichen Begräbnisse zu verhelfen. Diese so heilige Pflicht beruhet zwar auf einem Vorurtheile, auf das wir beide, Sie und ich, eben keinen großen Werth legen; denn was liegt daran, ob ein Leichnam von Raubvögeln oder Würmern verzehrt werde? Warum fühlen wir denn nun so viel Theilnahme für das Gelingen der Bitte des Greises? Weil in der Poesie nur die Vorurtheile allein Rührung und Theilnahme erregen; weil jenes Vorurtheil höchst einfache und reine Sitten voraussetzt, weil es auf eine Menge rechtlicher und geselliger Tugenden und Eigenschaften sich gründet, und wenn es einen Greis, ehrwürdig durch Alter und Rang, in die Nothwendigkeit versetzt, zu den Füßen des Besiegers und Mörders seines Sohnes niederzusinken, erzeugt es ein herzzerreißendes Gemälde.

D. Dergleichen Bemerkungen, ich muß es gestehen, sind mir dabei nie eingefallen; indessen, obgleich unsere Franzosen um diesen Theil der Sitten sich nie bekümmert haben, haben sie doch große Dinge geleistet.

P. Das gerade habe ich am meisten an denselben auszusetzen. Warum denn einem Edelsteine das nehmen, was ihn unterscheidet und ihm seinen Charakter giebt? Ich weiß nicht, liegt die Schuld an der Poesie oder dem Genie der Franzosen — aber in unsern Gedichten kommt mir die Monotonie der Sitten noch größer als die der Verse vor. Unsere Trauerspielhelden, z. B., gleichen sich alle mehr oder weniger.

D. Sie glauben also, daß alle unsere Dichter nur ein und dasselbe Muster haben, nach welchem sie alle ihre Rollen zuschneiden?

P. Gerade so ist es. Da haben sie alle einen gemeinschaftlichen Farbentopf, aus dem sie einen aufwallenden und hochfahren-

den, feurigen und großmüthigen Helden malen; einen andern, der ihnen die Farbe liefert zu einem Greise, einem Tyrannen, einer zärtlichen Mutter, einer leidenschaftlich Liebenden; allein dabei kein Schatten von Nationalität, nichts, was an Sitten und Zeitalter erinnerte, nichts, was den Namen des Helden rechtfertigte, und demselben Physionomie und Wahrheit verliehe.

D. Ihre Bemerkungen führen mich zum Nachdenken. Fast fange ich an zu glauben, daß Marmontel's Poetik nicht hinreichend seyn dürfte, um eine schöne Epopoe hervorzubringen, und ich will mich lieber an den Horaz machen.

P. Und wenn Sie mir folgen wollen, so werden Sie allen Ihren Collegen das Studium der Alten anrathen.

D. Die Uebersetzung des Sanadon besitze ich bereits; nun will ich mir auch noch den Batteux kaufen. . . . . .

P. Sehr wohl. Jedoch wohl nur, um sie alle beide in's Feuer zu werfen?

D. Ich verstehe Sie nicht.

P. Sie können mit dem Studium des Horaz nicht besser beginnen, als wenn Sie seine Commentatoren und Uebersetzer sammt und sonders verbrennen.

D. Bedenken Sie aber doch, daß der Abbe Batteux nur wegen seiner eleganten Uebersetzung des Horaz in die Akademie aufgenommen worden.

P. Wenn dem so ist, so hätte der Schalk Piron, der einmal behauptet hat, daß die Herren Vierziger für vier Mann gescheidt wären, füglich noch hinzusetzen können, daß sie für vier Mann gelehrt sind.

D. Sie geben also auf Batteux Uebersetzung nicht viel?

P. Hätte das Parlement einen Gran Geschmack, so hätte es längst die Uebersetzung von Batteux und die Uebersetzung von Sanadon verbrennen lassen, und das zur Strafe für alle die Albernheiten, welche sie dem Horaz in den Mund legen, und diese Machtsprüche würden ihm gewiß unendlich mehr Ehre gemacht haben, als die über die Einimpfung der Blattern und die Fortschritte der Philosophie.

D. Die Herren vom Parlement mögen wohl in der Lateinischen Sprache nicht so stark bewandert seyn, als in der Kunst, aus einem metaphysischen Satze das Gift heraus zu destilliren.



P. Bis sie sich wieder aufs Latein legen, wollen Sie nicht, daß ich Ihnen die Idee zu einem ganz neuen Werke gebe?

D. Lassen Sie doch sehen.

P. Zu einem Werke von ganz seltsamer Art?

D. Geschwind, geschwind her damit!

P. Sie müssen nämlich ein Verzeichniß von all den poetischen Werken machen, woran die falschen Auslegungen des Horaz einzig und allein Schuld sind.

D. Ich verstehe Sie nicht.

P. Eine Menge Commentatoren und Uebersetzer haben den Horaz verdolmetscht, so gut sie es verstanden haben; sie haben ihn Albernheiten sagen lassen, an die der treffliche Dichter nie gedacht hat. Dessen ungeachtet sind diese Albernheiten zu Grundgesetzen der Poetik geworden, zu welchen Horaz jedesmal seinen Namen hergeben muß. Unsere besten Dichter haben nicht verfehlt, diese Autorität gewissenhaft zu ehren, und in ihren Werken sich nach jenen Orakelsprüchen zu bequemen... So hat, z. B., Horaz ausdrücklich verboten, mehr denn drei Schauspieler zugleich auf die Bühne zu bringen.

D. Freilich sagt er ja ganz bestimmt: Ne quarta loqui persona laboret.

P. Dem zufolge haben alle unsere Dichter sich bestrebt, diese Regel zu beobachten.

D. In so fern ihnen das möglich gewesen ist.

P. Aber warum haben die dramatischen Dichter Athens und Roms diese Horazische Regel so wenig beobachtet?

D. Das ist freilich eine Schwierigkeit. Im Terenz sieht man in der That mehr als drei Personen in einer Scene reden.

P. Zuletzt wird man noch sagen, daß Euripides und Terenz nicht Horazens Poetik gelesen hatten; aber ganz im Ernste, glauben Sie nicht, wenn Horaz hätte ein Gesetz geben wollen, welches bis dahin von keinem einzigen Griechischen oder Römischen Dichter beobachtet worden war, daß er auch seine Beweggründe würde angegeben haben?

D. Höchst wahrscheinlich.

P. Nun dieser Zweifel ist keinem Dollmetscher eingefallen; hätten sich aber die Herren, bevor sie ans Commentiren und Uebersetzen gingen, die Mühe gegeben, Latein zu lernen, so würden sie gesehen haben, daß persona eine Rolle bedeutet, und daß, wenn

Horaz empfiehlt, ne quarta loqui persona laboret, das weiter nichts sagen will, als daß in einem Stücke nicht mehr als drei Hauptrollen seyn müssen, und daß eine vierte den drei andern untergeordnet werde; ein sehr verständiger Erfahrungssatz, welcher sich auf die ersten Prinzipien der poetischen und pittoresken Anordnung gründet.

Wollen Sie ein noch auffallenderes Beispiel? Denken Sie einmal an alle die schönen Dissertationen, welche man in Frankreich mehr als anderwärts darüber gemacht hat, daß auf der Bühne und vor dem Angesicht der Zuschauer kein Blut vergossen werden dürfe. Unsere größten und unsere schlechtsten Dichter haben insgesammt dieses Gesetz geehrt, und alle unsere Theoriefabrikanten haben dasselbe sorgfältig den dramatischen Schriftstellern eingeschärft. Alle haben sich auf Horazens Autorität gestützt, welcher spricht:

> Nec pueros coram populo Medea trucidet;
> Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

D. Nun, Horazens Vorschrift ist ganz bestimmt.

P. So will er auch nicht, daß auf der Bühne Prokne in eine Schwalbe, Cadmus in eine Schlange sich verwandele. Das sagt der folgende Vers:

> Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.

und wissen Sie, warum? Auch das sagt er:

> Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

„Was man mir auf die Art zeigt, verschmähe ich, weil ich es „nicht glauben kann."

Nun frage ich Sie, was das mit unserer Maxime zu schaffen hat — auf der Bühne kein Blut zu vergießen (*), und ob etwas mehr als gesunder Menschenverstand dazu gehört, um einzusehen, daß Horaz nie daran gedacht hat, und daß er in diesen vier Ver-

(*) Grimm hat hier, meiner Meinung nach, noch keinesweges die Französischen Kunstrichter und Dichter zu Boden geschlagen. Das coram populo und das palam des Horaz entfernt doch wohl sehr bestimmt jede blutige Metzelei von dem Angesichte der Zuschauer, und rückt dieselbe hinter die Bühne. Daß die Römer durch ihre Gladiatoren u. s. w. an Blutvergießen gewöhnt waren, beweist noch gar nicht, daß man ihnen dergleichen auf die tragische Bühne bringen mußte. Sind denn die Griechen keine Autorität? Oedipus reisset sich nicht die Augen aus vor den Zuschauern, was denn doch ein ganz schreckliches Spektakel gewesen wäre; wohl aber zeigt er sich erst nach geschehener That. Und das scheint denn doch auch Horaz zu fordern.

sen nur die Darstellung von Wunderdingen untersagt? Und warum untersagt er dieselbe? Weil dergleichen Dinge auf der Bühne nie auf eine wahrscheinliche Weise ausgeführt werden können; weil nothwendig den Kindern der Medea Kinder von Pappe untergeschoben werden müssen, und die Dolchstiche eher Lachen als Schrecken erregen würden.

D. Auf den Fall würde Horaz unserer Oper wohl nicht seinen Beifall geschenkt haben; denn darin geschehen alle nur mögliche Ovidische Verwandlungen vor den Augen des Zuschauers, wenn gleich nicht auf die glücklichste Weise.

P. Weder Horaz noch irgend ein Mensch von Geschmack wird jemals Ihre Pariser Oper betreten.

D. Ich gestehe, daß Ihre Erklärung des Horaz mir sehr bestimmt, klar und unwiderleglich vorkommt.

P. Jene falsche Auslegung indessen, zu wie vielen Armseligkeiten hat sie nicht unsere Dichter verleitet!

D. Ein Werk, das uns alle Theaterprodukte angäbe, auf welche jene angeblichen Horazischen Gesetze Einfluß gehabt, möchte wohl sehr anziehend seyn.

P. Machen Sie je ein ähnliches, vergessen Sie ja nicht anzumerken; daß man Horazen vor dem Blutvergießen auf der Bühne warnen läßt, und das in Rom, wo sich kein einziger Bürger befand, der an den öffentlichen Festen nicht den Gladiator-Kämpfen beigewohnt, und nicht Jemand wirklich hätte sterben sehen. Dergleichen Zuschauer konnten wohl schwerlich gegen blutige Darstellungen einen großen Abscheu haben. — Nein, mein Lieber, jemehr Sie nachdenken werden, jemehr werden Sie sich überzeugen, daß, wenn das Genie selten ist, der gute Geschmack und die ächte Kritik noch weit seltener sind.

Ich habe eine sehr schlechte Meinung von einer so eben erschienenen Uebersetzung der kleinen Ciceronianischen Abhandlung De Amicitia, welche der Gattin des Polizeiministers von einem Manne dedicirt worden, der geeigneter scheint, die Livree der Frau v. Sartines zu tragen, als den Cicero zu übersetzen. Ueberhaupt verdienen die Uebersetzer der Alten den Vorwurf, ihr Original nicht zu verstehen, in Frankreich mehr als in jedem andern Lande. Es ist schimpflich und fast unglaublich, in welchem Grade das

Studium der Alten vernachlässigt wird. Frauen und Weltleuten kann es allenfalls nachgesehen werden, wenn sie den Dialog Cicero's de amicitia für eine Abhandlung über die Freundschaft halten; allein die Gelehrten hier zu Lande machen es nicht viel besser. Amicitia, zur Zeit des Cicero, bedeutete nicht so sehr Freundschaft als Partei. Quaerere amicitias, heißt so viel, als sich um irgend eine Partei bewerben: Daher sagt auch Horaz, daß dies das Geschäft des männlichen Alters sey, weil es das Alter des Ehrgeizes ist, und weil in Freistaaten der Ehrgeiz die Stütze einer mächtigen Partei als etwas für seine Absichten Wesentliches betrachtet. Wenn man das nicht weiß, so versteht man nicht einmal die ersten Worte Cicero's. Dieser große Mann schrieb als ein Staatsmann, um die besten Prinzipien der Weltklugheit in der Republik zu entwickeln, und nicht als ein Schulrektor, um Gemeinplätze über die Freundschaft auszukramen.

Die jetzige Wuth, alles abzukürzen, hat einen Namenlosen vermocht, einen Auszug aus den großen Männern Plutarchs zu machen, und damit, so wie mit den sie begleitenden politischen und moralischen Betrachtungen, vier Bände anzuschwellen. Amyot, sagt er, sey so alt, daß er dadurch widerlich würde. Allein haben wir denn nicht Dacier's frostige Uebersetzung für diejenigen, welche die alte Sprache verhindert, die kräftige Uebersetzung Amyot's zu lesen? Auch versichert er noch, daß er die Biographien, so viel er nur immer gekonnt, abgekürzt habe. O des Elenden! Es ist ein Ruchloser, der sich erfrecht hat, an eines der herrlichsten Geschenke, welche das Alterthum den biedern und gefühlvollen Seelen hinterlassen, die Hand zu legen; sein Name muß von allen Leuten von Geschmack mit Abscheu genannt werden.

Die Nachwelt wird der Wohlthätigkeit Voltaire's gegen den Sprößling eines großen Mannes den ihr gebührenden Tribut der Bewunderung entrichten. Fräulein Corneille, in Niedrigkeit und Dürftigkeit geboren (*), von ihrem nahen Verwandten Fontenelle

(*) Peter Corneille war aus einem altadligen Geschlecht. Seine Nachkommen sanken alle in die tiefste Dürftigkeit und Niedrigkeit.

nicht beachtet, hat an Voltaire einen zweiten Vater gefunden. Sie verdankt demselben ihre Ausbildung und ihr ganzes häusliches Glück. Gleich Anfangs, nachdem er sie zu sich genommen, hat er sie vor künftigem Mangel zu schützen gesucht, indem er ihr eine jährliche Leibrente von 500 Thalern versicherte. Darauf hat er ihr eine Aussteuer von 20,000 Franken geschenkt, und sie an einen Dragonerhauptmann, Namens Dupuy, einen seiner Gutsnachbaren im Ländchen Gex, verheirathet. Endlich hat er sich der mühevollen, undankbaren und subalternen Arbeit eines Commentators unterzogen (der Trauerspiele Corneille's), um dem Publikum die Gelegenheit zu verschaffen, die Ausstattung seines Mündels noch zu vermehren. Frau v. Dupuy hat bereits über 50,000 Franken Subscriptionsgelder in Empfang genommen. Mit Wohlgefallen bemerkt man auf der Subscribenten-Liste die Namen fast aller gekrönter Häupter und eine große Anzahl anderer fürstlicher Personen aus ganz Europa.

Als Voltaire einst am Luneviller Hofe mit einer Frommen Piket spielte, erhob sich ein Gewitter. Die Fromme begann am ganzen Leibe zu zittern, segnete und kreuzigte sich, bat, man möchte doch die Vorhänge und Fensterladen zumachen, denn ihr sey entsetzlich bange, sagte sie, daß sie in diesem Augenblick sich mit einem Freigeist zusammen befinde, an dem Gott in seinem Zorn durch einen Blitzstrahl sich rächen könnte. Voltaire, über diese viehische Dummheit empört, fertigte sie vor dem gesammten Hofe mit den Worten ab: "Glauben Sie, gnädige Frau, daß ich in „einem einzigen meiner Verse weit mehr Löbliches von Gott ge„sagt habe, als Sie je in Ihrem ganzen Leben von ihm zu denken „fähig sind."

Peter Corneille hatte von der Natur Genie, Schwung- und Denkkraft empfangen. Hätte sie zu diesen herrlichen Eigenschaften Gefühl, ein zärtliches, biegsames und bewegliches Gemüth gefügt, so wäre er unstreitig der herrlichste aller Dichter geworden. Nur im Herzen liegt die wahre Beredsamkeit, nur das Herz, in rohen so wie in kultivirten Jahrhunderten, ertheilt jenes rührende Gepräge, welches die Dichter unsterblich macht. Corneille's Herz war dürr und spröde; was er nicht darin zu finden vermochte, das

mußte er aus seinem Kopfe schöpfen, und das Räsonnement trat allenthalben an die Stelle des Gefühls. In der Morgenröthe eines schönen Tages geboren, genoß er nicht das Glück, die wahren Quellen des Geschmacks zu kennen; sein Geist erfreute sich nicht der Kultur unserer Meister, der Griechen und Römer, und sein Genie ward kein schönes Genie (*). Der Geschmack an der Spanischen Literatur, der einen großen Theil Europas angesteckt hatte, richtete Corneille's Geschmack völlig zu Grunde. Dieser Dichter, voller Schwung und Kraft, brachte Spanische Gebrechen auf die Bühne — hohle Deklamation und falschen Pathos neben Größe und Erhabenheit. Hätte Corneille, mit seinen großen Talenten, mit seiner wahrhaft ausgezeichneten Logik und Dialektik, sich der gerichtlichen Rednerbühne gewidmet, so wäre er ohne allen Zweifel der größte Advokat seines Vaterlandes geworden. Allein die dramatische Poesie, die in Frankreich noch zu schaffen war, machte andere Anforderungen. Seine Situationen sind in der Regel erhaben, der erste Wurf seiner Ideen zeugt von Schwung und Kraft; allein nur selten befriedigt die Ausführung den gebildeten und geschmackvollen Zuschauer. Seinen Helden mangelt es fast immer an Natürlichkeit; in den schönsten Momenten ist fast immer nur der Dichter groß und lenkt uns von den handelnden Personen ab. Das Genie seiner Staatsmänner besteht darin, daß sie politische Maximen auskramen, wovon unsere Lehrbücher strotzen, womit man jedoch nie Welthändel abgemacht hat. Seine Tyrannen und Frevler haben auch so ihre Sentenzen, und kramen treuherzig Grundsätze aus, die zwar oft in ihrem Herzen gewesen seyn mögen, welche sie sich aber wohl nur selten selbst eingestanden haben, geschweige denn, daß sie sie im Munde führen sollten. Seine empfindsamen und zärtlichen Charaktere sind entsetzlich grübelnde Wesen, oft geschraubt, immer frostig, und dieses Grübeln tritt an die Stelle des Gefühls, das mit fortreißt; die Leidenschaft, besonders die Liebe, anstatt eine Reihe von Entwickelungen der geheimsten Regungen unserer Seele zu seyn, ist bei ihm zu lauter Räsonnements und Gemeinplätzen geworden.

(*) Corneille hatte die Griechen und Römer auf Schulen gelesen, aber sein Geschmack fesselte ihn nur an Seneka und späterhin an die Spanier. Was wußte denn Shakespear von den Griechen und Römern?

So ist die Wahrheit von der Französischen Bühne, von ihrer Entstehung an, verdrängt worden, und so kann man in Corneille's schönsten Produkten immer zugleich ausrufen: "Ganz herrlich! „nur nicht wahr!" Und in der That, man ziehe nur einen Liebhaber, einen Tyrannen, einen Verschwörer von der Breterbühne herab, setze dieselben in Thätigkeit in der wirklichen Welt, und sagen sie nur kein einziges Wort von dem, was Corneille in ihren verschiedenen Lagen sie sagen läßt, so werden sie als Tollhäusler ausgepfiffen werden.

Eine unserer fixen Ideen, welche man täglich und allenthalben wiederholen hört, ist die, daß nur Corneille es verstehe, Römer sprechen zu lassen. Wer das den Franzosen zuerst weißgemacht hat, weiß ich nicht. Zum Wesen und Ton eines Römers wird mehr erfordert, als mit einem gewissen Schwunge über Freiheit und Republik zu schwatzen. Wenn man es wagt, den Namen eines großen Mannes einer auf der Bühne handelnden Person zu geben, so muß man, außer den allgemeinen Zügen, welche die Geschichte ihm beilegt, auch die Geistesrichtung, den Ton und die Sitten seines Zeitalters kennen. Nun aber hat sich Niemand mit der Geistesrichtung, dem Ton und den Sitten der Römer weniger vertraut gemacht, als Corneille. In seinen Spanischen Büchern hatte er bloß den Ton des Ritterwesens erlernt. Zwar hatte er, so gut, wie jeder Andere, die alten Schriftsteller gelesen, das heißt, mit eben so wenig Einsicht und Nutzen, als die Mehrzahl derjenigen, welche diesem Studio eine ganze Reihe ihrer Jugendjahre widmen, einem Studio, das ihren Geschmack bilden und ihre Denkkraft stärken und erweitern müßte, und welches sie nachher liegen lassen, ohne den Charakter und das Genie des Volks und seines Zeitalters aufgefaßt zu haben; und so haben sie denn weiter nichts gelernt, als moderne Ideen mit alten Redensarten zu durchmengen, die mit jenen ganz und gar nichts zu schaffen haben. Hätte Corneille nur solche Süjets behandelt, wie den Cid, so würde sein Ton stets wahr geblieben seyn; allein indem er Römische Stoffe verarbeitet, ertheilt er seinen Personen Grundsätze und Aeußerungen des Ritterthums, jene romanenhafte Großmuth und Großthuerei, jenes Förmliche und Stelzenartige, das nie einem Römer angehörte. Es ist ausgemacht, daß in jener gepriesenen Scene des Cinna, welche mit den Worten anhebt: "Prends un siège, Cinna," von beiden Seiten kein einziges Wort gesagt wird,

das nicht eine Albernheit wäre; daß Corneille den Kaiser August in einen Kastilianischen König verkleidet, der seinem Vasallen seine Lehnbrüchigkeit vorwirft; aber daß der wahre August, so wie wir ihn aus der Geschichte kennen, nicht ein einziges Wort von alle dem gesagt hätte, was Corneille denselben sagen läßt, und daß Cinna selbst etwas ganz anderes würde erwiedert haben. Denjenigen, so aus Cicero's Briefen die Behandlung der Geschäfte und die Römische Unterhandlungsart kennen, wird schwerlich irgend ein Vers munden, weder aus jener gepriesen Scene des Cinna, wo August mit Cinna und Maximus die Frage erörtert, ob er die Herrschaft behalten oder niederlegen solle, noch aus jener andern so gepriesenen Staatsscene des Sertorius, aus welcher so viele Blödsinnige gefolgert haben, daß Peter Corneille wohl ein großer Staatsmann geworden wäre, hätte ihn nur das Schicksal an das Staatsruder geführt. Nur unbärtige Knaben können glauben, daß wichtige Angelegenheiten in der wirklichen Welt eben so abgemacht werden, als in dergleichen Tragödien.

Was die Griechischen Tragiker am wenigsten kannten, das war die hohle Deklamation. Ihre Reden und Aeußerungen mögen leicht unsern kleinlichen Sitten seltsam vorkommen, allein sie sind stets wahr, und das sichert ihren Werken die Unsterblichkeit; anstatt daß eine Zeit und ein Volk eintreten kann, denen der große Corneille dazu geeignet scheinen wird, Kinder zu täuschen. Aber bis dahin, mäuschenstill!

Die seit zehn Jahren erblindete und von jeher boshafte, aber nicht unwitzige, Frau v. Dudeffant sagte einst, als man von dem Wunder des heiligen Dionysius erzählte, der nach seiner Enthauptung in Paris noch bis St. Denis, mit dem Kopfe unter dem Arm, wanderte: "Ei nun, da, wie in andern Dingen, „kommt es ja nur auf den ersten Schritt an."

Der Staatsrath hat die Akte des Toulouser Parlements, Kraft deren der unglückliche Calas vor zwei Jahren gerädert worden, kassirt. Diese scheusliche Begebenheit, ein trauriges Denkmahl des wahnsinnigsten Fanatismus, ist die Angelegenheit des gesammten Europa geworden, und brandmarkt auf ewig jene

schändlichen Richter, die uns so gern überreden möchten, daß auf ihnen das Heil Frankreichs beruhe, und durch einen verabscheuungswürdigen Mord sich an dem Leben und der Ehre eines Bürgers vergriffen haben, der unter der Schutzwehr der Gesetze stand. Leute, welche die ganze Prozedur von Toulouse gesehen, haben mir versichert, daß alle göttliche und menschliche Gesetze darin mit Füßen getreten worden, und daß sie aus lauter Nichtigkeiten bestehe. Wenn eine Prozedur einen tadellosen Greis zu der schrecklichsten und entehrendsten Todesstrafe führt, so müßte man, meinem Bedünken nach, sie nicht bloß kassiren, und es ist schmerzlich zu denken, daß solche Richter fortfahren werden, über das Leben, die Ehre und das Vermögen der Bürger nach Willkühr zu schalten. Ein Rath jenes verruchten Parlements befand sich letzthin in einer Gesellschaft, wo man ihm wegen eines so unerhörten Verfahrens Vorwürfe machte. Er glaubte seine Collegen damit zu entschuldigen, daß er sagte: "Der beste Maulesel „stolpert ja wohl mitunter." Wohl möglich, erwiederte ihm eine geistreiche Frau, die zugegen war, aber denken Sie doch, ein ganzer Stall! — Wenn ja etwas noch den Unwillen erhöhen könnte, so wäre es unstreitig die saubere und entehrende Entschuldigung. — Die Wittwe des bejammernswürdigen Calas ist der Gegenstand der öffentlichen Ehrfurcht durch ihre Leiden, ihre Tugenden und ihren Muth geworden. In ihrem Unglück hat sie die Wirkungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe aller rechtlicher Menschen erfahren; aber dem rastlosen Eifer Voltaire's, und dessen Unterstützungen jederlei Art, verdankt sie ganz besonders die späte Gerechtigkeit, die jetzt ihr zu Theil wird.

Die Naturforscher haben uns gar schöne Methoden, gar herrliche Systeme geliefert; sie verstehen alle Wesen ohne Ausnahme haarscharf in Klassen abzusondern; allein die Natur spottet aller dieser Klassen, und schlägt den wunderherrlichen Methoden ein Schnippchen über das andere. Welcher Philosoph ist wohl keck genug, um dreist zu behaupten, daß seit den fünf- bis sechstausend Jahren, wo wir von der Geschichte unserer Erdkugel etwas zu wissen wähnen, keine Thierarten verloren gegangen, oder sich keine neue gebildet haben oder sich noch immer bilden? Um nur über diesen einzigen Punkt etwas entscheidend sprechen zu können, müßte man ja unsterblich seyn,

und zugleich das Weltall ausfüllen, gleich jenem uns doch gar zu bekannten Wesen. Die Flüchtigkeit und Kürze unsers Daseyns sollten uns stets an jenen zarten Einfall Fontenelle's erinnern: "So lange eine Rose zu denken vermag, ist noch kein Gärtner „gestorben." Für eine Rose freilich ist der Gärtner ein unsterbliches Wesen. Und eine Rose, die ihren Schwestern die ewigen Gesetze der Natur zu erklären sich anmaaßte, wie abgeschmackt und lächerlich würde uns die vorkommen! Und der Mensch? . . . .

Es wäre wohl zu wünschen, daß man eine Lambertiniana von allen witzigen Zügen und Einfällen Benedikts XIV. machte, des allerunfehlbarsten aller Nachfolger des Fürsten der Apostel, weil er allein mehr Geist und Anmuth besaß, als seine Vorgänger insgesammt. Dieser große und liebenswürdige Papst sah einst den Französischen Gesandten, den Cardinal v. Rochechouart, mit ziemlich trübseligem und verlängertem Gesicht in sein Zimmer treten. „Ei, was giebt es denn, Herr Gesandte?" fragte er ihn, — „So eben, erwiederte jener seufzend, erhalte ich die Nachricht, „daß der Erzbischof von neuem aus Paris verwiesen worden." — „Und immer noch jener Bulle wegen?" fragte der Papst. — "Ja „wohl, allerheiligster Vater." — "Das erinnert mich, versetzte „der Papst, an ein seltsames Abenteuer während meiner Legation „in Bologna. Zwei Senatoren stritten sich über den Vorrang des „Tasso vor dem Ariosto, und der Streit ward so hitzig, daß der „Verfechter des Ariosto einen derben Degenstoß erhielt, an dem er „starb. Ich besuchte ihn in seinen letzten Augenblicken." — "Ist „es möglich, daß ich in der Blüte meines Lebens sterben muß, „und das für den Ariosto, den ich noch nie gelesen habe? Und „hätte ich ihn auch gelesen, ich würde ihn doch nicht einmal verstanden haben; denn ich bin ein guter ehrlicher Dummkopf!" . . .

Wenn man dergleichen Züge liest, bekommt man Lust, auszurufen: Sancte Benedicte, ora pro nobis! und hinterlaß deinen Fischerring nur solchen, so dir ähnlich sind! — Der Graf v. Bissy sagte uns einst, als er von diesem Papst und dem guten ehrlichen Mahmud, dem vormaligen Großherrn der Muselmänner, sprach: "Alle „beide sind so gutmüthige Menschen, daß, wenn man sie gegen „einander austauschte, und man den einen zum Großherrn und „den andern zum Papst machte, keine Seele das merken würde."

Die Welt mögte es wohl eben nicht gemerkt haben, wohl aber der großherrliche Harem in Stambul.

Dieser Streit über den Vorrang des Tasso oder Ariosto dauert in Italien erst seit ein paar hundert Jahren, und man muß hoffen, daß zum Troste der Müßiggänger derselbe noch einige Jahrhunderte fortdauern werde. Alle Leute von Geist sind über die Frage getheilt, welcher von diesen beiden Dichtern am meisten Verdienst besitze, und alle Dummköpfe lassen sich für diesen oder jenen todtschlagen, ohne zu wissen warum. Im ganzen genommen, ist das immer noch besser, als alle die Zänkereien über die wirkende Gnade und andere eben so lustige und unverständliche Dingelchen.

Das stärkste Argument zu Gunsten des Tasso scheint mir darin zu liegen, daß es der Dichter des Volkes ist. Die Gondolierer in Venedig, die Bauern Toscana's, singen nicht die Oktaven des Ariosto, wohl aber die des Tasso, und wissen diesen auswendig (*). Ist aber dieses Argument entscheidend, so folgt daraus, daß unsere Operetten-Gesänge der schönsten Sonate Lolli's vorzuziehen sind, denn jene singt man auf allen Theatern, auf den Straßen, in den Werkstätten, in den Kramläden, und während eine ganz kleine Zahl von Kennern bei Lolli's göttlichem Spiel in Entzücken geräth, bleibt die Menge stumm und unempfindlich. Dies ist ebenfalls in Italien Ariosto's Loos. Er zählt freilich weniger Anhänger als Tasso; allein seine Anhänger sind weit ausgelassener, weit größere Enthusiasten, weit trunkener als jene. Es ist der Kern der zarten Geister, welche ein schöner Vers, ein Strahl des Genies und der poetischen Glut aus ihren Angeln hebt, und in einem Augenblick weit heftiger und tiefer ergreift, als die edele, stets sich gleichbleibende, aber etwas frostige Schönheit des Tasso in einem Jahre nicht thun würde. Der Streit ist also noch immer nicht geschlichtet zwischen dem großen Haufen und den Schmeckern, die das Pikantere und Seltenere, welches herauszuschmecken nicht Jedwedem gegeben ist, einer gewöhnlichern und allgemeiner gefühlten Schönheit vorziehen (**).

(*) Dies Argument beweiset nichts. Tasso's Schönheiten sprechen mehr das Gemüth, Ariosto's mehr den feinern Witz an, und für diesen hat das Volk keinen Sinn.

(**) Es ist ungereimt, zwei Dichter gegeneinander zu messen, die nur durch ihre Disparaten vergleichbar sind. Doch sey es mir vergönnt, nur eine

Uebrigens weiß man, daß Fortiguerra eine Wette einging, vermöge deren er sich anheischig machte, in kurzer Frist einen Rolando furioso zu dichten, wofern ihm gestattet würde, sich alle Abschweifungen und Sprünge des Ariosto zu erlauben. Er gewann seine Wette, nach dem Urtheile aller Kenner von Geschmack, durch seinen Ricciardetto.

Man hat lange genug über die Leiden des Krieges geschwatzt; Philosophen, Dichter, alle empfindsame und zärtliche Seelen haben um die Wette ein abschreckendes Gemälde desselben aufgestellt. Allein hat der Friede nicht seine Gebrechen und Leiden so gut wie der Krieg, und ist dieser nicht eben so nothwendig als die Orkane, um die Bäume zu entzweigen, die Luft zu reinigen, und der durch eine zu gleiche Temperatur starr gewordenen Maschine wieder Schwungkraft zu geben? Ich glaube, es ließe sich ein ganz neues und anziehendes Werk über die Gefahren des Friedens schreiben. Ruhe und Müßiggang, welche die Folgen desselben sind, stumpfen auf die Dauer das Gemüth ab und benehmen demselben seine Energie; alles wird weichlicher und schwächlicher und erschlafft, und man beschäftiget sich am Ende mit nichts als nutzlosen Kleinigkeitskrämereien. Daher denn die Menge Akademien, der Hang zu unnützen Zänkereien und Aftergeschwätz. Der militärische Geist verdunstet in einer langen Ruhe, und mit Unrecht würde man die Behauptung aufstellen, daß es für eine Nation, die nichts mehr zu schützen und zu vertheidigen hat, kein Unglück sey, den militärischen Geist zu verlieren. Man glaube ja nicht, daß dieser Geist nur denen zuträglich wäre, die für den Staat kämpfen; er verbreitet sich über alle Stände einer kriegerischen Nation, er erstreckt seinen Einfluß bis auf die Künste, welche man vorzugsweise die Künste des Friedens genannt hat. Die Poesie, die Malerei, die Tonkunst, alles bedarf desselben, alles empfängt von ihm einen kräftigen Charakter, der allein fähig ist, die Erzeugnisse eines Zeit-

Bemerkung hier anzubringen, welche ich anderwärts weitläuftiger auseinander gesetzt habe: Ariosto hatte den Bojardo zum Vorgänger, und eine ungeheuere Menge zu Nachfolgern, deren einige gar nicht zu verachten sind, wie unter andern L. Pulci, Tassoni, Berni, Fortiguerra. Tasso ist ohne Vorgänger und Nachfolger geblieben. Ich empfinde mit Tasso, und lache mit Ariosto.

alters der Bewunderung nachfolgender Zeitalter würdig zu machen; während der Friede auf die Dauer nichts als Dissertationen, Sonette, Madrigale, Fabeln und Faseleien hervorbringt.

Was ist Italien zufolge seiner langen Unthätigkeit endlich übrig geblieben? Arkadier, Sonettfabrikanten, Cicisbeen, Mönche und Bettler (*).

Der Aufbewahrung werth scheint mir ein Sonett des Crudeli, eines durch seine Talente und seine Widerwärtigkeiten berühmten Italienischen Dichters. Er ist das letzte Schlachtopfer der Inquisition, nachdem mildere Sitten unter dem schönsten Himmelsstriche Europas, trotz allen Priestern, über die Grausamkeit jenes verabscheungswürdigen Tribunals endlich gesiegt haben. Ich weiß nicht, wie dieses Sonett in der Gedichtsammlung des Crudeli vergessen worden. Man kann nichts Schöneres, Edleres und Poetischeres lesen. Die Jungfräulichkeit spricht zu der Neuvermählten:

Per le nozze d'una dama Milanese (†).

Del letto marital questa è la sponda.
Più non lice seguirti: io parto, addio!
Ti fui custode dall' età più bionda,
e per te gloria accrebbi al regno mio.
Sposa e madre or sarai, se il ciel seconda
la dolce speme ed il commun desio.
Già vezzeggiando ti carpisce e sfronda
i gigli Amor che di sua mano ordio.
Disse, e disparve in un balen la Dea,
e invan tre volte la chiamò la bella
Vergine che di lei pur anche ardea.
Ma scese intanto sfolgorando in viso
Fecondità, per man la prese, e diè ella
al caro sposo, e'l duol cangiossi in riso.

(†) Bei Vermählung eines Mailändischen Fräuleins.

Hier bis zum Ehebette habe ich Dich geleitet. Weiter darf ich Dir nicht folgen; ich muß scheiden, lebe wohl! Von Deinem zartesten Alter an habe ich Dich gehütet, und durch Dich mir herrlichen Ruhm erworben.

(*) Und Banditen und Jesuiten und Kastraten.

Nun bist Du Gattin, und, begünstiget der Himmel die schöne Hoffnung, den allgemeinen Wunsch, Du wirst auch Mutter werden. Schon zerpflückt und entblättert liebkosend Amor Dir die Lilien, womit er selbst zuvor Dich geschmückt hatte.

So sprach die Göttin, und schwand dahin wie der Blitz. Die reizende und für die Göttin allein noch immer glühende Jungfrau rief ängstlich dreimal sie zurück — allein vergebens.

Indessen stieg vom Himmel hernieder mit strahlendem Antlitz die Fruchtbarkeit, ergriff sie bei der Hand, reichte sie dem geliebten Gemahl, und die Trauer verwandelte sich in Lächeln.

Als ich mich vor einigen Jahren in Genf befand, hatte sich Voltaire einen ganz alten Dänischen Hengst angeschafft, mit welchem er auf seinem Gute Délices eine Stuterei anzulegen gedachte. Er hatte ein halbes Dutzend alter Stuten, die ihn sammt seiner Nichte herumkutschirten. Eines Morgens ließen Oheim und Nichte sich auf ihre eigenen Beine nieder, um die sechs Fräuleins den Ergötzungen des Beschälers Preis zu geben; er hoffte für diesen Zwang, den er sich freiwillig auferlegte, durch eine schöne auf seinem Gute erzielte Dänische Pferderace sich zu entschädigen. Seine Versuche mißglückten; der Kraftaufwand des alten Dänen schlug nicht an. Dessen ungeachtet gab uns dessen Besitzer täglich nach beendigter Mahlzeit das Schauspiel desselben im Garten. Besonders war er darauf erpicht, es den Damen zu zeigen. "Kommen Sie, meine Damen, rief er dann aus, das erhabenste Schauspiel anzusehen; Sie werden die Natur in ihrer ganzen Majestät erblicken." Diese Narrheit, die uns lange ergötzte, hat Hubert die Idee zu einem sehr drolligen Schnitzwerk gegeben, welches er jetzt nach Paris an seinen Geschäftsträger gesandt hat, der es für zehn bis zwölf Louisd'or feilbietet.

Mitten auf dem Gemälde sieht man die Stute von dem Beschäler besprungen. Dicht daneben, aber etwas erhöhet, stehet Voltaire, im zugeknöpften Kleide, mit seiner großen Perücke und einem Mützchen darüber; dies ist sein gewöhnlicher Anzug. Er ist zum Sprechen getroffen, er spricht, er wirbelt vor Enthusiasmus. Er hat die Hand eines jungen Mädchens ergriffen, um ihr das erhabene Schauspiel zu zeigen. Sie will rückwärts, und sträubt sich aus Leibeskräften, um sich loszumachen. Neben ihr entflieht über Hals und Kopf ihre Gefährtin, um Voltaire nicht auch in

die Hände zu gerathen. Hinter dieser Gruppe gewahrt man zwei Männer, die sich vor Lachen die Seiten halten. Im Hintergrunde sieht man ein Schloß, und auf einem Balkon dieses Schloßes eine Frau, von welcher die Spottvögel sagen, daß sie Madam Denis (Voltaire's Nichte) gleiche; diese Frau beäugelt das erhabene Schauspiel durch ein Fernrohr. Der Stute zur Seite sieht man eine Bäurin neben ihrem Manne und mit einem Kinde auf dem Arm, welche ganz unbefangen dem erhabenen Schauspiele zuschauen. Diese geistreiche und zarte Idee vollendet die Köstlichkeit des Gemäldes, und mildert ein wenig die Ausgelassenheit des Ganzen. Hubert könnte keck zu Voltaire, Greuze und allen Malern der Welt sagen: Anch'io son pittore.

Man hat Molière's **eingebildeten Kranken** nebst dem dazu gehörigen Ballet und der Aufnahme in die medizinische Fakultät wieder auf die Bühne gebracht, und zur ächten Belustigung des Publikums. Es ist freilich nur eine Farce, aber welch eine poetische Kraft, welche natürliche Zeichnung, welch ein treffender Witz! Die Aerzte verstehen besser Spaß, als die übrigen Klassen der Gesellschaft. Der Doktor Malouin, ein ächter Medikus vom Wirbel bis zur Sohle, und von dem Frau v. Grafigny einmal sagte, daß Molière, als er an seinen Rollen des Diafoirus und Purgon arbeitete, ihn im Geiste gesehen habe, wie die Propheten den Messias — dieser gute, ehrliche Doktor Malouin, führte uns einst zu Gemüth, um uns von unserm Unglauben zu heilen, daß alle wahrhaft große Männer stets die Aerzte und deren Kunst geehrt hätten. — "Ja, Molière z. B." rief einer von uns aus. — Nun ja, erwiederte der Doktor, aber wie elendiglich ist er auch gestorben? Hm!

Der Abt und der Rabbi, vom Baron v. Holbach (*).

Ein Abbate zu Venedig stritt mit einem Ferraresischen Rabbiner, und suchte demselben die Wahrheit der christlichen Religion und die Gewißheit der Ankunft des Messias zu beweisen. Er gründete sich, wie gewöhnlich, auf die Erfüllung der Prophezeihungen, welche die Zerstreuung der Juden und die Leiden, unter denen dieses Volk seufzet, ebenfalls vorhergesagt hätten.

Der Rabbiner antwortete ihm: der durch die heilige Schrift verkündigte Messias sey weder ein Gott, noch ein Erlöser, noch ein Monarch, wie man das gewöhnlich geglaubt habe; sondern es sey bloß ein glücklicher Zeitpunkt, dessen die Hebräer sich bereits seit mehrern Jahrhunderten erfreueten. Er ging sogar noch weiter, und bewies dem Abbate, daß das jüdische Volk unendlich glücklicher sey, als die Christen und als irgend eines der gegenwärtig auf dem Erdboden lebenden Völker. Dieses Paradoxon gründete er auf Folgendes:

1°. sagte er, nach Ihrem eigenen Geständnisse beten wir den wahren Gott an, aber seine Unterhaltung kostet uns jetzt gar nichts mehr. Wir haben weder Tempel, noch Altäre, noch Opfer, weder Papst, noch Bischöfe, noch Priester kostspielig zu besolden; wir brauchen nicht ganze Schaaren von Mönchen zu unterhalten, welche das Mark der Nationen verschlingen, ohne diesen den geringsten Nutzen zu schaffen.

2°. Der Herr verlangt nicht von uns, daß wir uns selbst schaden sollen. Die Juden verdammen sich nicht zu einer freiwilligen Ehelosigkeit; Zions Töchter glauben nicht, daß es für die Gottheit

(*) Mitglied der Akademien von Berlin, Petersburg und Manheim, war in der Pfalz geboren und starb in Paris 1789, wo er fast seine ganze Lebenszeit zugebracht hatte. Als ein scharfsinniger Kunstkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetsten Männern der Französischen Hauptstadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Rolle, welche er in den dortigen höhern Cirkeln spielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreise von geistreichen Männern zum Vereinigungspunkt diente. Um die Naturgeschichte und Chemie erwarb er sich nicht unwichtige Verdienste, besonders durch Uebersetzung mehrerer deutscher Werke ins Französische. Er bearbeitete für die Encyklopädie eine Menge naturhistorischer, politischer und philosophischer Artikel; auch wird ihm das berüchtigte Système de la nature zugeschrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Prinzip gemacht ist. Das Originelle darin mag wohl Diderot angehören; und die Räsonnementpartie ist eben nicht das Stärkste. Uebrigens war Holbach sehr reich, wohlthätig und liebenswürdig.

ein liebliches Schauspiel sey, sie in ewigen Kerkern verzweifeln, und nutzlos darin leben und sterben zu sehen. Sie rechnen es sich nicht zum Verbrechen, dem Abraham Nachkömmlinge zu geben, und dessen Geschlecht wie die Sterne des Himmels oder den Sand am Meere zu vermehren.

3°. Wir brauchen keinen Regenten zu unterhalten, keine Hofschranzen zu mästen, keine Truppen zu besolden, kein Vaterland zu vertheidigen; wir sind die Unterthanen eines Fürsten, in so fern und so lange uns das ansteht. Behagt uns ein Land nicht mehr, so ziehen wir weiter; und, Dank sey es unsern Wechseln, deren Erfinder wir sind, nie lassen wir unsere Habe im Stich. Von dem Rechte, Grundstücke zu erwerben, ausgeschlossen, sind wir, Gott sey Dank, Fremdlinge in allen Ländern der Welt.

4°. Insgesammt Abkömmlinge Abrahams, Isaaks und Jakobs, kennt man bei uns nicht den lästigen Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen. Die Geburt eines jeden Juden ist erlaucht, und wir verachten keinen unserer Brüder.

5°. Wenn uns die andern Völker verachten, so bleiben wir ihnen warlich nichts schuldig; das müßte ein schlechter Jude seyn, der nicht alle übrige Nationen recht herzlich verachtete. Unter uns giebt es keine Sklaven, keine Leibeigene; wir werden weder zu den Minen, noch zu öffentlichen Arbeiten gezwungen. Nie dienen wir als Soldaten, oder Matrosen. Die Christen schlagen und würgen sich unter einander, um unsern Handel bloß in größere Aufnahme zu bringen.

6°. Die uns vom Gotte Abrahams verheißenen Belohnungen sind bloß zeitliche, und deren erfreuen wir uns schon längst. So hat man uns verheißen, daß wir das Fett der Erde haben sollten; dies Fett ist das Geld. Wir haben den Genuß, und die andern die Lasten und Beschwerden. Haben wir nicht in unsern Händen einen großen Theil der Reichthümer der Welt? Man hat uns verheißen, daß wir auf Wucher ausleihen sollten; sind wir nicht die größten Wucherer des Erdbodens? Auch hat man uns verheißen, daß Andere gegen uns nie Wucher treiben würden; wo ist wohl der Christ, der sich rühmen könnte, einem Juden gegen Wucher geliehen zu haben?

7°. Man beschuldigt uns der Schelmerei und der Treulosigkeit gegen Fremde; aber sind denn diese Fremdlinge nicht unsere Feinde? Gegen unsere Brüder üben wir Sanftmuth, Menschenliebe, Barmherzigkeit. Untereinander beobachten wir die strengste Gerechtigkeit, und halten treu das gegebene Wort. Unser Gott hat uns diese

Pflicht gegen Andere überhoben; und für ihren guten Willen gegen uns, müssen Sie selbst eingestehen, sind wir ihnen blutwenig schuldig.

8. Wir vermischen uns nicht mit den Weibern der Christen und anderer neuerer Völker; auch leiden wir am allerwenigsten an dem Uebel, welches die frommen Spanier vom Ende der Welt hergeholt haben. Ereignet sich einmal ein solcher Unfall, so trifft er gewöhnlich einen Portugiesischen Juden, der sein Gesetz übertritt, indem er der Tochter eines Unbeschnittenen huldigt.

9. Erwägen Sie wohl diese Vortheile, sagte der Rabbi, und sagen Sie dann selbst, ob unsere Juden so unglücklich sind, als man das denkt? Glauben Sie nicht, daß heut zu Tage unsere Nation weit zahlreicher sey, als da sie noch auf die Steppen Judäa's beschränkt war? Halten Sie sie jetzt nicht für unendlich reicher, als zu den Zeiten Davids und Salomons? Ist nicht gerade durch ihre Zerstreuung die gesammte Welt ihr Erbtheil geworden? Erndten wir nicht da, wo Andere gesäet haben? Reisen die Christen nicht von einem Ende der Welt zum andern, bloß um für uns Reichthümer zu sammeln und sich todtzuschlagen?

Der Abbate war wie aufs Maul geschlagen. Er mußte einräumen, daß die Hebräer, so verworfen sie auch sind, in dieser Welt sich großer Vorrechte zu erfreuen haben.

Man hat dieser Tage ein kleines episodisches Stück in einem Akt und in Prosa, unter dem Namen: Der Zirkel, oder der modische Abend, gegeben. Es ist ein ziemlich wahres Gemälde der Geschäftslosigkeit, der Langenweile und Geistesleere der vornehmern Welt und der meisten Pariser Zirkel. Das Stück ist reich an witzigen Einfällen und treffenden Zügen.

Einer davon hat großes Glück gemacht. Der Arzt sagt, nach einem sehr langen und ganz unnützen Besuche: „Meine Damen, „ich muß eilen; ich weiß nicht, wo ich mich vor Geschäften lassen „soll. Die Kranken nehmen so überhand, daß wahrhaftig — mich „meine armen Pferde jammern.“ Man hat das sehr natürlich und sehr spaßhaft gefunden, daß dem Arzte nur die Pferde leid thun. Ein noch weit glücklicherer Zug, und der mir noch besser gefällt, ist der, wo der Baron mit Araminta spricht — über die seligen Genüsse, welche er sich auf seinem Gute zu verschaffen wisse, indem er

den armen Landmann unterstütze, einen Theil der Abgaben für ihn bezahle u. s. w. „Zwar," sagt er, „loben die Leutchen mich „deswegen nicht, allein sie segnen mich."

Des Verfassers Name hat zum Erfolge des Stücks auch nicht wenig beigetragen. Man erwartete so wenig von demselben, daß bei der ersten Vorstellung das Haus leer war. Um so größer war nachher die Ueberraschung. Herr Poinsinet de Sivry galt bisher für eine Art Blödsinniger, und für den Verfertiger ein paar elender Paraden und andern elenden Zeuges. Vor fünf oder sechs Jahren machten sein Cousin Poinsinet, sein Schwager Palissot und noch ein paar andre lustige Vögel ihm weiß, daß der König von Preußen beschlossen habe, ihm die Erziehung des Kronprinzen anzuvertrauen, wenn er seiner Religion entsagen wollte. Dem zufolge schwur er die katholische Religion in die Hände eines protestantischen Hofpredigers ab, welchen der Monarch heimlich abgesandt haben sollte, um einen so unschätzbaren Mann Frankreich abspenstig zu machen. Auch hatte ihm Friedrich den schwarzen Adlerorden geschickt, den man ihn wirklich einige Tage lang tragen ließ. Diese Farce dauerte mehrere Monate lang, und wurde mit mancherlei Zwischenspielen durchwebt, ohne daß dem armen Poinsinet jemals der geringste Zweifel in den Sinn kam. — Ein andermal machten sie ihm weiß, er habe im Zweikampf einen Mousquetaire erschossen. Nun ließ er sich die Haare abschneiden, und hielt sich lange versteckt, um sich den Nachforschungen der Gerechtigkeit zu entziehen. Das nannten seine Freunde einen Menschen mystifiziren, und gaben ihm den Beinamen Poinsinet le mystifié, ein ganz unfranzösischer Ausdruck ohne allen Sinn, der dessen ungeachtet schon ziemlich häufig, selbst in Schriften, gebraucht wird (*).

(*) Trotz dem Mangel an Sinn gebrauchen mehrere vornehmthuende Deutsche diesen Ausdruck, ungeachtet sie einen weit sinnvollern deutschen dafür haben, nämlich hänseln. — Ich glaube, es ist in Mercier, daß ich folgende Anekdote gelesen habe: Poinsinets Freunde machten ihn glauben, der König von Preußen verlange auch noch, daß er die Preußische Sprache erlernen müsse, und nun lernte er Tag und Nacht Preußisch — das heißt das Gälische Kauderwälsch eines Niederbretagners, den man ihm als Preußischen Sprachmeister empfohlen hatte. — Er ertrank beim Baden im Guadalquivir.

Dumarsais, ein herrlicher philosophischer Kopf und höchst naiver und origineller Mensch, galt ziemlich allgemein für einen Freigeist. Ein Kind aus seiner Nachbarschaft, das er ungemein lieb hatte, ward durch einen Zufall verwundet und starb. Der darüber tief betrübte Dumarsais hielt uns bei dieser Gelegenheit eine so pathetische und originelle Philippika wider die Schutzengel, daß wir in einem Athem lachen und weinen mußten. — In seinem Viertel wohnte ein frommer und jansenistischer Buchhändler, der Dumarsais, trotz dessen Unglauben, sehr lieb hatte, und oft mit ihm plauderte. Während einer dieser Unterredungen entstand ein Gewitter, und der Buchhändler sprach zu ihm: "Lieber Herr „Dumarsais, Sie können den lieben Gott nicht leiden. Bei „schönem Wetter, da mögen Sie zu mir kommen, so oft es Ihr „beliebt; aber wenn es donnert, da muß ich Sie bitten, zu Hau„se zu bleiben." — Fragte man Boindin (ebenfalls Freigeist), welcher Unterschied zwischen Dumarsais und ihm Statt finde, so gab er zur Antwort: "Dumarsais ist ein jansenistischer Atheist, „und ich ein molinistischer." — Sie sind beide in sehr hohem Alter, und wie sie gelebt hatten, gestorben, mit einer Einfalt der Sitten, die mit dem Umfange und dem Scharfsinne ihres Geistes einen anziehenden Kontrast bildete — und in einer Armuth, bei welcher sie sich dennoch glücklich fühlten.

Madam Du Boccage, eine gute Frau, aber schlechte Dichterin, erzählt in ihrer Reisebeschreibung unter andern ihre Aufnahme bei Voltaire auf dessen Gute Délices, und wie er beim Nachtessen ihr eine Lorbeerkrone auf das Haupt gesetzt. Ich wohnte dieser Festlichkeit bei, und könnte darüber manche Einzelnheiten mittheilen, welche der Heldin des Tages selbst unbekannt geblieben sind. Voltaire zerquälte sich den ganzen Tag, um nur vier Verschen für sie aus seinem Gehirn herauszupressen, aber vergebens; der Versegott, der den schlechten Gebrauch, welchen er von seinen Talenten machen wollte, vorhersah, hatte sich von ihm abgewendet. Der Schmaus beginnt, aber keine Verse. In seiner Verzweiflung läßt er sich Lorbeerreiser bringen, dreht einen Kranz daraus, setzt ihn auf das vor Entzücken strahlende Haupt der Dichterin, macht ihr hinter dem Rücken mit der freigebliebenen Hand ein paar Eselsohren und steckt ihr die Zunge ellenlang heraus — und

das im Angesicht von wenigstens zwanzig Gästen. Und ich, der ich auf die Gastfreundschaft Stein und Bein schwöre, der da behaupte, daß sie göttlichen Ursprunges sey, mir that es wehe, den ersten Dichter Frankreichs sie gegen eine gute ehrliche Frau verletzen zu sehen, die alle seine Pantalonaden buchstäblich nahm (*).

Ich wünschte wohl, daß endlich ein Philosoph auf den Gedanken geriethe, die Geschichte des Christenthums zu schreiben, und dessen wahren Geist zu entwickeln. David Hume hatte einmal die Idee, eine Kirchengeschichte zu schreiben; allein seitdem wir ihn in Frankreich besitzen, habe ich ihn sagen hören, daß er auf diesen Vorsatz Verzicht gethan habe; und das ist Schade.

Der zu einem solchen Werke geeignetste Mann scheint mir der Abbate Galiani (**). Dieses winzige Wesen, am Fuße des Vesuvs geboren, ist ein wahres Naturwunder. Mit einem lichtvollen und tiefen Blick verbindet er eine unermeßliche und gediegene Belesenheit, mit den Ansichten der Genialität die Aufgewecktheit und alle Annehmlichkeiten eines Mannes, der bloß ergötzen und gefallen zu wollen scheint. Es ist Platon mit dem Feuer und der Geberdensprache Arlekins; es ist der einzige Mensch, so mir in meinem Leben vorgekommen, der weitschweifig und dabei doch immer anmuthig ist. Es ist ewig zu bedauern, daß so viele seltene, fruchtbare und originelle Ideen nur einem kleinen Kreise von Philosophen anvertrauet werden, oder mit den Plaudereien eines fri-

---

(*) Ihr guten Weiber, glaubt es mir aufs Wort, die Männer handeln immerdar als Schelme gegen euch, besonders wenn ihr den Pegasus reitet, auf dem ihr euch stets lächerlich ausnehmt. Mit einer Hand spenden wir euch Lorbeerblätter (wahrscheinlich zum Gebrauch für die Küche), und mit der andern Eselsohren.

(**) Als Staatsmann, origineller Denker, geistreicher Schriftsteller und witziger Gesellschafter gleich ausgezeichnet, lebte mehrere Jahre in Paris, und starb 1787 in Neapel. Es giebt wohl nur wenig Zweige des menschlichen Wissens, welche dieser außerordentliche Kopf nicht durchschauet hätte. Seine Dialogen über den Kornhandel, worin eben so viel Witz als Kenntniß und Scharfsinn angetroffen werden, sind ein Meisterwerk. Es ist ewig zu bedauern, daß von seinen zahlreichen Handschriften nach seinem Tode nichts gedruckt worden ist. Er sagt in einem Schreiben an Frau v. Epinai unter andern: er habe in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht, welche nie das Tageslicht gesehen.

volen Zirkels verdunsten, und daß unser kleiner Neapolitaner träge oder weise genug ist, um die Ruhe dem Ruhme vorzuziehen. Trotz der Liebe, mit der man sich zu ihm hingerissen fühlt, verlangt es vielleicht auch noch die Tugend, daß man nie den Wunsch hege, er möchte auf seine Trägheit Verzicht leisten, sich seinem Genie preisgeben, und die Monumente und Vortheile desselben dem Publikum überlassen — ohne auf die Gefahr Rücksicht zu nehmen, welche er läuft, unglücklich und verfolgt zu werden, wie alle diejenigen, so es gewagt haben, ihr Zeitalter aufzuklären. Darf ich mir irgend eine Eitelkeit zum Vorwurf machen, so ist es die, welche sich wider meinen Willen mir aufdringt, daß ich gleichförmig denke und empfinde mit den beiden seltensten Menschen, welche je das Glück mir in den Weg geworfen hat; ich meine Galiani und Diderot.

Wir saßen eines Abends alle drei vor dem Kaminfeuer und plauderten über die neue Genoveva-Kirche, welche wir vereinigt uns besehen hatten; diese Plauderei führte uns auf die Urform der christlichen Kirchen, und dann weiter auf den Geist des Christenthums. Ich hatte behauptet, daß die Herrnhuter allein in unsern Tagen sich bemüht hätten, die wahre Kirchenregierung wieder herzustellen. Galiani bewies, daß der Geist der Kirche zu allen Zeiten der Geist einer Regierung und nicht einer Religion gewesen sey. Diderot warf uns hie und da bloß einige Einwürfe hin, die uns zwangen, unser System tiefer zu ergründen, welches denn dazu diente, was immer der Fall ist, wenn man auf die Wahrheit gestoßen ist, dasselbe evident und unerschütterlich zu machen.

Montesquieu, in seinem Werke über die Größe und den Verfall Roms, erschöpft sich, um diesen Verfall zu erklären, in Muthmaßungen, die eher sinnreich als philosophisch richtig sind. Zwischen den angegebenen Ursachen und den Ergebnissen derselben finde ich gar keinen Zusammenhang. Eben so verhält es sich auch mit dem berühmten Kapitel seines Geistes der Gesetze, wo er den Einfluß dieses Geistes der Gesetze auf Englands Regierung schildert. Man werfe mir nur eine vier Meilen breite Chaussée auf, von Calais bis Dover, und ich stürze das ganze Kapitel über den Haufen. Eine brillante Phantasie führt leicht irre; sie schafft eingebildete Ursachen; und dringt nicht bis zu den geheimen Triebfedern einer Begebenheit; besonders umfaßt sie nicht jenes Zusammentreffen von Ursachen und Umständen, die dem An-

schein nach fremdartig und zufällig sind, deren aber keine einzige unterdrückt oder abgeändert werden darf, ohne auf das Resultat einzuwirken. Derjenige, so die Witterung am Tage der Ermordung Cäsars als einen dem ganzen Ereigniß gleichgültigen Umstand ansähe, würde nicht den Gang der Natur kennen.

Jemehr man die Ursachen ergründen wird, welche ich von dem Verfall des Römischen Reichs angeben will, jemehr wird man die Ergebnisse derselben unvermeidlich finden; jemehr man in den Geist jener Gesellschaft eindringt, die sich unter dem Namen der Christen bildete, um so weniger wird man darüber staunen, wenn man gewahr wird, wie sie mit der Zeit die Reichspolizei vernichtete, sie durch die ihrige ersetzte, und am Ende eine allgemeine Anarchie erzeugte.

Ich sage nicht, daß dies den Christen Vorsatz gewesen sey. Man muß nicht als die Folge eines wohlüberdachten Systems betrachten, das, was das Werk jener blinden, und oft ihren eigenen Urhebern unbekannten, Gewalt ist, welches man den Geist eines Instituts nennt. Dieser Geist, wenn er thätig wird, ist ein niemals aufzuhaltender Geist der Eroberung. Stößt er auf Hindernisse, so muß er sie entweder überwältigen, oder ihnen unterliegen; allein überwältigt er sie, so erwachsen ihm daraus neue Kräfte, er gewinnt Raum, und allmälig muß sich alles seinem Einflusse beugen. Alles hängt von dem günstigen Augenblick oder Momente ab.

Das Christenthum genoß diesen Vortheil. Seine Grundsätze von Gleichheit, von Gemeinschaft der Güter, von Brüderschaft, so ganz dazu geeignet, zu allen Zeiten die Menge zu verführen, schleichen sich in Rom ein in dem Moment, wo alle Bande, die Menschen an Menschen knüpfen, im Begriff sind, sich aufzulösen, wo alle Vorurtheile, so die Triebfedern der Gesellschaft erhalten und fortpflanzen, zerstört sind. Einerseits hatten der Verkehr mit den Griechen, die Fortschritte der Wissenschaften und der Vernunft, die Geschäftlosigkeit, nothwendige Folge des Verlustes der Freiheit, die philosophischen Sekten ins Unendliche vervielfacht; andererseits hatte die Zügellosigkeit den höchsten Standpunkt erreicht, alle bis zur Uebertreibung gespannte Leidenschaften hatten jenes System der Gleichgültigkeit hervorgebracht, die unausbleibliche Frucht der Geistes- und Sittenlosigkeit. Die Einen mochten keine Götter

mehr, weil sie sie abgeschmackt; die Andern — weil sie sie unbequem fanden.

Die Menschen bekommen alles satt, selbst ihre Religion. Gewisse Zeitabschnitte verlangen eine Erneuerung der Meinungen und der Ideen, ohne weitern Grund, als weil die bisherigen Langeweile machen. Zur Zeit, von der hier die Rede ist, war das Heldenthum gerade zu jenem Punkt der Reife gelangt. Jene Mythologie, die Tochter des Genies und der Poesie, jene den schönen Künsten so günstigen Meinungen, jene Ceremonien, die uns so anziehend und so schön vorkommen, hatten sich ausgelebt; Niemanden lag die Sache der Götter mehr am Herzen.

Gerade in diesem Moment kündigt sich das Christenthum als eine Sekte von Theisten an, die nur einen einzigen Gott, einen ewigen, einen Weltgott anerkennt, welcher nicht wohnt in Tempeln, nicht durch Bilder dargestellt, noch durch Ceremonien verehrt werden kann. Mit dieser neuen Ordnung der Dinge, nachdem es die von jeder Neuheit unzertrennlichen Widersprüche erfahren, stürzt das Christenthum Altäre und Götzenbilder nieder. Seine Gleichheitsgrundsätze locken ihm den Pöbel zu, die Sklaven, über die Hälfte des Reichs; die Gebildeten, die Philosophen, die Staatsmänner sehen die Veränderung gleichgültig mit an, und finden, daß es so ziemlich auf eins hinauskomme, ob das Volk mehrere Götter oder nur einen einzigen anbete, diesen Jupiter oder den ewigen Vater nenne.

Ein vom Volke allenthalben angenommenes System reizte anfänglich eben nicht sehr die Neugier der Philosophen und der vornehmern Klassen; sie bemerkten nicht jenen Geist der Polizei und der Zucht, welcher dahin strebte, im Staate eine abgesonderte und von der Civilgewalt unabhängige Regierung zu bilden, die nur auf Kosten jener sich ausdehnen und auf ihren Trümmern festwurzeln konnte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß, so wie das Christenthum anfängt, festen Fuß zu gewinnen, die Klugheit der Häupter ein Geheimniß aus dessen Polizei macht, und dieses Geheimniß nimmt mit der Neugiede des Publikums zu. Falsche Brüder, die sich in die christlichen Versammlungen drängen, zwingen zu einer Verdoppelung der Vorsichtsmaaßregeln. Die Neubekehrten werden nicht mehr in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht; dies geschieht nur allmälig; nur nachdem man vielfältige Beweise von Treue und Anhänglichkeit abgelegt hat, wird

man der Ehre gewürdigt, die wahren Triebfedern der Maschine kennen zu lernen. Das sind die einzigen Mysterien der Urkirche, und das ist auch der Ursprung des Ansehens der Geistlichkeit, die sich zur Aufbewahrerin derselben macht.

Gleich Anfangs maßt sich diese Polizei eine unumschränkte und ausschließliche Gewalt über alle ihre Mitglieder an. Kann sie dieselben auch noch nicht dem Ansehen der bürgerlichen Gesetze ganz entziehen, so reißt sie doch nichts destoweniger alle Verrichtungen der Gesetzgebung an sich. Nicht allein versucht sie, den Reichsgesetzen eine neue Sanktion zu geben, indem sie dieselben ihren Mitgliedern unter besondern Strafen einschärft, sondern sie reformirt und vernichtet auch deren mehrere, und dispensirt von deren Befolgung alle diejenigen Mitglieder der Sekte, die dagegen ohne Gefahr nicht verstoßen könnten: daher verurtheilt und vernichtet sie die Sklaverei, obgleich ihr noch nicht die Macht gehört, die Sklaven freizusprechen. Sie schafft auch neue Gesetze für alle die Fälle, wofür die Römischen Gesetzgeber, nach den Prinzipien der neuen Polizei, nicht gesorgt hatten. Drei von der Gesetzgebung des Reichs nicht beachtete oder vernachläßigte Fälle werden besonders der Gegenstand ihrer Strenge; der der Apostasie oder des Abfalls, des schrecklichsten aller Frevel, weil er die Sicherheit und die Autorität der Kirche angreift; das Verbrechen des Ehebruchs, welchen Roms Sittenlosigkeit in diesen Jahrhunderten der Ungebundenheit dermaßen hinaufgeschroben hatte, daß zwischen einer rechtlichen Frau und einer Buhlerin gar kein Unterschied mehr war; endlich der Menschenmord, welcher von den Römischen Gesetzen nicht bestraft wurde; denn ein Hauptverbrechen war, einen Römischen Bürger zu tödten, aber einen Sklaven zu morden, kein Verbrechen. Seine Sklaven tödtete man ohne Ahndung, für Geld die Sklaven Anderer. So wurden in allen Provinzen des Römischen Reichs ungestraft zahllose Verbrechen verübt.

So üben die Christen, mitten unter den öffentlichen Unordnungen, eine besondere Gesetzgebung, die, indem sie die Menschen zu den ersten Grundsätzen des Naturrechts zurückführt, ihnen ihr Institut werth und theuer macht. Die Rechtslehre der Kirche bildet sich nun auch allmälig. So wie neue Fälle eintreten, werden neue Bußkanons ausgegeben; die Kirchenbuße mit ihren verschiedenen Abstufungen wird festgestellt. Ein Hauptverbrechen

wird mit dem Kirchenbann bestraft; der Schuldige von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen; die Ausschließung auf längere oder kürzere Zeit von den Versammlungen ist die Strafe der weniger bedeutenden Vergehungen. Diese Buße ist ein wahrer Kriminalprozeß, den die Kirche den Sündern macht, das heißt, denjenigen ihrer Mitglieder, welche sie für straffällig hält; das diesem Prozesse angehängte Urtheil spricht die Strafe aus, welche der Sünder verwirkt hat. Und diese Prozedur hat die Römische Kirche mit der Zeit in ein Sakrament verwandelt; jedoch war sie in ihrem Entstehen so wenig ein Sakrament, daß sie die Reue weder voraussetzte, noch verlangte, und daß sie eben so gut den Sündern auferlegt wurde, die ihre Vergehungen beichteten, confidentibus, als denjenigen, die, ohne sie zu bekennen, davon auf andern Wegen überführt waren, convictis.

Aber nur alsdann erst, als das ungeheuer ausgebreitete Christenthum im Reiche endlich aufgekommen und bekannt wird, entfaltet sich dessen Geist in seiner ganzen Kraft. Von diesem Augenblick an verschlingt und untergräbt es jede andere Gewalt, als die seinige; die Priester, an das Richteramt gewöhnt, streben dahin, die bürgerlichen Richter ganz zu verdrängen, und erreichen mit der Zeit ihren Zweck. Gestattet auch die Kirche den bürgerlichen Gesetzen noch das Recht, zu strafen, so betrachtet sie jedoch diese Strafen als nicht geschehen, und legt ihrerseits, ihrem Codex gemäße, Züchtigungen und Bußen auf. So wird der Unterthan für seine bürgerlichen Handlungen der Kirche verantwortlich. Jedoch fängt man an, einzusehen, daß die Kirchenbuße nothwendig in Verachtung sinken muß, wenn sie keine andere Wirkungen hervorbringt, als die, daß sie von den christlichen Versammlungen ausschließt; man fühlt die Wichtigkeit, ihr einen auf den Stand des Bürgers unmittelbaren Einfluß zu verschaffen, und auch das gelingt; dies ist der kräftigste Schritt zum Kirchendespotismus. Sobald ein Bürger unter der Buße steht, hört er auf, bürgerlich thätig zu seyn, verliert den cingulum militare, das heißt, kann ferner nicht im Heere dienen; und da in einem ganz militärischen Staate nicht ein einziges Staatsamt war, daß demjenigen, der es verwaltete, nicht einen militärischen Rang und Titel verlieh, so wird jeder mit Buße Belegter, der That nach, unfähig im Reiche irgend einem Amte vorzustehen. In dieser Epoche sieht man die Civilmacht

gänzlich der Kirchenmacht unterliegen, und die Gesetze des Staats, ohne Ansehen und Nachdruck, durch Statuten der Kirchenbuße ersetzt.

Von allen Wissenschaften der Regierungskunst ist die, Gesetze abzuschaffen, zur rechten Zeit Grundsätze und Verfahren zu wechseln, unstreitig die schwierigste. Hätte die Geistlichkeit zur rechten Zeit ihre neue Lage erkannt, und ihre Grundsätze dem gemäß eingerichtet, so war es um die Civilmacht geschehen; nie würde sie sich unter ihren Trümmern wieder erhoben haben. Ein einziges Kirchenprinzip, welches man sehr zur Unzeit beibehielt, verhinderte die Priester-Regierung eine veste Dauer zu erlangen, verursachte den Sturz des Reiches und jene allgemeine Anarchie, die allenthalben mit dem Christenthum zugleich sich eindrängte, und deren Ziel und Abhülfe, nach mehreren Jahrhunderten der scheuslichsten Unordnungen, endlich das Faustrecht und das Loos der Waffen wurde.

Die Schwäche der Kirche in ihren Anfängen, ihre Ideen von Gleichheit und Verbrüderung hatten jene Maxime, daß die Kirche vor dem Blute Abscheu hat: Ecclesia abhorret a sanguine, zur Grundmaxime erhoben. Dieses Prinzip schleicht sich in das Reich mit den übrigen christlichen Ideen, hebt die Spiele der Gladiatoren auf, entnervt den Muth, und zerstört den militärischen Geist. Jener Strom von Barbaren, den zwei oder drei hundert Jahre zuvor einige Römische Legionen aufgehalten und in seine Wälder zurückgeworfen haben würden, findet nirgends mehr Widerstand. Ein heiliger Ambrosius zwingt allerdings einen leichtgläubigen und rohen Heerführer eine Hauptkirche in Mailand zu schonen; allein es wären disziplinirte Cohorten erforderlich gewesen, um ihn zu hindern, Rom zu Grunde zu richten, und es gab ja keine andere Disziplin mehr als die Kirchendisziplin; das Reich wird ein Raub der Barbaren.

Jedoch konnten diese Barbarenhorden, nachdem sie das ganze Reich verschlungen, wiederum vom Geiste der Kirche unterjocht werden; dann konnte man von dieser sagen, was Horaz von dem durch die Römer unterworfenen Griechenlande sagt: Capta ferum victorem cepit. Allein jenes Prinzip des Abscheues vor dem Blute verhindert diese Eroberung, und endigt mit der gänzlichen Vernichtung der Polizei. Die Kirchenzensuren sind für die Verbrechen ein zu schwacher Zaum; der Feuereifer der apostolischen

Zeiten ist vorüber; man gewöhnt sich an die Buße; man hört auf, sie zu fürchten; man beugt den Nacken unter dieselbe, und, sobald sie zu Ende ist, sündigt man auf neue Rechnung. Die Fortschritte des Aberglaubens und die Habsucht der Klerisei schrauben bald die Zügellosigkeit dermaßen in die Höhe, daß man dem Verbrecher die Wahl läßt, entweder sich der von den Kanons auferlegten Buße zu unterwerfen, oder eine Geldbuße zu entrichten, so jene Buße aufzuwiegen festgesetzt wird. Alle Verbrechen erhalten eine Taxe, und nur nach dem Tarif bezahlt der Schuldige. Verbrecher nur bedecken Europa mit christlichen Tempeln. Ein vornehmer Meuchelmord wird gebüßt durch Stiftung eines Klosters; ein Ehebruch vollendet eine von einem Sodomiten angefangene Kirche. Die Verderbniß erreichte den Gipfel, als es erlaubt ward, auf künftige Verbrechen zu pränumeriren, und im Voraus Frevel zu bezahlen, über deren Ausführung man noch nachsann, und welche man alsdann mit der größten Gewissensruhe vollführte.

Diese Nachsicht (Indulgenz) und diese Krämerei ersticken endlich bis auf den Schatten einer Polizei, und nun tritt das Menschengeschlecht allmählich in seinen Urstand zurück; das Naturrecht ermannt sich wieder; ein Jeder sucht sein Recht durch eigene Kraft zu schützen. Nun entsteht ein Krieg vom Einzelnen zum Einzelnen; der Zweikampf wird zum rechtmäßigen Mittel, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, erhoben. Europa bleibt, mehrere Jahrhunderte hindurch, in jenem beweinenswürdigen Zustande von Stumpfsinn und Barbarei versunken, wodurch dasselbe jede Idee von Kunst, von Polizei und Moral verliert. Seit dreihundert Jahren erst sind wir aus diesem Todesschlafe erwacht. Maximilian I., indem er den Landfrieden wieder herstellte, den Einzelnen den Krieg untersagte, und sie zwang, sich der Autorität der, zur Handhabung der Gerechtigkeit, neuerschaffenen Tribunale zu unterwerfen, setzte jene Polizei, so die Reiche erhält, und die von der Kirchenpolizei verdrängt worden war, wieder in ihre ehemaligen Rechte ein; der Criminal-Codex Carls V. stellte die Strenge der Strafgesetze wieder her. Von diesem Zeitpunkte an hat die Civilmacht allmälig alle ihre Rechte wiedererlangt, und das Kirchenthum ist seinem Untergange immer näher gerückt, wozu die Wiedergeburt der Gesetze, der Künste und der Wissenschaften, so wie auch die der militärischen Krie-

geszucht und des politischen Systems Europa's kräftig mitgewirkt haben.

Voltaire und Rousseau scheinen mir ganz die Rollen des Demokrit und Heraklit zu wiederholen, so ähnlich sehen sich die Menschen zu allen Zeiten. Der eine weint und wehklagt unaufhörlich, während der andere alles belacht und verspottet. Hätte Rousseau mit Le Franc de Pompignan in Hader gelegen, und ein Verwandter dieses letztern, ein königlicher Gardeoffizier, dem Philosophen ein drohendes Herausforderungs-Schreiben zugeschickt, so würde der Philosoph über Mord und Todschlag geschrieen haben; Europa's gesammtes Militär, ja das Menschengeschlecht sammt und sonders hätten dafür tausend blutige Schmähungen einstecken müssen. Voltaire empfängt den obbenannten Fehdebrief, lacht darüber recht herzinniglich und schreibt an den Herzog von Choiseul: "Exzellens, das ist eine bitterböse Familie für mich „armen Mann: nicht genug, daß der Eine mein ganzes Leben „hindurch mit seinen Versen mir die Ohren zerschunden hat, will „der Andere nun gar sie mir vom Schädel wegputzen. . . . . .

Der Dichter Roy, von dem ich seit einem Jahr Frankreich befreit wähnte, ist so eben erst gestorben. Seit länger als zehn Jahren war er blödsinnig und Kopfhänger, nachdem er sein ganzes Leben hindurch feige und boshaft gewesen war; so was verträgt sich sehr gut mit einander. Die Stockprügel hatten ihn ganz stumpf an Leib und Seele gemacht.

Roy machte sich über seine boshaften Streiche eben keine Vorwürfe; am stärksten pochte ihm darüber das Gewissen, daß er Opern gemacht, deren üppige Moral sich mit der christlichen Sittenlehre so schlecht verträgt, und als sein Beichtvater, um ihn darüber zu beruhigen, ihm versicherte, daß das alles vergessen und vergeben sey, rief der arme Sünder mit großer Zerknirschung des Herzens aus: "Ach! ehrwürdiger Herr, sie sind viel zu „schön, als daß Frankreich sie jemals vergessen könnte." — Wenn er keine andere Sünden sich vorzuwerfen hatte, so hätte er schon längst in Frieden dahin ziehen können.

Der Abbe v. Boufflers hat sich von der frühsten Jugend an durch viel Witz und Talent, und eine tüchtige Portion Geniestreiche ausgezeichnet. Mehrere ausgelassene und mit nicht wenig Freigeisterei gewürzte Liederchen, das Mährchen von der Königin von Golconda, welches er im Seminario von St. Sulpice dichtete, wo er auf den Bischof losstudirte, und eine strenge Prüfung seines Gewissens haben ihn wahrscheinlich überzeugt, daß sein Beruf für das Episkopat nicht so ganz ausgemacht sey. Allein, da es auch darauf ankam, vierzigtausend Franken jährlicher Einkünfte zu retten, welche er von Pfründen bezog, so König Stanislas, aus besonderer Anhänglichkeit an die Mutter des angehenden Prälaten, demselben in Lothringen geschenkt hatte, so hat er den kleinen Priesterkragen gegen das Maltheser Kreuz vertauscht, welches den Besitz von Pfründen nicht verbietet — und der Abbe Boufflers hat sich in den Chevalier Boufflers verwandelt. Unter diesem Namen ist er im Feldzuge 1762 zum erstenmal in Hessen aufgetreten. Der Chevalier Boufflers hatte von den Annehmlichkeiten und dem Muthwillen des Abbe Boufflers nichts eingebüßt; er hatte ihnen bloß die Würze der Skandals benommen. Er richtete damals über diese Standesveränderung an seinen ehemaligen Erzieher, den Abbe Porquet, ein anziehendes Schreiben, dessen Eingang wenigstens ich weiterunten mittheilen will.

Der Chevalier Boufflers würde nichts weniger als ein gewöhnlicher Mensch seyn, könnte nur sein Kopf jemals zur Reife gelangen; allein bis jetzt ist noch keine Hoffnung dazu vorhanden. Der Marquis v. Saint-Lambert nannte ihn einst Volteur den Großen; und das war höchst passend.

Er war bei der Armee, was er in den Pariser Zirkeln gewesen war, voller Muthwillen und Aufgewecktheit. So hatte er das eine seiner Pferde den Prinz Ferdinand, und ein anderes den Erbprinz (*) genannt. Besuchte ihn des Morgens Jemand, gleich rief er einen seiner Reitknechte und fragte ihn mit großem Ernst, ob der Prinz Ferdinand oder der Erbprinz gestriegelt worden? "Ja, Herr Chevalier." — Ich lasse sie alle Morgen striegeln, sagte er dann ganz kalt zur Gesellschaft; Sie sehen, meine Herren,

(*) Beide von Braunschweig nämlich.

Herren, daß ich das Ding ein Bischen besser verstehe, als unsere Marschälle.

Er hat so eben eine Lustreise durch die Schweiz beendiget, und da er unter andern Talenten auch recht artig malt, so war er auf den Einfall gerathen, sich für einen Maler auszugeben, und hat in allen Städten, durch welche er gekommen, die vornehmsten Einwohner, und besonders die reizendsten Einwohnerinnen gemalt. Gewißlich waren die Sitzungen nicht langweilig; lustige Liederchen, drollige Schwänke und Mährchen erheiterten die Gesichter, welche der Maler auf die Leinwand heften sollte, und, um sich vollends den Ruf eines in seiner Art einzigen Menschen zu erwerben, ließ er sich für jedes Gemälde nur einen Thaler zahlen. Allein als er bei seiner Rückkehr nach Genf, seinen wahren Namen wieder hat annehmen wollen hat man ihn fast wie einen Landstreicher behandelt.

An den Abbé Porquet.

Endlich, mein lieber Abbe, bin ich im Begriff, ein Vorhaben auszuführen, das von jeher mein Gemüth angelächelt, aber Ihr Verstand stets gemißbilligt hat, nämlich meinen Stand zu wechseln. Es ist freilich keine Kleinigkeit, im vier und zwanzigsten Jahre seines Lebens gleichsam ein neues Leben zu beginnen. Sie werden mir vielleicht sagen, daß so was mehr Nachdenken erfordert, als mein Alter und meine Lebhaftigkeit besonders zulassen; allein verdammen Sie mich nicht, ohne mich noch einmal angehört zu haben; und da in allem, was Glück und Zufriedenheit anbetrifft, nur die dabei interessirten Parteien selbst eine gültige Stimme haben, so erlauben Sie gütigst, daß ich als mein eigener Sachwalter auftrete.

Ich war auf gutem Wege zum Glücke, meine ersten Schritte waren von der Art, daß ich schwerlich das Ziel verfehlen konnte. Die günstigsten Umstände schienen sich zu vereinigen, um meiner Phantasie die glänzendste Zukunft zu eröffnen. Ohne alles Verdienst hätte ich eben so gut, wie so viele Andere, noch einige Pfründen erlangen können; wer weiß, ob einige Schliche und Ränke mehr mich nicht am Ende an die Spitze der Klerisei gebracht hätten. Allein ich habe es vorgezogen, Adjudant im Heere Soubisens zu werden: trahit sua quemque voluptas. Die erste Vor-

schrift der Lebensweisheit ist nicht, Reichthum und Macht zu erwerben, sondern seine wahren Neigungen zu erforschen und zu befolgen. Alexander, mit dem Golde Asiens in seinen Kisten und dem Scepter der Welt in seinen Händen, suchte das Glück in Babylon auf, und ein unbedeutender achtzehnjähriger Hirtenbube wird es in seinem Dörfchen erhaschen, wenn er die von ihm geliebte Dirne zur Ehe erhält.

Aber lassen wir Alexander Alexander seyn, und kommen wir wieder auf mich zurück, der ich dem Hirtenbuben ähnlicher als jenem bin. Sie wissen, daß heisses Blut, ein unbesonnenes Gemüth, der Trieb zur Unabhängigkeit die drei Hauptzüge meines Charakters sind; vergleichen Sie diesen Charakter mit den Pflichten des von mir ergriffenen Standes, und Sie mögen dann selbst entscheiden, ob ich wohl dafür paßte. Es ist Ihnen nicht unbekannt, wie unmöglich es mir wird, und wie nothwendig es doch für einen Geistlichen ist, alles, was er wünscht, zu verhehlen, alles, was er denkt, zu verkleiden, auf alles, was er spricht, wohl zu achten, und besonders zu verhüten, daß man alle und jedwede Handlung von ihm erspähe. Nun bedenken Sie ferner den teuflischen Haß, die tödliche Eifersucht, den Verrath und die Treulosigkeit, die in dem Priesterherzen noch weit ärger, als in jedem andern, hausen — und dann das leichte Spiel, welches meine Unerfahrenheit, meine Unbesonnenheit, meine Ausgelassenheit Andern gegen mich verschafft hätten — und Sie werden einräumen müssen, daß ich auf keine Weise geeignet war, mit dergleichen Leuten zu leben und zu verkehren. Rechnen Sie denn für Nichts das allgemeine Zetergeschrei über die Freiheit meiner Aufführung? Nur die Dummköpfe schreien, werden Sie mir allerdings sagen; um so schlimmer, wahrhaftig! Besser wäre es, wenn das von den verständigen Leuten geschähe; es würde dann weniger Aufsehen und Lärmen machen. Die Dummköpfe siegen durch ihre Zahl, und nur die Zahl entscheidet immer. Unser Ankämpfen gegen sie ist ganz vergeblich, wir werden sie nicht schwächen; sie überwältigen uns jedesmal; stets werden sie die Regenten des Weltalls bleiben; stets werden sie fortfahren, die Gesetze zu geben, und Rang und Ordnung in der Gesellschaft zu vertheilen. Nicht eine Sitte, nicht ein Gebrauch, nicht eine gesellige Pflicht wird eingeführt werden, wovon sie nicht die Urheber wären; kurz, sie werden immerfort die verständigen Leute

zwingen, wie sie, zu sprechen und fast eben so zu denken, weil es ganz in der Regel ist, daß die Besiegten die Sprache der Sieger reden. Zufolge der außerordentlichen Verehrung, von welcher, wie Sie wissen, ich für die Allmacht der Dummköpfe durchdrungen bin, handele ich da unrecht, wenn ich sie wieder mit mir auszusöhnen versuche, und muß ich nicht als den schönsten meines Lebens den Moment meiner Aussöhnung mit den Beherrschern der Welt betrachten? Haben Sie Nachsicht mit der Lustigkeit, womit ich meine Gründe durchwebe; es geschiehet sowohl Ihret- als meinetwegen — damit wir uns nicht langeweilen. Ueberdies gestattet ja auch Horaz, Ihr Freund und Muster, zuweilen, indem man die Wahrheit sagt, zu lachen, und der erste Philosoph des Alterthums war gewiß nicht der Murrkopf Heraklitus.

Ich hätte, werden Sie sagen, zufolge meiner Ehrfurcht für die Dummköpfe, meinen Stand aufgeben können, ohne deswegen in einen andern zu treten; allein die Dummköpfe haben mir von Kindheit an gelehrt, daß man in der Gesellschaft einen Stand haben müsse. Da habe ich gegen sie geäußert, ich wünschte wohl den eines Freundes der Künste und Wissenschaften zu bekleiden; allein sie haben mir gesagt, das möchte ich bleiben lassen, denn dazu besäße ich zu viel Witz. Nun habe ich sie gefragt, wozu ich mich denn bestimmen sollte, und sie haben mir folgenden Bescheid gegeben: "Wir haben vor mehrern Jahrhunderten gewollt, daß Du ein Edelmann seyn solltest; heut zu „Tage wollen wir, daß jeder Edelmann in den Krieg ziehe." — Darauf habe ich mir geschwind einen blauen Rock machen lassen, habe mir das Maltheserkreuz angeheftet — und ziehe von hinnen.

Noch müssen Ihnen manche Einwürfe über die Art, wie ich meinen Entschluß gefaßt habe, übrig bleiben. Ich habe sie bereits alle mir schon selbst gemacht. Ich werde sie Ihnen mit aller Aufrichtigkeit, die Sie an mir kennen, auseinandersetzen, und sie Ihnen mit einem Ernste, den Sie nicht an mir kennen, beantworten. U. s. w. (*)

(*) Dieser originelle Bouflers ist bis an seinen Tod stets derselbe geblieben. Wir haben ihn nach der Revolution in Berlin als Mitglied der dortigen Akademie, und in Rheinsberg unter den Umgebungen des Prinzen

Abbate Galiani behauptet, daß alle Menschen mit einem außerordentlichen Triebe sich in Angelegenheiten zu mischen, so sie nichts angehen, geboren werden, daher denn das Wesen der Freiheit auf dem Rechte beruhe, sich in Anderer Angelegenheiten zu mischen. Diese Definition, die beim ersten Anblick ein bloßer Scherz zu seyn scheint, wird philosophisch und tiefsinnig, je ernsthafter man sie prüft. Das Wesen des Despotismus bestehet also in dem Verbote, sich in Anderer Angelegenheiten zu mischen, und dieses Verbot erzeugt die Erstarrung und alle übrige Leiden der despotischen Regierungen, während daß das Recht, sich in Anderer Angelegenheiten zu mischen, in den Freistaaten und den gemischten Regierungen eine fortwährende gegenseitige Aktion und Reaktion der Glieder des politischen Körpers erzeugt, und aus dieser Bewegung entspringt die Kraft der Constitution eines Staats, so wie die Gesundheit des thierischen Körpers von dem freien und leichten Umlauf aller Säfte abhängt.

In den despotischen Regierungen gebietet der Sultan seinem Wessir, dieser dem Pascha, der Pascha dem Kadi; Alles steht vereinzelt da, nichts hält an einander; Aktion ist zwar vorhanden, aber keine Reaktion. In den freien oder gemischten Regierungen hat der Souverain entweder einen Rath oder Senat; ein jedes Mitglied dieses Raths hängt mit Verwandten, Freunden und angesehenen Familien zusammen; dieser Rath theilt gewöhnlich den Willen des Fürsten Ständen, Parlementern oder Staatskorporationen mit. Diese Korporationen haben das Recht, Bemerkungen zu machen. Alles ist ineinander geschlungen, alles wird zur Unterhandlung, ein jeder Bürger hat das Recht, sich in Etwas zu mischen, das ihn persönlich nichts angeht. Da ist immerwährend Aktion und Reaktion.

So ausgemacht ist es, daß die öffentliche Wohlfahrt von diesem Rechte und diesem Bedürfniß, sich in etwas zu mischen, abhängt, daß, wenn man sich ein treues Gemälde von der Lage eines Unterthans eines despotischen Reiches und der Lage eines Bürgers in einem Freistaate entwirft, man alle Vortheile, wie es scheint, auf Seiten des ersten antrifft. Ein Englischer Offi-

Heinrich gesehen. Das höchste Ideal eines frivolen und von Witz und Lebendigkeit übersprudelnden Franzosen, der jedoch eine Menge angenehmer Talente und Kenntnisse in sich vereinigte.

zier aus der Garnison von Gibraltar machte eines Tages ein paar Abstecher nach den Küsten Afrika's, welche er seit seinem Aufenthalt in jener Festung aus seinem Fenster gesehen hatte. Er verweilte zuerst in Tetuan, wo er mit einem dortigen Einwohner Bekanntschaft anknüpfte. Dieser sprach einst zum Britten: "Ich „bedaure euch, daß ihr gezwungen seyd, in jenem Neste dort zu „leben, wo ihr mit euern Landsleuten gleichsam, wie die Vögel, „in der Luft schwebt, und euch ja zu Tode langeweilen müßt." — Der Britte, darüber erstaunt, ein Gegenstand des Mitleids für einen Tetuaner zu seyn, erkundigte sich bei demselben nach der Lebensweise, den Gesetzen, der Polizei Tetuans. Er erfuhr, daß der Tetuaner dem Staate nichts bezahle, daß Niemand sich in dessen Angelegenheiten mische; daß, enthalte er sich nur des Diebstahls oder des Mordes, Niemand ihm Rechenschaft von seinen Handlungen absordere, und daß im Grunde wenig Menschen so frei seyen, wie ein Bürger zu Tetuan. Während dieser Plauderei ersuchte der Britte seinen neuen Freund, ihn in den Palast des Statthalters zu führen. "Da werde ich mich wohl hüten, „erwiederte der Tetuaner, das ist ein gewaltiger Murrkopf, der „die Köpfe ganz mir nichts dir nichts heruntersäbeln läßt." — So schwebt ihr denn hier in steter Todesangst? fragte ihn der Britte. — "Keinesweges, erwiederte der Bürger, ich werde „nie in meinem Leben etwas mit dem Statthalter zu schaffen haben; mag er mürrisch oder lustig seyn, das soll mich wenig „kümmern. Wollet ihr einmal auf meinem Landhause zu Nacht „bei mir speisen, da sollet ihr meine Frau und meine beiden „Töchter kennen lernen, und zugleich sehen, daß ich mich um „unsern Statthalter so gut wie gar nicht bekümmere. Meine ganze Klugheit beschränkt sich darauf, daß ich sein Wohnviertel zu „vermeiden suche, und mein einziger Kummer besteht darin, daß „ich hier von meinen Fenstern aus jenes Felsennest dort erblicke, „und dabei mir immer der Gedanke aufstößt, wie sehr ihr euch „darin langeweilen müßt."

Dieser Bürger hat mit der treuherzigen Schilderung seiner Lage das Gemälde eines jeden Unterthans eines depotischen Staats geschildert. Man vergleiche dieses Gemälde mit dem eines Englischen oder Holländischen Bürgers; man sehe jene Menge von Abgaben, denen er erliegt, diesen Wust von Gesetzen und Förmlichkeiten, in welche er sich fügen muß: nicht einen Schritt kann

er thun, ohne zu bezahlen, ohne zu gehorchen, und ohne Zwang und Hemmketten zu fühlen. Man frage einen edeln Venetianer nach dem Verzeichnisse seiner Vorrechte, und man wird eine unabsehbare Reihe von Vorrechten gewahren, welche man eher für eben so viele Sklavenbande halten wird. Und gerade diese Wesen nennen sich frei, bloß vermöge des Rechts, welches sie sich vorbehalten haben, irgend einigen Antheil, irgend einigen Einfluß bei der Vertheilung und Auflegung jenes endlosen Zwanges zu haben, und außer den ihrigen noch andere Angelegenheiten betreiben zu können.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß in dieser Aktion und Reaktion aller Bürger auf einander der große und wahre Vorzug der Freiheit bestehe, derjenige, so dem ganzen Staatskörper das Leben giebt und erhält, während der Mangel an Reaktion und jene isolirte und, so zu sagen, senkrechte Aktion der despotischen Regierungen in diesen allenthalben Starrsucht und alle die daraus entspringenden Gebrechen erzeugen, troß dem Anschein einer vollkommenen Ruhe in Absicht eines jeden Einzelnen.

Poinsinet hat mit seiner neuen Oper Tom-Jones einen gar erbärmlichen Fall gethan, und dieser Fall hat tausend schlechte Einfälle und Späßchen erzeugt. So hat man, z. B., den Verfasser auf dem Theater de la foire hervorgerufen. Ein Esel ist zum Vorschein gekommen. Hanswurst streichelt ihn, und spricht: „O das reinliche, nette Thierchen!" — In eben dem Augenblick mistet der Esel, und alle Schauspieler rufen einstimmig: Point si net! Point si net!

Man kann eben nicht sagen, daß dieses philosophische Jahrhundert die Vermögensumstände der Philosophen sehr begünstiget habe; vielleicht wird das kommende Geschlecht gerechter seyn; von jeher war die Erkentlichkeit nur ein nach dem Tode gebornes Kind. Diderot, nach dreißigjährigen literärischen Arbeiten, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Bibliothek zu verkaufen, um mit dem Ertrage die Ausbildung einer einzigen Tochter bestreiten zu können. Seit mehrern Jahren hatte er sich vergebens um einen Käufer beworben, als ich auf den Einfall gerieth, die Bi-

bliothek der Kaiserin von Rußland anzubieten. Mit diesem Geschäft beauftragte ich den General Betzky, dessen Bekanntschaft ich während dessen Aufenthalt in Frankreich gemacht hatte. Folgendes hat er mir darauf geantwortet:

Der großmüthige Schutz, den unsere erhabene Monarchin Allem angedeihen läßt, was Bezug auf die Wissenschaften hat, und ihre besondere Hochachtung für die Gelehrten, haben mich bestimmt, Derselben einen getreuen Bericht von den Gründen abzustatten, welche, zufolge Ihres Schreibens vom 10. Februar, Herrn Diderot bewegen, seine Bibliothek zu veräußern. Das theilnehmende Herz der Kaiserin hat es nicht ohne Rührung vernehmen können, daß dieser in der Gelehrten-Republik so berühmte Philosoph sich in dem Fall befindet, der väterlichen Zärtlichkeit den Gegenstand seiner Ergötzungen, die Quelle seiner Arbeiten und die Gefährten seiner Muße aufzuopfern. Auch haben Ihro kaiserche Majestät, um demselben einen Beweis ihres Wohlwollens zu geben, und ihn zur Fortsetzung der von ihm betretenen Bahn aufzumuntern, mir den Auftrag ertheilt, für Höchstdieselbe diese Bibliothek für Funfzehntausend Franken, welche Sie gefordert haben, anzukaufen, jedoch nur auf die einzige Bedingung, daß Herr Diderot die Benutzung seiner Bücher behalte, bis es Ihro Majestät belieben werde, dieselben abfordern zu lassen. Die Anweisung auf Sechszehntausend Franken ist bereits an den Fürsten Galitzin, Höchstdero Gesandten in Paris, abgegangen. Der Ueberschuß, der jährlich fortdauernd erfolgen wird, ist ein neuer Beweis der Gnade meiner Monarchin für die Mühwaltungen, welche Herr Diderot auf die Aufbewahrung und Instandhaltung seiner Bibliothek verwenden muß. Damit wäre die Sache abgemacht.

Bezeugen Sie gefälligst Herrn Diderot, wie schmeichelhaft mir die Gelegenheit gewesen ist, demselben in etwas nützlich zu seyn. U. s. w. J. Betzky.

Dieses Schreiben ist vom 16. März. Nie ist eine Wohlthat besser angebracht noch freundlicher ertheilt worden. Die Wendung ist etwas ganz Neues. Die Kaiserin kauft die Bibliothek des Philosophen, damit er sie behalten könne, und zahlt ihm überdies jährlich hundert Louisd'or, um ihn für das Unglück schadlos zu halten, seine Bücher behalten zu haben.

Ich bin trostlos, daß ein armseliger Priester, Abbe Méry genannt, einen Stoff an sich gerissen hat, den ich von einem geist- und geschmackvollen Manne hätte mögen behandeln sehen. Er hat seinem Werke den Titel: die Theologie der Maler und Bildhauer vorgesetzt; und warlich, man sollte unter diesem Titel eine herrliche Poetik für jene beiden Gattungen von Künstlern vermuthen. Zum Glück ist der vom Abbe Méry behandelte Stoff neu und unberührt geblieben. Der Verfasser empfiehlt, im Gemälde des Teufels weder die Hörner, noch den Schweif, noch die Krallen zu vergessen; die Hörner, wegen dessen Macht, den Schweif, als das Werkzeug des Betrugs und der Verführung, die Krallen, wegen seiner Raubgier. Ich, um einen armen Teufel zu malen, empfehle den Künstlern die Figur des Abbe Méry, wenn nämlich der Abbe Trublet nicht sein altes wohl erwiesenes Recht, zum Modell zu dienen, reklamirt.

Wir haben bei allen nur etwas gebildeten Völkern tragische Vorstellungen gesehen, weil es in der Natur des Menschen liegt, daß er sich gern von dem Gemälde der Leiden seiner Gattung rühren läßt; allein diese Tragödien waren immer mit komischen Scenen und Narrenstreichen untermischt, weil es ebenfalls in der Natur des Menschen liegt, daß er sich nicht lange betrüben mag, und der wirkliche Schmerz ist nur deswegen von Dauer, weil er unwillkührlich ist. Nichts ist wohl der Wahrheit der Nachahmung mehr entgegen, als dieses monstruöse Gemisch von Ernst und Lustigkeit; und dessen ungeachtet hat es bei allen Völkern Glück gemacht; und selbst in Frankreich, wo der Geschmack sich nach den streugsten Räsonnements geläutert, wo die tragische Darstellung keinen Zusatz hat dulden mögen, hat man doch stets, nach Rodogune oder Andromache, eine kleine Posse geben müssen, um den schmerzlichen Eindruck, den die Versammlung erlitten, zu schwächen, und so diejenigen, die so eben geschaudert und geweint hatten, sich wieder auslachen zu lassen. Ich erinnere mich nicht, jemals in irgend einem Theoriefabrikanten etwas, das diese Wissenschaft lehrt, gelesen zu haben, oder auch nur etwas, das zu einer solchen Spur führen könnte; sie glauben immer, damit alles abgethan zu haben, wenn sie nur recht tüchtig die Nachahmung der Natur anempfehlen. Zum Glück, daß diejenigen, so

den Beruf des Genies haben, durch einen Instinkt geleitet werden, kraft dessen sie das Geheimniß der Natur und die Kunst zu gefallen errathen; und diese beiden Geheimnisse entspringen aus dem Studio des Menschen und dispensiren das ächte Genie von der Obliegenheit, bei den Philosophen und Kunstrichtern in die Schule zu gehen (*).

Schreiben einer Frau an ihren Ehemann, Soldat im Schweizerregiment v. Lochmann.

Mein Herzallerliebster, ich kann nicht umhin dir zu melden, daß ich, Gott sey Dank, gesund und munter bin. Es wird mir sehr lieb seyn, wenn ich das nämliche von dir erfahre. Ich hoffe, es geht dir immer wohl. Im Hause geht auch alles gut, außer daß deine Brüder mich sehr ärgern; daher wünschte ich, daß du um Urlaub bei deinem Hauptmann anhieltest, und bald nach Hause kämst. Deine Brüder sind rechte Lästerzungen, die mich eben so behandeln, als wenn ich eine H... wäre. Ich verbleibe in der Hoffnung, dich wiederzusehen, deine in den Tod getreue Anne Grethe.

P. S. Auch muß ich dir noch melden, aber ich darf es fast nicht, jedoch verhoffe ich, daß du dir nicht recht viel daraus machen wirst; ich muß dir also noch sagen, daß ich unserm Nachbar Görgen ein Bischen zu nahe gekommen bin, und da bin ich nun schwanger geworden. Ich werde gewiß das Kind so pflegen, als wenn es dir angehörte. Ich bitte dich, spute dich doch recht sehr, damit du noch vor der Taufe eintriffst, und mich wieder zu Ehren bringest. Das kannst du wohl: bin ich nicht immer deine liebe Anne Grethe? Und du weißt wohl, wenn du hier gewesen wärest, wäre mir das Unglück gewiß nicht zugestoßen.

Garrick hat uns Wort gehalten. Nach zurückgelegter Wanderung durch Italien, hat er hier mit uns sechs Monat verlebt, und ist seit dreien wieder nach England zurückgekehrt. Er wäre

(*) Ich brauche wohl schwerlich an Shakespear zu erinnern.

undankbar, wenn er sich nicht zuweilen ein wenig nach Frankreich zurücksehnte, wo er die ausgezeichnetste Aufnahme erfahren, wo er jedoch vorzugsweise auf den Umgang mit den Philosophen sich beschränkt hat. Sie haben ihn ungemein liebgewonnen, und auch er fand großes Behagen an ihrem Ton, ihren Sitten und ihren Einsichten. Ich bitte die Engländer um Verzeihung, aber größtentheils habe ich sie ihre Vorzüge übertreiben, und ihre talentvollen Männer oft ohne Noth und zwar gewaltig unbefangen über Alles erheben sehen, was die andern Nationen Berühmtes und Ausgezeichnetes besitzen; nur hier allein haben sie mich nicht getäuscht. Garrick ist in der That über alles Lob erhaben; um sich eine Idee von ihm machen zu können, muß man ihn gesehen haben; allein man kann auch sagen, daß, wenn man ihn nicht gesehen, man noch nie eine ächte theatralische Darstellung gesehen hat.

Dieser Schauspieler ist der einzige, der alles erfüllt hat, was meine Einbildungskraft von einem Schauspieler erwartete und verlangte; und er hat mir, zu meiner großen Befriedigung, dargethan, daß die Ideen, welche man sich von der Vollkommenheit macht, nicht so ganz Hirngespinnste sind, wie gewisse beschränkte Köpfe uns das gern einreden möchten. Für das Genie giebt es keine Schranken.

Die große Kunst David Garrick's bestehet in der Leichtigkeit, aus sich selbst herauszutreten, und ganz in die zu spielende Rolle überzugehen; und sobald er dies gethan, hört er auf, Garrick zu seyn, und er ist einzig das, was er vorstellt. Man möchte darauf schwören, daß er Züge und Gestalt verändert habe, und daß er nie wieder zu seiner vorigen Form zurückkehren könne. Sein Gesicht kann man leicht entsteilen, das ist begreiflich; allein Garrick kennt weder Grimasse noch Ueberladung; alle Veränderungen in seinen Zügen entspringen aus der Aufregung seines innersten Gemüths; nie übertreibt er die Wahrheit; und dann ist er noch in jenes andere unbegreifliche Geheimniß eingeweihet, sich zu verschönern, ohne andere Hebel als die der Leidenschaft. Wir haben ihn die Dolchscene im Macbeth, in einem Wohnzimmer und in seinem gewöhnlichen Anzuge, ohne alle Beihülfe der theatralischen Täuschung, geben sehen; und in den Maaßen, daß er mit den Augen jenem in der Luft schwebenden und sich fortbewegenden Dolche folgte, erreichte er einen so hohen Grad von Schöne, daß er der

Gesellschaft einen Schrei allgemeiner Bewunderung entlockte. Wer sollte es glauben, daß dieser nämliche Mann, einen Augenblick später, mit gleicher Vollendung einen Kuchenjungen nachmacht, der kleine Pasteten auf dem Kopfe tragend und mit aufgesperrtem Maule alles angaffend, auf einmal seinen Kuchenkorb in die Gassenrinne fallen sieht, anfänglich ganz verblüfft dasteht, und endlich in Thränen ausbricht? Mit der nämlichen Vollendung spielt er alle Rollen, wovon Muster in der Natur vorhanden sind; die einzigen, so er nicht zu spielen weiß, sind jene erkünstelten Rollen, welche mit nichts Aehnlichkeit haben, und bloß in der regellosen und dürren Phantasie des Dichters ihren Grund haben. Er behauptet, man könne kein guter tragischer Schauspieler seyn, wenn man nicht zugleich ein trefflicher komischer Schauspieler ist. Ist dies gegründet, so hat er ein furchtbares Verdammungs-Urtheil gegen viele gepriesene Schauspieler ausgesprochen.

Carmontelle hat Garrick in tragischer Stellung gezeichnet, und diesem Garrick gegenüber zwischen zwei Thürflügeln einen komischen Garrick gestellt, der den tragischen Garrick belauscht und sich über diesen lustig macht. — Während er sich malen ließ, da seine Lebhaftigkeit ihn hindert, sich einen Augenblick ruhig zu verhalten, übte er sich, vermittelst unmerklicher Abstufungen von der äußersten Freude zur äußersten Betrübniß, ja bis zur Verzweiflung und zum Entsetzen überzugehen.

Garrick ist von mittlerer Statur, eher klein als groß. Seine Physionomie hat viel Anmuth und Geist, und seine Augen sprechen, was sie nur wollen. Seine Lebendigkeit ist außerordentlich. Er besitzt viel Geist und Witz, viel Zartheit und Takt; er ist zur Nachahmung geschaffen, daher ihm nichts unerreichbar bleibt. Dabei ist alles Grazie an ihm. Er hat seine großen Talente durch ein tiefes Studium der Natur und durch Schärfung seiner Empfindungen vervollkommnet. Auch treibt er sich beständig unter der Volksmenge umher, und dort beschleicht er die Natur in ihrer ganzen Naivheit und Originalität. Als er einstmal mit Préville aus dem Gehölz von Boulogne zu Pferde zurückkehrte, sagte er zu jenem: "Ich will einmal den Betrunkenen spielen; thun Sie „das auch." So ritten sie durch das Dörfchen Passy, ohne ein Wörtchen dabei zu sprechen. In einem Hui war das gesammte Dorf auf den Beinen, um sie vorüberreiten zu sehen. Die jungen Leute lachten sie aus, und die Weiber schrieen vor Angst, daß

sie herunterfallen möchten, die Greise zuckten entweder die Achseln und bemitleideten sie, oder brachen in lautes Gelächter aus. Als sie aus dem Dorfe heraus waren, sagte Préville zu Garrick: „Nun, Meister, habe ich es so recht gemacht?" — "Sehr „gut, sehr gut in der That, antwortete Garrick; aber Ihre „Beine waren nicht trunken." Diese einzige Aeußerung beweiset, mit welchem Scharfblick Garrick die Natur erspähet.

Garrick ist Verfasser mehrerer Stücke, allein man sagt, sie seyen mittelmäßig. Er ist ein großer Bewunderer von Shakespear, und daher bitterböse auf Voltaire, ungeachtet er diesen für den größten tragischen Dichter Frankreichs hält. Er behauptet, daß jener beim Lesen so schöne, so bezaubernde Racine nicht gespielt werden könne, weil er immer alles heraussage und dem Schauspieler nichts zu thun übrig lasse; daß überdies die Harmonie von Racine's Versen zu einer Art von Gesang zwänge, der von der wahren Deklamation sehr entfernt sey. Alle diese Punkte haben wir Roscius-Garrick ohne viel Schwierigkeit zugegeben, denn wir bilden hier eine kleine Gemeine ächter Gläubigen, die Homer, Aeschylus und Sophokles für das Gesetz und die Propheten erkennen, uns aus dem Zauberkelche des Genies berauschen, wo uns dergleichen aufstößt, ohne Unterschied der Zunge und der Nation. Der brittische Roscius hat sich zur Religion und Kirche der kleinen Gemeine bekannt.

Carl Vanloo, erster Maler des Königs, Ritter des heiligen Michaels Orden, und Direktor und Rektor aller Zeichen-Akademien und Institute, ist plötzlich am Schlagflusse gestorben. Wieder ein berühmter Mann weniger.

Niemand hat besser, als Carl Vanloo, dargethan, wie sehr das Genie vom Talent verschieden ist. Dies kann man ihm nicht streitig machen; aber das abgerechnet, war er gewaltig dumm, und es war ein Jammer, ihn über Malerei schwatzen zu hören. Bleibt mir die Wahl, so mag ich lieber einen Maler, der schöne Gemälde macht, als einen Künstler, der über seine Kunst bloß schön zu schwatzen weiß; denn die Schwätzer sind nie etwas nütz gewesen. Sie haben dem guten Vanloo unendlich Schaden gethan. Der erste beste Tölpel, der unverschämt genug war, seine Albernheiten auszukramen, konnte ihm mit seiner jämmerlichen Kri-

tik das beste Gemälde verunstalten. Auf diese Weise hat Vanloo deren mehrere verdorben; er besserte und besserte, ermattete zuletzt, und hatte dann am Ende eine schlechte Composition vor sich, nachdem er eine treffliche weggestrichen.

Das Nichtzuvielregieren ist eins der ersten Regierungsprinzipien, die Frankreich unbekannt geblieben sind. Der Mangel an Gesetzen ist der öffentlichen Wohlfahrt nicht so schädlich, als die Wuth alles zu reguliren; und an dieser Krankheit liegen wir danieder. Liest man die Sammlung aller Verordnungen, die über die verschiedenen Gegenstände des Handels im Königreich existiren, so kann man sich rühmen, die albernste und ungereimteste Sammlung zu kennen, die jemals gemacht worden. Wer sollte es wohl z. B. glauben, daß ein Gesetz eine lange Reihe von Jahren hindurch in Kraft war, welches den Fabrikanten und dem Handelsstande die Länge und Breite und die Menge der Tücher, welche nach der Levante geschickt werden konnten, vorschrieb. Diesem saubern Gesetze verdanken die Engländer die Confurrenz ihrer Tücher mit den Französischen, so wie die Fortschritte ihres Handels in jenen Gegenden. Der blödsinnige Gesetzgeber hat vermuthlich sich eingebildet, der Kaufmann würde ohne ihn nicht das Maaß und die Menge der Tücher wissen, um den Handel nach der Levante mit dem größtmöglichen Vortheil zu treiben. Oder vielmehr giebt der Blödsinn nicht dergleichen Gesetze, denn der gesunde Menschenverstand und die Rechtlichkeit sind für eine gute Gesetzgebung ganz ausreichend, sondern das Privatinteresse und die Habsucht gründen ihre Eingriffe und Ungerechtigkeiten auf das Verderben des Staats und des öffentlichen Wohls. Denn jede neue Verordnung verhilft irgend einem Dummkopf oder Schelme zu einiger Macht und einigem Ansehen. Es werden Aufseher in allen den Städten erfordert, wo man diese Tücher verfertiget, um nachzusehen, ob das vorgeschriebene Maaß auch beobachtet worden. Es sind deren in den Häfen erforderlich, damit man wisse, ob auch nicht über die vorgeschriebene Quantität eingeschifft werde. Ist man ein Schelm, so macht man dabei sein Schnittchen; ist man ein Dummkopf, so wähnt man eine wichtige Rolle im Staate zu spielen. Der wahre Geist der Gesetze ist in Frankreich die Büreaukratie; die Büreaux, die Beamten, die Schreiber, die

Aufseher, die Intendanten werden da nicht zur Beförderung des öffentlichen Wohls angestellt, sondern dies besteht bloß in Errichtung recht vieler Büreaux.

Unser Polizei- und Verwaltungskodex enthält eine Fülle gar weiser Gesetze und Verordnungen. Allein man traue beileibe den Gesetzen nicht, die sich auf dem Papier so schön ausnehmen!. Der hökernde Gesetzgeber ist ein armseliger Tropf. Die großen Triebfedern eines Staats mit Genie anzuordnen — nur darauf allein kommt es an; das Uebrige muß jedem Staatsbürger überlassen werden, der gar herrlich weiß, was ihm und den Seinigen nützt und frommt. Es lassen sich alle zum Gedeihen eines großen Reiches erforderlichen Gesetze auf funfzig bis sechszig Seiten ganz bequem anbringen. O ihr Hirten, beschäftigt euch doch mit euren Viehweiden; sucht sie fett und gedeihlich zu machen; aber solltet ihr, oder eure Hunde, nachdem ihr euer Vieh hinauf gebracht, auf den Einfall gerathen, für jedes euerer Schafe die Quantität und Qualität diätetisch auslesen und bestimmen zu wollen, so würdet ihr allerdings die schönsten und gelehrtsten Räsonnemens darüber ans Licht fördern, allein ich würde euch nichts destoweniger bitten, auf allen Vieren mit euren Schafen zu grasen; denn sie zu führen, das würdet ihr doch in eurem Leben nie erlernen. Wehe den Heerden, wo die Schafe sich zu Hirten aufwerfen; denn bei solcher Regierung werden die Wölfe zu Hunden, und, unter dem Vorwande die Heerde zu hüten, verzehren sie diese.

Der einzige Vorwurf, den man mit Recht der trefflichen Denkschrift auf Descartes von Thomas machen kann, ist der, daß Thomas jenem Philosophen eine Revolution zuschreibt, die eher das Werk der Jahrhunderte und der vereinigten Anstrengung aller Köpfe gewesen ist. Es ist für Descartes schon Ruhmes genug, daß er dazu mitgewirkt, und seinen Beitrag zu jener allgemeinen Gährung geliefert hat, die sich aller Europäischer Gemüther bemächtiget hatte. Er selbst hatte zu Vorgängern Kopernic, Tycho-Brahe, Keppler und den erhabenen Galilei. Diese Gährung war folglich in allen Theilen von Europa ausgebrochen, zu einer Zeit, wo Frankreich, von Bürgerkriegen zerrissen, allen Schrecknissen und Scheuslichkeiten des Fanatismus und des Aber-

glaubens preisgegeben war. Europas politisches System hatte begonnen sich zu bilden. Indem es den Krieg in eine Wissenschaft umwandelte und das Handwerk der Waffen einer gewissen Bürgerklasse überließ, die andern auf Künste und Handel verwies, die Verbindungen und den Austausch der Ideen von einem Ende Europas bis zum andern erleichterte; mußte dieses zur Zeit der Eroberung Constantinopels gebildete System, welches die Wiedergeburt der Wissenschaften in Italien veranlaßte, endlich wirken, und alle jene gothischen Nationen, die den Boden Europas überzogen, und welche der Aberglaube in Unwissenheit und Barbarei festhielt, ein wenig abschleifen. Luther und Calvin kamen hierauf, und setzten sie auch nicht die Wahrheit an die Stelle der Verirrungen des Aberglaubens, so gaben sie doch wenigstens den Menschen das Beispiel des Muthes, mit welchem jene angegriffen werden müssen. Diese Männer lehrten den Nationen, daß alles, was verehret wird, nicht immer verehrungswürdig ist; sie theilten ihnen jenen Geist der Untersuchung mit, der die Philosophie wieder in ihre Rechte eingesetzt hat, und dem Descartes selbst, ohne es zu wissen, seine Zweifel und den Einfluß verdankt, welchen er auf die Fortschritte der Vernunft und des menschlichen Geistes gehabt.

* * *

Die Künste haben so eben einen bedeutenden Verlust erlitten durch den Tod des Grafen v. Caylus, wirkliches Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, und Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Malerei und Bildhauerei. Man sagte von ihm mit ziemlicher Wahrheit, er wäre der Beschützer der Künste und die Geissel der Künstler, weil, indem er diese aufmunterte und mit seinem Vermögen unterstützte, er eine blinde Ergebenheit gegen seine Ansichten verlangte, und daß, nachdem er als Wohlthäter begonnen, er als Tyrann geendigt. Hatte sein Charakter vielleicht auch einige unangenehme Seiten für den Künstler, so wägt doch das Gute, was er für die Künste gethan, seine Mängel reichlich auf. Der Graf v. Caylus genoß ein jährliches Einkommen von fast 20,000 Thalern; nicht den fünften Theil davon verwandte er auf seinen Unterhalt. Wollene Strümpfe, ein paar gute Handschuhe, ein brauntuchenes Kleid mit tombachenen Knöpfen, ein großer Krempenhut auf dem Kopfe, das war sein

gewöhnlicher Aufzug, der gewiß nichts weniger als kostspielig war. Ein ganz gewöhnlicher Wagen mit zwei Pferden war seine stärkste Ausgabe. Alles übrige der Einnahme wurde auf Wohlthaten verwendet und diente zur Aufmunterung der Talente. Traf er auf einen jungen Mann mit glücklichen Anlagen und ohne Brod, wie das einem Pflegling der Musen geziemt, so brachte ihn der Graf Caylus in der Werkstatt eines guten Meisters von der Akademie unter, bezahlte für ihn Kostgeld, leitete seine Erziehung, und sorgte für alle seine Bedürfnisse. Das Publikum verdankt ihm auf diese Art mehrere geschickte Künstler.

Die Weltleute tadelten am Grafen Caylus jene übertriebene Einfachheit in der Kleidung, als etwas Erkünsteltes, und was nach dem Sonderlinge schmecken sollte. Sie behaupteten, daß, da er nicht das Handwerk der Waffen ergriffen, wie sein Stand und seine Geburt das von ihm forderten, und er daher nicht auf die Auszeichnungen des Militärdienstes Anspruch zu machen hatte, er gestrebt habe, sich durch Sitten auszuzeichnen, die der Eleganz und der Sittenverfeinerung der Hofleute und der feinen Gesellschaft ganz entgegengesetzt wären. Das mochte wohl einigermaßen gegründet seyn, ohne daß der Graf Caylus es selbst wußte.

Auch fiel es außerordentlich an einem Manne auf, der sich gänzlich dem Studio und der Leidenschaft der Künste gewidmet, daß sein Wesen etwas Bäurisches und Rauhes an sich hatte, ungeachtet er im Grunde ein höchst gutmüthiger Mann war. Nicht weniger seltsam ist es, daß bei jenen Neigungen, die so viel Zartheit und Wärme des Gemüths vorauszusetzen scheinen, sein Aeußeres so wenig Empfindung verrieth; er schrieb platt, ohne Phantasie und Anmuth. Uebrigens predigte er in der Maler- und Bildhauerakademie das Studium der Antike; für die Akademie der Wissenschaften hatte er sich dem Studio der Aegyptischen Alterthümer gewidmet, über welche er mehrere sehr gelehrte Nachforschungen angestellt und mitgetheilt hat. Er lebte in traulichem Verkehr mit Bouchardon und Carl Vanloo.

Der Graf Caylus hatte eine ganz entschiedene und unbesiegliche Abneigung gegen Aerzte und Priester, und er ist gestorben, ohne irgend einem derselben in die Hände zu gerathen. Vor langen Jahren litt er einst an einer gefährlichen Krankheit. Damals lebte noch sein Oheim, der berühmte jansenistische Bischof von Auxerre. Dieser Prälat und alle Verwandte standen um sein Bett

her,

her, und bemühten sich irgend eine Wendung zu erspähen, um ihm die Sakramente beizubringen. Ich sehe wohl, sprach endlich der Kranke, daß Ihnen mein Seelenheil am Herzen liegt. . . . Die ganze Versammlung schöpfte Athem bei diesen Worten. . . Aber, fuhr er fort, ich muß Ihnen nur mein Geheimniß verrathen — ich habe keine Seele. — Und der Bischof und alle Betschwestern bebten vor Entsetzen zurück, und schlugen ein Kreuz über das andere. Allein allen ihren Ermahnungen zum Trotz, versicherte der Kranke ihnen hartnäckig, er habe keine Seele, und er müsse das ja besser als sie wissen. — In seiner letzten Krankheit, anstatt sein verdorbenes Blut durch eine mildernde und besonnene Diät zu verbessern, veränderte er in nichts seine Lebensweise, aß eben so stark wie zuvor, und alles durcheinander, bis endlich die gesammte Blutmasse brandigt ward. Da er den Schmerz verachtete, und seine kräftige Organisation wacker widerstand, so wanderte er ins Freie, so wie er sich nur aufrecht halten konnte, und nahm es seinen Freunden sehr übel, daß sie sich nach seinem Gesundheitszustande erkundigten. Den Tag vor seinem Tode fuhr er noch aus mit einem entsetzlichen Fieber, und starb den Morgen darauf.

Er hat in seinem Testament verordnet, daß, wenn seine Erben auf den Einfall gerathen sollten, ihm ein Mausoleum zu errichten, man dazu eine Hetrurische Urne aus seinem Garten wählen, und darauf bloß seinen Namen und die Worte eingraben solle: von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Er fügt noch hinzu, daß er in dem Kostum der Religion nichts finde, das mit der Ausführung eines solchen Vorschlages im Widerspruch stehe.

Herr Dorat hat uns so eben mit den Turteltäubchen von Zelmis beschenkt, einem Gedicht in drei Gesängen mit Kupfern und Vignetten, und sehr elegant gedruckt. Die Poesie des Herrn Dorat ist ein ganz liebliches Gezwitscher, ein recht artiger Schlag eines Kanarienvogels; allein das alles geht zum einen Ohr hinein und aus dem andern wieder hinaus, und am Ende hat man so gut wie gar nichts gehört. Der niedliche Kanarienvogel hat auch nicht eine Idee in seinem Gehirnchen, keinen Schatten von Erfindung. Es ist ein Schwall lieblicher und

süßer Wörter, aber ohne allen Sinn. Vor dem Gedichte stehen Betrachtungen über die erotische Poesie, welche man für die Betrachtungen eines Kindes halten möchte. Es hat ganz das Ansehen, als werde Herr Dorat sein Lebelang ein gelbschnabeliger Kanarienvogel bleiben. Diese Dichterlein-Hecke vermehrt sich seit ein paar Jahren dermaßen, daß sie uns am Ende lästig werden wird. Das weiß nichts, das lernt nichts, das will nichts von den Mustern des Alterthums hören, das wirbelt in allen Schauspielhäusern, in allen Cirkeln, auf allen öffentlichen Spaziergängen umher, und trillert dabei frisch darauf loß, und wähnt sich Unsterblichkeit zu ertrillern. Allein auf diesem Wege ward noch kein Dichter (*).

1766.

Der Tod des Dauphins hat eine Menge Hirtenbriefe unserer Bischöfe veranlaßt. Der Erzbischof von Paris hat in dem seinigen einen Streifzug gegen die Philosophen unternommen. Der Schmierer, der dem Erzbischof das Ding zusammengeschrieben, scheint ein höchst trauriges Subjekt zu seyn. — Piron besuchte kurz nach der Erscheinung des Hirtenbriefs den Herrn Erzbischof, der gerade einen ansehnlichen Kreis vornehmer Besucher um sich hatte. Sobald der Prälat den Dichter erblickt, fragt er ihn mit vernehmlicher Stimme: "Herr Piron, haben Sie meinen Hirtenbrief gelesen?" — "Und Sie, Monseigneur? erwiederte ihm der Dichter. — Man ändert seinen Charakter nicht so leicht, wie sein System. Piron ist Kopfhänger geworden, aber er ist beissend und witzig geblieben.

Ein Augenzeuge hat mir über Voltaire und Rousseau folgende Anekdote mitgetheilt: Er war gerade in Ferney, als Voltaire die Briefe vom Berge erhielt, worin Rousseau Voltairen lästert. Voltaire's Augen erglühen vor Wuth, sein ganzer Körper zuckt krampfhaft, und er ruft mit fürchterlicher Stimme aus: "Ha! der Bösewicht, ha! das Ungeheuer! Sterben muß er! . . . Ja,

(*) Merkt euch das ihr deutschen Kanarienvögel, Zeisige und Spatze in den Taschenbüchern und Musenalmanachen.

„ich will Jemand in seine Berge ausschicken, und der soll ihn „zwischen den Beinen seiner Haushälterin todschlagen!“ ..... Beruhigen Sie sich, sagte ihm mein Gewährsmann, ich weiß, daß Rousseau im Sinne hat, Sie zu besuchen, und daß er nächstens hier in Ferney eintreffen wird.... “Nun, so mag er „kommen! erwiederte Voltaire.“ ... Aber wie werden Sie ihn aufnehmen? .... “Wie ich ihn aufnehmen werde? .... Er „soll hier an meinem Tische essen, in meinem eigenen Bette schlafen. Ich will ihm sagen: Da, essen Sie mit mir; hier haben „Sie mein Bett, es ist das beste im ganzen Hause. Machen Sie „mir das Vergnügen, beides anzunehmen, und seyn Sie froh und „glücklich bei mir!“

Dieser Zug hat mich ungemein ergötzt. Er zeichnet Voltaire besser, als er jemals gezeichnet worden. Es ist in zwei Linien seine ganze Lebensgeschichte (*).

Der Abbe Ladvocat, Doktor und Bibliothekar der Sorbonne, und königlicher Censor, ist an einer Brustkrankheit verstorben. Nachdem er durch rastloses Studium ein großer Theologe geworden war, kam es endlich mit ihm dahin, daß er gar nichts mehr glaubte, wie das mit den guten Köpfen der Sorbonne mitunter der Fall ist. Es sollte eine theologische Lehrstelle bei der Universität besetzt werden, und man hatte unter drei Subjecten zu wählen. Der Eine war ein erzgläubiger Mann, aber gewaltig beschränkt; der Andere gelehrt, aber sittenlos; der Dritte zwar von musterhaften Sitten, aber ein Erz'reigeist. Dieser ward gewählt, und es war der Abbe Ladvocat. Er hat stets in Friede und Eintracht mit der gesammten Univ'rsität gelebt. Die Vernünftigen schätzten ihn, und den Dummköpfen flößte er Ehrfurcht und Schrecken durch seine Kenntnisse ein. Er war ungemein heiter und gewandt, und besaß im höchsten Grade die Kunst seine Denkart errathen zu lassen, ohne je etwas Positives auszusprechen, ob-

---

(*) Darin hat Grimm vollkommen Recht. Wer Voltaire's Handlungen und Charakter anders beurtheilt, hat ihn nie begriffen, und kennt eine edle Menschengattung weniger.

ne sich in Gefahr zu bringen, ohne gegen die Schicklichkeit seines Standes zu verstoßen.

Eine vornehme Dame hatte ein junges und hübsches Kammerzöschen, welches sie sehr lieb hatte, und das an einer tödlichen Brustkrankheit litt. Das arme Mädchen wollte weder vom Tode noch von den Sakramenten etwas hören, und ihre Gebieterin hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Zwangmittel. Ein älteres Kammerzöschen nahm es auf sich, die Unterhandlung zu betreiben, und verbürgte im Voraus den glücklichen Erfolg. Sie trat in das Zimmer der Kranken, und sprach zu derselben: "Nun, „Fräulein, was soll denn das bedeuten? Wie? Was? Warum „denn? Pfui, schämen Sie sich! Nun, wird's bald? Na, „ohne Umstände!" — Gegen so starke und unverwerfliche Gründe fand die Kranke keine passende Einwürfe, und ließ ruhig alles geschehen.

Auch Panard ist gestorben, ein guter Opern- und Vaudevillendichter. Er und sein Freund und Gehülfe Galet kamen fast ihr Lebelang nicht aus der Weinschenke, und lebten ganz unbekümmert in die Welt hinein. Eines Tages traten sie trunken mit einer Zechgesellschaft aus einer Weinschenke; es war gerade an einem Charfreitage: Freunde, sprach der Eine, merkt ihr es nicht, daß heute ein furchtbar großer Tag ist? Die gesammte Natur trauert, die Erde wankt unter unsern Füßen, es geht sich unsicher auf der Straße. — Nun kehrten sie insgesammt in die Weinschenke zurück, und verließen dieselbe erst am ersten Osterfeste. — Galet war zuvor Gewürzkrämer gewesen, und hatte Bankerott gemacht. Zwei Stunden vor seinem Tode überschickte er Panard Couplets. "Ich wollte erst, sagt er in dem sechsten, deren so „viel machen, als es Apostel giebt; allein der Todtengräber und „sein Gefolge warten auf mich (*)."

(*) Marmontel erzählt von Panard: Brauchte ich ein paar artige Verse für meinen Merkur, so besuchte ich meinen Freund Panard. "Suchen Sie, sagte er mir, in der Perrückenschachtel." Das war eine ächte Fundgrube von einer Menge auf kleine Wische gekritzelter Vers-

Am Abend der ersten Vorstellung des Voltairschen Trauerspiels Semiramis, welches vom Publikum sehr kalt aufgenommen worden war, traf Voltaire auf Piron, und fragte diesen um seine Meinung über das Stück. — "Nicht wahr, sagte Piron, Sie sähen „es wohl recht gern, daß ich es gemacht hätte?"

So eben erhalten wir aus Deutschland einen Band mit dem Titel: Abrégé de l'Histoire ecclésiastique par l'Abbé de Fleury. Vorn befindet sich der Kupferstich des Abbe Fleury, die linke Schulter in seinen Mantel gehüllt. Allein man hat vergessen, ihn mit der rechten Hand das Kreuz schlagen zu lassen, denn warlich, er hätte bei Durchlesung seines Abrisses sich wohl mehr denn einmal gekreuziget, und beim Anblick der ersten Seite der Vorrede hätte er gewiß glauben müssen, sein Abkürzer sey vom Beelzebub und dessen Genossen besessen. Fleury verdient es unstreitig, im Auszuge zu erscheinen; es war ein Biedermann, dem die historische Wahrheit über alles ging, und dem Bekenntnisse entschlüpft sind, welche man heutiges Tages schwerlich durchgehen lassen würde. Allein zu seinen Zeiten war die Kirche noch nicht so argwöhnisch, wie jetzt, und verstand Scherz. Der Auszug, so trocken er auch ist, ist brauchbar. Man schreibt denselben einem Monarchen zu,

---

chen. Als ich ihm einst bemerkte, daß fast alle seine Handschriften mit Wein gefärbt wären. "Nehmen, nehmen Sie nur, das ist der ächte „Stempel des Genies." Für den Wein hatte er eine so zärtliche Zuneigung, daß er davon nicht anders als von einem Herzensfreunde sprach, und mit dem Glase in der Hand, indem er mit dem Gegenstande seiner Anbetung und seiner Wonne liebäugelte, konnte er dabei vor Entzücken bis zu Thränen gerührt werden. Ich sah ihn deren einmal bei einer seltsamen Gelegenheit vergießen: Nach dem Tode seines Freundes Galet traf ich ihn auf meinem Wege, und wollte ihm mein Beileid bezeigen: „Ach, sagte er, mein Schmerz ist groß! Ein dreißigjähriger Freund, „mit dem ich mein Leben zubrachte! Auf Spaziergängen, im Schauspiel, im Weinkeller — immer beisammen! Nun habe ich ihn verloren. Nie wieder werde ich mit ihm singen, mit ihm trinken. Da ist „er todt, und ich bleibe allein auf der Welt zurück. Was soll wohl „aus mir werden?" Indem er so wehklagte, weinte er bitterlich, und das alles ging natürlich zu. Aber nun setzte er noch Folgendes hinzu: „Sie wissen, daß er im Tempel gestorben ist. Ich bin hingegangen, „um auf seinem Grabe zu weinen und zu wehklagen. Welch ein Grab! „Ach, da haben sie ihn mir unter eine Dachrinne gelegt, ihn, der, „seitdem er zu Verstande gelangt war, nicht ein einziges Glas Wasser „getrunken hatte!!!"

der aller Kronen würdig ist, außer der ewigen Krone, vor welcher der Himmel ihn und Seinesgleichen gnädigst bewahren möge (*)!

Der Tonkünstler Rameau hat einen Neffen hinterlassen, der von jeher für einen verschrobenen Menschen gehalten worden ist. Es giebt eine Art dämischer und geistloser Phantasie, welche mit einem gewissen Schwunge verbunden jedoch neue und seltsame Ideen mitunter erzeugt. Nur ist das Unglück dabei, daß der Besitzer dieser wunderlichen Phantasie in der Regel einen unglücklichen Treffer hat, und es nie weiß, wenn er einmal was Gutes ergattert. Rameau, der Neffe, ist ein Genie dieser Gattung, das heißt, ein ergötzlicher Querkopf, allein in der Regel ermüdend und unerträglich. Zum Unglück ist Rameau, der Querkopf, ein Hungerleider, welches aus einem so eben erschienenen Produkte desselben erhellet. Es ist ein Gedicht in fünf Gesängen, und heißt die Rameide. Aber glücklicherweise fassen diese fünf Gesänge kaum 30 Seiten in 12°. Es ist der sonderbarste und lächerlichste Galimathias von der Welt (**)!

Das Chinesische Reich ist in unserer Zeit ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Forschens und Grübelns geworden. Die Missionäre haben anfänglich die öffentliche Wißbegierde durch wundervolle Nachrichten von einem weitentfernten Lande rege gemacht, welches weder ihre Wahrhaftigkeit bestätigen, noch gegen ihre Lügen sich erheben konnte. Darauf haben die Philosophen sich des Stoffes bemächtiget, und, ihrer Sitte zufolge, ihn kräftig benutzt, um sich gegen Mißbräuche zu erheben, welche sie in ihrer eigenen Heimath zu zerstören für zweckdienlich hielten. Dann haben die Saalbader den philosophischen Schnickschnack nachgeplappert, und ihre Gemeinplätze zu ächten Chinesischen Amplifikationen hinaufgeschroben. So ist denn jenes Land in Kurzem eine Heimath der Tugend, der Weisheit und der Glückseligkeit; seine Regierung, die bestmögliche, so wie auch die ältste;

(*) Nur die Vorrede, nicht der Auszug, ist von Friedrich.

(**) Wer diesen originell-verschrobenen Menschen näher kennen will, lese Rameau's Neffe aus Diderots Papieren von Göthe übersetzt.

seine Moral die reinste und schönste von allen; seine Gesetze, seine Polizei, seine Künste und seine Industrie eben so viele Muster geworden, würdig, allen andern Völkern der Erde aufgestellt zu werden.

Welch erhabene Ansicht — hat man gerufen — was muß das nicht für eine mächtige Triebfeder seyn, die das väterliche Ansehen als ein Muster und Vorbild der Regierung festsetzt! Der ganze Staat, Dank sey es diesem Grundsatze, ist nur eine einzige große Familie, worin Billigkeit und Milde alles anordnen, wo die Regierer, die Verwalter, die Gemeindevorsteher nur die Häupter einer und derselben Familie von Kindern und Brüdern sind. — Was für ein Land, wo der Ackerbau als die erste und edelste der Professionen angesehen wird, und wo der Kaiser selbst, an einem bestimmten Tage im Jahre, hinter den Pflug tritt, ein Stückchen Feld umpflügt, um den Stand des Landbauers öffentlich zu ehren! — Man weiß, in welchen Ehren das Studium der Gesetze, der Moral und der Wissenschaften in China steht; sie allein bahnen den Weg zu den Regierungsstellen, von den niedrigsten an bis zu den höchsten hinauf. — Die Moral des Confucius verdient, wie Jedermann eingesteht, das nämliche Lob, welches die Christen der Moral des Evangeliums ertheilt haben. Hat auch das Volk seinen Aberglauben, wird es auch von seinen Bonzen mit Fabeln und Unsinn gespeiset, so ist doch die ganze Gelehrten-Innung, alles, was nur mit der Regierung zu schaffen hat, höchst aufgeklärt, erkennt nur das Daseyn eines höchsten Wesens an, oder ist vielleicht rein atheistisch. — Die ungeheuere Bevölkerung dieses Reichs, gegen welches unser Europa nur eine Einöde ist, beweiset schon allein unumstößlich, daß dieses Volk das weiseste und glücklichste des Erdbodens ist. Zwar ist es nicht kriegerisch, und es ist unterjocht worden; allein man sehe die Kraft und den Einfluß seiner Gesetze und seiner Moral! Die Sieger haben dieselben annehmen und sich ihnen unterwerfen müssen — so daß, wenn das Chinesische Volk, gleich der Jüdischen Horde, auf den Einfall geriethe, sich als ein von Gott auserwähltes Volk zu betrachten, mit Ausschließung aller übriger Nationen, ihm ein solcher Vorzug nicht allzuleicht streitig gemacht werden könnte.

Ein guter Kopf, an Nachdenken gewöhnt, durch Erfahrung gebildet, und der sich nicht durch Phrasen blenden läßt, wird auch von obigem Gemälde sich nicht zu leicht irre führen lassen; denn

er weiß nur zu gut, wie sehr in der Regel die Thatsachen von der Spekulation abweichen. Er wird zwar jene Lobpreisungen nicht geradezu Lügen schelten, sondern bloß die Wahrheit derselben weislich bezweifeln. Daher wird er auch sich weder auf das Zeugniß des Admirals Anson, in dessen Reise um die Welt, berufen, weil dieser doch wohl leicht darüber ein wenig empfindlich geworden seyn könnte, daß er von den Chinesen schlecht aufgenommen und betrogen worden, noch auf jenes andere Zeugniß des ehrlichen John Bell, dessen Autorität um so gewichtiger scheint, jemehr Mißtrauen er in seine Einsichten setzt, und dabei alle Augenblick deshalb um Verzeihung bittet, daß er die Dinge nach ihrer wahren Beschaffenheit gesehen habe. Ein verständiger Mensch hält mit seinem Urtheile etwas an, wünscht sich, nur so ein zwanzig Jährchen in China zu leben, alles dort mit eigenen Augen zu untersuchen, bevor er über die Sache abspricht.

Ein solcher spricht: Wo ist die Regierung, deren Prinzipien nicht auf Billigkeit, Milde und auf die allerschönsten Wörter in jeder Sprache gegründet wären? Man lese nur die Edikte aller Kaiser und Könige des Erdbodens, und man wird daraus ersehen, daß sie alle ohne Ausnahme die Väter ihrer Völker sind, und sich bloß mit der Wohlfahrt ihrer Kinder beschäftigen. Dessen ungeachtet wuchern Ungerechtigkeiten und Schlechtigkeiten auf dem ganzen Erdenrunde. Eine herrliche Einrichtung ist die, so den Aufsehern Aufseher setzt, so die Tugend der Einen durch die Tugenden Anderer hüten läßt; nur Schade, daß die Aufseher der Aufseher Menschen sind, und folglich allen Bestechungen, allen Verderbnissen, allen Schwachheiten der menschlichen Natur zugänglich. Physisch unmöglich wäre es daher nicht, daß alle Mandarine, mit der väterlichen Gewalt über die Völker bekleidet, unbestechliche und tugendhafte Menschen wären; allein moralisch zu befürchten steht es, daß, da sie mit der väterlichen Gewalt nicht auch die väterlichen Gefühle annehmen können, viele seyen, die in ihren Aemtern nur auf ihr Privat-Interesse sehen, und recht häufig Schelme, Ruchlose, Habsüchtige, oder wenigstens in Absicht des Guten und Schlechten höchst gleichgültig sind, wie man dessen gewisse Europäische Mandarine beschuldiget; was denn freilich nicht verhindert, daß auf hundert Schurken zuweilen ein rechtlicher Mann fällt, ja der vielleicht gar so einfältig ist, sich von seinen

Amtsgenossen lieber verdrängen zu lassen, als der Genosse ihrer Schlechtigkeiten zu werden.

Freilich ist das eine schöne Ceremonie, welche den Kaiser alljährlich hinter den Pflug stellt; allein wäre es wohl nicht möglich, daß nach dem Beispiel mehrer unserer Europäischen Hof-Etiketten, es weiter nichts als ein bloßer Gebrauch wäre, ohne allen Einfluß auf den öffentlichen Geist? Giebt es wohl eine schönere Ceremonie, als die, wodurch der Doge zu Venedig sich alljährlich zum Gemahl des hadriatischen Meeres erklärt? Welchen Schwung, welche Thätigkeit, welchen ersprießlichen Hochmuth mußte diese Ceremonie nicht den Venetianern einflößen, als dieses Volk wirklich noch der Beherrscher der Meere war? Jetzt ist es nur noch eine lächerliche Posse, ohne andere öffentliche Wirkung, als daß sie eine Menge Fremde zur Himmelsfahrtmesse hinlockt.

Nach ähnlichen Grundsätzen einer gesunden Kritik ließen sich leicht die andern Vorzüge China's untersuchen, und sehr rechtmäßige Zweifelsgründe daraus herleiten. Die Moral des Confucius ist nicht vollkommener, als die des Zoroaster und Sokrates. Welches nur etwas geregelte Volk hat nicht seine Weisen und seine Gesetzgeber gehabt? Wenn der Chinesische Pöbel voller abergläubiger Begriffe ist, welchen Vorzug hat er da vor dem unsrigen? Es folgt bloß daraus, daß der Pöbel allenthalben Pöbel ist. — Jenes Reich ist unterjocht worden; allein der Sieger hat sich genöthigt gesehen, dessen Gesetze und Gebräuche zu den seinigen zu machen. Ja wohl, eben so wie die Römer die Götter der von ihnen eroberten Provinzen zu den ihrigen machten; deswegen blieben sie doch die unumschränkten Beherrscher derselben. Der kleinere Haufen muß sich ja wohl in die Gebräuche des größern fügen; allein was liegt ihm daran, gleichgültige Dinge unangetastet zu lassen, wenn man nur seine Herrschaft unangetastet läßt? Nur einige wenige christliche Völker haben die Ungereimtheit begangen, lieber ein Land zu entvölkern und von Grund aus zu verheeren und dann über Einöden zu herrschen, als den eroberten Völkern ihre Religion und Gebräuche zu lassen. Ein andermal sprechen wir von der Bevölkerung, und wollen dann sehen, ob sie ein so unfehlbarer Beweis von der Tüchtigkeit der Regierung und der öffentlichen Wohlfahrt sey, als die meisten unserer politischen Schriftsteller uns das so gern glauben machen möchten. Hier reicht es hin, zu bemerken, daß, wenn man von der Bevölkerung

China's alle Uebertreibungen abrechnet, die jedem verständigen Menschen verdächtig vorkommen müssen, sie gar nichts Außerordentliches enthält, wenn man besonders auf die Milde eines warmen Himmelsstrichs, und auf die geringen Bedürfnisse der Bewohner eines solchen Klima's Rücksicht nimmt. Gern will ich glauben, daß in China weit weniger Kinder, als bei uns in Europa, umkommen, obgleich die Constitution derjenigen, so der Strenge des Himmels widerstanden haben, bei weitem stärker ist, als die der Völker, die unter einem mildern Himmel leben. Aber lächeln muß ich ein wenig über Diejenigen, die mir so gern weißmachen möchten, daß man in China die Kinder ungefähr auf eben die Art aussetze, wie wir unsere Kätzchen und Hündchen ersäufen, wenn der Wurf der Mutter zu zahlreich gewesen ist. Die Bevölkerung Indiens ist unermeßlich, allein nie habe ich sie als einen Beweis von der Glückseligkeit dieser Völker und der Güte ihrer Regierung anführen sehen. Der Grund liegt darin, daß wir Indien besser als China kennen, dessen argwöhnisches, verschlagenes und nur auf Betrug erpichtes Volk den Fremden nie eine zu große Annäherung gestattet, und jedem Verkehr, der nicht auf den Handel Bezug hat, aus dem Wege geht, gerade als wollte es unsern Systemfabrikanten dadurch in die Hände arbeiten, damit sie alle Schleusen ihrer üppigen Phantasie nach Herzenslust öffnen können. Man bedenke nur, daß seit Bacchus bis auf unsere Zeiten alle diejenigen, so Indien angegriffen, dasselbe auch erobert haben, ohne weder die Religion, noch die Sitten, noch die Gesetze, noch die Gebräuche seiner Völker in irgend etwas abzuändern; und nun sage man mir, ob man das als einen Beweis ihres moralischen Werths ansehen könne?

Um sich einiger Wahrheiten in Betreff China's vergewissern zu können, ohne dasselbe mit eigenen Augen gesehen und geprüft zu haben, müßten wir mehr Denkmähler von dessen Literatur besitzen. Allein wir haben davon blutwenig, hie und da ein paar unvollkommene Auszüge des Paters Du Halde.

Kürzlich ist ein vollständiger Chinesischer Roman, der alle Kennzeichen der Aechtheit an sich trägt, erschienen. Dieser Roman ist ursprünglich ins Englische von einem Manne übersetzt worden, der während eines ziemlich langen Aufenthalts in Kanton sich dort auf das Studium der Chinesischen Sprache gelegt, und zur Uebung diese Uebersetzung unternommen hatte. Sie ist vom

Jahr 1719. Der Roman ist erst seit Kurzem in London erschienen, und hier in ziemlich schlechtes Französisch übersetzt worden.

Dieser Roman ist ungemein merkwürdig und anziehend, zwar nicht seines Colorits wegen, denn davon ist auch nicht ein Schatten vorhanden. Trotz dem fesselt er und reißt mit fort. Es waltet sogar darin eine für einen Mann von Geschmack ganz köstliche Art von Plattheit, welche das Genie und die Sitten der Chineser weit deutlicher zeigt, als alle Auszüge des Paters Du Halde zusammengenommen. Diese, so wie andere Reiseberichte hat man benutzt, um in Anmerkungen die Gebräuche zu erklären, ohne deren Kenntniß der Leser auf jeder Seite würde aufgehalten werden; und das vollendet das Lehrreiche und Anziehende dieses Werks. Tiechung-u ist eine Art von Chinesischem Don Quixote, ein Rechtmacher alles Unrechts, ein Rächer jeder Beleidigung; allein der Geist und Charakter des Chinesischen Heroismus ist von einer ganz eigenen Gattung. Keuschheit und Enthaltsamkeit scheinen ganz wesentliche Theile desselben zu seyn. Die Heldin des Romans, die liebliche Shuepping-sin, ist ein ganz allerliebstes Geschöpf. Außer der Keuschheit und den Tugenden, so ihrem Geschlecht in allen Ländern der Welt eigen sind, besitzt sie im höchsten Grade Urtheilskraft, Scharfsinn, Verschlagenheit, kurz alle den Chinesen schätzbare Eigenschaften; genug, es ist eine Person, die einem den Kopf verdreht. Es ist ihrem Verfolger, Kwo-khe-tzu, keineswegs zu verargen, daß er sie bis zur Raserei liebt; tadelnswerth sind bloß die gehässigen Mittel, welche er aufbietet, um sie zu erhalten.

Haben Sie übrigens das Buch gelesen, so werden Sie über den Werth der Chinesischen Regierung und die Schönheit der Sitten des Volks ein Urtheil fällen können, und Sie mögen dann zusehen, ob wir andern Europäischen armen Schlucker es dulden sollen, daß man uns unaufhörlich dergleichen Gelichter zum Muster aufstelle. Es kommt hier nicht darauf an, zu wissen, ob dieses Werk vielleicht sehr platt und elend ist, und bei den Chinesen in geringer Achtung steht. Abgesehen von dem, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß ein Ausländer ein verdienst- und ruhloses Buch vorzugsweise zum Uebersetzen wählt, ist es für die Kenntniß der Sitten und des öffentlichen Geistes eines Landes ganz gleichgültig, ob das Werk gut oder schlecht sey. Der Chevalier v. Mouhi mag seine Romane mit den albernsten Fiktionen

anfüllen, mich mit seinen Plattheiten zur Verzweiflung bringen; fünf bis sechstausend Meilen, oder in fünf bis sechstausend Jahren von hier werden seine Werke unschätzbar seyn, weil sie köstlich Auskunft geben über eine Menge Dinge die Sitten, den Kultus, die Regierung, das Privatleben der Franzosen betreffend. So ungereimt auch seine Fiktionen sind, wird er doch nie einen Edelmann aufführen, der Stockprügel vor aller Welt einsteckt, weil das zu leiden den Sitten eines Edelmannes zuwiderläuft.

Ich werde noch mit der Zeit in bester Form eine Schutz- und Trutzschrift für die platten und elenden Bücher machen; denn für einen verständigen Geist sind sie wirklich unschätzbar. Um zur Kenntniß des öffentlichen Geistes zu Rom, unmittelbar nach dem Untergange der Freiheit zu gelangen (eines so unbegreiflichen Geistes der Herabwürdigung, selbst wenn man denselben mit der Epoche der sterbenden Freiheit, auf welche er unmittelbar folgt, vergleicht), zur Gelangung dieser Kenntniß, sage ich, müßte ich zwischen Tacitus einerseits und Sueton und einigen Schriftstellern seiner Gattung andererseits wählen — ich würde nicht einen Augenblick anstehen, sondern Tacitus aufopfern. . . . . Wie! das tiefsinnigste Genie! und wem? Ja, weil der Mann von Genie sich seines Gemäldes bemeistert, und demselben eine ihm beliebige Gestalt giebt, anstatt daß der Plattkopf sich vom Gemälde bemeistern läßt, und die wahre Anordnung desselben uns getreulich wiedergiebt. Und dann, wie viel wichtige Wahrheiten enthüllt uns nicht ein plattes Buch, ohne es nur im mindesten zu ahnen! Alle, denen die Fortschritte der gesunden Kritik etwas gelten, müssen für die Erhaltung elender Bücher Gelübde thun.

Aber vielleicht ist dieser ganze Chinesische Roman nur ein Europäisches Erzeugniß? Nun, so wahr ich lebe, es trete der Betrüger hervor, und ist es ein Europäer, so werde ich ihn als eines der größten Genies betrachten, das jemals existirt hat. Er hat alsdann ein für Europa ganz fremdartiges System erschaffen, ein in allen seinen Theilen wahres, zusammenhängendes System; und das ist doch warlich keine Kleinigkeit.

Man hat diesem Roman die Inhaltsanzeige einer im Jahre 1719 in Kanton gespielten Comödie angehängt. Diese Comödie ist so ziemlich schlecht, wenigstens nach der Skizze zu urtheilen; allein dergleichen Dinge müssen nur von Seiten der Sitten und der daraus für das Privatleben und die Gebräuche der Chine-

ser zu ziehenden Schlüsse betrachtet werden; es sind die Aktenstücke eines Prozesses. Auf diese Skizze folgen einige Bruchstücke Chinesischer Poesie, und endlich eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Chinesischen Sprüchwörtern und Apophtegmen; und diese Lektüre bestätiget uns die Idee, daß das Chinesische Volk ohne Schwung und Kraft, und dessen praktische Moral einer Heerde geplagter und eingeschüchterter Sklaven ganz angemessen ist.

Der Ritter v. Lorenzi ist von Geburt ein Florentiner, und hat in Frankreich gedient. Es ist eines der seltsamsten Originale, die mir je vorgekommen sind. Erstlich ist es ein Mann voller Ehrgefühl, und von einer seltenen Sanftheit und Freimüthigkeit des Charakters. Er besitzt eine große Gelehrsamkeit, aber das alles liegt in seinem Kopfe so bunt durcheinander, daß, wenn er es darauf anlegt, etwas erklären zu wollen, er einen nur ihm ganz allein verständlichen Galimathias macht, worüber man sich zu Tode lachen möchte. Und nun dazu seine Zerstreutheit, die wenigstens der des Herzogs v. Brancas gleichkommt, von welcher Frau v. Sévigné uns so viel drollige Züge aufbewahrt hat. Noch eins: der Chevalier spricht mit ernster Besonnenheit, und seine Italienische Aussprache giebt diesem Ernste und diesem Galimathias einen ganz eigenen possirlichen Anstrich. Vor einigen Jahren befand er sich in Lyon, dessen Intendant Herr v. La Michaudière war. Der Chevalier speiset mit diesem bei dem Stadtkommandanten, der ihn dem Intendanten vorstellt. Bei Tische befand sich auch ein Freund des Intendanten, den er ganz traulich La Michaudière anredete. Nun bildet sich der Chevalier ein, der Freund nenne den Intendanten l'ami Chaudière, und dem zufolge nennt er nun den Intendanten immerfort Monsieur Chaudière (*), und, was man auch thun und sagen mag, begreift er nicht den ganzen Abend hindurch, daß er den Namen des Intendanten auf eine höchst lächerliche Art verstümmelt. Am folgenden Abend speiset er beim Intendanten, wo sich auch der Generalpächter Le Normant, der Gatte der Frau v. Pompadour, befand. Mit diesem Umstand macht man den Chevalier bekannt. Von diesem Augenblick an

(*) Brau- oder Waschkessel.

nennt er Le Normant nicht anders als Herr v. Pompadour, und das den ganzen Abend hindurch, trotz allen Winken, die er von der in Verlegenheit gesetzten Gesellschaft erhielt. Man könnte von ihm ein köstliches Lorenziana sammeln, denn alles, was er thut und spricht, trägt den nämlichen originellen Stempel. Ich für mein Theil verdanke ihm unendlich viel, denn, seitdem ich auf Erden bin, hat mich noch kein Sterblicher so zu lachen gemacht.

Man erinnert sich noch, wie die Kaiserin von Rußland Diderots Bibliothek kaufte, und dabei demselben ein jährliches Gnadengehalt aussetzte, welches sie ihm sogleich ein Jahr vorauszahlen ließ. Dieses Gehalt war ihm in dem gegenwärtigen Jahre nicht gezahlt worden, und der General Betzky erhielt den Befehl, einem seiner Briefe folgende Nachschrift anzuhängen:

"Ihro kaiserliche Majestät haben aus einem Schreiben des „Fürsten Galitzin an mich ersehen, daß Herr Diderot seit einem „Jahre sein Gnadengehalt nicht ausgezahlt erhalten, und mir daher anbefohlen, demselben zu melden, wie Sie schlechterdings nicht „wollen, daß die Fahrlässigkeit eines Kassenbeamten der Bibliothek „zum Nachtheil gereiche; aus diesem Grunde wollen Sie, daß Herrn „Diderot auf funfzig Jahr das vorausgezahlt werde, was Sie zur „Unterhaltung und Vermehrung seiner Bücher bestimmt haben, und „daß Sie, nach Verlauf dieses Termins fernere Maaßregeln ergreifen würden. Zu dem Ende übersende ich Ihnen einliegenden „Wechsel."

Wir haben einen Arzt, Namens Renard, verloren; er war der Aeskulap des Marais-Viertels. Eine ihm sehr ergebene Dame pflegte von ihm zu behaupten, er sey der erste Arzt in Paris; ein Spaßvogel setzte hinzu: ja, wenn man durchs Antons-Thor hereinkommt, weil Renard dicht am Thor wohnte. Dieser traf einst bei einer seiner Patientinnen einen alten Abbe, der ruhig sein Pikettchen spielte; er faßt denselben scharf ins Auge, und spricht zu ihm: Was machen Sie da, Herr Abbe? Geschwind machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, und lassen Sie sich eine Ader öffnen; Sie haben nicht einen Augenblick mehr zu verlieren. Der wie vom Blitz getroffene Abbe bleibt steif und starr

sitzen. Man bringt ihn nach Hause; Renard öffnet ihm drei bis viermal hintereinander die Ader, giebt ihm Brechmittel, und findet ihn noch immer eben so bedenklich, wie zuvor. Am dritten Tage läßt man den auf dem Lande wohnenden Bruder des Kranken holen. Er kommt über Hals und Kopf; man verkündigt ihm, daß sein Bruder mit dem Tode ringe; er erkundigt sich nach der Krankheit. Renard sagt ihm, wie sein Bruder, ohne es zu merken, einen heftigen Schlagfluß bekommen, der Mund sey ihm ganz verquer gewesen, und er (der Arzt) habe sogleich alle nur zweckdienliche Mittel aufgeboten, obgleich ohne allen Erfolg. — Ei, mein Herr, sagte ihm der Bruder, meinem Bruder sitzt der Mund schon seit länger als sechszig Jahren verquer. — Zum Henker! warum ward mir denn das nicht gleich gesagt? erwiederte der Doktor, indem er polternd sich aus dem Staube machte, und ohne die Wirkung des eben verordneten Brechmittels abzuwarten (*).

Eine Dame hatte den Chevalier v. Lorenzi in Geschäften zu sprechen, und wählte dazu einen Sonntag Vormittag. Sobald das Geschäft abgemacht war, ladet sie ihn ein, sie in die Messe zu begleiten. Der Chevalier fragte sie ganz überrascht: liest man denn noch immer Messe? — Nämlich er war seit funfzehn Jahren in keiner Kirche gewesen, und glaubte daher, daß der Gottesdienst gänzlich abgeschafft wäre, um so mehr, da er nie vor zwei Uhr Nachmittags ausging, und sich folglich nicht erinnern konnte, je eine offene Kirche gesehen zu haben.

1768.

Der Verfasser des Dramas, der tugendhafte Sträfling (**) hat damit geendigt, womit er hätte anfangen sollen. Er hatte die Idee seines Stücks aus zwei Linien Marmontels, in dessen Poetik, geschöpft. Als es beendigt und gedruckt war, hat Fenouillot de Falbaire über die Wahrheit und die vornehm-

---

(*) Wort für Wort der Inhalt Molière's im Arzte wider Willen: „Was Henker! sagten Sie mir denn nicht vorher, daß Sie nicht krank „wären?“ — Der ächte Komiker schießt nie fehl. Er dichtet und charakterisirt auf ewige Zeiten.

(**) l'honnête criminel.

sten Umstände des Ereignisses Erkundigungen eingezogen. Jemehr sich jene bestätiget haben, um so lebhafter hat das Publikum an dem Drama Antheil genommen.

Folgendes Schreiben enthält die wahren Umstände des traurigen Ereignisses. Es ist vom 9. Dezember datirt, aus Nimes, wo alles sich zugetragen hat:

Der junge Fabre, der Held des Dramas, von dem Sie mir erzählen, ist nicht mehr hier. Sein Mißgeschick, indem es sein kleines Vermögen zu Grunde gerichtet und den Tod seines Vaters herbeigeführt, hat ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Heimath zu verlassen, und sich in einem Städtchen der Cevennen anzusiedeln, wo er durch Arbeit sich ein wohlfeileres Leben verschaffen konnte. Dort hat er eine kleine Fabrik von seidenen Strümpfen angelegt; und dort lebt er friedlich mit einer Anverwandtin, welche die Ausdauer und den Muth gehabt, das Ende seiner Gefangenschaft abzuwarten, um darauf seine Gattin zu werden. Er ist ohne alle Ehrsucht, und ich glaube daher nicht, daß man ihn so leicht werde nach Paris locken können. Ich habe darüber mit seiner Mutter gesprochen, und ihr über die von Herrn v. Falbaire geäußerten Gesinnungen Thränen entlockt. Ihr einziger Wunsch geht dahin, daß ihr Sohn vollständig Gnade erhalte, so wie dies mit Herrn Turge, seinem Unglücksgefährten, der Fall gewesen ist. Dieser letzte ist in seine Güter, Rechte und Ehre wieder eingesetzt worden, anstatt daß Herr Fabre die Freiheit nur vermöge eines vom Herzog v. Choiseul ertheilten Urlaubes genießt, so daß er noch der Rechte des Bürgers beraubt, und jeder bürgerlichen Handlung unfähig ist.

Es ist ein Leichtes, mein Herr, Ihnen die von Ihnen gewünschten Aufklärungen über das Abenteuer des Herrn Fabre zu geben. Es ist eine hier zu Lande allgemein bekannte Thatsache. Die Protestanten, von denen es in dieser Provinz wimmelt, haben unaufhörliche Wechsel von Toleranz und Verfolgung erfahren, wozu ihre gottesdienstlichen Versammlungen unter freiem Himmel (dans le désert) die gewöhnlichen Veranlassungen gewesen sind. Während eines unstürmischen Zeitpunktes schickte man nach dem Versammlungsorte der Stadt Nimes an jedem Sonntage ein von einem Feldwebel kommandirtes kleines Detachement der Garnisontruppen aus. Diese Soldaten kamen bunt durcheinander mit den Protestanten zurück, bestrebten sich, durch ihre Reden dieselben

sicher

sicher zu machen, und ihnen Vertrauen einzuflößen. Dies dauerte so einen Monat fort, als auf einmal der Feldwebel den Befehl erhielt, einige von den Angesehensten, welche er auf dem Wege zur Versammlung treffen würde, festzuhalten. Das Loos fiel auf die Herren Turge und Fabre, den Vater. Der Sohn dieses letztern, der mit ihnen gegangen war, hatte die Flucht ergriffen, und dabei seinen Vater aufgefordert, daß er ihm folgen möchte. Allein als er sah, daß Alter und Schrecken, so wie auch die Schwierigkeit der Wege, solches unmöglich machten, und daß sein Vater den Soldaten in die Hände gerathen war, da kehrt er wieder um, wirft sich mitten unter die Soldaten, und beschwört sie, an des Vaters Statt ihn anzunehmen. Der Vater widersetzte sich dem edeln Ansinnen des Sohnes, und betheuerte, wie er schlechterdings nicht den jungen und kraftvollen Sohn dem matten Lebenshauche eines dem Tode nahen Greises opfern würde. Dieser rührende Kampf zwischen väterlicher und kindlicher Liebe, welcher versteinerten Herzen Thränen ausgepreßt haben würde, wirkte auf die Soldaten. Sie fühlten sich erschüttert — allein Schlachtopfer sollten sie abliefern; das Gebot der Pflicht spricht in dem Soldaten lauter, als das Mitleiden. Die dringenden Bitten des Sohnes bestimmten die Wahl: er wurde abgeführt, und zurückgesandt der Vater, in Verzweiflung darüber, daß er seinem Sohne zu folgen nicht die Kraft hatte, obgleich ihm nicht der Muth dazu gebrach.

Kurz darauf übernahm der Marschall v. Mirepoix das Commando über die Provinz. Menschen, die sich gern nothwendig machen wollten, überredeten den Marschall, daß es ihm ein Leichtes seyn würde, den Prediger Paul Rabaud (*) aus dem Königreiche herauszudrängen, wenn er die Protestanten zu Nimes bedrohete, ihre eingefangenen Mitbürger nach der Strenge der Verordnungen zu bestrafen, und hingegen denselben die Freiheit verspräche, wenn der Prediger sich zu einer freiwilligen Verbannung entschlösse. Dieser glaubte, das allgemeine Wohl der ihm

(*) Ein würdiger reformirter Geistlicher aus einem altadlichen Geschlecht, von Katholiken wie von Protestanten geehrt, und so, daß die Regierung selbst es nie wagte, sich an ihm zu vergreifen. Er ist der Vater der beiden berühmten Conventsglieder Rabaud-Pommier und Rabaud de St. Etienne. Noch im Jahre 1788 lebte der würdige Greis, und habe ich eigenhändige Briefe desselben gelesen.

anvertrauten Heerde dem Wohl zweier Einzelnen vorziehen zu müssen; er beharrte auf seinem Entschlusse, nicht sein Land zu verlassen, und die beiden Unglücklichen wurden zur Galeere verurtheilt, und dahin abgeführt. Sieben Jahre lang hat Fabre darauf geschmachtet. Nach Verlauf dieser Zeit hatte er das Glück, an den Herzog v. Choiseul eine Bittschrift gelangen zu lassen, in welcher er alle seine Leiden auseinandergesetzt hatte. Der rechtliche und gefühlvolle Staatsmann fertigte ihm einen Urlaub aus, und gab ihn so wenigstens der Freiheit zurück.

Dies, mein Herr, ist die Geschichte des tugendhaften Sträflings, so wie sie sich unter unsern Augen zugetragen, und unsere ganze Stadt sie Ihnen erzählen kann. Wünscht Herr v. Falbaire noch andere Aufklärungen, wünscht er sie besonders von der Hand des Helden selbst, so mag er sich schriftlich an den Herrn Fabre den Jüngern, Handelsmann zu Ganges in den Cevennen, wenden. Vincent.

Das hat denn auch Herr Fenouillot de Falbaire gethan, und von Herrn Fabre aus Ganges unterm 14. Dezember 1767 folgende Antwort erhalten:

Mein Herr,

Ich bin ungemein überrascht worden durch die Ehre Ihres zweimaligen Schreibens an mich, so wie durch das Drama, welches Sie mir unter dem Siegel Seiner Exzellenz des Herrn Herzogs v. Choiseul überschickt haben. Ich habe auf der Stelle den tugendhaften Sträfling gelesen, und er hat mir einen Strom von Thränen ausgepreßt, bei dem Andenken eines Vaters, dessen Zärtlichkeit für mich über jeden Ausdruck erhaben war. Was jedoch die großmüthige Handlung betrifft, welche Sie mit so starken Farben herausheben, so habe ich dieselbe stets wie eine ganz gewöhnliche betrachtet, und von der Art, daß an meiner Stelle wohl ein jeder Sohn nicht anders gehandelt haben würde. Da Sie indessen wünschen, alle Umstände davon in einer von unterrichteten Personen beglaubigten Denkschrift zu erfahren, so werde ich die Ehre haben, Ihnen dergleichen zu übersenden. Nie, mein Herr, habe ich gewähnt, mir ein Verdienst daraus machen zu wollen, und muß Sie daher bitten, meiner zu schonen, und nicht Ihre Lobpreisungen gegen einen Menschen zu verschwenden, der sie nicht verdient zu haben glaubt. Ich habe mei-

ne Heimath verlassen, und bin hieher geflohen, wo ich anfänglich sogar der Welt entzogen auf dem Lande zu leben gedachte, um dort ruhig meine Tage hinzubringen, mit einer Verwandtin, die von jeher mir sehr theuer war, mit welcher ich unauflöslich verbunden bin, und nun in ganz bescheidenen Glücksumständen lebe.

Es thut mir leid, daß ich in diesem Augenblick außer Stande bin, über meine gegenwärtige Lage Ihnen etwas Ausführlicheres zu melden. Ich habe den alten sehr kränklichen Vater meiner Gattin bei mir, und bin demselben meine ganze Aufmerksamkeit schuldig. Sobald ich freier seyn werde, mag es nun glücklich oder unglücklich ausschlagen, so werde ich es mir zum unverbrüchlichen Gesetz machen, die Wünsche der Frau Herzogin v. Villeroi, so wie die Ihrigen, zu befriedigen, und die verlangte Denkschrift aufzusetzen. Zwar wird es mir höchst schmerzlich seyn, Umstände, die ich so gern vergessen möchte, wieder in meine Seele zurückzurufen; allein ich habe gelernt, mich den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung zu fügen, welche stets gnadenreich für Die sind, so sie in ihre Obhut nimmt. Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherungen der Dankbarkeit u. s. w.

Fabre der Jüngere.

Ich habe irgendwo in den Schriften des Herrn v. Bielefeld die Art und Weise gelesen, wie ein Gesandter des Königs von Preußen es anfing, um zur Zeit Christians VI. die Geheimnisse des Kopenhagener Kabinets zu erspähen. Die Minister ihrer Dänischen Majestät neugierig, zu erfahren, durch welche Mittel und Wege es dem Gesandten stets gelungen war, die Beschlüsse des Staatsraths seinem Herrn zu melden, legten es eines Tages darauf an, ihn zu berauschen, um dahinter zu kommen. Der Preußische Gesandte verrieth ihnen in der That alles. Es sey ihm gar nicht schwer, sagte er, die Gegenstände ungefähr in Erfahrung zu bringen, die der Staatsrath zur Berathschlagung vorlege. Habe er das ausgekundschaftet, so untersuche er, welches wohl die schlechtste Partei sey, die man wählen könne, und diese berichte er denn als wirklich ergriffen nach Berlin. Er behauptete, daß, vermittelst dieser Methode, unter zwanzig Fällen er immer neunzehnmal richtig errathen habe. ...

Ich, für mein Theil, mag nun eben nicht die Tauglichkeit dieser Methode bestreiten, nur glaube ich nicht, daß sie auf alle Europäische Kabinette ohne Unterschied und zu allen Zeiten anwendbar sey, und daß sie namentlich zu Kopenhagen unter dem Ministerio des Grafen v. Bernstorf von Nutzen seyn möchte. Allein ich muß gestehen, daß ich mich ihrer bei allen theologischen Operationen stets mit Erfolg bedient habe: man kann als gewiß annehmen, daß Theologen in Masse stets die ungereimtsten Beschlüsse fassen werden (*). Dahero war ich auch fest überzeugt, troß allem Hinundherschwanken der Sorbonne, daß sie uns nicht um eine Censur des Belisarius von Marmontel bringen würde. Und eben so gewiß erwartete ich auch, daß der Erzbischof von Paris uns ein Geschenk machen würde mit einer Pastoral-Instruktion, betreffend die ewige Verdammniß Mark-Aurels, so wie die Nothwendigkeit der Intoleranz. Der würdige Prälat hat ganz meine Erwartung erfüllt, und das durch einen herrlichen Hirtenbrief, welcher die Verdammung des blinden Belisarius enthält, in allen Kirchen abgelesen, bekannt gemächt, und an alle Ecken von Paris angeschlagen werden soll, neben den Arzneimitteln wider die Lustseuche, und den Sehenswürdigkeiten des Jahrmarkts im Viertel St. Germain. Unter andern hat man ihn auch an den Eingang der Französischen Akademie im Louvre angeschlagen, und der Sekretär der Akademie, Duclos, hat darunter geschrieben: Aller Schmutz und Stank wird allhier verboten. Die Hausthür der Madam Geoffrin, bei welcher Marmontel wohnt, ist mit dem nämlichen Anschlagezettel begnadigt worden. Eine ehrliche Haut von Bürger hatte den Hirtenbrief in der Kirche ablesen hören, und erzählte beim Mittagsessen davon seiner Frau und seinen Kindern. Man hat, sagte er, einen Hirtenbrief des Herrn Erzbischofs abgelesen. . . . Nun was enthielt denn derselbe? . . . . I nun, so viel ich davon habe begreifen können, so meinte er, daß alle Religionen gleich gut wären.

(*) Wenigstens zeigt uns die Geschichte, und kein gelehrter und wahrheitliebender Theologe wird dem widersprechen, daß dies genau der Fall aller Konzilien und Kirchenversammlungen vom ersten bis zum letzten Jahrhundert gewesen ist. Aber sind denn große politische Versammlungen glücklicher und weiser gewesen?

* * *

Lorenziana.

Vor einigen Tagen traf ich den Chevalier v. Lorenzi bei Madam Geoffrin, und sah ihn ganz gewaltig verwickelt in der Genealogie zweier Frauen, mit denen er fast sein ganzes Leben zugebracht hat, und die denselben Namen führen, obgleich von zwei sehr entfernten Familienzweigen. Madam Geoffrin bemühete sich vergebens, ihm aus den genealogischen Verstrickungen herauszuhelfen, und sprach endlich zu ihm: Aber, Chevalier, es rappelt bei Ihnen, und ärger als jemals... Madam, erwiederte der Chevalier, das Leben ist auch so kurz!

Am folgenden Tage fuhr er mit Saint-Lambert nach Versailles. Unterweges fragt ihn dieser plaudernd nach seinem Alter. Ich bin sechszig Jahr alt.... So alt glaubte ich Sie nicht, erwiederte Saint-Lambert... "Wenn ich sechszig Jahr sage, entgegnete der Chevalier, so ist das freilich nicht so ganz genau ... nicht gerade in diesem Augenblick ... sondern" ... — Aber kurz und gut, wie alt sind Sie ganz genau? ... — Ich habe mein fünf und funfzigstes Jahr zurückgelegt; Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mich der Unbequemlichkeit unterziehe, alle Jahr mein Alter, wie mein Hemde, zu wechseln? ...

Einmal wollte er die Taille einer Frau loben, und, anstatt sie darin mit einer Nymphe zu vergleichen, sagte er, sie habe eine Taille wie Fräulein Allard. Das nenne ich einen unglücklichen Einfall, sagte ich ihm; man kann Fräulein Allard von sehr vielen Seiten loben, allein nie hat man sie von Seiten der Taille gerühmt... So! so! erwiederte er; nun ich habe sie nie gesehen, kenne sie nicht einmal; aber da Jedermann von Fräulein Allard spricht, so habe ich geglaubt, das nämliche Recht zu haben.

Wir plauderten einstmals bei Madem Geoffrin, der Chevalier, Dalembert und ich. Dalembert und ich wir saßen; der Chevalier stand, lehnte sich an den Kamin, mit geschlossenen Augen, und hatte Mühe, den Kopf aufrecht zu halten. Mir däucht, Chevalier, sagte ich ihm, unsere Unterhaltung ergötzt Sie eben nicht allzusehr, da Sie stehend dabei einschlafen. — Ach, nein, erwiederte er mit Kopfschütteln und dem ihm eigenen naiven und treuherzigen Ton, ich kann schlafen, wann ich will.

Er sprach einmal so etwas obenhin von Saint-Lamberts Geschicklichkeit im Schachspiel. Sie vergessen, sagte ihm dieser, daß, als wir vor Minorka lagen, ich Ihnen in kurzer Zeit funfzehn Louisd'or darin abgewann. Ja, erwiederte der Chevalier, das war aber gegen Ende der Belagerung.

Während dieser Belagerung begab er sich alle Abend in die Laufgräben, mit einem Fernrohr und mehrern astronomischen Instrumenten, um Beobachtungen anzustellen. Eines Tages kam er zurück, und hatte alle seine Instrumente in den Laufgräben liegen lassen. Man wird sie Ihnen stehlen, sagte zu ihm Saint-Lambert. O bewahre! entgegnete der Chevalier, ich habe meine Uhr daneben gelegt.

Der Chevalier v. Lorenzi allein ist an dem Tode des Admirals Byng schuld, denn er hat dessen Niederlage bewirkt. Die Thatsache ist gegründet, und die Veranlassung sehr anziehend. Als der Chevalier, nach der Landung auf Minorka, in einem schlechten Häuschen einquartirt worden, durchwühlte er sein Zimmer, und fand zufällig in einem Winkel das Signalbuch der Englischen Schiffe. Er erkannte es, übergab es dem Prinzen v. Beauveau, der es dem Marschall v. Richelieu zustellte. Anfänglich traute man der Sache nicht, allein kaum hatte die Schlacht begonnen, so bemerkte man, daß die Engländer alle angegebene Signale ganz pünktlich befolgten. So konnte man denn allen ihren Manövern vorbeugen, und sie zum Rückzuge zwingen. Der Chevalier v. Lorenzi, viel zu zerstreut, als daß er sich des geleisteten Dienstes hätte erinnern sollen, vergaß die Belohnung desselben zu fordern, und der Hof vergaß ebenfalls die Gewährung.

Der Herzog v. Mirepoix, der sich eben anschickte, als Gesandter nach London abzugehen, forderte den Chevalier auf, den er sehr liebte, ihn dorthin zu begleiten. Der Chevalier williget ein. Seine Effekten sollen mit denen des Herzogs abgehen. Den ganzen Morgen mit Einpacken beschäftigt, erhält er einen Boten, der ihn zur Eile mahnt. Nun packt er über Hals und Kopf, und, um ja nichts zu vergessen, fängt er mit seinen Kleidern an. Als der Koffer fort ist, bemerkt er, daß er im Hemde ist, daß er sogar sein Reisekleid mit eingepackt, und schlechterdings nichts als einen alten abgenutzten Schlafrock zurückbehalten hat.

Er wohnt schon lange im Palais Luxembourg, wo seine Freunde ihm ein paar kleine Zimmer verschafft haben. Wie er

einst ausgehen will, gleitet ihm der Fuß auf den letzten Stufen der Treppe aus, er stürzt hin und zerfällt sich die Nase. Er drehet sich um, die Ursache seines Falles zu ergründen, und gewahrt auf der Treppe eine hingegossene weißliche Flüssigkeit. Nun glaubt er, sey einmal der rechte Zeitpunkt gekommen in Harnisch zu gerathen; er ruft dem Schweizer, und fragt: wie er so nachläßig seyn könne, zuzugeben, daß man Seifwasser auf die Treppe ausgösse. Der Schweizer stellt ihm vor, daß das kein Seifwasser, sondern von einem Kaffee-Aufwärter verschüttete Orgeat sey. Nun denn habe ich freilich Unrecht, sagte der Chevalier, der plötzlich wieder zu seinem milden und friedlichen Ton zurückkehrte, und mit zerschellter Nase und blutigem Gesicht auf sein Zimmer zog.

Er ist übrigens der reichste Schnupftuchbesitzer, und sein Inventarium muß einst in dieser Hinsicht ganz beträchtlich werden. Er wohnt sehr hoch, und da er fast bei jedem Gange sein Schnupftuch zurückläßt, so findet er es bequemer, sich ein neues zu kaufen, als die Treppe wieder hinaufzusteigen. Auch wohnt in seinem Viertel eine Wäschhändlerin, die jeden Morgen ihm sein Schnupftuch zurechtlegt.

Eine Gesellschaft von Handelsleuten zu Nantes hat eines ihrer Schiffe den Voltaire getauft, und dieses Ereigniß dem Pathen des neuen Täuflings bekannt gemacht. Der weltberühmte Mann, für den alle mögliche Auszeichnungen bestimmt zu seyn scheinen, hat eine Anrede an sein Schiff gerichtet, und folgendes Schreiben an den Correspondenten in Nantes abgehen lassen.

An Herr Montaudoin, von mehrern Akademien, zu Nantes.

Ferney, den 2. Juni 1768.

Mein Herr,

Bis jetzt konnte ich mich eben nicht rühmen, mein Schiffchen glücklich durch die Welt gesteuert zu haben; allein da Sie meinem Namen die Ehre erzeigen, ihn einem Ihrer Schiffe zu geben, so biete ich hinführo allen Ungewittern Trotz. Sie thun mir eine Ehre an, deren ich warlich nicht werth bin, und die bisher noch keinem Büchermacher zu Theil geworden ist. Je weniger ich die-

selbe verdiene, um so höher steigt meine Erkenntlichkeit. Bis jetzt hat man die Schiffe getauft, Neptun, Triton, Sirene, Greif, auch ihnen zuweilen die Namen von Staatsministern oder Heiligen gegeben, und diese letzteren besonders sind immer glücklich in den Hafen eingelaufen; aber keines war noch mit dem Namen eines Verse- oder Prosamachers getauft worden.

Wäre ich jünger, so ginge ich an Bord Ihres Schiffes, um mir irgend ein Land aufzusuchen, wo Fanatismus und Verläumdung nicht bekannt wären. Auch könnte ich, mit Ihrer Erlaubniß, zu Civita-Vecchia landen und dort die Jesuiten Patouillet und Nonotte nebst Bruder Freron, dem Exjesuiten, aussetzen. Auch würde man nicht so ganz übel daran thun, noch ein paar Convulsionäre oder Convulsionisten hinzuzufügen: denn vor Zeiten und bei gewissen Gelegenheiten steckte man Affen und Katzen in einen Sack, und warf das alles zusammen ins Meer.

Ich glaube, die Engländer ließen mich auf allen Meeren ungestört hin und herschiffen, denn sie wissen, wie groß meine Neigung für sie und ihre Werke von jeher gewesen ist. Im Kriege nahmen sie ein Spanisches Schiff weg, das von oben bis unten mit Bullen der Cruzada, Indulgenzen und Agnusdei angefüllt war. Ich hoffe, daß Ihr Schiff nicht dergleichen Waare führen wird; in jener Welt ist sie zwar gewaltig ersprießlich, aber in dieser werden andere Ladungen erfordert.

Fährt der Patron nach Indien, so werde ich ihn ersuchen, ein Briefchen von mir an einen Braminen mitzunehmen, mit dem ich in Briefwechsel stehe, und der Pastor zu Benares am Ganges ist. Der Mann hat mir dargethan, daß die Braminen über viertausend Jahr alt sind. Es ist ein grundgelehrter und äußerst verständiger Mann; dabei weit stärker getauft, als wir, denn an allen hohen Festtagen taucht er im Ganges vom Fuß zu Kopf unter. Ich habe in meiner Abgeschiedenheit einige ziemlich entfernte Correspondenzen; allein noch hat mir keine so viel Ehre und Freude gemacht, wie die Ihrige.

Ich habe Ihnen nicht eigenhändig schreiben können, da ich sehr krank bin; allein meine zitternde Hand giebt Ihnen die Versicherung, daß ich bis zum letzten Augenblick meines Lebens seyn werde u. s. w.

In der Bibliothek des Herrn Gaignat (*) hat sich ein Manuskript vorgefunden, welches in das zu machende Verzeichniß wahrscheinlich nicht aufgenommen werden wird. Es ist bei dem Buchhändler Debure niedergelegt worden, wo ich es durch besondere Gunst der Erben gesehen habe. Es sind die Contes de La Fontaine in zwei Bänden Großquarto oder Kleinfolio auf Velin geschrieben. Die Schriftzüge sind von der seltensten Schönheit, und der Text von der größten Correktheit. An der Spitze jedes Schwanks stehet ein Miniaturgemälde, den Inhalt des Schwanks darstellend; und am Schlusse eines jeden Schwanks findet man, statt Vignetten, Arabesken, die mit vielem Geist und großer Zartheit behandelt sind. Die meisten Gemälde sind sehr üppig; manche sind es wieder nicht genug. Mir däucht, daß, wenn einmal ein Ton angegeben ist, darin auch fortgefahren werden muß, und daß jeder Contrast beleidigt; bin ich an einem verrufenen Orte, so erwarte ich weder Anstand noch Schonung. Gaignat hat dies Werk unter seinen Augen und von zwei ausgezeichneten Künstlern ausarbeiten lassen. Monchaussé hat im Text die schönsten in Kupfer gestochenen Schriftzüge nachgebildet. Die Gemälde und kleineren Verzierungen sind in der höchsten Vollkommenheit von dem berühmten Maler De Marolles gemalt worden. Man behauptet, das Werk habe 18,000 Franken gekostet. Das heißt nun freilich viel Geld auf eine eben nicht empfehlungswürdige Laune verwendet. Mehr hätte es nicht bedurft, um achtzehn rechtlichen Familien auf die Beine zu helfen; allein auch der Geist hat seine Ausschweifungen. Der Buchhändler hat die Handschrift auf zweihundert Louisd'or taxirt, unter welchem Preise sie nicht veräußert werden soll (**).

(*) Eines sehr reichen Privatmannes in Paris, der für ein paarmal hundert tausend Thaler Bücher und köstlicher Originalgemälde hinterließ.

(**) Diese höchst köstliche Handschrift kam für 10,000 Franken in die Hände des Herzogs v. Choiseul. Von dort gerieth sie in die Hände des ältern Debure, eines noch jetzt lebenden gelehrten Buchhändlers. Dieser verkaufte sie an Jemand, dessen Bibliothek im Jahr 1789 nach England kam, wo das einzige Werk im Jahre 1791 öffentlich zu 2,000 Thaler versteigert ward.

Eine der größten Bekümmernisse Diderot's ist lange die gewesen, daß man nirgend in Virgils Versen ein Lob auf Lukrez findet. Er sprach oft darüber mit mir mit wahrer Betrübniß. Endlich sehe ich ihn eines Tages ganz vor Freude strahlend bei mir eintreten, und sogleich sagt er mir aus dem zweiten Gesange der Georgika folgende bekannte Verse her:

Felix qui potuit rerum cognoscere causas,
atque metus omnes et inexorabile fatum
subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari!
Fortunatus et ille deos qui novit agrestes,
Panaque, Sylvanumque senem, Nymphasque sorores!

Zufolge Diderot's Entdeckung enthalten die drei ersten Verse ein schönes Lob auf Lukrez, welchem Virgil darauf ein bescheidenes Lob auf seine eignen Gedichte anhängt. Diese Anwendung ist sinnreich, zart, und, was bei dergleichen Entdeckungen nicht immer der Fall ist, eben so einfach als wahrscheinlich, und hat nichts Erzwungenes. Wendet man die Verse nicht auf Lukrez an, so weiß man schwerlich, auf wen sie passen sollten. Ueberdies ist es für die Ruhe unsers Philosophen allzuwichtig, daß Virgil seinem Lieblingsdichter hat Gerechtigkeit widerfahren lassen; und da ich bemerkt habe, daß seit dieser Entdeckung er weit besser schläft, so habe ich deren Evidenz unumwunden eingeräumt.

Der Marquis v. Maugiron, der verwichenes Jahr in den Vierzigern verstorben ist, war aus einem hochadlichen Geschlecht des Dauphiné. Er stieg bis zum General-Lieutenant. Von Seiten der Sitten war er einer der verschrieensten Männer Frankreichs. Eine zügellose Leidenschaft für alles, was Vergnügen heißt, und eine unglaubliche Schwäche des Charakters hatten ihn von früher Jugend an in die übertriebensten Ausschweifungen und die vollständigste Lüderlichkeit geworfen, deren Folgen ihn früh ins Grab gestürzt haben. Im zwanzigsten Jahre war er von der Gicht und andern unanständigen Gebrechen ganz angefressen, und an allen Gliedern gelähmt; in diesem Zustande machte er den Feldzug mit, auf Krücken einhergehend, denn das Leben im Feldlager war seine höchste Wonne. Dort fand ich ihn in den Jahren 1757 und 1762, und da er beständig sich zum Hauptquartier und unter

den jungen Adel drängte, um diesen zum Freudentaumel anzuregen und mit ihm zu theilen, so sagte ich oft zu den jungen Offizieren: "Sehen Sie einmal, meine Herren, wie er gehet; es ist „eine herumwandernde Moral." Zu diesen Lastern fügte er eine ekelhafte Unreinlichkeit; und, troz dem, machten ihn die Gefügigkeit seiner Manieren, seine Sanftheit und Aufgewecktheit in der Gesellschaft höchst liebenswürdig. Er brachte etwas so Pikantes mit, was man so häufig bei charakterlosen aber geistreichen Menschen antrifft. Einerseits macht der Mangel an Energie, und andererseits die Zartheit und Lebendigkeit ihres Geistes, sie unaufhörlich hin- und herschwankend; ihre Plauderei schimmert und flimmert; allein, wenn diese Geistesfunken nicht auf der Stelle zündeten, dann sind sie wie aus dem Sattel gehoben, weil sie nie mit Gewißheit entscheiden können, ob das Gesagte gut oder schlecht ist. Aus dem Grunde klopfen sie leise an alle Thüren, ihre geistreichen Einfälle scheinen ihnen wider Willen zu entschlüpfen, und es sieht fast so aus, als wenn sie sich selbst eben so gut zum Besten hätten, wie ihre Umgebungen. Ich kenne in einem Zirkel nichts Ergötzlicheres, als einen solchen Schick, aber auch für freundschaftlichen Umgang nichts so wenig geeignet; daher bleiben die liebenswürdigen Leutchen von diesem Schlage dazu verurtheilt, ihr Lebelang in den Zirkeln zur Ergötzung zu dienen. Auch ist ihnen dabei noch so ein kleiner Anflug von Bosheit eigen, ein Hang zum Spott, der selbst die besten Freunde nicht verschont. Ihre Religion hält nicht Stich vor einem witzigen Einfall; allein man würde Unrecht haben, ihnen daraus ein Verbrechen zu machen; ein solches zu begehen, dazu fehlt es ihnen an Kraft. Maugiron machte mit Leichtigkeit Verse, wie das eine Menge Liederchen gegen seine Freunde beweisen; um diesen den Verfasser aus den Augen zu rücken, schob er immer ein paar satyrische Einfälle gegen sich selbst mit ein. Er hat wenig Tage vor seinem Tode eine Art Testament gemacht, welches er mit mehr Recht eine Generalbeichte hätte nennen können. Diese Schrift ist, gleich einer Predigt, in drei Punkte eingetheilt, und diese drei Punkte heissen: meine Laster, meine dummen Streiche, meine Leiden. Er war bei dem Bischof von Valence im Dauphiné krank geworden. Da die Krankheit eine sehr ernste Wendung nahm, rüstete sich die gesammte Klerisei der Hauptkirche ihm mit der größten Feierlichkeit den Laufpaß zu geben. Während man sich noch mit den Zurüstungen be-

schäftigte, sagte er zum Arzte, der an seinem Bette stand: "Ich „will sie recht anführen; sie glauben mich beim Wickel zu haben, „allein ich entwische ihnen." — Mit diesen Worten drehete er sich um und verschied. Er hatte noch eine Stunde vor seinem Tode einige ganz artige Verse über seine bevorstehende Abfahrt gemacht.

Ein junger Tonkünstler, Grétry mit Namen, hat uns hier seinen ersten Versuch gegeben, aber dieser erste Versuch ist das Meisterstück eines Künstlers, der dadurch zum ersten Range erhoben wird. In ganz Frankreich kann Philidor sich allein mit ihm messen. Grétry's Styl ist rein Italienisch, Philidor hat einen etwas deutschen und nirgend ganz reinen Styl. Dieser reißt oft durch seine Kraft gewaltsam mit fort, Grétry durch eine sanftere, verführerischere und wohllüstigere Manier; ohne daß es ihm, wo es Noth thut, an Kraft fehlt, benimmt er einem durch den Zauber seines Styls den Willen ihm zu widerstehen. In dem Mechanischen der Kunst ist er gelehrt und tiefeindringend, allein nie auf Kosten des Geschmacks.

Grétry ist aus Lüttich; er ist jung, hat ein blasses, bleiches, leidendes, gefoltertes Ansehen — alle Symptome eines Mannes von Genie. Wo möglich, lebe er! Zehn Jahre seines Lebens hat er in Neapel zugebracht (*); und hört man seine Harmonie und seine Manier, so läßt sich nicht daran zweifeln. Es thut mir etwas wehe, daß er eine göttliche Sprache für eine der Musik so ungünstige Sprache verlassen hat. Ist er aber nun einmal dazu verurtheilt, so schicke er sich und bezaubere uns!

Eine sehr vornehme Frau redete den Dänischen Gesandten, Baron v. Gleichen, mitten in einem Hofzirkel zu Compiegne an, und sagte zu ihm: "Herr Gesandte, man sagt, Ihr König soll „Hirn haben?" — "Ein gekröntes" erwiederte der Baron mit seinem sanften, bescheidenen und schlauen Ton, und indem er sich tief verbeugte.

(*) Grétry ist wohl in Rom, aber nie in Neapel gewesen.

Der Abbe D'Olivet, von der Französischen Akademie, ist in einem Alter von mehr als achtundachtzig Jahren verstorben; er war einer der ältsten Vierziger. Er hat den Eisgang begonnen, der von Bedeutung seyn wird, sobald einmal alle die alten Akademiker ins Thauwetter hineingerathen werden. Der wahre Name des Abbe D'Olivet war, glaube ich, Douillet (Weichling). Er hielt es in seiner Jugend für rathsam, ihn, vermittelst einer Buchstabenversetzung, umzuändern. Er wußte sich viel mit seiner Vorliebe für die Alten, und besonders für Cicero, von dem er eine Quartausgabe veranstaltet hat, die nicht ohne Ruf, allein darum von Kennern nicht mehr geschätzt ist. Auch hat er mehrere Uebersetzungen, besonders auch von Cicero, geliefert. Er galt für einen guten Grammatikus und strengen Puristen in seiner Muttersprache. Wir verdanken ihm mehrere die Grammatik betreffende Abhandlungen. Uebrigens war er ein abgemessener, frostiger und schwerfälliger Stylist; dessen ungeachtet hat er sich mit seiner Vorliebe für Voltaire, der mit ihm fortdauernd in einiger Verbindung geblieben, stets viel gewußt. Seine Feinde hatten ihn in den Verruf eines schlechten Menschen gebracht; allein wenn es in Paris heißt, der und der ist ein Schelm, so bedeutet das meistentheils weiter nichts als, der Mensch ist nicht von meiner Partei oder Clique. Nur so viel ist ausgemacht, daß der Abbe D'Olivet nicht zu den Empfindsamsten gehörte, daß er Duclos und Andern reichlich all das Böse, was sie von ihm sagten, vergalt, und daß der alte Piron in folgendem Epigramm ihm die treffendste Grabschrift gesetzt hat:

Hier ruht Meister Hansius,
ein erpichter Sylbenstecher
und ein strenger Urtheilsprecher,
wie man richtig schreiben muß.
Komma, Punktum, Fragezeichen,
Semikolon und dergleichen,
Consonanten und Vokal
wog er auf der Wageschal.
Ihn beglückte dieser Wahn
einzig auf der Lebensbahn
bis zum seligen Verscheiden.
Niemand war er zugethan,
drum konnt' ihn auch Niemand leiden.

Zur höchsten Kränkung der Sorbonne läßt es die Vorsehung zu, daß alle Erbprinzen, so nach Paris kommen, den sogenannten Philosophen Dionysius Diderot in dessen stiller Klause besuchen. So erinnert man sich noch des Besuchs des Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel; einen ähnlichen hat Diderot vom Erbprinzen von Sachsen-Gotha so eben erhalten. Den ersten Fürsten hatte ich selbst eingeführt; allein das durfte ich diesesmal nicht, um nicht das Spiel zu verderben. Daher trat der Erbprinz von Sachsen-Gotha unter dem Namen eines Herrn Ehrlich aus der Schweiz in Begleitung eines Strasburgers bei Diderot ein. Dieser empfing ihn mit seiner ihm gewöhnlichen Treuherzigkeit, und schien ungemein behaglich mit dem jungen Schweizer zu plaudern. Nach ein paar Tagen traf er Herr Ehrlich an der Mittagstafel des Barons v. Holbach; er ging mit offenen Armen auf ihn zu, umfaßte ihn recht kräftig und sprach zu ihm: "Ei! wer hätte „Sie wohl in der Synagoge erwartet?" — Während der Mahlzeit fragte er mich, ob ich den jungen Menschen kenne. So etwas, gab ich ihm ganz obenhin zum Bescheid. Es ist ein allerliebster Junge, fuhr er fort. Fürwahr, es kommen mir aus Ihrem Lande so liebenswürdige, so wohlunterrichtete, so bescheidene und gesittete junge Leute zu Gesicht, daß sie mir unsere jungen Leute hier zu Lande ganz unausstehlich machen. — Nach Tische nannte man ihm den wirklichen Namen des Herrn Ehrlich, und der Philosoph meinte, daß das an seinen Gesinnungen gegen denselben schlechterdings nichts ändere.

1769.

In Holland ist eine kleine aus dem Englischen übersetzte Druckschrift unter dem Titel erschienen: David, oder Geschichte des Manns nach dem Herzen Gottes. Ein geistesarmer anglikanischer Kaplan sollte eine Leichenpredigt auf König George II. halten, und glaubte die Sache am besten damit abzuthun, daß er ihn dem königlichen Sänger und Propheten David, von der Schrift der Mann nach dem Herzen Gottes benannt, zur Seite stellte. Ein wackerer Britte, den des Kaplans Leichenpredigt höchlich verdroß, unternahm es, diesem zu beweisen, daß, anstatt das Andenken des guten Königs George zu ehren, wie er das gewollt, er dasselbe eigentlich verunglimpft habe; einem Fürsten müsse vor

nichts so sehr grauen, als vor einer Aehnlichkeit mit David; das Leben dieses Mannes sey ein ununterbrochenes Gewebe von Schändlichkeiten, Verrath, Ausschweifungen, Grausamkeit und Abscheulichkeiten aller Art; es gäbe eine Menge frommer und rechtliebender Menschen, die der Meinung wären, daß man das Alte Testament den Ungläubigen Preis gäbe, und nur den bessern Theil zu retten suchte (*). . . . Unmöglich kann ein Mann, wie David, noch ferner für ein Muster der Tugend und Heiligkeit gelten; man kann nicht einmal behaupten, daß er durch Reue und Buße alles wieder gut gemacht habe, denn er starb so, wie er gelebt hatte — Verbrechen anrathend und anbefehlend in dem Augenblick, wo er selbst nicht mehr dergleichen verüben konnte. . .

Der Engländer hat seinen Stoff nicht gehörig benutzt. Hätte den der Patriarch von Ferney zu bearbeiten gehabt, so wäre die Arbeit wahrscheinlich etwas verschieden ausgefallen; die Idee war nicht unglücklich. Uebrigens hat der Patriarch die Englische Schrift nicht ganz übel benutzt, da sie ihm die Tragödie Saul eingegeben hat. Diese Tragödie ist eins der originellsten Erzeugnisse unsers Zeitalters. Der König von Preußen ließ sie vor einigen Jahren auf dem königlichen Berliner Theater (**) aufführen, und dazu die gesammte jüdische Synagoge einladen, welche denn auch, wie man mir versichert, sich an dem Spektakel weidlich geletzt hat. Dieses Stück muß bei der Vorstellung ungemein anziehen, besonders durch einige schlagende Theaterstreiche, z. B. die Scene, wo Samuel den König Agag in Stücken zerhackt, und die, wo David entblößt vor den Töchtern Zions tanzt. — Nächstens soll die Belagerung von Calais wieder gegeben werden, aber ich habe eben nicht gehört, daß die Regierung den Befehl ertheilt hätte, die Tragödie Saul aufzuführen.

(*) Das Christenthum kommt mir vor wie ein schönes, freundliches Gebäude, das aber von allen Seiten durch ein altes häßliches Gerüst zum Theil versteckt, zum Theil verunglimpft wird. Die alten und faulen Balken, Pfeiler, Stangen und Breter werden noch immer als eben so viele Stütz- und Strebepfeiler beibehalten. Und dieses sehr entbehrliche, ja schädliche Gerüst ist das Judenthum. Wie! sollte der göttliche Lehrer der für Herz und Gemüth herrlichsten Religion nicht durch sich selbst bestehen können?

(**) Grimm übertreibt. So viel ich weiß, ist diese Tragödie nicht öffentlich, sondern bloß vor dem Könige und einigen Vertrauten in einem der Berliner oder Potsdammer Schlösser aufgeführt worden.

Herr Baculard d'Arnaud (*), als er uns verwichenes Jahr sein trübseliges Drama Euphemia gab, verhieß uns zugleich auch Euphemia's Denkwürdigkeiten, oder die genauern Lebensumstände der unglücklichen Nonne. Herr D'Arnaud ist ein Mann von Wort, und hat die Denkwürdigkeiten herausgegeben; allein ich habe ihm gelobt, sie nicht zu lesen, und werde mein Wort auch halten. Herr D'Arnaud vereinigt drei wirklich seltene Eigenschaften: er ist trübselig, gedunsen und frostig. Eigentlich sollte er sich ein Gnadengehalt zahlen lassen von den Todtengräbern und all den ehrlichen Leuten, die mit Begraben etwas verdienen; denn er träumt wachend und schlafend von nichts als Särgen, Bahren und Gräbern. Die Prinzessin v. Beauveau meint, er verekele einem jedes ehrliche Begräbniß. — Wenn ich mich weigere, Euphemia's Denkwürdigkeiten zu lesen, so geschieht das nicht ihrer Länge wegen, denn sie zählen nur hundert Seiten; allein hundert Seiten von Herrn D'Arnaud sind etwas Schreckliches. Angehängt ist ein Schreiben des Verfassers von hundert Seiten über die düstere Gattung, oder über die Gattung, so er vorzugsweise die seinige nennt. Voltaire meint, alle Gattungen seyen gut, nur die langweilende ausgenommen — und gerade auf diese ist Herr D'Arnaud versessen.

Moralische Erzählungen, oder die Menschen, wie es deren wenige giebt; man könnte hinzusetzen: von einem Verfasser, wie es deren viele giebt, das heißt, mittelmäßig oder elend, je nachdem der Leser mehr oder weniger zur Nachsicht geneigt ist. Der unbekannte Autor beginnt mit seiner eigenen Geschichte. Wenn er in diesen Erzählungen nur tugendhafte Subjekte, ganz wider die Sitte, wie er sagt, aufgeführt hat, so rührt das daher, weil er nicht anders habe thun können, da er in seinem Leben nie andere, als solche, angetroffen. Also nie auf einen Schuft gestoßen? Fürwahr, der Mann ist mir ein Auserwählter von Ewigkeit her! Aber die Frauen, die Frauen? Nichts hat er an ihnen wahrgenommen, als Schönheit ohne Ansprüche, Anmuth ohne Kün-

(*) Den man ja nicht mit einem gleichzeitigen Abbé Arnaud, einem höchst schätzbaren und liebenswürdigen Literator, verwechseln muß.

Künstelei, und Genie ohne Uebermuth. Nach einer solchen Erklärung wäre man geneigt, diesen vortrefflichen Menschen für einen ganz eigens dazu auserkohrenen Erzählungsverfertiger zu halten. Allein da würde man gewaltig irren, denn seine tugendhaften Subjekte sind eben so platt und schaal, wie er.

Der Schauspieler Molé hat die Schauspielerin Epinay geheirathet. Die Ehe war schon lange vorher vollzogen worden, allein der Erzbischof von Paris hatte immer die Einsegnung verweigert. Die Exkommunikation, deren sich die Schauspieler in Frankreich erfreuen, vergönnet ihnen eben so wenig vom Sakrament der Ehe, als von jedem andern, zu kosten. Wenn bisher ein Schauspieler heirathen wollte, so trat er auf einige Zeit von der Bühne, erhielt die Erlaubniß, seine Ehe einsegnen zu lassen, und sobald dies geschehen war, übersandte dem Neuvermählten der Oberkammerherr einen königlichen Befehl zu, wieder die Bühne zu besteigen, und der Neuvermählte gehorchte dem königlichen Befehl. Der Erzbischof, um sein Gewissen vorwurfsfrei zu erhalten, erklärte vergangenes Jahr Herrn Molé, daß, troz allen Verzichtleistungen, er keinem Schauspieler ferner gestatten würde, sich zu verheirathen, wenn er ihm nicht eine von den vier Oberkammerherrn unterzeichnete Erklärung vorzeigte, kraft welcher sich die vier Herren anheischig machten, nie dem Schauspieler einen königlichen Befehl, die Bühne zu besteigen, zuschicken zu wollen. So sahen sich denn der zärtliche Molé und dessen Vielgetreue genöthiget, in einer wilden Ehe zu leben. Vor ein paar Wochen fand man Mittel, dem Erzbischof die Einwilligung zur Trauung, unter mehrern, zum Unterzeichnen in die Hände zu spielen; der arglose Prälat unterzeichnete blindlings, und der Pfarrer verrichtete dem zufolge die Einsegnung. So haben Herr Molé und Fräulein Epinay dem Herrn Erzbischof ein Sakrament wegstipizt, welches er nun nicht mehr zurücknehmen kann.

Die Schauspielerin Vestris ist ein Theaterkind, und hieß ehedem Fräulein Dugazon. Sie spielte auf der Stuttgarter Bühne eine Hauptrolle, und war einige Zeitlang die Favoritsultane des Herzogs. Nachher hat sie einen kleinen Tänzer mit dem gro-

ßen Namen Vestris geheirathet. Die Familie Vestris ist aus Florenz, hat sich in Frankreich niedergelassen und dort ihr Glück gemacht — die Knaben durch ihre Talente, die Mädchen durch einen ganz einträglichen Handel mit ihren Reizen. Diese Familie hat den Grundsatz zu Schanden gemacht, welcher sagt, daß Freundschaft nicht ohne die strengste Tugend bestehen könne; denn sie lebt in der zärtlichsten Eintracht und der höchsten Sittenverderbniß. Während die schöne Theresina Vestris für baares Geld bei ihrem jedesmaligen Verehrer weilt, betet die höchst fromme Mutter im Nebenzimmer gar laut den Rosenkranz; der Bruder, Koch genannt, bereitet das Nachtessen, welches Schwester Violenta und die andern Brüder mit Theresina und deren Anbeter auf die herzlichste Weise theilen. Der große Vestris tanzt in der Oper.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat so eben einen ihrer Pensionäre durch den Tod des Abbe Batry verloren. Er war Professor der Griechischen Sprache am College de France. Ich weiß von ihm weiter nichts, als daß er seit funfzehn Jahren ein herumwandernder Schlagfluß war, und daß der erste Anfall ihm das Gedächtniß geraubt hatte. Er hatte von seiner gesammten Muttersprache nur zwei Wörter behalten, und gerade die beiden ausdrucksvollsten, von welchen die Grenadiere und Postillone einen so häufigen und edeln Gebrauch machen. Der Abbe Batry bediente sich derselben ohne Unterlaß gegen seine Freunde und seine Haushälterin. Da sein Sprachmagazin so beschränkt war, so kann man sich leicht denken, wie oft er sich wiederholen mußte.

Zweite Abtheilung
von 1770 bis 1782.

1770.

Mitten in der Hauptstadt hat sich seit einiger Zeit eine Sekte erhoben, anfänglich eben so unscheinbar wie der Staub, aus dem sie hervorgegangen, eben so dürftig wie ihre Lehre, eben so dunkel wie ihr Styl — aber bald herrschsüchtig und anmaßend. Ihre Mitglieder nennen sich Oekonomistische-Philosophen. Man hat sie die Kapuziner der Encyklopädie genannt, weil man sich noch erinnert, daß die Kapuziner für die Hausknechte der Jesuiten galten. Mehrere unserer Brüder stehen in dem Verdacht, daß sie für die Armseligkeiten dieser Sekte heimlich einige Vorliebe hegen, und wohl allenfalls gemeinschaftliche Sache machen könnten mit jener Menge von Hohlköpfen, die seit Kurzem über dieses Königreich so düstere und trübselige Tinten ausgegossen haben, daß, hätte der Himmel den Paraklet zu Ferney von uns genommen, wir unfehlbar in den Spleen, in die Gelbsucht, in die Auszehrung, kurz, in einen weit schlimmern Zustand, als den Tod selbst, versunken seyn würden.

Ich weiß, was man alles zur Rechtfertigung dieser Geistesschwäche sagt: es sind so ehrliche Leute, sie meinen es so gut mit dem öffentlichen Wohl. Zwar sind sie langweilig und hohl, niemand liest, niemand versteht sie oder mag sie auch nur verstehen; daher müssen sie von den Bessern und Gescheutern ertragen, und mit Nachsicht behandelt werden. . . Daß dich! Seit wann ist es denn ein Verdienst, bloß mit dem Federkiel in der Hand ein ehrlicher Mensch zu seyn? Und ist es denn schon hinreichend, guten Willen ohne alle Einsicht zu haben, um sich in die Staatsverwaltung zu mischen, oder den Regenten und Regierenden Anleitungen darin aufzudringen? Ich habe von dem Menschengeschlecht

eine viel zu günstige Meinung, als daß ich nicht glauben sollte, daß, wenn alle ehrliche und gute Leutchen anfingen ihre Träumereien zu Papier zu bringen, der gescheutere Theil über Hals und Kopf dieser Papierwelt den Rücken kehren müßte und würde; allein ich habe auch Erfahrung genug, um einsehen zu können, daß der blinde Fanatismus eines ehrlichen Dummkopfs bei weitem mehr Unheil stiften kann, als die vereinigten Anstrengungen von zwanzig Schelmen (*). Dem Genie allein sey ewig Preis und Ehre gegeben! Nur das Genie kann den Menschen von einiger Ersprießlichkeit seyn, mag es dieselben regieren, oder in Schriften aufklären und anregen.

Man sage mir nur nicht, daß die Langweiligkeit jener Herren sie verhindert habe, Schaden anzurichten. Je platter und gemeiner sie gewesen, um so mehr hat sich ihre Anzahl verstärkt durch Alles, was es nur an platten und gemeinen Seelen in Frankreich, sowohl in der Hauptstadt wie in den Provinzen, giebt. Je hohler und unverständlicher sie gewesen, um so mehr haben sie die Dummköpfe an sich gelockt, die da geglaubt haben, daß unter ihren erblindeten Glasglocken gar seltene und köstliche Früchte versteckt lägen. Und so wie sie unmerklich zu einem entscheidenden und verklatschenden Ton übergegangen sind, haben sogar die guten, ja selbst die besten Köpfe sie zu fürchten angefangen. Diese Furcht muß weit gegangen seyn, da sie sogar den Patriarchen zu Ferney ergriffen, obgleich in seinem Vierzigthaler-Mann er sich über die Rotte armer Schlucker, welche er unsere neuen Statsminister nennt, gar wacker lustig gemacht hatte. Wenn gleich er sie noch immer verachtet, hat er sich doch jetzt ganz furchtsam in sein Schneckenhäuschen zurückgezogen. Unsere Schüchternheit hat ihren Hochmuth in Uebermuth verwandelt.

Unter den Fragen und Aufgaben, die seit ungefähr achtzehn Jahren das Publikum am meisten beschäftigt haben, giebt es eine ihrem Objekt nach höchst wichtige, nämlich die von der Freiheit

(*) Ganz anwendbar auf die neuern politischen Reformatoren in Deutschland, die es wohl recht ehrlich mit der guten Sache meinen mögen, allein schwerlich sich selbst verstehen, und dennoch andere Querköpfe und Schulknaben fanatisiren.

des Kornhandels und der unbeschränkten Kornausfuhr. Die besten und die alltäglichsten Köpfe sind in ihrem Bestreben zu Gunsten jener unbeschränkten Freiheit zusammengetroffen, und die Regierung hat der Gesammtstimme der Nation nachgegeben, indem sie im Jahr 1764 ihr Ausfuhr-Edikt ergehen lassen. Schon damals ahnten einige verständige Köpfe, daß, wenn die Regierung dem Landmann den Gewinn der Exportation Preis gäbe, in der einzigen und versteckten Absicht, die Abgaben und Auflagen zu vermehren, und deren Erhebung zu erleichtern, der aus dieser Freiheit entspringende Gewinn weder zur Vermehrung noch Verbesserung des Landbaues beitragen, und unser Getreide von den Ausländern aufgezehrt werden würde, ohne daß auch nur ein Thaler von ihnen in den Händen des Landmannes zurückbliebe. Eben die klugen Köpfe fanden es vielleicht gefährlich, dem Staatskörper den Gebrauch des linken Beins zu gestatten, während das rechte Bein, die Arme und die übrigen Gliedmaßen geknebelt und eingebündelt blieben; allein da Freiheit an sich etwas gar Heilsames ist, so hofften sie unstreitig, daß ein freigegebenes Bein, vermittelst ein paar tüchtiger Kraftäußerungen, es wohl gar am Ende dahin bringen könne, den übrigen Theilen des Staatskörpers Regungsfähigkeit mitzutheilen oder zu verschaffen. Allein sie haben sich getäuscht: der Körper ist geknebelt geblieben, und die übereilten Anstrengungen des linken Beins haben jenem eine Geschwulst verursacht, welche in Wassersucht, das heißt, in eine aufgedunsene Hagerkeit ausgeartet ist. Weder die Klugen noch die Narren, weder die Unbesonnenen noch die Besonnenen, weder die Geistreichen noch die Geistlosen haben irgend eine der Folgen dieses Gesetzes in Frankreich weder geahnt noch vorhergesehen; alles, was in Absicht seiner Wirkungen vorhergesagt worden, das hat die Erfahrung vollkommen Lügen gestraft. Die Oekonomisten, ihrer löblichen Sitte getreu, haben die Frage mit ihren patriotischen, lauslichten und höchst abgeschmackten Räsonnements noch ärger verworren; und während das Volk von allen Seiten Hunger und Jammer schrie, haben sie den herzhaften Blödsinn gehabt, ihr Geplärre zu Gunsten der freien Ausfuhr fortzusetzen.

Mitten in dieser bitterbösen Verlegenheit hat uns der Himmel einen Retter im Auslande erkohren. Ich meine die Dialogen über den Kornhandel unsers berühmten Abbate Galiani. Heissen mußten sie aber Unterhaltungen oder Plaudereien,

denn nur Pedanten dialogisiren, und feine Leutchen plaudern oder besprechen sich. Verzeihe mir, lieblicher und lichtvoller Neapolitaner, daß ich dich einen Ausländer genannt habe! Nein, das wirst du nie unter uns seyn; ich hoffe, zur Ehre der Philosophie und des heiligen Freundschaftbandes, daß unter den Brüdern nie ein fröhliches und wackeres Mahl Statt finden werde, wo wir nicht mit Thränen im Auge dein gedenken, deiner Plaudereien und ihres philosophischen und tiefgreifenden Sinnes.

Müßte man mit einem Pinselstrich den Werth dieser Gespräche zeichnen, so müßte man darauf aufmerksam machen, daß über eine so erschöpfte, so ekelhaft achtzehn Jahr lang wiederkäute Materie der Verfasser das Geheimniß gefunden hat, ein schlechterdings ganz neues Werk zu schaffen, ein Werk voller unermeßlicher Ansichten, woran zu denken wohl keinem einzigen unserer ökonomistischen Kurzseher jemals eingefallen wäre. Seine Aufgabe war um so schwieriger, da seine Vorgänger alles verdorben, und dem Publikum einen unüberwindlichen Ekel und Ueberdruß gegen dergleichen Schriften eingeflößt hatten. Kaum hat man Galiani's Buch geöffnet, so wird man gleich wie durch einen geheimen Zauber festgehalten, man kann es nicht wieder aus den Händen legen. Man reißt, man schlägt sich darum; der Patriarch zu Ferney läßt alle seine apostolischen Arbeiten liegen, unsere Philosophen Tafel und komische Oper im Stich, die Empfindsamliebende ihren Vielgetreuen, die Kokette die sie umlagernde Schaar von Seufzerern, die Fromme ihren Beichtvater, der Müßiggänger seine Geschäftlosigkeit; Männchen und Weibchen wollen mit unserm lieblichen Abbate unter vier Augen plaudern. Der Oekonomist allein wird leichenblaß, schäumt vor Wuth und ruft verzweifelnd aus: Ach! meine Apokalypsen, wohin seyd ihr geschwunden! Und das ist das Vorrecht des Mannes von Genie: vom Kabinet der Monarchen an bis zum Schlupfwinkel der Unwissenheit und Dummheit herunter, allenthalben, wohin es ihm sich zu versteigen beliebt, verbreitet er Licht um sich her; und diejenigen, so ihr ganzes Leben hindurch in der Finsterniß herumgetappt haben würden, schreiten, beim Glanze seiner Leuchte, frei und keck auf dem dunkeln, engen und winkligen Pfade der Wahrheit einher.

Es ist wohl keiner Seele hier entwischt, daß dieses Buch weniger ein Buch über den Kornhandel, als ein Werk über die Regierungskunst ist. Ueberhaupt ist es ein lichtvolles und neues Mu-

ster von der Art und Weise, wie jede Staatsfrage aufgefaßt und ergründet werden muß; indem unser Abbate sein Korn umschippt, thut er hieher und dorthin einen Griff, der nie fehltrifft. Allein man muß sich etwas darauf verstehen, den leeren Zwischenraum der Linien zu lesen und zu verdolmetschen, das heißt, man muß, mit Hülfe dessen, was der Verfasser sagt, dasjenige zu errathen suchen, was er nicht sagt, das ergrübeln, was er gedacht, und aus guten Gründen dem Papier nicht anvertraut hat (*).

Sintemalen es in unserer philosophischen Kirche Sitte ist, daß wir zuweilen uns versammeln, um das Wort des Lebens zu hören, und den Gläubigen heilsame und nützliche Unterweisungen zu geben, sowohl über den gegenwärtigen Zustand des Glaubens, als über die Fortschritte und guten Werke unserer Brüder, so habe ich die Ehre, die nach geschehener Predigt Statt gefundenen Abkündigungen und Bekanntmachungen mitzutheilen:

Bruder Marmontel thut zu wissen, wie er nächstens eine neue Oper mit Grétry's Musik geben wolle. Wir wünschen dem Bruder Marmontel die demselben abgehende Natürlichkeit, damit er auch den Leuten von Geschmack genießbar werde. Indem die Kirche das seltene Genie berücksichtiget, womit das Schicksal den Herrn Grétry begabt hat, verleihet sie ihm die Würden und Rechte eines Bruders. Dem zufolge beschwören wir ihn, bei der Liebe unserer heiligen Kirche, seine Gesundheit zu schonen, wohl die Schwäche seiner Brust zu erwägen, und sich weniger hitzig den Freuden der Liebe hinzugeben, damit er dieselben um so länger genieße.

Bruder Thomas thut zu wissen, wie er einen Versuch über die Weiber gemacht, welches ein beträchtliches Buch werden kann. Die Kirche weiß die Sittenreinheit und die Tugenden des Bruders Thomas sehr wohl zu schätzen; nur ist sie etwas besorgt, daß er die Weiber noch nicht hinlänglich kenne; daher räth sie ihm sich, wo möglich, mit einigen der Heroinen, bei denen er Verkehr treibt, noch etwas inniger zu verbinden, zu großem Nutz und Frommen seines Werks — und zur größern Verherrlichung seines

---

(*) Galiani ward Ende 1769 nach Neapel zurückberufen, wo er in wichtigen Staatsgeschäften bis an das Ende seines Lebens gebraucht wurde.

Styls, beschwört sie ihn recht ernstlich zu bedenken, wie häufig, der Entdeckung unsers erlauchten Patriarchen zufolge, das Adjectivum das Substantivum schwächt, wenn gleich es sich in casu, numero et genere auf dasselbe beziehet.

Schwester Necker thut kund und zu wissen, daß sie fortdauernd am Freitage ihren Mittagstisch deckt: Die Kirche wird sich dahin verfügen, weil sie hohen Werth auf deren Person und die ihres Gatten legt. Wie gern möchte sie das nämliche von ihrem Koche zu rühmen wissen!

Schwester Lespinasse thut zu wissen, daß ihre Vermögensumstände ihr nicht gestatten, weder Mittags- noch Nachtessen anzubieten, daß sie aber nichts destoweniger Lust habe, in ihrer Wohnung die Brüder aufzunehmen, welche dort ihre Verdauung abzuwarten gesonnen seyn möchten. Die Kirche gebietet mir, derselben anzukündigen, daß die Brüder sich einstellen werden, und daß, wenn man mit so viel Geist und Verdienst ausgestattet ist, man Schönheit und Vermögen entbehren könne.

Mutter Geoffrin thut kund und zu wissen, daß sie die alten Verbote wieder erneuere und aufrechtgehalten wissen wolle, nämlich in ihrem Hause weder von innern noch äußern Angelegenheiten zu reden, weder von den Angelegenheiten des Hofes noch denen der Stadt, weder von den Angelegenheiten des Nordens noch denen des Südens, weder von den Angelegenheiten des Osten noch denen des Westen, weder von Politik noch Finanzen, weder von Krieg noch Frieden, weder von Religion noch Regierung, weder von Theologie noch Metaphysik, weder von Grammatik noch Musik, und überhaupt von welcher Materie es immer seyn möge. Die Kirche, in Erwägung ziehend, daß das Schweigen, besonders die so eben erwähnten Materien betreffend, gerade nicht ihre starke Seite ist, gelobt den Verboten nachzukommen, so lange sie dazu gewaltthätig angehalten werden wird (*).

Auf Befehl unserer Obern, deren Brüder wir jedoch sind, und in der Absicht unsere gerechte Erkenntlichkeit gegen unser vielgeliebtes und hochwürdiges Oberhaupt Galiani an den Tag zu legen, soll an der Kirchenthür eine Kollekte gesammelt werden zum Be-

(*) Ein unschuldiger Scherz gegen die erzgutmüthige Frau, die jedesmal in unaussprechliche Angst gerieth, wenn ihre philosophischen Freunde etwas vorlaut wurden.

sten der natürlichen Kinder, welche der besagte allerliebste Abbate erzielt hat, sey es nun allein oder in Campagnie, aus seinen verschiedenen Verbindungen der Straßen Saint-Honoré, Champfleuri, Tiquetone, des Kreuzgäßchens Bussy und anderer Stadtviertel und Vorstädte des Pariser Regierungsbezirks, und soll der Ertrag dieser Kollekte nebst andern frommen Vermächtnissen des dickbenannten allerliebsten Abbate verwendet werden auf den Ammenlohn und andere körperliche und geistige Bedürfnisse der obenbenannten harmlosen und liebenswürdigen Bastarde, und das unter besonderer Aufsicht und Vormundschaft unsers hochwürdigen Hauptes und Kirchenvorstehers Dionysius Diderot, des Bruders Angelo Gatti, und des Bruders Friedrich Melchior Grimm, zufolge eines aus Neapel übermachten und in der Synode unsrer Kirche genehmigten Codicills des mehrmals besagten allerliebsten Abbate, — alles ins Werk gerichtet zur größern Verherrlichung des Namens Galiani, zur Ermunterung der Population, zur Erbauung der Gläubigen und zur Fortpflanzung der ächten philosophischen und vernünftigen Lehre. Dem geschehe also!

An den Marschall von Richelieu.

Wie gern, Herr Marschall, möchte ich die Freude haben, Ihnen vor meinem Hinscheiden noch den Segen zu ertheilen! Das klingt nun freilich etwas seltsam in meinem Munde, und ist dessen ungeachtet ganz der Wahrheit angemessen. Denn ich habe die Ehre, dem Kapuziner-Orden anzugehören. Unser General, der sich zu Rom befindet, hat mir so eben meine Bestallungen zugeschickt, kraft welcher ich jetzt geistlicher Bruder und zeitlicher Vater der Kapuziner heisse. Melden Sie mir doch, welche Ihrer Huldinnen Sie gern dem Fegefeuer entzogen wissen möchten, und, ich schwör's bei meinem Bart, binnen vierundzwanzig Stunden ist sie frank und frei. Empfangen Sie meinen Segen!

Voltaire,
unwürdiger Kapuziner, dem aber noch kein Kapuziner-Abenteuerchen aufgestoßen ist.

Am 17. April ist bei Madam Necker eine Versammlung von siebenzehn hochwürdigen Philosophen gehalten worden, in welcher, nach gehöriger Anrufung des heiligen Geistes, nach eingenommener reichlichen Mahlzeit, und nachdem man auch dabei über dies und jenes in die Kreuz und Quer geschwatzt hatte, einstimmig der Beschluß gefaßt worden ist, zur Ehre Voltaire's eine Bildsäule zu errichten. Diese Pairkammer der Literatur bestand aus folgenden Mitgliedern (ich werde sie nennen, so wie der Zufall im wichtigsten Moment ihres Berufes, das heißt, bei Tische, sie an einander gereihet hatte, sintemalen und alldieweilen die Ungleichheit der Kräfte durch die Gleichheit der Ansprüche aufgewogen worden, so ist in besagter Kammer nie die Rede davon gewesen, den Rang oder Vortritt: wessen es auch sey, zu bestimmen und festzusetzen, Madam Necker zur Rechten saß Diderot, sodann Suard, Chevalier v. Châtellux, Grimm, Graf v. Schomberg, Marmontel, D'Alembert, Thomas, Necker, Marquis v. Saint-Lambert, Saurin, Abbe Raynal, Helvetius, Bernard, Abbe Arnaud und Abbe Morellet (*).

Pigalle, von der königlichen Maler- und Bildhauer-Akademie, war der achtzehnte; allein da er in der Kammer bloß als Zeuge der zu fassenden Beschlüsse gegenwärtig war, so hatte er keine Stimme. Man bemerkte es als eine Seltsamkeit, daß der Zufall die geistlichen Pairs an den Schweif geschoben hatte, ganz im Widerspruch mit dem, was im übrigen Europa Sitte ist; welches denn zu weissagen schien, daß, wenn jemals mit der Kammer eine Reform vorgenommen werden sollte, die Ausmerzung mit denen beginnen würde, so sich der Thür am nächsten befänden, sie müßten denn lieber eine andere Uniform anziehen wollen. Unglücksschwanger besonders schien der Umstand, daß den allerletzten Platz Abbe Morellet einnahm, welcher sich im verwichenen Jahr, unter dem Mantel der Philosophie, etwas unphilosophisch benommen hatte, und es waren die guten und frommen Seelen wundersam erbauet von dem Taubengemüth dieses würdigen Geistlichen, als welcher wöchentlich einmal an der Tafel des Herrn Necker ganz mir nichts

(*) Dessen Namen die Philosophen, Voltaire an der Spitze, Mords les (Beiß sie) schrieben, weil er in ein paar Flugschriften die elenden Verläumder jener Männer recht wacker gezauset hatte. Er ist erst vor einigen Jahren gestorben. Arnaud ist nicht der thränenreiche Arnaud.

dir nichts sich niedersetzt, nachdem er von demselben, unter dem Jubelgeschrei des Publikums, funfzig gar wacker berechnete Geisselhiebe bekommen hatte (*).

Nach beendigter Mahlzeit ward der Vorschlag gethan, Voltaire eine Bildsäule zu errichten, und der Beschluß ging einstimmig durch. Pigalle, an welchen Raynal mehrere Tage zuvor abgesandt worden, um ihn zu bitten, die Ausführung zu übernehmen, und der mit wahrer Freude den Vorschlag angenommen hatte, legte uns die Skizze eines ersten in Ton gemodelten Gedankens vor, welche allgemein bewundert ward. Der Fürst der Literatur sitzt auf einer Draperie, die ihm von der linken Schulter über den Rücken herabfällt, und die ganze Hinterseite des Körpers verhüllt. Das Haupt ist mit Lorbeeren bekränzt; Brust, Schenkel, Bein und Arm auf der rechten Seite sind entblößt. Mit der rechten Hand am gesenkten Arm hält er eine Feder. Der linke Arm stützt sich auf den rechten Schenkel. Die ganze Stellung ist genial. Aus dem Kopf leuchtet Feuer und hohe Kraft, und gelingt es dem Künstler, diesen Charakter in den Marmor zu übertragen, so wird diese Bildsäule ihn eher unsterblich, als seine vorhergehenden Arbeiten, machen.

Nachdem man dieser Skizze hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, beschloß die Stimmenmehrheit, auf das Fußgestell der Bildsäule folgende Inschrift eingraben zu lassen: **Voltaire dem lebenden, von den Gelehrten seines Vaterlandes.** Zufolge dieser Inschrift schlug man vor, festzusetzen, daß, um Antheil an der Unterzeichnung nehmen zu können, man ein Gelehrter seyn müsse, und, um diesen Ausdruck noch näher zu bestimmen, ein Jeglicher dafür gehalten werden solle, der irgend ein Werk in Druck gegeben habe. Dieser Vorschlag gab zu weitläuftigen Debatten Anlaß, und ward endlich mit eilf gegen sechs Stimmen verworfen. Hierauf that D'Alembert den Vorschlag, dem Publikum die beschlossene Inschrift vor Augen zu legen, und Jedermann zur Unterzeichnung einzuladen. Dieser Vorschlag ging mit zwölf gegen fünf Stimmen durch. Auch setzte man noch einstimmig fest, die Unterzeichnungsliste nie bekannt zu machen, und keine Unterzeichnung unter zwei Louisd'or anzunehmen. Pigalle ver-

(*) Der wackere Morellet hatte schriftlich einige Ansichten Neckers gemißbilliget.

sprach, in Kurzem nach Ferney zu reisen, um Voltaire abzukonterfeien, und machte sich anheischig, binnen zwei Jahren das Denkmahl zu vollenden. Wäre ich mit stärkerer Beredsamkeit ausgerüstet, so würde ich den Herren bemerkt haben, wie eine erhabene Idee auch eine erhabene Inschrift verlange; Voltaire dem lebenden, sey bloß eine Wiederholung der Veronesischen Inschrift: Maffei dem lebenden; und hinzuzusetzen: von den Gelehrten, sey eine Art Unruhe an den Tag legen, als wenn die Nachwelt leicht darüber in Zweifel gerathen könnte, von wem die Huldigung dargebracht werde; dies hieße zum Publikum sagen: Nun sehet einmal, wir theilen seinen Ruhm, und lassen ihm doch Gerechtigkeit widerfahren; solle nur eine ganz gewöhnliche Inschrift Statt finden, so dürfe man ja bloß sagen: Im Jahr 1770 dem 76jährigen Voltaire, weil derselbe, nach funfzigjährigen glorreichen und unsterblichen Arbeiten, um die schönen Wissenschaften, die Philosophie und die Menschheit sich wohl verdient gemacht. — Der Marschall v. Richelieu hat mit zwanzig Louis-d'or unterzeichnet, und man versichert, der Herzog v. Choiseul werde ebenfalls der Unterzeichnung beitreten. Die ganze Unternehmung wird ungefähr zwölf bis funfzehntausend Franken kosten; und die siebenzehn Pairs haben sich, außer der Unterzeichnungssumme, anheischig gemacht, alles, was an der erforderlichen Summe fehlen möchte, nachzuzahlen (*). Die Versammlung hat dem Künstler die Festsetzung des Preises überlassen; er hat seinen Ehrensold zu zehntausend Franken angegeben, die Auslage für den Marmorblock und die Reise nicht mit eingerechnet.

Der Tod hat uns zwei ausgediente Jungfrauen der königlichen Musik-Akademie, gewöhnlich Oper genannt, entführt. Der Bühne waren sie schon längst abgestorben, und ihr ehrenvolles Alter zehrte noch von den Früchten ihrer jugendlichen Arbeiten. Die Namen Camargo und Carton werden in den Jahrbüchern der Oper auf ewige Zeiten denkwürdig bleiben. Fräulein Camargo, in den Coulissen durch tausend glanzvolle Abenteuer bekannt, hat

(*) Man vergesse nicht, daß Necker und Helvetius allein Besitzer von Millionen waren.

sich auf der Bühne unsterblich gemacht, als Schöpferin jener Kapriolentänze, welche in unsern Tagen Fräulein Allard auf den höchsten Gipfel der Vollendung und des Ruhms erhoben hat. Camargo zuerst hatte den Muth, ihre Röcke zu verkürzen, und diese wahrhaft nützliche Erfindung, welche die Kenner in Stand setzt, die Beine und Schenkel der Tänzerinnen kunstgerecht zu würdigen, ist seitdem allgemein eingeführt worden; allein damals hätte sie fast ein höchst gefährliches Schisma veranlaßt. Die Jansenisten des Parterre erhoben ein Zetergeschrei über Ketzerei und Aergerniß, und wollten die verkürzten Röcke schlechterdings weg; die Molinisten im Gegentheil behaupteten, diese Neuerung nähere uns dem Geist der ersten Kirche, der es ein Gräuel gewesen, durch die Länge der Röcke verwickelte Pirouetten und Gewaltsprünge anzusehen. Die Opernsorbonne rieth lange Zeit hin und her, wie es wohl anzufangen wäre, einen für die Gläubigen orthodoxen Lehrsatz in dieser Hinsicht festzustellen. Endlich gab ihr in dieser höchst schwierigen Angelegenheit der heilige Geist einen Ausweg ein, der Jedermann zufriedenstellte: sie entschied für die verkürzten Röcke, allein erhob zugleich zu einem unumstößlichen Glaubensartikel, wie keine Tänzerin auf der Bühne ohne Höschen erscheinen dürfe. — Als ich nach Frankreich kam, hatte ich das Glück, Fräulein Camargo noch auf der Bühne zu treffen; allein sie war bereits in ihrem Herbst und streifte sogar an ihren Winter. Seitdem hat sie in einer friedlichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit gelebt, mit einem Halbdutzend Hunde und einem Freunde, der ihr von ihren tausend und einem Anbetern übrig geblieben war, und dem sie auch ihre Hunde vermacht hat. Er hat ihr ein prächtiges Leichenbegängniß veranstaltet, und Jedermann staunte die weissen Tücher und Behänge an, das Sinnbild der Jungfrauenwürde, welche unverheirathete Personen bei ihrer Beerdigung zu gebrauchen das Recht haben.

Fräulein Carton ist in dem demüthigen Amte einer Chorsängerin alt und grau geworden; allein durch ihre Liebesabenteuer und ihre witzigen Einfälle hatte sie sich einen Namen gemacht. Es war zwar ein Allerweltsmädchen, aber drolligen Verkehrs für Männer, ausgezeichnet durch Geist und Witzfunken. Sie zählte den Marschall von Sachsen unter ihren Eroberungen. Sie begleitete ihn 1730 in das Lustlager bei Mühlberg in Sachsen, wo sie die Ehre genoß, zu Nacht zu speisen mit den beiden Königen,

August II. von Polen und Friedrich Wilhelm von Preußen, so wie mit den Prinzen, ihren Söhnen und Nachfolgern, von denen der eine seitdem ein Bischen Aufsehn gemacht hat. Nach diesem glanzvollen Abenteuer kehrte sie dessen ungeachtet nach Frankreich zurück, um, wie zuvor, auf der Opernbühne zu plärren. In Hinsicht der witzigen Einfälle ist sie durch die hochberühmte Sophie Arnoud ersetzt worden, die noch außerdem das Geheimniß aufgefunden hat, durch die Zauber ihrer Gestalt und ihres Spiels auf der Bühne zu entzücken, indem sie, ohne alle Stimme, die erbarmenswürdigste und einschläferndste Musik von ganz Europa singt. Als einst der Abbate Galiani im Hofschauspiel war, war alles um ihn her über die Stimme des Fräuleins Arnoud im höchsten Entzücken. Man befragte ihn um seine Meinung: Es ist, sagte er, das schönste Asthma, das ich je in meinem Leben gehört habe.

Die Begeisterung ist in der Poesie das, was die christliche Liebe in der Moral ist: sie deckt eine Menge Fehler. Man sieht alles einem Dichter nach, der sein Stück nicht am Gängelbande leitet, sondern der sich von demselben leiten und von seinem Feuer so hinreissen läßt, daß es ihm eben so gut als dem Leser oder dem Zuschauer unmöglich wird, dem Treiben und Drängen zu widerstehen. Dann fällt es auch keiner Seele ein zu fragen: warum hat er das gethan? Man sieht es ja ganz deutlich, daß es nicht in seiner Gewalt gestanden hat, dies oder jenes zu thun oder nicht zu thun.

Ein den Galeeren entlaufener Bösewicht, der in ein paar Tagen auf den Straßen von Paris mehrere Meuchelmorde verübt hatte, hat so eben seine Verbrechen durch das Rad gebüßt. Einer von denen, die das Unglück gehabt haben, dem Bösewicht zu begegnen, ist Herr Perrinet v. Châtelmont, der nach vierwöchentlichen Leiden nun an seinen Wunden verstorben ist. Er war der jüngste Sohn einer zahlreichen und sehr bekannten protestantischen Familie, und einige funfzig Jahr alt. Einer seiner Oheime besaß mehrere Millionen; die beiden Enkelinnen desselben haben seine Reichthümer in die Häuser Langeron und Brienne durch Verhei-

rathung mit hinübergenommen. Die gesammte Familie des ermordeten Châtelmont lebt rechtlich, einfach und anständig bei großen Glücksgütern. Er selbst, dem Glauben seiner Väter getreu, lebte wie ein Heiliger, der hier auf Erden sich als ein Pilger betrachtet, und seiner wahren Heimath entgegen wandelt. Er gestattete sich nicht einmal einen Wagen, befriedigte nur seine dringendsten Bedürfnisse, und verwendete das Uebrige seines sehr beträchtlichen Einkommens nur auf Werke der christlichen Liebe. Er hatte sich eine große Menge Pensionaire zugelegt, die nun durch seinen Tod alles verlieren. Ich führe ihn hier bloß wegen eines Wortes auf, welches er zu dem Bösewichte sagte, als man diesen vor sein Schmerzenslager brachte, um dort konfrontirt zu werden. Der Elende schützte seine Armuth als Ursache seines Verbrechens vor: Unglücklicher, sprach Châtelmont zu seinem Meuchelmörder, warum kamst du nicht zu mir her? Ich hätte dir ja gern ein anständiges Monatsgeld gegeben.

Schreiben Voltaire's an Madam Necker.

Den 21. Mai 1770.

Meine mir sehr geziemende Bescheidenheit, Madam, so wie mein Verstand ließen mich anfänglich glauben, daß die Idee einer Bildsäule nichts als ein artiger Scherz sey; allein da es damit ganz ernstlich gemeint ist, so erlauben Sie mir, daß ich mich darüber ganz ernstlich gegen Sie äußere.

Ich bin 76 Jahr alt und fange eben an, mich von einer Krankheit zu erholen, die sechs Wochen hindurch meinem Leibe und meiner Seele sehr übel mitgespielt hat. Herr Pigalle soll, wie man versichert, hieher kommen und mein Gesicht abkonterfeien; allein, Madam, dazu müßte ich ja ein Gesicht haben, und es würde Mühe kosten, gegenwärtig nur die Stelle desselben aufzufinden. Meine Augen liegen mir drei Zoll tief im Kopfe, meine Wangen gleichen einem alten Pergament, welches man auf ein paar unzusammenhängende Knochen schlecht aufgeleimt hat. Die wenigen Zähne, so ich noch hatte, sind dahin. Was ich Ihnen da sage, ist keinesweges Koketterie, sondern die reine Wahrheit. Noch nie hat man wohl einen armen Mann in ähnlichem Zustan-

de skulptirt; Herr Pigalle könnte leicht auf den Gedanken gerathen, als habe man bloß seiner spotten wollen, und ich selbst besitze noch so viel Eitelkeit, daß ich es nie wagen würde, mich vor ihm sehen zu lassen. Ich möchte ihm lieber den Rath geben, wenn er denn doch einmal das seltsame Abenteuer bestehen will, das Modell nach der kleinen Figur von Sevre-Porzellan zu nehmen. Und was liegt denn auch überhaupt der Nachwelt daran, ob ein Marmorblock diesem oder jenem Menschen gleiche? Meine Ansichten über den Punkt sind ziemlich philosophisch. Allein, da ich bei weitem mehr Werth auf die Dankbarkeit, als auf die Philosophie lege, so ertheile ich Ihnen über das Bischen Körper, so mir noch übriggeblieben ist, die nämliche Gewalt, welche Sie über mein Seelenrestchen haben. Beides ist sehr zerrüttet; allein mein Herz gehört Ihnen so, Madam, als zählte ich erst fünf und zwanzig Jahr, und mein Ganzes mit der ungeheucheltsten Ehrfurcht. Herrn Necker bitte ich Sie mich unterthänigst zu empfehlen.

Voltaire.

Trotz aller Ziererei wird Pigalle dieser Tage zu ihm reisen, um das Modell zu nehmen.

Ich gründe wenig Hoffnung auf diejenigen Schriftsteller, die in ihrem ersten Versuche nicht sogleich eine entschiedene und nur ihnen eigenthümliche Manier verrathen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß große Muster eine Unzahl von Kopisten erzeugen, allein schwerlich liegt es in der Natur, daß jemals aus dem Kopisten ein Muster werde.

Boucher, Maler des Königs und einer der berühmtesten Künstler unserer Maler-Akademie, ist gestorben. Er besaß eine ungeheuere Fruchtbarkeit, auch sind seine Produkte zahllos, die Zimmer unserer Dilettanten sind mit seinen Gemälden und ihre Portefeuilles mit seinen Zeichnungen angefüllt. Man nannte ihn den Maler der Grazien, allein seine Grazien waren manierirt. Er ist den angehenden Künstlern sehr verderblich gewesen, das Lockende und Wollüstige seiner Gemälde verführte sie, und indem sie ihm nachzuahmen suchten, wurden sie unerträglich und falsch. Man konnte Boucher den Fontenelle der Malerei nennen: er hatte des-

sen

sen Luxus, das Gesuchte, die Zieterei und die erkünstelten Grazien desselben; allein er war wärmer als Fontenelle, der bei seiner Kälte mit mehr Besonnenheit und Ueberlegung, als Boucher, zu Werke ging.

Pigalle ist nach Ferney abgereist, Rousseau hat von Lyon aus für die Bildsäule Voltaire's unterzeichnet, allein auf einen Beschluß der Pairs sind Palissot und Fréron förmlich davon ausgeschlossen worden.

Der Minister Graf v. Argenson sagte zu Bignon, als dieser die königliche Bibliothekarstelle erhielt, eine Art erblicher Würde in der Familie: "Vetter, da haben Sie nun eine schöne Gelegenheit, „lesen zu lernen."

Der Graf v. Coigny speiste eines Tages bei Madam Geoffrin, und gerieth ins Erzählen langer und breiter Schwänke ohne Anfang und Ende. Es ward ein Rinderbraten aufgetragen, und der Graf, immer noch forterzählend, zog ein kleines Messer aus der Tasche, um vorzuschneiden. Allein da er nicht damit fertig werden konnte, sagte endlich Madam Geoffrin ganz ungeduldig zu ihm: „Lieber Graf, lange Messer und kurze Schwänke!"

Voltaire an Madam Necker.

Ferney, den 19. Juni 1770.

Als meine Bauern hier im Dorfe (*) Herrn Pigalle seine Instrumente haben auskramen sehen: "Sieh mal, sieh mal, haben sie gesagt, man will ihn zergliedern, das wird einen Hauptspaß geben!" — So, Madam, wie Sie wissen, belustiget jedes Schauspiel die Menschen; man stürzt auf gleiche Weise zu den Marionetten, zum Johannisfeuer, in die komische Oper, in die Hochmesse, zum Leichenbegängnisse. Meine Bildsäule wird einigen

(*) Ferney ist durch Voltaire's Bemühungen zur Stadt angewachsen.

Philoſophen ein Lächeln entlocken, allein die verruchten Augenbrauen irgend eines ſcheinheiligen Sandiebs oder irgend einer Tagesblattlaus (*) noch düſterer zuſammenziehen. Denn alles iſt eitel.

Doch nicht alles iſt eitel, ſo wenig wie meine zärtliche Erkenntlichkeit für Ihr Wohlwollen und für Sie ganz beſonders.

Pigalle iſt von Ferney zurück, nachdem er dort acht Tage zugebracht hat. Den Tag vor ſeiner Abreiſe hatte er noch nichts gethan, und ſchon ſchickte er ſich an auf die ganze Unternehmung zu verzichten, und unverrichteter Sache umzukehren. Zwar widmete ihm der Patriarch täglich eine Sitzung, aber er betrug ſich dabei wie ein kleines Kind, das nicht einen Augenblick ruhig zu bleiben vermag. In der Regel hatte er ſeinen Sekretär neben ſich, dem er Briefe, während des Modellirens, diktirte, und zufolge eines ihm gewöhnlichen Ticks, wenn er Briefe diktirt, blies er mit geſpitztem Munde die Luft vor ſich her, oder ſchnitt andere für den Bildner tödliche Geſichter. Dieſer wollte verzweifeln, und ſah für ſich keinen Ausweg mehr, als entweder auf der Stelle davonzulaufen, oder das Gallenfieber oder die Gelbſucht in Ferney zu kriegen. Endlich, am letzten Tage, fiel, zum großen Glück für die Unternehmung, die Unterhaltung auf Aarons goldenes Kalb; der Patriarch ward dermaßen darüber entzückt, daß Pigalle wenigſtens ſechs Monat dazu verlangte, um eine ſolche Maſchine in Guß zu bringen, daß der Künſtler von dieſem Augenblick an mit ihm nach Herzensluſt ſchalten und walten konnte. Ihm war ſo bange, daß er in einer zweiten Sitzung leicht die Arbeit der erſten verderben könne, daß er auf der Stelle das Ganze von einem mitgebrachten Künſtler abformen ließ, und am folgenden Morgen mit der Morgenröthe heimlich, und ohne eine lebendige Seele zu ſehen, ſich aus dem Staube machte. Ich habe die Gipsform geſehen, ſie iſt ſehr ſchön und ſehr ähnlich, und dennoch ähnelt ſie nicht den kleinen allgemein bekannten Figuren. In dieſen hat der Künſtler den ſchelmiſchen und ſatyriſchen Charakter, der dem Original ſo oft aus den Augen leuchtet, beibehalten. In dieſen kleinen Gemälden neigt ſich das Haupt des Patriarchen etwas auf die Bruſt herab, und folglich fällt der Blick ein wenig nach unten. Pigalle hat ihm den Kopf aufrecht geſtellt; in der Bildſäule wird er ſogar

(*) Eines Rezenſenten.

aufwärtsschauend dargestellt werden. Außerdem ist der Gips-Entwurf Pigalle's einfach, ruhig und von schönem Charakter; nur finde ich, daß er einen etwas melancholischen Blick hat, und als wenn er vom Spleen gequält würde, ungeachtet diese Krankheit den Patriarchen wohl schwerlich ins Grab strecken wird. Uebrigens hat uns Pigalle die beruhigendsten Nachrichten von dessen Wohlbefinden mitgebracht. Er hat mir versichert, der Patriarch erklettere die Treppen flinker als alle Unterzeichner zusammengenommen, drücke die Thür zu, öffne ein Fenster, und drehe sich mit weit mehr Schnellkraft auf einem Beine herum, als irgend eine seiner Umgebungen. Ich habe Pigalle versprechen müssen, von allem diesem nichts auszuplaudern, weil man das in Ferney sehr üb[...] men würde (*). Irgend ein Uneingeweihter muß wohl der [...]triarchen zu dessen Wohlbeleibtheit Glück gewünscht haben [...] ich erhalte von ihm folgendes Schreiben:

Ferney, den 10. Juli 1770.

Mein lieber Prophet, Herr Pigalle, obgleich der wackerste Mann von der Welt, verleumdet mich gar seltsam, er erzählt allenthalben, daß ich gesund wie ein Fisch, und dick und fett wie ein Mönch sey. Ich habe alle meine Kräfte dran gesetzt, um in seiner Gegenwart recht heiter und froh zu erscheinen, und mir ein paar Bausbaken aufzublasen, bloß aus Gefälligkeit gegen ihn.

Hans Jakob ist weit aufgeblasener, als ich, allein das ist bloß von Eigenliebe: Er hat dafür gesorgt, daß mehrere Zeitungen bekannt machen möchten, wie er zwei Louisd'or für die Bildsäule unterzeichnet habe. Meine Verwandten und Freunde sind der Meinung, daß man sein Opfer nicht annehmen müsse.

Sagen Sie mir doch, ob Sie das Système de la Nature gelesen haben. Einige Kapitel darin scheinen mir gelungen, andere gewaltig gedehnt, und einige höchst unmethodisch. Der Verfasser ist beredter als Spinoza, allein Spinoza hat einen großen Vorzug vor ihm, nämlich er nimmt eine Intelligenz in der Natur an, nach dem Beispiel des gesammten Alterthums, und unser Verfasser setzt

(*) Voltaire hatte es die letzten zwanzig Jahre seines Lebens eigens darauf angelegt, als ein sterbender Greis betrachtet zu werden, weil er glaubte, daß ein solcher Ruf ihn vor Verfolgungen schützen würde, und er hatte sehr richtig gerechnet. — Uebrigens war er dem Système de la Nature nichts weniger als hold, wie dies aus mehrern Stellen seiner Schriften erhellet.

voraus, daß die Intelligenz bloß eine Wirkung der Bewegung und der Combinationen der Materie ist, was ich nicht allzuwohl begreife. Gern möchte ich wissen, was man in Paris dazu sagt. Sie, der Sie Prophet sind, können am besten darüber Auskunft geben.

Der König von Preußen hatte es dem Gutdünken D'Alemberts überlassen, seinen Beitrag zu Voltaire's Bildsäule zu bestimmen. D'Alembert antwortete dem Könige: Sire, einen Thaler, und Ihren Namen. — Da D'Alembert des Königs Schreiben einigen Mitgliedern der Französischen Akademie mitgetheilt hat, so haben sie ihm aufgetragen, den König um die Vergünstigung zu bitten, dieses für alle Gelehrten so glorreiche Schreiben in die Register der Akademie eintragen zu dürfen.

Wir haben so eben den Schöpfer der Chemie in Frankreich verloren, den Apotheker Wilhelm Franz Rouelle, königlichen Demonstrator der Chemie, und Mitglied der Akademie von Paris und Stockholm. Rouelle war ein Genie ohne Ausbildung. Vor ihm kannte man in Frankreich bloß die Grundsätze Lemery's; er führte Stahl's Chemie ein, und machte hier eine Wissenschaft bekannt, von der man keine Ahnung hatte, und welche eine Menge ausgezeichneter Geister Deutschlands zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhoben haben. Rouelle war nicht im Stande, sie alle lesen zu können, aber gewöhnlich errieth er sie durch die Kraft seines Instinkts. Er muß daher als der Gründer der Chemie in Frankreich betrachtet werden; dessen ungeachtet wird sein Name untergehen, weil er nie irgend etwas geschrieben hat, und alle vorzügliche Chemiker, dessen Zöglinge, seinen Unterricht benutzt, aber in ihren Schriften nie seinen Verdiensten gehuldigt haben. Auch war er mit allen über den Fuß gespannt, und rächte sich an ihrem Undank dadurch, daß er sie in seinen Vorträgen mit Schmähungen überhäufte. Er nannte die berühmtsten und gelehrtsten unter ihnen Erzignoranten, Saalbader, Kapuziner, Plagiare. Dieser letzte Ausdruck hatte bei ihm eine so gehässige Bedeutung, daß er denselben auf die scheuslichsten Verbrecher anwendete; um, z. B., seinen Abscheu gegen Damien auszu-

drücken, nannte er ihn einen Plagiarius. Freilich hatte man ihn so frech geplündert, daß der Unwille darüber bei ihm in eine Art von Wahnsinn ausartete; dies ging so weit, daß, wenn er Uebersetzungen von Pott, oder Lehmann, oder andern großen deutschen Chemikern las, und darin einige seinen Grundsätzen analoge Ideen antraf, er sie alle des Diebstahls anklagte. Rouelle war von einer beispiellosen Lebendigkeit, seine Ideen waren verworren, so daß nur gute Köpfe ihm folgen konnten. Er selbst konnte nicht schreiben, sprach inkorrekt, und pflegte zu sagen, daß er nicht von der Akademie der zierlichen Plapperei sey. Mit allen diesen Fehlern waren seine Ansichten stets die eines tiefeingreifenden Genies, aber er suchte sie seinen Zuhörern zu verhüllen, in sofern das bei seiner Petulanz möglich war. Gewöhnlich sprach er ein Langes und Breites über seine Ideen, und wenn er damit fertig war, sagte er: Aber dies ist eines meiner Arkane, so ich Niemanden sage. Zuweilen stand einer seiner Zöglinge von seinem Platze auf, und wiederholte ihm das Gesagte ins Ohr; dann glaubte Rouelle, daß der Zögling alles durch eigenen Scharfsinn entdeckt habe, und bat ihn, ja von dem nichts auszuplaudern, was er selbst so eben zweihundert Personen mitgetheilt hatte. Es war ihm dermaßen zur Gewohnheit geworden, sich gänzlich zu vergessen, daß die äußern Gegenstände gar nicht für ihn existirten. Bei seinem Vortrage geberdete er sich auf seinem Stuhle wie ein Besessener, stürzte sich hintenüber, stieß sich Beulen in den Kopf, versetzte seinem Nachbar Fußstöße, zerriß ihm die Handmanschetten, ohne es zu merken. Als er sich einst in einem Damenzirkel befand und mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit plauderte, lösete er sein Knieband, zog den Strumpf über den Schuh herab, kratzte mit beiden Händen sich das Bein, ordnete darauf Strumpf und Knieband wieder, und fuhr in seiner Plauderei fort, ohne zu wissen, was er gethan hatte. In seinen öffentlichen Lehrstunden mußten gewöhnlich sein Bruder und Neffe ihn in seinen Experimenten unterstützen. Zuweilen waren sie nicht im Saale; dann schrie Rouelle: Neffe! Neffe! aber wo bleibt denn der verwünschte Neffe? Kam nun der verwünschte Neffe nicht, dann ging er selbst in das weit entlegene Laboratorium, um die benöthigten Dinge zu holen. Dabei hielt er auch nicht einen einzigen Augenblick mit seinem Vortrage ein, sondern setzte ihn ganz ruhig fort, beendigte ihn häufig im Laboratorium, und sprach dann beim

Wiedereintritt in den Saal: Ja, meine Herren, so verhält sich die Sache. Als auch eines Tages Bruder und Neffe nicht zugegen waren, und er sein Experiment ganz allein ausführte, sprach er zu seinen Zuhörern: Sie sehen doch, meine Herren, diesen Kessel hier über dem Feuer? Nun belieben Sie zu bedenken, daß, wenn ich nur einen einzigen Augenblick zu rühren aufhörte, eine Explosion erfolgen müßte, die uns hier alle in die Luft sprengte. — Indem er dies sagte, vergaß er zu rühren, und seine Weissagung ging in Erfüllung: die Explosion fand unter entsetzlichem Krachen statt, und in einem Augenblick sahen sich zweihundert Zuhörer im Garten zerstreut. Zum Glück war niemand verwundet, weil die Haupt-Explosion sich durch den Rauchfang einen Weg gebahnt hatte; der Herr Demonstrator büßte bloß diesen nebst seiner Perrücke ein.

Rouelle war ein höchst rechtlicher Mann, zog sich aber eine Menge Feinde durch seinen Mangel an Erziehung und seine Schmähsucht zu. Besonders war er auch gegen den Arzt Borden eingenommen. Ja, meine Herren, sagte er ganz regelmäßig alle Jahr, wenn er an eine gewisse Stelle seines Cursus kam, das ist so einer von unsern Flederwischen, ein Plagiar, ein Kapuziner, der mir da meinen Bruder umgebracht hat. — Damit wollte er bloß sagen, daß Bordeu den Bruder in einer Krankheit nicht richtig behandelt hätte. Rouelle war Demonstrator an eben dem königlichen Institute, bei welchem Bourdelin Professor war. Dieser schloß gewöhnlich seinen Vortrag mit den Worten: wie dies der Herr Demonstrator mit seinen Experimenten sogleich beweisen wird. Rouelle ergriff darauf das Wort, und anstatt seine Experimente zu beginnen, sagte er: Meine Herren, was Ihnen der Herr Professor so eben vorgetragen hat, ist falsches, ungereimtes Zeug, wie ich Ihnen auf der Stelle darthun werde. — Zum Unglück für den Herrn Professor hielt er häufig Wort.

Uebrigens war er Franzose mit Leib und Seele, voll glühender Vaterlandsliebe, tadelte aber für sein Leben gern, und war gewaltig hinter Neuigkeiten her, wenn gerade sein Blick nicht auf einen Schmelztiegel geheftet war. Zu Anfange des siebenjährigen Krieges wollte er die Landungsflotte kommandiren und London damit einäschern. Auch machte er sich anheischig, die ganze Brittische Flotte unter dem Wasser in Brand zu stecken, dies war eines seiner Arkane. Den Tag nachher, als man die Nachricht von der Roß-

bacher Schlacht erhalten hatte, begegnete ich ihm auf der Straße; er konnte kaum gehen, und war wie am ganzen Körper zerschlagen. Ei, mein Gott, was ist Ihnen denn zugestoßen, mein lieber Herr Rouelle? sagte ich zu ihm. — Ach, ich bin halb todt, antwortete er mir, die ganze Preußische Cavallerie ist diese Nacht mir auf dem Leibe herumgetrampelt. — Darauf nannte er unsere Generale Plagiare. Ich hätte ihm gern das Gegentheil bewiesen, wäre er nicht so verstimmt gewesen.

Der Generalpächter Pelletier ist blödsinnig geworden, trotz seinem Verkehr mit den Schöngeistern, welche er ein oder zweimal die Woche bei sich versammelte. Man war in diesem Zirkel übereingekommen, sich gegenseitig durchzuhecheln. Bei jeder Sitzung erkohr man einen von den Gästen, den man für krank erklärte, und gegen diesen vereinigten sich dann alle Uebrigen, denen er die Spitze bieten mußte. Man kann sich leicht denken, wie angenehm, fein und artig eine solche Unterhaltung seyn mußte, und mit welchen Gefühlen man auseinanderging, nachdem man mit einem durch Wein und Geschrei erhitzten Trupp sich herumgebalgt hatte. So was nannte man damals Geist und Witz; auf dergleichen verweiset man uns, indem man sagt, Scherz und Frohsinn seyen bei uns zu Grabe gegangen, die traurige Vernunft herrsche allenthalben vor. Gäbe es keinen Frohsinn ohne Gemeinheit, ohne beissenden und bittern Scherz, ohne Härte in Sitten und Manieren, so würde ich flugs auf allen Frohsinn verzichten; allein zum Glück ist er uns verblieben, obgleich der Ton und Schick jener Herrn nicht mehr im Schwange sind.

Unter der Herrschaft der Frau v. Pompadour wechselten die Minister in einem fort, wahrscheinlich, weil man nicht den rechten ausfindig machen konnte. Die Herzogin v. Orléans schickte eines Tages einen ihrer Kammerherren an einen so eben ernannten Minister ab, um demselben zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Plötzlich rief sie den Kammerherrn wieder um, und sagte zu ihm: Erkundigen Sie sich indessen zuvor ganz genau, ob auch der Minister wirklich noch im Amte ist.

Schreiben des Königs von Preußen an Grimm.

Potsdam, den 26. September 1770.

Uns andern Norddeutschen fehlt es an Einbildungskraft, wie es scheint; so lautet des Paters Bouhours Ausspruch, und wir müssen ihm schon aufs Wort glauben (*). Ihre Einbildungskraft, meine Herren Seher in Paris, zeigt Ihnen Beziehungen da, wo Unsereins nicht den mindesten Zusammenhang geträumt hätte. In der That, der Prophet, wer er auch sey, der mir die Ehre erzeigt, sich auf meine Rechnung zu ergötzen, behandelt mich mit Auszeichnung; nicht für alle Gattungen von Wesen exaltiren Leute dieses Gelichters ihre Seele. Ich muß mich daher wohl für einen wichtigen Mann halten, und nun darf nur noch ein Comet oder eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß mich ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und ich verliere den Kopf vollends.

Allein das alles war keinesweges nothwendig, um Voltaire'n Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; ein sinniger Geist und ein dankbares Herz waren schon hinreichend; es ist wohl sehr billig, daß das Publikum die ihm von Voltaire gespendeten Freuden bezahle. Kein Schriftsteller hat wohl jemals einen so gereinigten Geschmack besessen, als dieser große Mann. Das profane Griechenland hätte ihn zum Gott erhoben, ihm Altäre errichtet. Wir errichten ihm bloß eine Bildsäule, schwache Entschädigung für alle die Verfolgungen, so der Neid ihm zugezogen, aber doch auch eine Belohnung, die im Stande ist die Jugend zu erwärmen, und sie anzufeuern, sich zu der Laufbahn aufzuschwingen, welche dieser große Geist zurückgelegt hat, und auf welcher noch manche Nachlese gehalten werden kann. Von meiner Kindheit an habe ich die Künste, die schönen und die strengern Wissenschaften geliebt, und so oft ich im Stande bin, zu deren Fortschritten beitragen zu können, ergreife ich mit Wärme jede Gelegenheit dazu, weil ohne sie in dieser Welt es keine wahre Glückseligkeit giebt. Sie, der Sie in Paris im Tempel der Musen verkehren und deren Priester sind, Sie können sich dieses süßen Genusses erfreuen, sobald Sie nur Neid und Kabale den Zutritt versperren.

(*) Als Bouhours die Frage aufwarf, si un Allemand (nämlich Schriftsteller) peut avoir de l'Esprit, konnte die Sache wirklich in Zweifel gezogen werden.

Ich danke Ihnen für die von Ihnen geäußerte Theilnahme an dem Kinde, so uns geboren ist (*). Ich wünsche, daß es die seiner künftigen Bestimmung gemäßen Eigenschaften besitze, und daß, anstatt eine Geissel für die Menschheit zu seyn, es zum Wohlthäter derselben werde.

Federic.

Auf D'Alemberts Antwort an den König von Preußen: Einen Thaler, Sire, und Ihren Namen, hat dieser zweihundert Thaler zur Unterzeichnung gezahlt. Der König von Dännemak hat zu eben dem Zwecke zweihundert Louisd'or eingesandt, so daß diese Unternehmung eine königliche und literärische zugleich wird. Hätte der König von Dännemark bloß auf die letztere Bestimmung Rücksicht genommen, so würde er nur ein Sechstheil seiner Unterzeichnung gezahlt haben, um sich mehr der Vermögensbeschränktheit derer zu nähern, denen beizutreten man es sich zur Ehre rechnet. Die Einnahme übersteigt bereits bei weitem die Kosten des Denkmahls. Man könnte allenfalls den Ueberschuß dazu anwenden, für jeden Unterzeichner einen Gipsabdruck nach verjüngtem Maßstabe verfertigen zu lassen.

Unterdessen hat der Patriarch auf seinem Schlosse Ferney drei sehr verschiedenartige Besuche erhalten. Der Generaladvokat Séguier, nachdem er seinen Bannstrahl gegen die Philosophen geschleudert, hat eine Reise nach dem Languedoc gemacht, und dabei einen Umweg von dreißig Stunden Weges, um dem Patriarchen seine Aufmerksamkeit zu bezeugen; diese Artigkeit hat ihn jedoch nicht davor geschützt, daß der Patriarch ihn in die Epistel an den Kaiser von China mit eingeflickt hat. Am Tage seiner Abreise sind Abends D'Alembert und Marquis Condorcet eingetroffen, und so wie diese abgereist waren, ist Madam Calas im Schlosse Ferney angekommen, dem Asyl ihres großmüthigen und unermüdlichen Vertheidigers, nebst ihren beiden Töchtern und ihrem Schwiegersohn, Prediger an der Holländischen Gesandschaftskapelle zu Paris.

Bei dieser Gelegenheit habe ich vom Patriarchen folgendes Schreiben erhalten:

(*) Der jetzige König von Preußen.

Ferney, den 10. Oktober 1770.

Mein theurer Prophet, ich bin der alte Hiob; allein ich besitze Freunde, so zu mir gekommen sind, um mich auf meinem Miste zu trösten, und die unendlich die Freunde jenes alten Arabers aufwiegen. Es giebt wohl wenig Menschen aus jenen Zeiten, und selbst aus den unsrigen, welche man mit Herrn D'Alembert und Condorcet vergleichen könnte; in ihrer Gesellschaft habe ich aller meiner Leiden vergessen. Zum Unglück habe ich sie nicht länger festhalten können. Nun sind sie fort, und ich suche meinen Trost darin, an Sie zu schreiben, so viel mir meine Kränklichkeit das gestattet.

Sie haben mir erzählt, und ich wußte es bereits ohne Sie, wie sehr die Wälschen gegen die Philosophie im Harnisch sind. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man den Philosophen zurufen muß, was einst Johannes den Christen zurief: Meine Kinder, liebet euch einander.

Dieses verwünschte Natursystem hat schreckliches Unheil angerichtet. Nun sollen im Lande keine Hörner mehr geduldet werden, und selbst die Hasen müssen sich aus dem Staube machen, damit man ihre Ohren nicht für Hörner erkläre.

Nichts hilft's, dem bescheidenen Denker zu sagen, daß man aus brandigem Korn keine Aale machen könne, daß in der Natur eine Intelligenz obwalte, daß Spinoza davon überzeugt gewesen; nichts hilft's, daß man sich zur Meinung Virgils bekennt, die Welt wimmelt von Baviussen und Mäviussen.

Umarmen Sie für mich Bruder Platon (*), sollte er auch keine Intelligenz annehmen, wie es doch Spinoza gethan hat.

Ich habe erzählen hören, sagt Voltaire in einem gleichzeitigen Schreiben an Madam Necker, daß zur Zeit einer Hungersnoth man einem Manne deswegen den Prozeß gemacht, weil er laut das Unser Vater hergesagt habe. Er wurde als Aufwiegler bestraft, weil er ganz vernehmlich gebetet hatte: Gieb uns heute unser tägliches Brod.

(*) Diderot, dem wohl der bessere Theil des Natursystems gehört.

Franz Augustin Paradis v. Moncrif, Vorleser der verstorbenen Königin und der Dauphine, und einer der Vierziger, ist 83 Jahr alt am 12. November ruhig entschlummert. Wir haben von ihm mehrere Liederchen und Romanzen in der alten naiven und zärtlichen Sprache, von so zartem, so lieblichem Geschmack, daß man sie als eben so viele Meisterwerke betrachten kann. Hätte er nichts weiter gemacht, so würde er der erste in seiner Gattung gewesen seyn, und das ist doch immer Etwas. Seine übrigen Schriften haben seinem Rufe geschadet, besonders die Menge seiner Französischen Opernakte, alle in jener galanten und faden Manier, die beim Lesen nicht weniger abgeschmackt erscheinen, als in der leiernden und mit Kapriolarien durchmengten Musik. Auch hat er einen Versuch über die Mittel zu gefallen geschrieben, der sehr schlecht gerathen ist, und wozu, wie die Witzbolde sagten, es ihm an Mitteln fehlte. In seiner Jugend schrieb er eine Geschichte der Katzen, die ich nie gesehen habe, wahrscheinlich war es ein sehr abgeschmackter gesellschaftlicher Scherz, der ihm eine Menge Epigramme und Stichelworte zuzog. Der Dichter Roi hatte ihn damit stark gemißhandelt. Moncrif lauerte ihm eines Tages beim Palais-Royal auf, und gab ihm Stockprügel. Roi, an dergleichen Behandlung schon längst gewöhnt, und der eben so viel Geschwindigkeit des Körpers als Bosheit des Herzens besaß, hielt ruhig seinen Rücken hin, und rief mit umgewandtem Gesicht: Zieh Krallen ein, Hinzchen, zieh Krallen ein! Uebrigens war Moncrif ein ziemlich gewöhnlicher Mensch; allein er verstand die Kunst sich zu schmiegen und einzuschmeicheln, und es war ihm gelungen, sich am Hofe, oder vielmehr im Zirkel der verstorbenen Königin, ein gewisses Ansehn zu verschaffen. Dort machte er den Kopfhänger, aber in Paris war er ganz Lebemann, und er hat seine Liebe zur Tafel und zur Kreatur, oder vielmehr zu den Kreaturen, bis in sein höchstes Alter beibehalten.

Im Jahr 1764 erschien ein Werk unter dem Titel: Arist, oder die Reize der Rechtlichkeit, von Saint-Brisson. Der Censor desselben sagt in seiner Approbation, das Werk sey des Druckes um so würdiger, da der Verfasser darin die Tugend unter dem lieblichsten Gewande darstelle. Zwischen dem Titel und der Genehmigung des Censors, die so sehr die Reize und Süßig-

keit der Tugend athmen, würde sich eine Stelle des Buchs ziemlich drollig ausnehmen; es ist die, wo der Verfasser sagt, daß, wenn er eine Gattin hätte, sie auf Bällen und nächtlichen Schmausereien herumtrollen ließe, sie so allen Reizen der Verführung preisgäbe, und seine Gattin an ihm eine Untreue beginge, er sich nicht darüber beschweren würde. Allein wenn, nachdem er alle geziemende Vorsichtsmaßregeln aufgeboten hätte, um ihre guten Sitten vor Gefahr zu schützen, seine Frau auf den Einfall, ihn zu entehren, geriethe, er schon wüßte, was er alsdann thun würde. Und nun, um uns in keiner Ungewißheit zu lassen, erzählt er uns, daß eine Engländerin auf ihrem Sterbebette ihren Mann beschwor, eine Vergehung, deren sie strafbar sey, ihr zu verzeihen, und ihm gestand, daß sie eine Untreue an ihm begangen hätte. Der Mann giebt ihr zur Antwort, daß er ihr verzeihe, daß aber auch er um Verzeihung zu bitten habe: Nämlich, sagt er, nachdem ich das, was Du mir so eben eingestanden, in Erfahrung gebracht, habe ich Dich vergiftet, und dies allein ist an deinem Tode Schuld.

Ist es nicht herrlich, dieses Beispiel von Sanftmuth in den Reizen der Rechtlichkeit anzutreffen, und daß der Censor dem Verfasser besonders das Talent zugesteht, die Tugend liebenswürdig darzustellen. Vielleicht glaubt man gar, Herr v. Saint-Brisson sey ein furchtbarer Mann; nichts weniger als das. Die Gräfin v. Estrades, anfänglich Vertraute und Augendienerin der Pompadour, darauf Maitresse des Grafen v. Argenson, vom Hofe verwiesen, weil sie sich mit jener überworfen hatte, ist wenigstens eben so sehr, wie ich, von des Herrn v. Saint-Brisson ächter Herzensgüte überzeugt worden; denn, um ihrem Roman einen Schluß zu geben, hat sie ihn geheirathet, und sich folglich der Gefahr ausgesetzt, sich ganz mir nichts dir nichts vergiften zu lassen. Wahr ist es, daß sie bereits über die Funfzig hinaus ist, und vielleicht daran verzweifelt, daß sie jemals noch in die Gefahr einer Untreue verfallen könne.

Carl Johann Franz Hénault, Ehrenpräsident des Parlements, Intendant der Dauphine, einer der Vierziger und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ist am 24. November im sechsundachtzigsten Jahre seines Alters gestorben. Schon längst vegetirte

er nur noch. Seine Nichte, die Gräfin v. Jonsac, stand seinem Hause vor, sah die vornehme Welt bei sich und gab Soupers; der Präsident faselte oder schlummerte in seinem Lehnstuhl, und schien mit seinem Loose zufrieden. Eigentlich muß er zu den glücklichsten Menschen seines Zeitalters gezählt werden. Sein Vater, ehemaliger Generalpächter, hatte ihm ein großes Vermögen hinterlassen. Mit schätzenswerthen Eigenschaften geboren, aber nicht ausgezeichnet genug, um Neid und Eifersucht zu erregen, erfreuete er sich des Vorrechts und der Glückseligkeit aller mittelmäßiger Köpfe und Herzen, von Jedermann geliebt zu seyn, ohne einen einzigen Feind zu haben. Er war höchst oberflächlich, allein seine Oberflächlichkeit hatte etwas Angenehmes. Er machte ganz artige Verschen für gesellige Kreise, gab stattliche Soupers; in seiner Jugend war er sehr beliebt gewesen, und hatte in einem reifern Alter den Ton der höhern Welt sich angeeignet. Um seinen kleinen Ehrgeiz zu befriedigen, denn alles war klein und niedlich an ihm, gab er früh die Chikane auf, und kaufte sich die Ober-Intendantenstelle am Hofe der Königin, wo er denn auch sich so seine kleine Existenz verschaffte. Hierauf verfertigte er seinen chronologischen Abriß der Geschichte Frankreichs, welcher ihm Ruf und die gedoppelte akademische Würde zuzog. Dieser Abriß ist keinesweges ohne Werth; allein dieser Werth ist unstreitig zu hoch angeschlagen worden, und hätte irgend ein armer Teufel aus einem vierten Stockwerk das Buch herausgegeben, er würde nicht die Hälfte des dem Präsidenten Hénault verschwendeten Weihrauchs geerndtet haben. Von seinen schlechten Theaterprodukten rede ich gar nicht. Beim Absterben des Präsident v. Montesquieu that er eine große Erbschaft, denn es war Ton in der vornehmern Welt, den berühmten Mann den Präsidenten kurzweg zu nennen, und das verdroß den Abriß-Präsidenten; aber sobald der wahre Präsident ihm nicht mehr den Weg vertrat, ward dessen Name sein ungetrübtes Erbtheil.

Der gute Präsident war in seiner Jugend der beglückte Huldiger der Marquise Du Deffant gewesen, einer wegen ihres Witzes und ihrer Bosheit in Paris berühmten Frau. Sie ist gegenwärtig über siebenzig Jahr alt, und schon seit länger als zwanzig Jahren blind; allein ihr Witz hat seine ganze Kraft behalten, und ihre Bosheit durch Uebung an Gewandheit zugenommen. Sie weiß sich viel damit, daß sie alles, was Philosoph heißt, tödlich

haßt, und das hat ihr unter den Hof- und Weltleuten einiges Gewicht gegeben, weil sie die Philosophen für die unmittelbare Ursach alles Unheils in Frankreich halten. Jedoch hat sie von ihrem Hasse den Patriarchen von Ferney ausgenommen, dessen Kralle sie wahrscheinlich ein wenig fürchtet. Sie war die Busenfreundin der Marquise Du Châtelet gewesen, und den Tag nach deren Absterben setzte sie eine blutige Satyre unter dem Namen einer Schilderung der berühmten Frau in Umlauf. Sie hat mit dem Präsident Hénault bis an dessen Tod in Verbindung gestanden. In seinen zwei oder drei letzten Lebenstagen befand sie sich nebst mehrern Freunden in des Präsidenten Wohnung. Um ihn seiner Schlafsucht zu entreissen, schrie sie fragend ihm ins Ohr: ob er sich wohl noch der Frau v. Castelmoron erinnere? Dieser Name erweckte ihn, und er antwortete, er erinnere sich ihrer sehr wohl. Sie fragte ihn hierauf, ob er sie mehr, als die Frau Du Deffant, geliebt habe? — Welch ein Unterschied! rief der arme blödsinnige Sterbende aus. Und nun begann er auf Frau v. Castelmoron eine Lobrede zu halten, mit ununterbrochener Parallele zwischen deren vortreflichen Eigenschaften und den Unarten der Frau Du Deffant. Diese Faselei währte eine halbe Stunde in Gegenwart einer Menge Zuhörer, ohne daß es Frau Du Deffant möglich gewesen wäre, der Geschwätzigkeit des Lobredners Einhalt zu thun, oder sie auf einen andern Gegenstand zu lenken. Dies war sein Schwanengesang; er starb, ohne zu wissen, an wen er so unbefangen seine Parallele gerichtet.

Ein Russischer Dichter, Namens Sumarokoff, Verfasser mehrerer Trauerspiele, hatte sich mit der Prima Donna der Moskauer Bühne überworfen; so was ereignet sich in Moskau wie in Paris. Eines Tages befahl der Gouverneur von Moskau die Aufführung eines der Trauerspiele des Herrn Sumarokoff; dem widersetzte sich der Dichter, weil jene Schauspielerin die Hauptrolle darin hatte. Da dieser Grund dem Gouverneur nicht zureichend schien, so gerieth der Dichter darüber dermaßen außer Fassung, daß, als der Vorhang aufging, er auf die Bühne sprang, die im höchsten Glanz geputzte Prima Donna beim Wickel ergriff, und sie kräftig hinter die Koulissen schleuderte. Nachdem er so die öffentliche Ruhe gestört hatte, schrieb er in seiner poetischen Raserei, mit

eben so viel Unbescheidenheit als Keckheit, an die Kaiserin zwei auf einander folgende Briefe voller Beschwerden und Bitterkeiten gegen die Schauspielerin. Schwerlich hätte ein Französischer Dichter selbst es wohl ärger machen können.

Ihro kaiserliche Majestät erhielten die zwei Briefe des Dichters, und nachdem Sie Höchstdero Befehle im Archipelagus, in der Moldau, in der Krimm, in Georgien und am schwarzen Meere gegeben, hatten Höchstdieselben noch Muße genug, folgende Antwort niederzuschreiben:

Herr Sumarokoff, Ihr Schreiben vom 28. Januar, und noch weit mehr das vom 1. Februar haben mich sehr in Erstaunen gesetzt. Alle beide enthalten, wie mir däucht, Beschwerden wider die Belmontia, die jedoch sich den Befehlen des Grafen Soltikoff bloß gefügt hat. Der Feldmarschall hat eine Vorstellung Ihrer Tragödie gewünscht, und das gereicht Ihnen zur Ehre. Es geziemte Ihnen, den Wünschen des obersten Staatsbeamten zu Moskau nachzugeben; fand derselbe nun für gut, anzuordnen, daß das Stück aufgeführt würde, so mußten Sie ohne Widerrede dessen Willen vollziehen. Ich bin überzeugt, daß Sie es besser als irgend Jemand wissen, welche Achtung Männer verdienen, die sich mit Ruhm bedeckt haben, und deren Haupt mit grauen Haaren prangt. Daher rathe ich Ihnen hiermit, dergleichen Widersetzlichkeiten hinführo zu unterlassen. Dadurch werden Sie die Ihren Schriften unentbehrliche Gemüthsruhe bewahren, und es wird mir weit mehr zum Vergnügen gereichen, die Leidenschaften in Ihren Dramen dargestellt zu sehen, als dieselben in Ihren Briefen zu lesen. Catharina.

Man sieht, daß Geist und Witz, selbst auf dem Throne, nie am unrechten Orte stehen, oder etwas verderben könnten.

1771.

Man zeigt hier seit einigen Tagen für Geld einen fünfjährigen Elephanten, und spricht von dem Thiere fast noch mehr, als von den Bewerbern um eine Stelle in der Akade...ie. Wenigstens hätten manche dieser Herren ein Recht, das gewaltige Thier um dessen Intelligenz zu beneiden. Duclos sagte dieser Tage: Meine Herren, plaudern wir vom Elephanten, es ist das einzige

Vieh von Gewicht, von dem man heut zu Tage ohne Gefahr sprechen kann.

Johann Senac, erster königlicher Leibarzt, Oberaufseher aller Mineralquellen des Königreichs, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ist achtzig Jahr alt gestorben. Vermöge seines Amtes hatte er auch den Titel eines geheimen Staatsrathes. Er hat mehrere die Arzeneikunde und Physiologie betreffende und sehr geschätzte Schriften hinterlassen. Senac war sehr gelehrt, und glaubte nicht an seine Kunst, welches ihn jedoch nicht abhielt, sich derselben vorzugsweise zu widmen, und sie sein ganzes Leben hindurch auszuüben. In seiner Jugend war er der protestantischen Lehre zugethan, erwarb als solcher die Candidatenwürde, ward darauf katholisch, Jesuit und endlich Arzt. Wahrscheinlich hatte er eingesehen, daß von allen Hoffnungskrämern die Aerzte es am längsten aushalten würden. Senac hatte ungemein viel Geist, allein sein moralischer Charakter war höchst zweideutig, oder vielmehr, um es dürr herauszusagen, hatte er den Ruf eines Gauners. Sein ganzes Wesen verrieth Falschheit, und nie in seinem Leben hat er es gewagt, Jemanden gerade ins Gesicht zu schauen. Stets sprach er mit gesenkten Augen oder schielte seitwärts. Als er zum königlichen Leibarzt ernannt wurde, rieth er dem Herzog v. Orléans, bei dem er bis dahin das nämliche Amt bekleidet hatte, den Doktor Fizes von Montpellier zu berufen. Diese Wahl mißlang, obgleich Fizes einen großen Ruf mitbrachte; er zeigte sich in Paris als ein habsüchtiger und lächerlicher Mann, und kehrte nach wenigen Monaten wieder nach Montpellier zurück. "Ich „hatte ihm vorgeschrieben, sagte Senac, sich würdevoll und ernst „dem Kranken zu nähern, nicht zu sprechen, den Puls zu befühlen, sich dann in seine Perrücke zu verkriechen, darin einen Augenblick zu verharren, sein Urtheil zu fällen, sein Geld einzustecken, und sich fortzuscheren. Der alte Querkopf hat von dem „allen nichts gethan; meine Schuld ist es nicht." — Senac war mit der Pariser Fakultät über den Fuß gespannt. Als er hier ankam, verlangte er als Doktor angenommen zu werden, ohne sich den gewöhnlichen Formalitäten zu unterwerfen, weil er bereits Doktor in Montpellier war, und seine Beweise abgelegt hatte. Die Fakultät weigerte sich dessen, und nun ward er deren

abge-

abgesagter Feind. Alles Herzeleid, was er ihr nur anzuthun vermochte, erfuhr sie von ihm. Da er großen Einfluß auf den Herzog v. Orléans hatte, so ist nie die Stelle des Oberleibarztes im Palais-Royal an einen Doktor der Pariser Fakultät gelangt. Diesem Hasse verdanken wir auch in Frankreich die Einführung der Blattern-Impfung: bloß um die Pariser Fakultät, die sich dawider erklärt hatte, zu kränken, bewog Senac den Herzog v. Orléans, seinen Sohn und Tochter von Tronchin impfen zu lassen. Nachdem dieser anfing, ihm in Paris zu starkes Aufsehen zu machen, ward Senac sein Hauptfeind. Einst sagte er zum König, daß, nachdem er reiflicher darüber nachgedacht, er die Gefährlichkeit der Impfung einräumen müsse. Der Herzog hatte also gegründete Ursache, ihm dafür zu danken, daß er so leichtsinnig gewesen war, seine beiden Kinder der Gefahr Preis zu geben. Die Heilsamkeit der Impfung hat sich jedoch bewährt, troß allem reiflichen Nachdenken des königlichen Oberleibarztes.

Madam Senac ist für Frankreich nicht so heilsam gewesen. Sie hatte das Departement der Quacksalber, und da sie sehr habsüchtig war, so verdiente sie dabei jährlich im Durchschnitt ihre 100,000 Franken. Jeder Schelm oder Lump, der reichlich bezahlte, war gewiß, eine vom Leibarzte unterzeichnete und von dessen Gattin eingehändigte Erlaubniß zu erhalten, durch das ganze Königreich der Gesundheit des Volks nachtheilige Quacksalbereien feilzubieten und zu verkaufen. Senac's Tod erledigt eine wichtige Stelle, die der Person des Königs nahe rückt, und welche Umstände unendlich anziehend machen können.

Ich verbürge keinesweges die Wirksamkeit des hier mitgetheilten Arzeneimittels. Als ehrlicher Droguist muß ich in meinem Magazin mir allerlei Waaren halten, und heilt auch meine Universalmedizin nicht von Grund aus, so wird sie doch hoffentlich keiner Seele nachtheilig seyn. Rezipiat, wer dessen benöthiget, wer da glaubt, oder Weinflaschen zu versiegeln hat!

Ein in Rochefort in Garnison liegender Offizier, der es müde war, alle hergebrachte Mittel gegen einen hartnäckigen Brustkatarrh zu gebrauchen, schob sie alle bei Seite, und lebte, wie zuvor, in den Tag hinein. Es zeigte sich bald Blutspucken, und die Brustschmerzen wurden heftiger; dessen ungeachtet wollte er nichts

von Arzeneimitteln wissen. Eines Tages hatte er in seinem Keller ein Faß Wein abgezogen, ließ sich auf sein Zimmer ein halb Pfund Harz und eben so viel gelbes Wachs bringen, welche er zusammen in einem irdenen Gefäß über einem Kohlenbecken zergehen ließ, und womit er dann die Flaschen versiegelte. Nachdem er sich mit dieser Verrichtung ungefähr anderthalb Stunden beschäftigt hatte, glaubte er zu bemerken, daß er weniger trocken und häufig huste, und leichter auswerfe. Er gerieth auf den Gedanken, daß die Räucherung dazu habe beitragen können, daher erneuerte er dieselbe, wobei er Thüren und Fenster verschlossen hielt, und unter den Rauchwolken umherwanderte. Nach Verlauf von vier bis fünf Tagen befand er sich vollkommen wohl. Nun theilte er seine Entdeckung seinem Regimentschirurgus mit, der, ohne gerade an die Wirksamkeit derselben zu glauben, sich vornahm, damit an einem Soldaten im Lazaret, der an einer entschiedenen Lungensucht tödlich daniederlag, einen Versuch anzustellen. Er ließ den Soldaten in seine Wohnung bringen, nahm von vier zu vier Stunden die Räucherung vor, jedoch mit behutsamer Rücksicht auf die Schwäche des Kranken, der dabei leicht hätte ersticken können. Gleich nach dem zweiten Tage nahm der Husten des Kranken einen andern Charakter an, und in sechs Wochen war der Soldat vollkommen hergestellt.

Und somit, spricht Rabelais, sey man lustiger Dinge, und trinke frisch nach!

Zwei Lebenssatte Menschen faßten den Entschluß, sich zu ersäufen. Der Zufall fügte es so, daß, ohne einander zu kennen, sie denselben Ort und denselben Augenblick wählten, um ihren Vorsatz auszuführen. Sie trafen beide, Stirn gegen Stirn, auf der Westminsterbrücke zusammen, von wo sie sich in die Temse hinabstürzen wollten. Ganz entgegengesetzte Beweggründe hatten sie zu diesem verzweifelten Schritt vermocht. Der eine, mit großem Vermögen geboren, hatte alle Freuden des Lebens bis zur Uebersättigung genossen, so daß das Leben ihn anekelte, und da jede Schnellkraft seiner Seele erlahmt war, hatte er den Entschluß gefaßt, einem peinlichen und unbehaglichen Daseyn ein Ende zu machen. Der Andere, ohne Vermögen, hatte sich mit unermüdlichem Eifer der Handlung gewidmet, und war, nach mehrjähri-

gen Arbeiten und Anstrengungen, durch eine seltene Verkettung von Widerwärtigkeiten und Verlusten gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Diesen trieb die Verzweiflung, jenen der Ekel und Ueberdruß des Lebens. Beide, noch jung, stutzten, als sie sich an derselben Stelle gelangt sahen, zu demselben Zweck, und doch auf so ganz verschiedenen Wegen. Der Uebersättigte sprach zum Andern: Ich bin unheilbar, euerm Elende ist abzuhelfen. Ich bin reich und kann allen euern Leiden dadurch ein Ziel setzen, daß ich euch einen Theil meines Vermögens gebe; wenigstens werde ich, bevor ich mich ersäufe, noch eine gute That verrichtet haben, und euer Beweggrund zu sterben ist gehoben. Der Verzweifelnde nahm den Vorschlag des Uebersättigten an; allein der Uebersättigte hatte nicht sobald dem Verzweifelnden das Leben gerettet, als auch er wieder Lust zum Leben fühlte; denn Wohlthun war für ihn ein neuer Reiz geworden. Es erstand aus diesem Zusammentreffen ein zärtliches Freundschaftsband zwischen den beiden Candidaten der Temse: der Eine verheirathete an den Andern seine Tochter und Beide hängen noch jetzt so fest am Leben, als sie zuvor es zu verlassen beeilt gewesen waren.

Ein solcher Stoff nimmt sich in einem Zeitungsartikel recht artig aus, aber desto elender auf der Bühne (*).

Johann Jakob d'Ortous v. Mairan, aus einem adlichen Geschlecht zu Béziers im Languedoc, einer der Vierziger, ehemaliger beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften und Mitglied der erlauchtesten gelehrten Gesellschaften Europa's, ein ausgezeichneter Physiker, ein Mann von Verdienst, rechtlich und liebenswürdig, starb am 20. Februar im Louvre 93 Jahr alt. Er war zu diesem hohen Alter ohne alle Gebrechlichkeit gelangt, und er bewahrte bis zum letzten Augenblick seines Lebens die ganze Klarheit und Bestimmtheit seines Geistes, so wie den ungestörten Gebrauch aller seiner Sinne. Wahrscheinlich würde er noch länger gelebt haben, wenn er nicht, während des strengen Frostes im Januar, sich einen Brustkatarrh beim Prinzen v. Conti geholt hätte, bei dem er zur Tafel geladen war. Nach dieser Unpäßlich-

(*) Was würde Grimm zu Kotzebue's Stücken wohl gesagt haben?

keit bekam er die Rose am Schenkel, woraus eine Auflösung des Bluts und der Brand entstand. Zwar hat man ihm nie den Vorwurf machen können, daß er nicht die gehörigen Vorsichtsmaßregeln gegen Frost und Wetter gebraucht hätte: sein alter Kammerdiener Rendu hatte zwischen dem Thermometer und den verschiedenen Bekleidungen seines Herrn eine Art von Concordanz eingeführt. Fragte ihn am Morgen der Herr: worauf deutet der Thermometer? so antwortete Rendu: auf Ratine, oder Sammet, oder Pelz, nach dem jedesmaligen Grade der Kälte. Allein an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem Mairan im Tempel bei dem Prinzen v. Conti zu Mittage speisen sollte, jammerten ihn seine Sänftenträger; er wollte nicht, daß, in einer so strengen Witterung, sie den weiten Gang vom Louvre zum Tempel mit ihm machen sollten, bestieg daher lieber einen Miethswagen, der ihn aber nur bis an den Eingang fahren konnte; er mußte folglich die Höfe zu Fuße durchwandern, erkältete sich, und kehrte darauf heim zum letztenmale. Bis diesen Augenblick war er alle Tage regelmäßig ausgegangen, und alle Tage mußte er die hundert Stufen der großen Louvretreppe hinaufsteigen, um zu seinen Wohnzimmern zu gelangen. Er lebte zu Paris in den feinern Zirkeln, und allgemein geehrt, geschätzt und hervorgehoben; er speiste fast täglich in der Stadt, machte nach Tische seine Besuche, und kehrte gegen Abend in seine gelehrte Klause zurück.

Die Akademie verliert an ihm den letzten ausgezeichneten Anhänger der Physik Descartes. Er gerieth einst mit der berühmten Marquise Du Châtelet, einer eifrigen Newtonianerin, deswegen in Streit, und war nahe daran, in einer offenen Fehde den Streit auszukämpfen, als Madam Geoffrin zu ihm sprach: Sehen Sie denn nicht, daß Sie den Leuten zum Gespötte dienen werden, wenn Sie Ihr Schwert gegen einen Fächer ziehen? — Diese Bemerkung entwaffnete auf der Stelle den Ritter von der Garonne, und der ganze Hader lösete sich in gegenseitige Artigkeit, Galanterie und Freundschaft auf.

Er ist gestorben, wie er gelebt hat, ruhig und besonnen. Madam Geoffrin, auf sein Ansuchen, stand ihm in seinen letzten Augenblicken bei, ließ ihm die Sakramente ertheilen, und leitete alles. Als alles beendiget war, dankte er ihr dafür, daß sie ihn bewogen, jene Pflichten zu erfüllen, von welchen er glaubte, daß Wohlstand und Schicklichkeit sie jedem Staatsbürger bei seiner

Heimfahrt nothwendig auflegen, und denen er allein vielleicht nur in größter Verlegenheit Genüge geleistet haben würde, da er nie in seinem Leben mit Beichte und Abendmahl viel zu schaffen gehabt hätte. Er hat Madam Geoffrin zu seiner Universal-Erbin eingesetzt. Als er in seiner Jugend seine Heimat verließ, schenkte er sein gesammtes Vermögen seiner Familie, und behielt sich bloß eine kleine lebenslängliche Rente vor, die ihm nie ausgezahlt worden ist. Dessen ungeachtet hat er stets auf einem sehr anständigen Fuße gelebt, und man sagt, er habe über funfzigtausend Franken in baarem Gelde hinterlassen. Madam Geoffrin hat die ganze Erbschaft der Familie des Verblichenen geschenkt.

Ungeachtet er noch am Leben ist, kann man Bernard, der Voltaire'n den Zunamen Gentil Bernard (*) verdankt, aus der Liste der Lebendigen streichen. Nachdem er das Leben auf allerlei Weise zu stark benutzt hat, ist Gentil Bernard, mit einem rüstigen Körper geboren, ein wackerer Esser, ein unermüdlicher Leibdiener des schönen Geschlechts, in Kindheit verfallen, und zwar in einem mehr als sechszigjährigen Alter, denn er rühmte sich, so alt wie der König zu seyn. Wahrscheinlich glaubte er, daß man im sechszigsten Jahre eben so fortleben könne, als man im dreißigsten gelebt habe. Da diese Rechnung nicht die der Natur ist, so bekam er vergangenes Jahr einen Schlagfluß, auf welchen nun eine gänzliche Ertödtung des Gehirns erfolgt ist. Er hat den Kopf verloren, schwatzt Unsinn, allein ist nicht krank; er schläft, isset, und da er nicht seinen Zustand kennt, so ist er nicht einmal unglücklich.

Bernard schien ganz den Zuschnitt erhalten zu haben, um Glück in der Welt zu machen: auch verfehlte er nicht seinen Beruf. Er war mit leichtem Hirn und Sinn geboren, ganz gleichgültig gegen alles, was sich nicht auf seine Vergnügungen bezog, allein mit vorzüglichem Berechnungsgeiste begabt: Auf seinem Aushängeschilde stand bloß galant, liebenswürdig, ehrfurchtsvoll und artig gegen Jedermann, ohne Anhänglichkeit für irgend Jemand.

(*) Um ihn zu unterscheiden vom heiligen Bernhard, dem berühmten Abte zu Clairvaux, und dem reichen Banquier unter Ludwig XIV., Samuel Bernard.

Mit einem unermüdlichen Temperament im Frauendienst verband er Anmuth und zarte Possirlichkeit des Geistes, und — o Wunder von einem Franzmann! — eine unergründliche Verschwiegenheit. Darf man der Pariser Chronik trauen, so hat ihm diese letztere Eigenschaft unendlichen Liebesgewinn gebracht. Ungeachtet es heißt, daß man nie zweien Herren dienen kann, behauptete jedoch Bernard, daß man sehr wohl zweien oder dreien Huldinnen zugleich dienen könne; daher gab er nie zuerst eine Verbindung auf; und ließ man ihn sitzen, so fügte er sich ganz ergeben in sein Schicksal. Ein solches Benehmen, und die Vereinigung so vieler seltener Eigenschaften, mußten ihn nothwendig dem schönen Geschlecht empfehlenswerth machen. Indessen beschränkte er seine Genüsse nicht bloß auf die Freuden der Liebe; er liebte die Freuden der Tafel nicht weniger leidenschaftlich. Alle Tage, die Gott werden ließ, speiste er zweimal ganz gründlich, und er ist der einzige Mensch in Paris, von dem ich es erlebt habe, daß er diese Lebensweise lange Zeit hintereinander hat aushalten können. Der Chevalier v. Châtellux will bemerkt haben, daß, seit Bernard's Unfall, alle Männer ohne Ausnahme denselben seinem zügellosen Hange zu den Weibern Schuld geben, und daß die Weiber hingegen ihn einzig und allein seinen Tafelausschweifungen beimessen; diese Bemerkung ist so sehr uneben nicht.

Bernard war zu Grenoble geboren, und begleitete als Sekretär irgend einen General im Jahr 1733 nach Italien, wo der General bald darauf starb. Der Marschall v. Coigny lernte Bernard kennen, gewann ihn lieb, und verhalf ihm zu dem einträglichen Posten eines Generalsekretärs der Dragoner; dieser Posten trug ihm jährlich 10,000 Franken ein, und er bekleidet ihn noch. Seitdem lebte Bernard stets in ausgewählter Gesellschaft, machte jedoch auch zuweilen einige kleine Abstecher, der man sich eben nicht zu rühmen pflegt. Auch that er dies nie, und ging nur um so sicherer. Er hatte die Pompadour gekannt, bevor sie noch den Hof betrat; Bernard und der Abbe v. Bernis gehörten zu den schönen Geistern am dunkeln Höfchen der Frau v. Etioles (*); sobald sie den Thron bestiegen hatte, gedachte sie ihrer beiden Dichter: der Abbe ward Staatsminister und Cardinal, Bernard blieb Gentil Bernard kurzweg, weil er zu klug war, um nach Glanz zu haschen,

(*) Früherer Name der Pompadour.

und seine Unabhängigkeit der Ehrsucht zu opfern. Jedoch ernannte ihn die Pompadour zum königlichen Bibliothekar in Choisy; eine Stelle, die ihm keine Arbeit auflegte, und ihm eine ganz allerliebste Wohnung in diesem königlichen Lustschlosse sicherte.

Eben dieser Berechnungsgeist verhinderte Bernard bei seinen Lebzeiten irgend eines seiner Werke in Druck zu geben. Alle seine kleinen gesellschaftlichen Poesien athmen Galanterie, Anmuth, Leichtigkeit und Frivolität. Sein Gedicht über die Kunst zu lieben genießt seit dreißig Jahren eines großen Rufs. Er las es in allen Gesellschaften vor, und dieses Vorlesen erregte jedesmal den allgemeinsten Beifall. Ich bin nur einmal dabei zugegen gewesen; allein ich wage es vorherzusagen, daß, wenn es je in Druck erscheint, es einen tödlichen Fall machen wird.

Ein junger Mann, der sich der Malerkunst widmet, Namens Touzé, hat eine eigene Art von Spaß in Gang gebracht, nämlich eine Menge von Erscheinungen zusammengenommen ganz allein nachzumachen. So führt er ein Motett mit vollem Chor und vollem Orchester aus; er tritt hinter einen Schirm, und ahmt einem ganzen Nonnenchor mit einer Kunst und Feinheit nach, daß man darauf schwören möchte, es wären ihrer ein Duzend, und daß man glaubt, ihr Alter, ihren Charakter und bis auf ihre Physionomie errathen zu können. Man kann hierbei ziemlich allgemein die seltsame Bemerkung machen, daß alle die Leutchen, die mit so vielem Geist nachahmen, daran selbst sehr arm sind, und wenn sie aufhören, die gewählte Rolle zu spielen, die uns so sehr ergötzte, sie abgeschmackt und armselig werden, weil sie nun in ihre eigene Rolle zurücktreten.

Vor zwei Monaten haben wir Jolyot v. Crébillon verloren. Er war königlicher Censor, bekannt durch mehrere sehr üppige Romane, und bekannter noch durch einen Vater, dessen Arbeiten lange Zeit hindurch der Französischen Bühne Glanz verliehen haben. Er ist siebzig Jahr alt gestorben.

Der jüngere Crébillon erfreute sich einige Zeit lang eines großen Rufs. Er hatte den Verdruß, sich selbst zu überleben.

So leicht und frivol auch der Geschmack ist, der in Crébillons Schriften vorherrscht, kann man ihm doch nicht das Verdienst streitig machen, eine ihm ganz eigenthümliche Gattung von Romanen

erschaffen zu haben. Mögen die von ihm gezeichneten Sitten und Leidenschaften nur in einigen besondern Gesellschaften Statt gefunden haben, mögen seine Schilderungen eher Gemälde oder Phantasiestücke als Zeichnungen nach der Natur seyn, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Zeichnung, wenigstens in seinen ersten Werken, unendlich geist- und sinnreich sey. Man findet in seinen Verirrungen des Geistes und Herzens Einzelnheiten voller Anmuth und Zartheit, eine im Ganzen ziemlich anständige Moral, und sehr scharfsinnige Blicke in den Geist der feinern Welt und den Charakter der Weiber. Sein Sopha, freier und ungleicher geschrieben, bietet eine große Mannigfaltigkeit von Charakteren und treffliche komische Scenen dar. Weit mehr Ausgelassenheit, Phantasie und Originalität findet man in Tanzai und Neadarne.

Die Französischen Kritiker haben seinen Produkten weniger Gerechtigkeit widerfahren lassen, als die Britten, Italiener und Deutschen. Garrick, Sterne und Fielding (*) stellen Crébillon sehr hoch. Es ist bekannt, daß eine junge Engländerin von hohem Stande (Miß Strafford) den Verfasser des Sophas dermaßen liebgewann, daß, bloß um dessen Bekanntschaft zu machen, sie eine Reise nach Paris unternahm, ihn heimlich heirathete, und so ihrem Namen, ihrer Familie und ihrer Heimat entsagte. Crébillon hat mehrere Jahre mit ihr in der Abgeschiedenheit und in einer höchst glücklichen Ehe gelebt. Nur nach ihrem Tode hat man die nähern Umstände dieser romantischen Verbindung erfahren.

Crébillon hatte keine Aehnlichkeit mit seinen Schriften. Seine ersten glücklichen Erfolge drängten anfänglich Alles zu ihm hin. Allein sobald der erste Rausch verflogen war, sah man ihn nur wenig öffentlich. Seine Unterhaltung war weder leicht noch sehr anziehend, ja mitunter schwerfällig; er machte lange Perioden, und nicht ganz anspruchlos, selbst in seinen täglichen Zirkeln. Seine ältesten, etwas ausgelassenen Freunde neckten ihn häufig damit, daß selbst in ihren tollsten Gelagen er stets seine ganze Besonnenheit, und sein anständiges, würdevolles Wesen beibehielt.

(*) Und unser Landsmann Wieland, der so sehr aus ihm geschöpft hat?



Der plötzliche Todesfall des Königs von Schweden hat den Kronprinzen, so wie dessen Bruder, den Prinzen Friedrich Adolph, aus Paris nach ihrer Heimat zurückgerufen. Diese beiden Prinzen haben an ihrer Tafel nicht bloß die durch Geburt und Rang ausgezeichneten Männer Frankreichs, sondern auch zugleich die geschätztesten Künstler und Schriftsteller aufgenommen. Auch hat der junge Monarch, noch vor seiner Abreise, die Französische Akademie und die Akademie der Wissenschaften besucht. Nach mehrern Vorlesungen in dieser letztern, schloß Fräulein Biheron die Sitzung (zu welcher sie von der Akademie eingeladen worden war) mit mehrern anatomischen Demonstrationen. Dieses funfzigjährige Mädchen ist arm und sehr fromm, und lebt von einer jährlichen Rente von zwölf- bis funfzehnhundert Franken. Sie hat von jeher eine leidenschaftliche Neigung für die Zergliederungskunst gehabt. Nachdem sie in den verschiedenen Amphitheatern lange Zeit die Dissektion der Leichname verfolgt hatte, gerieth sie auf den Gedanken, künstliche Anatomien zu machen, das heißt, nicht allein einen ganzen Körper mit allen dessen inneren und äußeren Theilen zu verfertigen, sondern auch jeden Theil einzeln in seiner größten Vollkommenheit nachzubilden. Woraus diese künstlichen Zusammensetzungen bestehen, das weiß ich nicht; nur so viel weiß ich, daß sie nicht von Wachs sind, denn das Feuer wirkt nicht auf sie. Auch haben sie keinen Geruch an sich, sind nicht der Auflösung ausgesetzt und dabei von einer täuschenden Wahrheit. Untersucht man das Innere des Kopfs, oder die Lungen, oder das Herz, oder irgend einen andern edlen Theil, so findet man sie so genau bis in die kleinsten Einzelnheiten, bis in die zärtsten Schattirungen nachgeahmt, daß es Mühe kostet, die Grenzen der Kunst und der Natur zu unterscheiden. Der berühmte Ritter Pringle hatte die Neugier, diese Arbeiten zu sehen, als er vor wenigen Jahren nach Paris kam. Er ward dermaßen von Erstaunen ergriffen, daß er als leidenschaftlicher Dilettant in seinem Kauderwälsch ausrief; F r ä u l e i n, n i c h t s, n i c h t s f e h l t, a l s d e r G e s t a n k.

Bevor die Nachricht vom Tode des Königs von Schweden eintraf, hatte Gustav sich vorgenommen, eine Pilgerschaft nach Ferney zu machen, um den dortigen Heiligen von Angesicht zu

Angesicht zu schauen. Er hatte einst an der königlichen Tafel den Edelmuth, den Patriarchen lebhaft gegen den Marschall v. Broglio zu vertheidigen, der jenem alles, was seit einigen Jahren sich in Frankreich ereignet, Schuld gab. — Jedoch hat er nicht Paris verlassen wollen, ohne in Pigalle's Werkstatt das Modell zu der Voltaire'n zu errichtenden Bildsäule zu sehen. Man behauptet, er sey nicht damit zufrieden gewesen, und der junge König solle geäußert haben, daß, wenn er noch unterzeichnen dürfte, solches bloß in der Absicht geschehen würde, ihr ein Kleid zu kaufen und ihre Nacktheit zu decken. Diese Nacktheit erregt in der That viel Tadel, und scheint nichts weniger als zeitgemäß zu seyn. Ein Dichter, ein Historiker, ein Philosoph darf nur im Bade sich nackt zeigen, und in dieser Lage malt man ihn nicht, es müßte dieser Philosop denn Seneka, und dieses Bad sein letztes seyn. Aber so geht's: Pigalle versteht sich nicht auf Draperie, und will nur darin etwas leisten, was er vollkommen inne hat.

Ludwig Michel Vanloo, königlicher Ordensritter, erster Maler des Königs von Spanien, ehemaliger Rektor der Maler- und Bildhauerakademie, Direktor der königlichen Zöglinge, starb am 20. März 64 Jahr alt. Ohne seinen Oheim, Carle Vanloo zu erreichen, war er kein zu verachtender Künstler, und in der Portraitmalerei ausgezeichnet; übrigens höchst achtbar wegen seiner seltenen Rechtlichkeit und Biederkeit. Wenn die wesentlichsten Eigenschaften den höchsten Gipfel erreichen, so verdienen sie, däucht mir, wohl eben so sehr unsere Bewunderung, als erhabene Talente. Näherte man sich Michel Vanloo, so fand man sich gewissermaßen in eine Atmosphäre von Rechtlichkeit und Biedersinn versetzt; er dünstete, so zu sagen, sie aus allen Poren, und zugleich damit eine Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, die einem das Blut erfrischten, wie der alte wackere Mairan sich auszudrücken pflegte. Ohne ihn zu kennen, saß man ihm gern zur Seite, bloß aus dem Grunde, weil der Rechtliche gern neben dem Rechtlichen sich ausruhet. Nie habe ich ein biedereres Gesicht gesehen, es war der reine Abdruck seiner Seele. Er lebte zusammen mit seiner Tante, Carle's Wittwe, einer Schwester und einer Nichte, und war der Freund, das Haupt, der Vater dieser Familie; ihr tiefer Schmerz preiset ihn besser, als alles, was ich sagen könnte.

Er hat einen Theil seines Lebens in Spanien zugebracht. Er ist arm verstorben, weil er stets ehrenvoll gelebt hat. Er vertraute einst sein ganzes mit Arbeiten erworbenes Vermögen einem Freunde an, der Schiffbruch litt — und nur sein Freund jammerte ihn. Gegen das Ende seines Lebens büßte er wiederum den beträchtlichsten Theil seines neuerworbenen Vermögens, durch eine Staatsprellerei, ein, und Michel sprach von allen diesen Unfällen nur als von Dingen, die seinem Glücke, seiner Ruhe, seinem Daseyn ganz gleichgültig seyen. Man sah deutlich, daß alles, was weder die Ehre, noch die Freundschaft betraf, nie sein Gemüth auch nur gestreift hatte.

Ich glaubte, der letzte Cartesianer wäre mit Mairan ausgestorben, allein ich habe mich geirrt, wie folgendes Buch beweiset: Die besser erkannten Thiere, oder Unterhaltungen des Abbe Joannet. Ein seltsamer Titel! Wahrscheinlich wird man die Bemerkung machen, daß der Herr Abbe, um mit den Thieren sich vertrauter zu machen, sich denselben so viel als möglich genähert, und sich mit ihnen gleichsam identifizirt hat; und wahrscheinlich hat er nur, nach einer ernsten Selbstprüfung, die Meinung des Descartes angenommen, welcher zuerst zu behaupten wagte, daß die Thiere bloß organisirte Maschinen seyen. Damit beschäftigen sich diese Unterhaltungen. Der Herr Abbe vertheidigt Descartes System, die andern Gesprächsführer bekämpfen es. Wer von ihnen Recht oder Unrecht haben mag, das mag dahingestellt bleiben. Descartes System ist wohl nie im ganzen Ernste von irgend einem gescheidten Menschen geglaubt worden, wenn man nicht etwa annimmt, daß dieser Philosoph in der ganzen thierischen Natur, vom Menschen an bis zur Milbe herunter, nur organisirte Maschinen sah. Ist dem also, so hat seine Philosophie und seine Ansicht der Dinge in Frankreich ungeheuere Fortschritte gemacht; ich kenne hier keinen einzigen Philosophen, der in der Seele nicht Materialist wäre, auf eben die Art, wie der Kutscher des Marquis v. Duras von seinem Herrn behauptete, daß er im Innern der Seele Kutscher sey — und es giebt Niemand, der da nöthig hätte, die Seele des Herrn Abbe Joannet zu zerlegen, um sich in seiner Meinung sattelfest zu machen.

Roquelaure, Bischof von Senlis, ist in die Französische Akademie aufgenommen. Seine Eintrittsrede beantwortete, als Direktor, der Abbe v. Voisenon. Diese Antwort ist eine ununterbrochene Persiflage; auch begleitete das Publikum jede Phrase mit schallendem Gelächter. Er lobt darin den neuen Akademiker als Bischof, weil er das ist; als Hofmann, weil er Oberalmosenier des Königs ist; als Magistratsperson, weil er Staatsrath im Interimsparlement gewesen; als Redner, weil er eine Leichenrede auf die Königin von Spanien gehalten; als Freund des seligen Dauphins, weil er dessen Herz nach Saint-Denis gebracht; als einen Mann, dessen Laufbahn noch nicht zu Ende ist, weil bei der Einkleidung der Prinzessin Louise er eine Rede halten wird; und endlich und hauptsächlich als einen Mann, der da Latein, Italienisch und Englisch versteht. — Sie haben, sprach er zu dem Eintretenden, Sie haben sich in Stand gesetzt, alle Diebstähle ans Tageslicht zu fördern, und sind eben so unterrichtet als fremde reisende Fürsten ..... Sie haben sich auf meine Kosten sehr lustig gemacht, Herr Abbe, und das Publikum recht ergötzt, sagte zum Abbe im Fortgehen der neue Akademiker. — Ach, hochwürdigster Herr, erwiederte ihm der Abbe, ich bin nur die schlechte Kopie eines trefflichen Originals.

* * *

In dem Dorfe Vitry, eine Stunde Weges von Paris, starb eine Frau über achtzig Jahr alt, die dort höchst eingezogen gelebt hatte. Vor zehn Jahren erschien folgendes sie betreffende Wundermährchen, welches ich jedoch ganz verkürzt mittheile:

Peter der Große verheirathete seinen unwürdigen Sohn Alexis mit einer Prinzessin von Braunschweig, einer Schwester der Gemahlin Kaisers Carl VI. Oft ward die arme Prinzessin von ihrem rohen Gemahl gemißhandelt, ja neunmal sogar von demselben vergiftet. Während ihrer Schwangerschaft verwundete er sie dermaßen mit Fußtritten, daß sie ohnmächtig und in Blut gebadet zur Erde sank. Ihr Leiden rührte die Gräfin v. Königsmark, die Mutter des Marschalls von Sachsen, so sehr, daß sie der Prinzessin rieth, heimlich zu entfliehen, nachdem man sie zum Scheine beerdigt hätte. Der Kaiser und dessen Sohn waren abwesend, daher ging alles glücklich von Statten.

Die Prinzessin kam nach Paris, hielt sich aber auch dort noch nicht in Sicherheit, und reiste in Begleitung eines alten treuen Dieners und einer Kammerzofe nach Luisiana ab. Ein dortiger Französischer Offizier, Namens v. Auban, erkannte sie wieder, da er sie ehemals in Petersburg gesehen hatte, verrieth sie jedoch nicht, schmeichelte sich bei ihr ein, und heirathete sie endlich. Sie ward schwanger und gebar eine Tochter, welche sie selbst in der Deutschen und Französischen Sprache unterrichtete. Nach einer zehnjährigen höchst glücklichen Ehe, bekam ihr Mann einen Fistelschaden, von dem man glaubte, daß er nur in Frankreich geheilt werden könne. Sie verkauften daher ihre kleine Besitzung, und schifften sich nach Frankreich ein. Der Mann genaß.

Frau v. Auban besuchte zuweilen den Garten der Tuilerien. Einst unterhielt sie sich dort in Deutscher Sprache mit ihrer Tochter. Dies hört der Marschall v. Sachsen, der hinter ihnen steht; er blickt der Mutter ins Gesicht, und erkennt sie auf der Stelle wieder. Sie theilt ihm nun ihre Geschichte mit, und bittet um Verschwiegenheit.

Kurze Zeit darauf reiste das Ehepaar nach der Insel Bourbon ab. Nun entdeckte der Marschall dem Könige das Geheimniß. Der Gouverneur der Insel erhielt sogleich gemessenen Befehl, Frau v. Auban auf die ehrenvollste Art zu behandeln. Der König schrieb selbst an die Kaiserin Maria Theresia, und Beide forderten Frau v. Auban auf, Mann und Kind zu verlassen, und wieder in ihren ehemaligen Rang einzutreten, wo man alsdann sie ihrer Geburt gemäß behandeln wolle. Dessen weigerte sich Frau v. Auban. Sie blieb in Bourbon bis zum Tode ihres Mannes 1757. Ihre Tochter hatte sie kurz vorher verloren, und nun reiste sie nach Paris zurück. Von diesem Zeitpunkt an soll die Kaiserin ihr ein Jahrgehalt von 45,000 Franken gezahlt haben, welche die bewundernswürdige Prinzessin größtentheils zur Unterstützung verwendet, an dem stillen Zufluchtsort, den sie seit 1760 bewohnt. —

Eine erhabene Hand hat es nicht unter ihrer Würde gehalten, mich mit folgenden Berichtigungen des allgemein geglaubten Mährchens zu beehren:

1°. War die Gemahlin des Czarowitz Alexis keinesweges schön, aber gut und bieder; sie war sehr von den Blattern gezeichnet, groß und sehr hager. Ihr Gemahl war zwar sehr bizarr,

allein nie hat er sich solche rohe Ausbrüche zu Schulden kommen lassen, wie das Mährchen deren erzählt.

2°. Aus dieser Ehe entstand Peter II. und eine Prinzessin Namens Natalia.

3°. Die Gemahlin des Czarowitz starb nach ihrem zweiten Wochenbett in Petersburg an einer Brustkrankheit, in Gegenwart Peters des Großen, der sie in den letzten Tagen ihrer Krankheit fast gar nicht verließ, und sogar bei der Leichenöffnung zugegen war. Sie ward einbalsamirt und öffentlich beerdiget, und blieb folglich mit unverhülltem Gesicht lange Zeit im Palast zu St. Petersburg ausgestellt, von wo sie in die Vestungskirche, in das fürstliche Grabmahl, in welchem auch Peter der Große ruht, versetzt wurde.

4°. Die Gräfin v. Königsmark, Mutter des Marschalls von Sachsen, ist nie in Rußland gewesen, und der Marschall selbst ist erst lange nach dem Absterben der Prinzessin nach Rußland gekommen (*).

Der Prinz v. Clermont ward bei Crevelt geschlagen, und floh so schnell, daß er bereits am Abend in Nuys eintraf. Hier fragte er den Commandanten, ob er schon viele Flüchtlinge gesehen habe. Dieser antwortete ihm ganz treuherzig und mit zerknirschtem Herzen: Nein, gnädigster Herr, Sie sind der erste.

Stephan Falconet ist seit fünf bis sechs Jahren in Rußland, um die Bildsäule zu Pferde Peters des Großen zu machen. Dabei giebt es ehrlich zu thun; und warlich, hieße Stephan Michel-Angelo, so möchte das wohl nicht so ganz übel seyn. Trotz dieser Aufgabe, die ihren ganzen Mann erfordert, findet Stephan noch Muße genug, elende Broschüren in einem so beißenden und anmaßenden Ton zu schreiben, daß man fast eine schlechte Meinung nicht bloß von seinem Charakter, sondern selbst von seinem Talent bekommt: denn selten wandelt das Genie Arm in Arm mit Armuth des Geistes und Herzens. So eben erscheinen von ihm:

(*) Dessen ungeachtet wird dieses Mährchen noch immer von Zeit zu Zeit in Deutschland wiederholt.

Bemerkungen über Mark-Aurels Bildsäule, und einige andere die schönen Künste betreffende Gegenstände. Ist man etwa neugierig, die wichtigen Entdeckungen Stephan Falconets zu erfahren? 1°. Das so bewunderte Pferd Mark-Aurels ist elend, weil das Pferd Peters des Großen ganz verschieden seyn wird. 2°. Kein Künstler braucht die Reise nach Italien zu machen, weil Herr Falconet nie dort gewesen ist. 3°. Es ist vortheilhafter, Roms und Florenzens Antiken nach Gipsabgüssen, als die Originale selbst, zu sehen. 4°. Weltleute und Gelehrte verstehen von Kunstarbeiten schlechterdings gar nichts — weil gerade sie Peters des Großen Bildsäule beurtheilen werden.— Was könnte ich wohl noch über einen Mann sagen, der, indem er Michel-Angelo über dessen Moses apostrophirt, zu ihm sagt: "Liebes Männchen, Sie besitzen die Kunst, große Dinge zu verkleinern!" — Liebes Männchen, ist doch warlich vortrefflich; und dann war das gerade auch Michel-Angelo's Fehler!

Eines Tages trat der empfindelnde Baculard d'Arnaud ins Zimmer des jungen und liebenswürdigen Grafen v. Friese, als dieser eben sein Haar ordnete. Er studirte einige Zeit auf ein recht neues und geniales Compliment, und sagte dann: "Sie haben „rechtes Geniehaar." — "Ach, d'Arnaud, erwiederte der Graf, „wenn ich das wüßte, ließe ich es mir auf der Stelle abschneiden, „um Ihnen eine Perrücke daraus machen zu lassen."

(*) Klavier-Unterricht und Grundsätze der Harmonie, von Bemetzrieder. Dies Werk, wenn ich mich nicht irre, ist in seiner Gattung wesentlich. Ich habe unter Rameau und Philidor die Composition studirt, und von diesen geschickten Lehrern nichts gelernt. Ich habe fast alle über Theorie und Praxis der Musik erschienene Schriften gelesen, und nichts daraus erlernt. Wie ist das zugegangen? Weil bisher noch Niemand die Wissenschaft der Harmonie einer bestimmten Methode unterworfen hatte, und das ist das Hauptverdienst der Schrift Bemetzrieders.

(*) Der Aufsatz ist von Diderot, und hier nur der Eingang desselben mitgetheilt.

Dieser junge Mann ward mir, wie so mancher andere, zugeschickt. Ich fragte ihn, was er wisse. — Ich weiß, erwiederte er, Mathematik. — Bei der Mathematik werden Sie stumpf und steif werden, und blutwenig verdienen. — Ich weiß Geschichte und Geographie. — Wenn die Aeltern darauf bedacht wären, ihren Kindern eine gediegene Erziehung zu geben, da könnten Sie schon aus diesen nützlichen Kenntnissen Gewinn ziehen; aber jetzt würden Sie sich kaum in Wasser satt trinken können (*). — Ich habe die Rechte studirt. — Und hätten Sie dabei das Genie eines Grotius, so könnten Sie doch leicht hier an einer Gassenecke Hungers sterben. — Auch weiß ich noch etwas, das in meiner Heimat ein Jeder weiß — Musik; ich spiele so ziemlich Klavier, und glaube die Harmonie besser zu verstehen, als die Meisten, die darin Unterweisung geben. — Ei, warum sagten Sie mir das nicht sogleich? Bei einem so frivolen Volke, wie dem unsrigen, führen gute Studien zu gar nichts; mit den anmuthigen Künsten gelangt man zu allem. Kommen Sie alle Abend um halbsieben zu mir, geben Sie meiner Tochter einigen Unterricht in der Geographie und Geschichte. Die übrige Zeit verwenden wir dann aufs Klavier und die Harmonie. Ihr Tisch ist zweimal des Tages bei mir gedeckt, und da es mit der Nahrung allein noch nicht gethan ist, Sie Wohnung und Kleider bedürfen, so gebe ich Ihnen 500 Franken des Jahres. Das ist alles, was ich leisten kann. — Dies war meine erste Unterredung mit Bemetzrieder.

Nach Verlauf von acht Monaten, wovon die drei ersten meistentheils mit Prüfung der Kräfte zugebracht wurden, hatte meine Tochter die Wissenschaft der Akkorde und die Kunst des Präludiums ganz vollkommen inne. Da ich häufig bei dem Unterricht zugegen war, so bemerkte ich darin eine Verkettung, eine Folgenreihe, die unfehlbar zum Ziele führen mußten. Ich rieth Bemetzrieder, seinen Unterricht für meine Tochter und mich niederzuschreiben. Als das geschehen war, glaubte ich, dieser Unterricht könne von allgemeiner Nützlichkeit werden. Er war in schlechtem Deutschfranzösisch abgefaßt; ich übersetzte ihn in meine Sprache mit aller mir zu Gebote stehenden Einfachheit und Eleganz. Ich behielt die von dem Verfasser angenommene Form des Dialogs bei, und bestrebte

(*) Weil man es in Paris kaufen muß.

strebte mich, den Gesprächsführern ihren eigenthümlichen Charakter zu lassen.

Auf einer fremden und von Paris nicht sehr entlegenen Universität (*) that ein junger, talentvoller und für die gute Sache eifriger Professor den Vorschlag, daß man für jedes Collegium einen besondern Leitfaden verfertigen und drucken lassen möchte. Er wollte dadurch den Professoren eine köstliche Zeit ersparen, die man damit vertrödelt, daß man alles in die Feder diktirt. Uebrigens behielte jeder Professor das Recht, dem gedruckten Cursus zu widersprechen, wenn er selbst eines Bessern überzeugt wäre. Er vertraut seine Idee einigen Freunden, findet Beifall, und sucht nun Anhänger zu gewinnen. Zu dem Ende besucht er seine Collegen, unter welchen sich ein alter Cartesianer befand, der folgendermaßen zu ihm redete: "Lieber College, du bist jung und ich bin „alt. Die Zeit zu arbeiten ist für dich jetzt da, für mich ist sie „vorüber. Euern neuen Kram verstehe ich nicht, und nie würde „ich mich darin so zurecht zu finden wissen, daß meine Zuhörer „mich nicht oft in Verlegenheit setzen sollten. Und das ist immer „unbehaglich; anstatt daß ich mich stets mit meinem distinguo aus „jeder Verlegenheit ziehe." — Und hiemit faßt der Greis seinen Professor-Talar bei beiden Zipfeln, und beginnt tanzend zu singen:

Schon wackelt mein Röckchen seit dreißig Jahr;
es wackelt und wackelt wohl immerdar.

Sein junger Confrater schied mit Lachen von ihm, und gab eine treffliche Idee auf, die auch nie ausgeführt worden ist.

Diderots Antwort an eine Frau über deren Anpreisung des Eloge de Fénélon, von La Harpe:.

Sie erlauben mir also, zu Ihrem lobpreisenden Urtheile einige Worte hinzuzusetzen, und ich benutze die mir ertheilte Erlaubniß.

Lesen Sie noch einmal, und Sie werden dann fühlen, wie wenig Schnellkraft in dieser Seele ist. Die Deklamation eines Stücks, wovon Sie wollen, ist das Bild und der Ausdruck des

---

(*) Etwa Löwen?

Geistes seines Verfassers; er gebietet meiner Stimme, er giebt meine Töne an, er schwächt, schwellt, mäßiget, unterbricht, jagt dieselben. Nie, in dieser ganzen Lobrede, geräth man in Versuchung, den Ton zu heben, zu senken, sich fortreissen zu lassen, einzuhalten, um wieder Athem zu schöpfen; nie geräth man außer sich, weil nie der Redner außer sich ist. O! was die Kunst betrifft, sich in seiner Gewalt zu haben, die hat er in seiner Gewalt, und auch mich läßt er ganz und gar in der meinigen. Nicht die mindeste im Tone des Deklamators bezeichnete Mannigfaltigkeit, folglich auch keine Mannigfaltigkeit in den Gefühlen, in den Gedanken, in den Gemüthsbewegungen.

Ihr Lob, meine Liebe, werde ich nicht durchstreichen, denn ich lobe gern; allein ich werde mich wohl hüten, Ihrer Meinung beizustimmen. La Harpe hat Wohlklang im Styl, Klarheit, Reinheit im Ausdruck, Kühnheit in den Ideen, Ernst, gesundes Urtheil, Kraft und Besonnenheit; allein beredt ist er nicht, und wird es nie seyn. Es ist ein frostiger Kopf; er hat Gedanken, Ohr, aber keine Eingeweide, kein Gemüth. Er gleitet sanft dahin, aber er braust und schäumt nicht; nie durchbricht er seine Ufer, nie reißt er mit fort weder Bäume, noch Menschen, noch deren Wohnungen. Er erschüttert nicht, stürzt nicht über den Haufen, macht nicht zu Schanden; er läßt mich eben so ruhig, wie er selbst ist; ich gehe, wohin er mich führt, so wie an einem heitern Tage, bei friedlichem Strom, ich auf einem Kahne nach Saint-Cloud hingleite.

Er lerne fort, er dränge seinen Styl, er versuche ihm Mannigfaltigkeit zu geben, er schreibe die Geschichte! Aber nie besteige er die Rednerbühne! Dem hätte das Weib des Markus Antonius Zunge und Hände nicht abgeschnitten!

Sein Ton ist allenthalben der eines Exordiums. Gedanken und Gefühle sind stets mit gleichem, unverrücktem Maßstabe abgemessen, alle seine Schritte haben die nämliche Temperatur. Er weckt keine Leidenschaft, weder Verachtung, noch Haß, noch Unwille, noch Mitleid; und wenn er Sie bis zu Thränen gerührt hat, so liegt die Schuld an Ihrem weichen und zarten Gemüth.

Thomas und La Harpe sind zwei reine Gegensätze; der erste thürmt alles zu Gebürgen auf, der andere zerdehnt alles zu Ebenen. Dieser Mensch versteht sich auf die Kunst zu denken und zu

schreiben; aber ich sage Ihnen, meine Liebe, er ist ohne Gefühl, er empfindet nicht die leiseste Qual.

Ich sehe ihn an seinem Schreibpult; vor ihm liegt das Leben seines Helden, er verfolgt es Schritt vor Schritt; bei jeder Linie der Geschichte schreibt er seine oratorische Linie nieder, und so rückt er ganz ruhig von Linie zu Linie bis an das Ende seiner Rede vor; fließend, schwach, wohlklingend und sanft wie Isokrates, aber weit weniger gefühlwichtig, weit weniger gedankenschwer, weit weniger zart, als der Athener. O du, Carneades! O du, Cicero! was würdet ihr zu dieser Rede sagen? Dich frage ich nicht einmal, der du die Manen Marathons heraufzaubertest.

Kehren Sie zu der Stelle zurück, wo er die erloschenen Geschlechter aus dem Todesschlummer wieder hervorruft, um das Lob des Lehrers und des Schülers zu erndten. Sie erwarten etwas Großes — und es ist der kreißende Berg.

Das da ist schön, aber ich kann unmöglich bis zu Ende lesen; es wiegt mich so allmälig in den Schlaf.

So wahr Gott lebt, meine Liebe, mir müssen Sie Dichter und Redner überlassen; so was verstehe ich. Was! ist das Beredsamkeit? Kaum ist das der Ton eines Briefes; und diesen müßte man noch dazu nicht im ersten Augenblick der Aufregung geschrieben haben. Nie stehet Fénélon vor mir; auf hundert Jahr bin ich immer fern von ihm. Es ist die gemilderte Erhabenheit des Raynaldismus, und weiter nichts. Hätte Raynal einige geile Auswüchse weniger und etwas mehr Geschmack, so würde er mit La Harpe auf gleicher Linie stehen.

Nun ja, Freundchen, alles, was du da vom Telemach sagst, ist freilich wahr; aber nur dein Geschmack, und nicht dein stummes Herz, hat dir das eingegeben. Hättest du die Episode von Philoktet gefühlt, da würdest du ganz anders geredet haben. Und nur so verstehst du den Fanatismus zu malen, verwünschter Phrasenkrämer! den Fanatismus, diese düstere Wuth, welche sich in des Menschen Seele an der Glut der Hölle entzündet hat, und die ihn umhertreibt mit stierem Auge, die Faust mit einem Dolche bewaffnet, wie er die Brust seines Gleichen erspähet, um dessen Blut und Leben vor dem Angesichte des gemeinschaftlichen Vaters zu verspritzen?

Nie einen Ausruf über die Tugenden, die Verdienste, die Trübsale seines Helden! Er erzählt — und dann? erzählt er wie-

der. Nun so erzähle, daß du schwarz wirst, da du es denn doch einmal nicht lassen kannst; ordne und füge denn fein und sauber eine Phrase nach der andern in die Form, so wie der Schriftgießer, wie der Setzer, die Lettern deiner Rede gegossen und zusammengefügt haben.

Wohl muß man wahrhaftig seyn in der Lobrede wie in der Geschichte; aber sey Geschichtschreiber oder Redner, nie darfst du eintönig oder frostig seyn.

Ich gestatte mir nicht, sagt La Harpe, die Vorrechte des Panegyristen. Ei, zum Henker, das sehe ich wohl, und deswegen zürne ich mit dir.

Und ihr habt die Stirn, mir so was zu loben, ihr, Abbe Arnaud, ihr, der ihr mich unaufhörlich schreckt mit dem dumpfen und hohlen Getöse des Vulkans, oder mit Sturmgeheul und Donnergeprassel; ihr, der ihr mich immer mit Angst und Bangen auf das warten läßt, was wohl aus jener über meinem Haupte schwebenden gewitterschwangern Wolke herausfahren wird? Ueberlasset doch diese schmucke und friedliche Süßlichkeit den frostigen Manen der Hofschranzen, und der winzigen und schmächtigen Zartheit eures Collegen.

Euch alle, meine Leser, rufe ich hier zu Zeugen auf, so viel ihr deren nur seyn möget, seyd aufrichtig, und saget mir, ob man nicht alle Augenblick diese Lobrede aus der Hand legen, einen Besuch annehmen, ein paar Robber Whist spielen, zur Tafel gehen, und sie nachher wieder in die Hände nehmen kann, und ob so was einem auch nur eine schlaflose Nacht macht?

Noch einmal: der Mensch besitzt Wohlklang, Eleganz, Styl, Verstand, Besonnenheit; aber nie klopft es ihm unter der linken Brust. Er sollte ein paar Jahr lang bei Hans Jakob in die Schule gehen (*).

(**) Von wem die Vertheidigungsschrift ist zur Ehrenrettung des durch Gerichtsspruch der Tribunäle von Arras und Saint-

---

(*) Als wenn der kaltherzige Mensch je zum warmherzigen Menschen werden könnte! Uebrigens macht diese Stelle dem Herzen Diderot's um so mehr Ehre, da Rousseau's Trübsinn dasselbe bitter vor aller Welt verläumdet hatte.

(**) Diderot spricht hier, wie man sieht, obgleich er im Original nicht ge-

Omer geräderten Montbailly, weiß ich nicht, allein der Mann ist beredt. Troß ein wenig Schwulst im Styl, muß man beim Lesen dieser Schrift vor Entsetzen erbeben, über das Loos des unglücklichen Sohnes, und über die Gefahr, in welcher wir selbst stündlich schweben. Es ist Mitternacht; Ich schreibe, denke, sinne, trachte darnach, wie ich ein besserer Mensch werden, und dieselbe Wohlthat Meinesgleichen verschaffen will. Bald werde ich mich zur Ruhe begeben; und wer bürgt mir dafür, daß nicht ein plötzlicher Tod meine Frau oder Tochter mir entreißt, und ob, durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, die gegen mich zu zeugen scheinen, man mich nicht ergreifen und in die düstere Höhle eines Kerkers werfen werde, aus welchem ich zum Richtplatz und zu ewiger Schande übergehe? Welche Seelenstärke mir auch die Natur verliehen haben möge, warlich ich werde meine Unschuld nicht beharrlicher und standhafter betheuern, als das der unglückliche Montbailly gethan hat. Spreche ich mitten unter den Qualen der Folter: Nein, ich habe das Verbrechen nicht begangen — so werde ich sprechen wie er. Sage ich auf öffentlichem Richtplatz: Ich bitte Gott und den König für die in meinem Leben begangenen Sünden um Vergebung, aber ich flehe nicht seine Barmherzigkeit an um das mir angeschuldigte Verbrechen, weil ich es nicht begangen habe — so werde ich sprechen wie er. Wenn, von den Dienern der Religion ermahnt und bestürmt, ich ihnen auf der Blutbühne sage: Ihr fordert, daß ich mich eines Vatermordes schuldig erkenne; wohlan, so nehmet denn auf eure Rechnung vor dem Angesichte Gottes die Lüge, so ihr verlangt — so werde ich sprechen wie er. Wenn, unter den Schlägen der Henker zerschmettert, ich mit sterbender Stimme sage: Ja, ich bekenne, daß ich vieler Vergehungen schuldig bin, und gern sterbe ich, um sie abzubüßen, aber der Meuchelmord, dessen man mich beschuldigt, hat nie meine Hände besudelt, nie ist ein solcher Gedanke in meine Seele gekommen — so werde ich sprechen wie er. Wenn mitten in den Flammen, worein man meine zerrissenen Glieder wird geworfen haben, gegen das Verbrechen und mein Urtheil noch meine Geberden laut zeugen — so werde ich thun, was er gethan hat; allein wozu wird mir das genützt haben? Ein unbesonnener Be-

---

nannt wird. Grimm erreicht indessen zuweilen ziemlich glücklich einen Theil seiner Manier.

richt vom Arzte und Chirurgus, ein häuslicher Zwist, eine angebliche oder wirkliche Drohung, die Nähe der Zimmer, einige mit Blut gefärbte Gegenstände, zerrissene Kleidungsstücke — alle die Anzeigen, die über das Leben und die Ehre Montbailli's entschieden haben, werden auch über mein Leben und meine Ehre entscheiden.

Mich schaudert vor dem Schwanken unsers Schicksals, und mein Geist verwirrt sich bei dem Gedanken der Gebrechen eines Kriminalrechts unter Völkern, die auf Humanität und Bildung Anspruch machen. Mir däucht, daß, wenn es darauf ankommt, einen Menschen auf das Blutgerüst zu schicken, das Gesetz der Weisheit der Richter die Vergleichung der Beweise mit der Natur des Verbrechens überlassen müßte. Das Zeugniß zweier Menschen ist zureichend! Ist es denn so selten, daß zwei Menschen irren? Es giebt Umstände, wo es bloß eines einzigen, wo sogar es keines Zeugen bedürfte. Allein giebt es nicht auch Fälle, wo der Eid von zwanzig Menschen die Unwahrscheinlichkeit der Thatsache zu vernichten nicht im Stande ist? Und was ist unwahrscheinlicher als der Vatermord? Um an die Gewißheit einer solchen That glauben zu können, verlangte Cicero, daß der Verbrecher auf dem Leichname seines Vaters ergriffen, und mit blutbefleckten Händen vor die Richter geschleppt worden (*).

Hier tritt ein Redner auf, der die Beschuldigungsgründe zerstäubt, wie der Wind leichte Spreu zerstreuet; hier treten Aerzte und Chirurgen aus der Hauptstadt auf, deren Gutachten den zuerst herbeigerufenen Sachverständigen förmlich widerspricht. Ich denke mich unter die Zahl der Richter, welche überwiesen worden, einen Unschldigen in den Tod geschickt zu haben; ich frage mich selbst, was aus mir werden möchte — und noch bin ich mir die Antwort schuldig. So viel weiß ich, daß das Bild des Hingerichteten mein ganzes Leben hindurch mir fest vor den Augen stehen würde. Ergreife denn das Schwert der Gesetze, wer da ganz gewiß ist, nur den Strafbaren damit zu treffen; ich beneide ihn nicht um sein entsetzliches Vorrecht. Da haben wir nun fünf bis sechs Beispiele von ähnlichen scheuslichen Mißgriffen der Gerechtigkeit in einem ziemlich kurzen Zeitraum. Entscheidet man so leichtsinnig über das Leben seiner Mitbürger, was läßt sich nicht

(*) Beide Umstände liefern noch keinen Beweis.

alles über die Art und Weise denken, wie man über ihr Vermögen entscheidet?

Als der Schrei des Unwillens, der tief aus Voltaire's Eingezogenheit über ganz Europa erschallte, unsere Gemüther aus dem Todesschlaf weckte, worin sie lagen und vielleicht noch liegen würden, unbekümmert über den Mord eines von den Gesetzen zur Schlachtbank gelieferten Bürgers, und das Andenken des unglücklichen Calas wieder ehrlich gemacht, und die Familie in einen Theil ihres Vermögens wieder eingesetzt worden — da schwieg, zum Erstaunen Aller, das Parlement zu Toulouse. Es hatte sich heimlich die Akten zu verschaffen gewußt, und erkannte schweigend seinen grausamen Blödsinn. — Ich gehöre zu jenen fanatischen Richtern, die zufolge eines übereilten Todesurtheils unschuldiges Blut vergossen haben, und ich ersehe aus den Akten meiner Collegen zu Paris, was ich gethan; habe ich nur einen Funken Religion, so bleibt mir weiter keine Wahl: ich muß auf der Stelle mich in eine Kapuzinerklause verkriechen, muß, nachdem ich mein Verbrechen durch alle nur mögliche Mittel, womit man die göttliche Gerechtigkeit entwaffnet, gebüßt habe, in Wahnsinn und Raserei dahinsterben.

Mir fällt eine Betrachtung ein, die ganz dazu geeignet ist, uns über die Kürze des Lebens zu trösten, und mit Ergebung dessen Ende zu erwarten. Unsere Schicksale sind so schwankend, daß, wenn die Natur uns eine dreihundertjährige Lebensdauer zugemessen hätte, ich vor dem Gedanken erzittere, wir möchten von funfzig zu funfzig Jahren abwechselnd rechtliche Leute und Schelme seyn.

Der Pfad der strengen Rechtlichkeit ist schmal; so gering auch die erste Abweichung von demselben seyn mag, je länger wir in dieser Richtung fortgehen, um so mehr entfernt sie uns, und ist der Weg, den wir zu gehen haben, lang, so muß am Ende ein unermeßlicher Zwischenraum zwischen uns und dem ersten von uns betretenen Pfade liegen.

Ein sehr langes Leben wäre bloß eine sich schlängelnde Linie, welche auf verschiedenen Punkten die Linie der Tugend durchschneiden würde, die man verläßt und wieder betritt, und welche man wieder betritt, um sie auch wieder zu verlassen.

Ganz anders verhält es sich mit unserm Pilgerleben des Augenblicksmenschen. Hat er den ersten Weg eine Zeit lang verfolgt, so gebricht es ihm an Zeit und Kraft, sich davon zu entfernen. Alle fehlerhafte Neigungen werden schwächer, die Neigung verwandelt sich in Kaltsinn, der Stachel der Leidenschaften stumpft sich ab; die Tugend, wenn er recht gewandelt ist, ist ihm zur Gewöhnung geworden; er mag sich selbst nicht Lügen strafen; er legt Werth auf seinen Charakter und auf die öffentliche Achtung; er beharret bei seinen rechtlichen Grundsätzen.

Ist es gegründet, daß der Biedermann durch den Tod der ihn verfolgenden Bosheit entschlüpft, so ist es evident, daß, je länger die Lebensdauer wäre, die Anzahl der in der Tugend beharrlichen Menschen ebenfalls um so kleiner seyn würde.

Trösten wir uns daher über ein leztes Ereigniß, das unsern Charakter sichert. Gebet jenem weisen Brutus, welcher sterbend ausrief, daß die Tugend nur ein leerer Name sey, ein funfzig Jahr mehr zu leben, und saget mir, was aus ihm werden wird (*). Hätten wir auch bloß den Ekel und Ueberdruß der Einförmigkeit zu befürchten, schon die Gefahr würde groß genug seyn.

Kang-hi war der Mark-Aurel China's wegen seiner Weisheit, und dessen Ludwig XIV. wegen seiner Neigung zum Despotismus und der Dauer seiner Regierung. Er hatte eine sehr zahlreiche Familie — zweitausend Prinzen von Kang-hi's Geblüte waren am Leben — und ein altes Gesetz verurtheilte zum Tode jedweden Chineser, welcher, selbst im Falle der Nothwehr, es wagen würde, mit einem Prinzen handgemein zu werden. Ein trauriges Ereigniß öffnete dem Fürsten die Augen über ein so gehässiges Vorrecht. Sunni und Idamé traten so eben aus einem dem Tien geweihten Tempel. Idamé war die schönste der Frauen in China, Sunni der verehrteste Schüler des Confucius. Sie waren gegen Abend, ihrer Gewohnheit gemäß, hingegangen, um dem höchsten Wesen für die an ihren Kindern erlebte Freude zu danken.

(*) Er würde stets Brutus bleiben, weil Brutus Brutus seyn muß, und die Tugend nicht von Umständen abhängig seyn darf. Nur die geschlechtslosen Seelen schwanken, gleich dem Rohr, nach der Willkühr des Windes.

An eben dem Tage hatte der jüngste Sohn den Preis des Ackerbaues davongetragen, welchen der älteste in einem Gedicht gefeiert hatte. Die Kinder zogen Hand in Hand vor den Aeltern her. Plötzlich werden sie von einem Volkshaufen aufgehalten, der dem Wagen des Prinzen Yu folgte. Der älteste Sunni wird von seinem Bruder getrennt, wird unter die Räder des Wagens gestoßen und zerschmettert. Idamé stürzt zur Hülfe des Sohnes hin, und büßt ebenfalls neben ihm ihr Leben ein. Der jüngste greift in die Zügel der Rosse, der Vater zieht seinen Dolch und sticht sie nieder. Der Prinz Yu stürzt vom Wagen herab, und läuft Gefahr, von Sunni ermordet zu werden. Man entreißt ihn den Händen des wüthenden Vaters.

Sunni wird in einen Kerker geworfen. Die Thore des Palastes werden von niederträchtigen Sklaven umlagert, welche laut um Rache schreien — wider den verwegenen Sunni.

Einige Tage darauf wird Sunni vor den Kaiser und den Rath der Colaos geführt. Er wird befragt, und vertheidigt sich mit jenem Stolze, der einen Fürsten aufklärt, ohne ihm wehe zu thun. Er betheuert, daß, hätte er noch ein Weib, noch einen Sohn zu rächen, er noch einmal die seinen Beherrschern und dem Gesetze schuldige Ehrfurcht vergessen würde. Ich verurtheile mich zum Tode, setzte er hinzu; und nachdem ich meiner Pflicht gegen mein Vaterland Genüge geleistet, will ich jetzt mit der Freiheit eines Wesens sprechen, das von diesem Augenblick an nur noch Gott und der Natur gehört. — Sechszig Jahre lang habe ich dem Gesetz meines Landes treu gelebt; warum ist mein Glück wie ein Traum dahingeschwunden? Warum werde ich mit Schmach untergehen? Durch welches Verhängniß muß eine mit ihrem Sohne ermordete Mutter ungerächt sterben? Wer bist du, grausamer Mann, daß du dich zum Schiedsrichter meines Schicksals aufwirfst? Wähntest du etwa, ich würde hier deinen Palast betreten, um deine Füße zu küssen, um die Knie deines Sohnes zu umfassen? Das Ungefähr hat dich zum Fürsten erhoben; das Ungefähr goß dein Blut in Yu's Adern. Ich stamme von Confucius ab, und die Nachwelt wird entscheiden, wer der achtungswürdigste ist — Kang-hi's Sohn, der Menschen unter die Hufe seiner Rosse zerschmettert, oder des Confucius Enkel, der für die Gesetze seines Landes selbst dann zu sterben weiß, wenn sie mit Schmach ihn decken? Du giebst vor, grausamer Yu, ich hätte dich mit

meinem Dolche bedroht; sey Vater, sey Gatte, siehe deinen Sohn, siehe dein Weib unter den Rädern meines Wagens ihr Leben aushauchen; tritt an meine Stelle, und richte! Du führst mir Gesetze an, ich halte dir die Gesetze der Natur entgegen. Wehe dir, wenn beim Anblick des Bluts deines Weibes und deines Sohnes du noch Herr genug über dich bist, um dich einer Polizeiverordnung zu erinnern, und einen Menschen von einem andern zu unterscheiden weißt! Man sagt, du habest nicht die kleinliche und gefühllose Seele der Höflinge; um so besser für dich. Du kannst mich dem Blutgerüste entziehen; allein Idamé's Mörder soll nie mein Wohlthäter heissen; ich ziehe den Tod der Qual einer solchen Erkenntlichkeit vor. Noch mehr: Freigesprochen vor dem Richterstuhle der Colaos würde mir das Urtheil, welches mir das Leben erhielte, immerdar wehe thun. Wenn das mich verdammende Gesetz gerecht ist, aus welchem Grunde dürfte es wohl der Gesetzgeber wagen, dasselbe zu übertreten? Ist es ungerecht, warum bin ich denn hier? Man hebe das Gesetz auf, und führe mich zum Richtplatz; so nur sterbe ich zufrieden, und segne noch den Mörder meiner Familie. — Ich habe ausgeredet.

Man überließ Sunni's Schicksal dem Gutdünken Yu's, und dieser sprach wie folgt:

Ich hatte mich gerichtet, noch bevor ich dich gehört; deine Kühnheit ändert nichts an meinem Entschlusse. Ich bin das Werkzeug deines Unglücks gewesen, und gern will ich es wieder gut zu machen suchen. Ehrwürdiger Greis, ich umfasse deine Knie; vergieb mir, wenn du willst, daß ich wieder aufstehe. Höre mich an: Ich schwöre hiermit, daß ich nie wieder in meinem Leben einen Wagen besteigen will; nicht einen Schritt mehr will ich thun, ohne daran zu denken, wie ich zwei Bürger dem Vaterlande geraubt habe. Es bleibt dir ein Sohn, den ich von der Mutter gerissen; von heute an ist er mein Bruder. Rede noch einmal, hauche mir die Gewalt deiner Rede ein, damit der Fürst, mein Vater, auf mich höre, und der nicht als Fürst geborne Bürger nicht mehr aus der Liste der Menschen gestrichen bleibe. Sunni, du weinst; umarme mich, Sunni ......

(Und um etwas weniger traurig zu enden .... ich erinnere mich einer Rede, welche der Baron v. Holbach an seinen neuen Kutscher hielt; hier ist sie: Ich habe deinen Vorgänger weggejagt, weil er mit einem Fiacker einen Rangstreit hatte; du — fahre mir

seiner Seele vor. Fährst du mich schnell, so jage ich dich aus dem Dienst. Fährst du Jemand um, oder verwundest du Jemand, so jage ich dich aus dem Dienst, aber zuvor prügele ich dich halbtodt. — Der Baron ist noch weiter gegangen; er hat seine Wagen seiner Gattin und seinen Kindern überlassen, gehet zu Fuß, und befindet sich um so besser.)

Confucius ist der Lieblingsapostel des Patriarchen von Ferney. Gleich am Eingange seines Studirzimmers stößt man auf das Portrait des Confucius, worunter die vier folgenden Verse stehen:

De la simple vertu salutaire interprète,
qui n'adoras qu'un Dieu, qui fis aimer sa loi,
toi qui parlas en sage, et jamais en prophète,
s'il est un sage encore, il pense comme toi.

1772.

Helvetius ist 56 Jahr alt gestorben. Wenn der Ausdruck galant-homme nicht in der Französischen Sprache existirte, so hätte man denselben für Helvetius eigens machen müssen. Gerecht und billig, nachsichtsvoll, ohne Laune und Groll, von großem Gleichmuthe im Verkehr des Lebens, besaß er alle gesellige Tugenden, und zum Theil verdankte er sie seiner Ansicht von der menschlichen Natur; es dünkte ihn eben so unverständig, über einen schlechten Menschen, den man auf seinem Wege trifft, als über einen Stein, der einem nicht ausweicht, sich zu ärgern. Seine Angewöhnung, alle seine Ideen zu generalisiren, und nur auf große Ergebnisse zu achten, indem sie ihm zuweilen Gleichgültigkeit gegen das Gute einflößte, hatte ihn zum duldsamsten der Menschen gemacht; allein dieser Duldungsgeist erstreckte sich bloß auf die einzelnen Gebrechen der Gesellschaft: denn die Urheber der öffentlichen Leiden — die hing er ohne Barmherzigkeit in den Galgen oder verbrannte sie lebendig. Er war in keinem Falle ein Freund der Palliativkuren, und pflegte stets nur heroische Arzeneimittel vorzuschlagen. Wäre die Anwendung nicht mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, so würde gegen eine solche Kurmethode nichts einzuwenden seyn.

Im Jahr 1750 legte er unaufgefordert seine Generalpächterstelle nieder, um den Wissenschaften, seiner Gattin und seinen Freunden ungestört zu leben. Schon früh verkehrte er mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern seiner Zeit und unterstützte mehrere derselben reichlich, ja Marivaux und Saurin sicherte er auf Zeitlebens eine jährliche Rente von tausend Thalern. Vor Kurzem machte er die Bemerkung, daß seine ehemaligen Freunde sich allmälig von ihm zurückgezogen hätten, ohne daß er sich die Schuld beizumessen habe. — Sie haben mehrere derselben sich verpflichtet, antwortete ihm der Baron v. Holbach, und nie habe ich für die meinigen etwas gethan; dennoch lebe ich seit zwanzig Jahren fortdauernd mit ihnen auf dem nämlichen traulichen Fuße. Eine seltsame Parallele zwischen zweien reichen und wackern Männern, die ihre Lebenszeit mit Gelehrten zugebracht haben.

Wünschen Sie zu wissen, wie der König von Preußen es anfing, um den Marquis v. Argens im Jahr 1766 wieder nach Potsdam zu locken? Er hatte diesem Urlaub nach der Provence, seiner Heimath, gegeben. Der König sah voraus, daß die Sonne der Provence für seinen Kammerherrn, den frostigsten aller Sterblichen, mächtige Reize haben, daß er sich dort einnisteln, und höchst ungern wieder umkehren würde. Das alles traf ein. Der König überschickte dem Kammerdiener des Marquis mehrere Exemplare einer Druckschrift, mit dem Befehl, eines davon auf den Kaminsims seines Herrn zu legen. Es war ein angeblicher Hirtenbrief des Erzbischofs von Aix wider die Schriften des Marquis gerichtet. Ich werde ihn hierunten mittheilen, und er wird Ihnen beweisen, daß, wenn der König von Preußen die einzige in dieser Welt ihm gebührende Stelle nicht bereits eingenommen hätte, er noch Mittel gefunden haben würde, unter den Prälaten der Gallikanischen Kirche durch seine Theologie und die Salbung seiner Rede sich mächtig hervorzuthun (*). Der Hirtenbrief that kräftige Wirkung. Aufgeschreckt durch denselben, schnürte der Marquis schnell sein Bündel, und fuhr, ohne ein Wörtchen davon zu verrathen, über Hals und Kopf nach Potsdam. Bei seiner

(*) Ja, was noch mehr, er hätte seine Predigten und Hirtenbriefe selbst gemacht.

Durchreise durch Frankreich veränderte er sogar seinen Namen. In jedem Gasthofe, wo er gegen Abend einkehrte, trug der Kammerdiener dafür Sorge, durch den Wirth dem Marquis ein Exemplar des Hirtenbriefes, als eine Tagesneuigkeit, einhändigen zu lassen, was denn den Marquis immer heftiger anspornte, ein Land zu erreichen, das zwar keine so schöne Sonne, als die Provence, aber auch keine Bischöfe und Hirtenbriefe aufzuweisen hat.

Hirtenbrief Ihrer hochwürdigen Gnaden, des Herrn Erzbischofs von Aix, verdammend die Druckschriften eines gewissen Marquis v. Argens, und darauf antragend, denselben aus dem Königreiche zu stoßen.

Johann Baptista Anton v. Brancas, durch die göttliche Barmherzigkeit und die Gnade des Heiligen-Stuhles, Erzbischof von Aix, allen Gläubigen unsers Kirchsprengels Heil und Segen!

Jesus Christus hat gesagt, meine Vielgeliebten: Ihr werdet viel falsche Propheten und Christe unter euch sehen; aber ihr sollet ihnen nicht glauben. Der große Heidenapostel sagt an einer andern Stelle: Es werden sich in den letzten Zeiten Menschen erheben, gewaltig an Irrthümern, welche die Kirche verderben werden. Scheint es euch nicht, meine theuern Brüder, daß wir in diesen von der heiligen Schrift so deutlich bezeichneten Zeiten leben? Diese heillose Prophezeihung, gehet sie nicht in unsern Tagen ganz augenscheinlich in Erfüllung? Der Sinn, welchen die inspirirten heiligen Verfasser den Wörtern: Falsche Propheten, falsche Christe, Männer an Irrthümern gewaltig, beilegen, braucht euch nicht erklärt zu werden. Das sind jene reissenden Wölfe, deren blutdürstiger Zahn den Schafstall des Herrn zu zerfleischen trachtet; das sind jene verruchten Seelen, jene Geister der Hölle und der Finsterniß, die einen bejammernswerthen Trost darin finden, daß sie sich Mitgenossen zu verschaffen suchen für die unaussprechlichen Qualen, so sie ausstehen. Sie treten alle unter gar verschiedenen Namen und Gestalten auf: finstere und in sich gekehrte Mathematiker, welche, wähnend mit ihren Zirkeln das Weltall ausgemessen zu haben, nun auch die Lehrbegriffe unserer

heiligen Kirche ihren Formeln und Wahrscheinlichkeitsberechnungen unterwerfen wollen; verwegene Encyclopädisten, so die Tiefe ihres Geistes eingebüßt, indem sie dieselbe zur Oberfläche ausgereckt haben; enthusiastische Philosophen, welche schamlos der Kirche Hohn sprechen, um den Beifall der Ungläubigen und Gottlosen einzuerndten: das sind, meine Brüder, die gefährlichen Feinde, die uns drohen.

Gottselige Monarchen, in den vorhergehenden Jahrhunderten, widerstrebten den verruchten Werkzeugen, deren sich der Satan bedient, um die Menschen zu verderben, und verfuhren mit Strenge dagegen; heilige Holzstöße wurden in den Städten aufgerichtet, worauf die Feinde Gottes den gerechten Lohn ihrer Empörung empfingen. Seitdem ein heilloser und verdammenswürdiger Geist der Duldung, oder der Lauigkeit vielmehr, im Rathe der Fürsten den Vorsitz führt, erstehet die Ketzerei aus ihrer Asche wieder, Irrthümer verbreiten sich überall, der Atheismus tritt keck auf, und der wahre Cultus liegt vernichtet darnieder im Staube. Dieweilen also der Unglaube weder Gebiß noch Zügel mehr kennt, tritt er von Hoffarth geschwellt mit frecher Stirn einher, und untergräbt vor Aller Augen die Grundpfeiler unserer Tempel und Altäre. Es hat ganz das Ansehen, als wenn die verbündeten Mächte der Hölle ihre letzten Kräfte daran setzen, um den Thron des fleckenlosen Lammes um- und niederzustürzen. Und welcher Waffen bedienet sich dieser Feind des Menschengeschlechts, um wider uns zu kämpfen? Der Vernunft, ja, der Vernunft, meine Vielgeliebten! Diese menschliche Vernunft stellen sie der göttlichen Offenbarung entgegen, die Weisheit der Philosophie der Thorheit des Kreuzes, Beweise den Eingebungen, physikalische Entdeckungen der Erhabenheit der Wunder, ihre abgefeimte Schalkheit der evangelischen Einfalt, und ihre Eigenliebe der priesterlichen Demuth. Ein Schwindelgeist blendet sie dermaßen, daß Gotteslästerungen in ihrem Munde zu Scherzreden sich arten, und daß die heiligen, von allen Seiten angegriffenen Mysterien für Unsinn erklärt und belacht werden. Aber der Ewige, der noch in seiner Hand die Donner hält, womit er die abgefallenen Engel in einen Abgrund des Jammers hinabschleuderte, bereitet sich schon mit seiner rächenden Hand dieselben Donner auch auf sie herabzuschmettern. Was sage ich, meine Vielgeliebten? Schon hat er sie gegen uns geschleudert. Sehet alle jene Plagen, die sich über un-

seren Häuptern zusammenthürmen; denket an die Verheerungen jenes reissenden Ungeheuers (*), dessen blutdürstiger Rachen, immerfort mit Menschenblut getränkt, seine Wuth nicht anders sättigen zu wollen schien, als indem es eine ganze Provinz entvölkerte; jenes Ungeheuers, das, nicht damit zufrieden, seine Gier an den Bewohnern des platten Landes zu üben, selbst unsere Vertheidiger in die Flucht trieb — jene Helden — jene Dragoner, deren Ruhm sich weit und breit in Germanien und den fernen Regionen, wohin unsere Waffen gedrungen sind, ausgedehnt hat. Ach! meine Vielgeliebten, ist dieses euch von Gott gegebene Zeichen wohl noch einem Zweifel unterworfen? Sagt es euch nicht sonnenklar, daß ihr in eure Mauern, in euern Schoos den Feind eures Heils, eurer Seligkeit aufgenommen habt? Allein Gott beschränkt sich nicht bloß auf diese euch von ihm gegebenen fühlbaren Zeichen eurer Unfälle; nein, er zerstört die Ordnung und Harmonie der Natur, er verkehrt die Folgenreihe der Jahreszeiten, er sendet uns die tobenden und unsere Fluren versengenden und unsere Ströme verhärtenden Nordwinde; die Rhone erstarrt vom Eise, ein lähmender Frost verstümmelt die unglücklichen Wanderer an ihren Gliedmaßen, und die verdünnte Luft, welche sich dem Athemzuge verweigert, erstickt sie. Von diesen schrecklichen Auftritten umgeben, erbeben unsere Eingeweide vor Erbarmen über unsre Brüder, und eine gerechte Besorgniß läßt uns für uns selbst ein gleiches entsetzliches Schicksal befürchten. Und das ist noch nicht alles: jene vormals so blühenden Hügel, wo kunstfleißige Hände einen dankbaren Boden anbaueten, jene Weinberge, jene Oelbaumpflanzungen, die Quellen unsers Ueberflusses — durch die Strenge der Witterung zerstört, werden immerdar unfruchtbar bleiben, so wie jener Feigenbaum im Evangelio, der verdammt ward keine Früchte ferner zu tragen.

Unter solchen kräftigen und eindrücklichen Bildern verkündigt der Herr den Völkern seinen Willen. Ein reissendes Thier, das ein ganzes Volk verschlingt, das ist der Feind eures Seelenheils, welcher darnach trachtet, eure Seelen der ewigen Pein zu überlie-

(*) Der König spielt hier auf die Verheerungen eines unbekannten Thieres in den Cevennen und den umliegenden Gegenden an; man nannte es bête du Gevandan, und hielt es für eine Hyäne. Allein man glaubt, es seyen mehrere wüthende Wölfe gewesen. Es wurden sogar dagegen Truppen ausgeschickt, die wohl bei Roßbach mitgefochten haben mochten.

fern. Eine übernatürliche Kälte, welche Gliedmaßen erstarret und Unglückliche ins Grab stürzt, das sind die Schriften der Ungläubigen, welche den ächten und lebendigen Glauben erkälten, erstarren und ertödten. Diese verdorrten Oelbäume, das sind die Elenden, welche vom Irrthum verderbt, keine Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit mehr tragen. So verschwinde, so zerreisse denn die Binde, die eure Augen blendet! Hephata! der Blinde werde sehend! Sehet, meine Vielgeliebten, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs wider euch in Zorn entbrannt, so wie er es einst wider sein Volk war, als die Stadt, worin er seinen Tempel hatte, entweihet war und Gräuel an heiliger Stätte herrschte.

Ja, Gräuel ist unter uns; der vergiftende Hauch eines Ungeheuers verpestet die Reinheit unsers Himmels; er erregt und bringt über uns den himmlischen Zorn. So wie der gottlose Ahab über sein Geschlecht alle die Plagen brachte, worunter es erlag, bringt jener Höllenbrand alle Gräuel über uns. Es ist ein Mensch, der da begabt ward mit einer eben so grenzenlosen Geschmeidigkeit des Geistes als tiefliegenden, durch die Philosophie abgefeimten, Schalkheit. Geleitet von einem halsstarrigen Unglauben, und unterstützt von einem verführerischen Geiste, hat er sich zum erklärten Gegner der Sache Gottes aufgeworfen. Ein neuer Proteus, weiß er von einem Augenblick zum andern sich neue Gestalten zu geben. Bald tritt er auf als Jude, bald als Chineser, bald als in die Kabale Eingeweihter, und speiet so seine scheuslichen Gotteslästerungen aus. Bald entlehnt er den Ton eines Commentators, und steckt dem Ocellus und Timäus gräuelvolle Dinge in den Mund, woran sie nie gedacht haben. Dieser nämliche Mensch, gegenwärtig ausgespieen von dem Himmel des Nordens, von jenem äußersten Preußen, wo der Unglaube und die falsche Philosophie ihren Sitz aufgeschlagen, weilt in unserer Mitte, wo er, als Feind des Menschengeschlechts, von allen Seiten seine Netze ausspannt, um seine Beute darin zu haschen. Gott hat zu seinem Volke gesprochen: Brechet jeden Vertrag mit dem Gottlosen, oder ich werde mein Bündniß mit euch und euern Kindern brechen. Rottet aus die Unheiligen und die Götzendiener (das heißt die Philosophen).

Die nämlichen Worte, meine Vielgeliebten, rufe ich euch zu. Duldet ferner nicht unter euch den Feind eures Heiles; rücket ferne Himmelsgegenden zwischen euch und den, der da trachtet euern

Glauben zu untergraben; lasset Mauern euch trennen von jenem Belialsgenossen, jenem leiblichen Bruder der Geister der Finsterniß, jenem Sohne Lucifers, welcher in den Abgründen des Jammers und der Verzweiflung über das Unheil brüllt, so er den Kindern der Kirche zufügen kann. Oder waffnet vielmehr euern Arm, gleich jenen wackern Leviten, die aus heiligem Gefühl Menschenmord übten, und ihre Brüder in der Wüste erschlugen. Säubert die Schlösser Argens und Eguilles von dem Anblick des Gottlosen, der sie verpestet. Vertilget den Gottesempörer aus der Zahl der Lebendigen. Ihr streitet für die Kirche; Streiter des lebendigen Gottes, ihr werdet für seine Sache kämpfen. Dann wird auch dieser glückliche Himmelsstrich heitere Tage wieder erblühen sehen, die Ungeheuer werden verschwinden, die Jahreszeiten nie die ihnen vorgezeichneten Grenzen überschreiten, und die gesegneten Völker, gedeckt durch den Schild des Glaubens, nicht mehr den vergifteten Pfeilen bloßgestellt seyn, welche der Unglaube zu ihrem Verderben schleudert. Ein strafwürdiges Opfer wird den Zorn des Himmels entwaffnen. Nach dieser heiligen und heilsamen That, versöhnt mit dem Herrn, wollen wir ihm lobsingen in der Einfalt unsers Geistes, und mit blindem Glauben seine unbegreiflichen Mysterien anbeten. Die reissenden Thiere werden unsern Eifer ehren, die Hyänen vor dem Weihwasser die Flucht ergreifen, unser lebendiger und glühender Glaube wird den Frost des Winters schmelzen, Berge versetzen und unsere Oelbäume wieder ins Leben zurückrufen. Schon weichen die eisigen Nordwinde den lauen Westen, die Bäume grünen, und ihre stolzen Wipfel prangen mit Früchten. In Erfüllung gehen werden die Verheissungen des Ewigen gegen seine Kinder. Ihr werdet mit seinen Gaben überschüttet werden, eure Keller sich mit Oel füllen, eure Weinpressen vom Saft der Rebe überfließen, ihr werdet von dem Fleisch eurer Feinde zehren, und euer zahlreiches Geschlecht wird um eure Tafel sitzen, gleich den zarten Weinstöcken, die auf euren fruchtbaren Fluren so schöne Lauben bilden.

Es bleibet uns nun noch übrig, meine Vielgeliebten, bevor wir schließen, euch bei der Allbarmherzigkeit Gottes zu beschwören, daß ihr euch mit Eifer und heiliger Kraft benehmet bei der Verfolgung des Ruchlosen, von dessen Ausrottung das Ende unserer Leiden und der Segen des Himmels abhangen. Die Kirche ist ein unerschütterlicher Fels, gegen welchen die tobenden Fluten des

Irrthums sich brechen, ohne demselben zu schaden. Haltet euch, meine Vielgeliebten, an diesen Fels, an diesen sichern Zufluchtsort; euer triumphirender Glaube wird die verwegene Philosophie und die übermüthige Vernunft zu seinen Füßen niedergeschmettert erblicken. Ihr seyd unsre Heerde, wir sind euer Hirt, der euch weidet und schützt. Dem zufolge erheischet unsre Pflicht, euch zu warnen vor den Werken der Ungerechtigkeit, die sich verbreiten, gleich den schwarzen Dünsten, welche aus der Tiefe des Abgrundes heraufsteigen, und Verderben und den ewigen Tod aushauchen.

Zu dem Ende, nachdem wir folgende Bücher: Jüdische Briefe, Chinesische Briefe, Philosophie des Mutterwitzes, Commentar über Ocellus, Commentar über Timäus, Leben Kaisers Julian, mit Personen von ausgezeichneter Frömmigkeit wohl und ernstlich geprüft, und darin befunden haben eine Menge irrthümlicher, ketzerischer, nach Ketzerei schmeckender, fromme Ohren beleidigender, mißtönender, gotteslästerlicher Behauptungen und Sätze — so untersagen wir hiemit allen und jeden Personen unsers Kirchsprengels, besagte Bücher zu lesen oder zu behalten, bei den von Rechtswegen angedrohten Strafen. Und somit weihen wir auch deren Verfasser dem Anathema, wo sein Erbtheil seyn wird das Erbtheil Koras, Dathans und Abirans, und befehlen, daß gegenwärtiger Brief von allen Kanzeln in den Städten, Flecken und Dörfern unsers Kirchsprengels abgelesen werden soll.

Gegeben zu Aix, in unserm Erzbischöflichen Palast, den 13. März 1766.

J. B. Anton, Erzbischof von Aix.

Ein Britte, der Voltaire besucht hatte, fragte ihn beim Abschiede, ob er nichts nach Rom ihm aufzutragen habe. Bringen Sie mir, sagte der Patriarch, die Ohren des Groß-Inquisitors mit. Der Britte plaudert in Rom mit einigen Personen über den ihm gegebenen Auftrag, und der Papst hört davon. Als der Britte sich zur Audienz bei Seiner Heiligkeit einstellt, ergeht unter andern die Frage an ihn, ob Voltaire ihm keinen Auftrag mitgegeben habe. Der Reisende lächelte, statt aller Antwort. Melden Sie Herrn v. Voltaire, sagte nun der Papst (Clemens XIV.),

daß schon längst die Inquisition weder Augen noch Ohren mehr hat.

Voltaire an Tronchin.

Ferney, den 1. Dezember 1771.

Mögen Sie allein über meine Bildsäule entscheiden, denn niemand verstehet sich besser auf dergleichen, als Sie. Ich habe bloß Gefühl, und kann einzig das Antike in Pigalle's Werke bewundern; nackt oder bekleidet, das ist mir vollkommen gleich. Ich werde wahrlich in den Damen keine schlimme Gedanken aufregen, mag man mich ihnen hinstellen, wie man nur will. Pigalle muß mit seiner Bildsäule unbedingt schalten können. In Betreff der schönen Künste ist es ein Verbrechen, dem Genie Fesseln anzulegen. Nicht umsonst bildet man es mit Flügeln ab; es muß fliegen dürfen, wie und wohin es ihm beliebt.

Ich bitte Sie inständigst, Pigalle zu besuchen, ihm meine Ansicht mitzutheilen, ihn meiner Freundschaft, meiner Erkenntlichkeit, meiner Bewunderung zu versichern. Alles, was ich ihm sagen kann, ist, daß ich in den von mir betriebenen Künsten nur dann mit Erfolg gearbeitet habe, wenn ich allein und ausschließlich meinem Instinkt gefolgt bin.

Das Ballet der Teufel in der Oper Castor und Pollux mißlang gänzlich, und die Herren Teufel tanzten, als wären sie im Kopfe verdrehet. Fräulein Sophie Arnoud sagte bei der Gelegenheit: sie hätten von der Ankunft des Herzogs v. La Vauguyon (*) einen solchen Schreck bekommen, daß ihnen der Kopf davon ballere. — Herr v. Buzençais und der Prinz v. Nassau (der übrigens in Deutschland nicht anerkannt wird) hatten sich vor Kurzem geschlagen, und man erzählte vor Sophie Arnoud, der erste habe viel Umstände gemacht, bevor er sich dazu bequemt hätte, was um so seltsamer sey, da er den Degen geschickt zu führen wisse. "Die großen Künstler lassen sich immer gern lange bitten," bemerkte sie. — Nach dem Sturze des Herzogs v. Choiseul mach-

(*) Der so eben verstorbene Gouverneur des Dauphins.

te man Tabacksdosen, worauf man die Bildnisse Sullys und Choiseuls anbrachte. Schön, sagte Sophie, so stehen Einnahme und Ausgabe gegen einander über (*).

Der Maler Touzé, von dem ich schon einmal erzählte, stellt einen Sonntag Morgen auf dem Lande vor: er versetzt uns in die Wirthschaft eines Landmanns; man hört Mann und Frau sich aus dem Bette erheben und ihre Morgengeschäfte verrichten; man begleitet sie in den Pferdestall, auf den Viehhof, auf die Gasse, in die Messe; man hört die Predigt; man folgt ihnen ins Presbyterium; man erräth den Charakter des Pfarrers, seiner Haushälterin, seines Hundes sogar, der nicht wie ein gemeiner Bauernhund bellt. Alles ist von überraschender Wahrheit.

Es sind seit Kurzem Briefe des Chevaliers v. Boufflers an seine Mutter, während seines Aufenthalts in der Schweiz, erschienen; sie füllen nur 26 Oktavseiten aus, und waren schwerlich für die Oeffentlichkeit bestimmt. Troz der Nachläßigkeit, mit der sie geschrieben sind, liest man sie mit Vergnügen, weil Originalität und Anmuth sie auszeichnen. Er sagt darin unter andern: Fürsten bedürfen mehr der Belustigung als der Huldigung; Gott allein sey an Frohsinn so unerschöpflich, daß ihm die ewigen Huldigungen keine Langeweile machen. — Allenthalben, wo es große Männer giebt, giebt es auch schöne Frauen, bringt sie nun das Clima hervor, oder laufen schöne Frauen gern großen Männern nach; das würde sich jedoch nicht schicken. — Die Gesetze der Schweizer sind barsch, aber sie haben die Freude, solche selbst zu machen, und der Frevler dagegen, der gehangen wird, genießt wenigstens das Vergnügen, den Henker seine Befehle vollziehen zu sehen.

Er scheint seit einiger Zeit ernster zu werden. Ob er wohl noch, wie einst auf seinem Seminario, das Hahn- und Eselsgeschrei nachzumachen weiß? Damals sah man ihn auch in allen

---

(*) Choiseul war ein Erzverschwender, und Sully tilgte die Staatsschuld und sammelte Schätze.

Gassen von Paris auf einem Riesenpferde sich herumtreiben. Jetzt befehliget er als Obrist ein Husarenregiment.

Sophie Arnoud, berühmter durch ihre witzigen Einfälle als ihren asthmatischen Gesang, hatte, Gott weiß welche, Schornstein-Angelenheit bei dem Minister des Pariser Departements durchzusetzen. Thomas sagte zu ihr: "Fräulein, ich habe Gelegenheit „gehabt, den Herzog v. La Vallière zu sehen und mit demselben „von Ihrem Schornstein zu sprechen; ich habe zu ihm geredet als „Bürger und als Philosoph." — Ei, mein Herr, unterbrach ihn Fräulein Arnoud, weder als Bürger noch als Philosoph mußten Sie reden, sondern als Schornsteinfeger . . . .

Leicht möglich, daß es mit den Weibern die nämliche Bewandniß hat, wie mit den Schornsteinfegern; wenn man über sie sprechen oder gar schreiben will, muß man das Kapitel nicht als steifbeiniger und didaktischer Pfahlbürger und Philosoph abhandeln, sondern als gemüthlicher Mann, in einem anmuthigen, leichten und geistreichen Styl. Dies hat Thomas in seinem Versuch über den Charakter, die Sitten und den Geist der Weiber in verschiedenen Zeitaltern nicht beachtet, und darum alle seine Leserinnen langeweilt.

Nach Durchlesung dieses Buches ergiebt sich etwas, das Herr Thomas nicht weiß oder nicht hat wissen wollen, nämlich: daß in allen Ländern der Werth der Weiber, das Gepräge ihres Geistes und ihrer Seele stets im genausten Verhältnisse zu dem Werthe der Männer stehen. In einer frivolen, geschäftslosen, tändelnden und geistig unterjochten Nation, werden die Weiber Grazien haben, eine Menge kleiner Annehmlichkeiten, aber keinen Charakter, keine kräftige Tugenden. Versetzt sie hingegen unter ein Volk, das Energie und Schwung hat, und ihr werdet bald die nämlichen Vorzüge an ihnen wahrnehmen.

Die Italienische Schaubühne hat Madam Favart durch den Tod verloren. Sie trat zum erstenmal in Paris im Jahr 1749 auf, hieß damals Fräulein v. Chantilly, sie tanzte und sang, und ihr Holzschuhtanz verdrehte allen Parisern die Köpfe. Der Marschall von Sachsen, der schönste Mann seines Zeitalters, liebte sie,

fand aber keine Gegenliebe, weil sie sich in einen ziemlich häßlichen Kuchenbäckerjungen, Namens Favart, vergafft hatte, der seinem Herrn entlaufen war, um Liederchen und komische Opern nach dem damaligen Geschmack zu machen. Der Bube entführte dem Marschall die von demselben besoldete Huldin, und entlief mit ihr während der Belagerung Mastrichts. Die Nacht ihrer Entweichung muß stürmisch gewesen seyn, da die Communikationsbrücken zwischen dem Heere des Marschalls und dem Korps des Grafen v. Löwendahl weggerissen wurden, so daß man wegen eines feindlichen Ueberfalls besorgt war. Dumesnil tritt früh Morgens bei dem Marschall ein, findet ihn auf dem Bette sitzend, mit fliegendem Haar und im Ausbruch des heftigsten Schmerzes; er versucht es ihn zu trösten. "Das Unglück ist freilich groß, sagt „Dumesnil, allein es läßt sich wieder gut machen" .... Ach, mein Lieber, erwiedert ihm der Marschall, ich bin unwiederbringlich verloren! — Dumesnil fährt fort seinen niedergeschlagenen Muth aufzurichten, und ihn über das Ereigniß der Nacht zu beruhigen. Vielleicht, sagt er, hat es nicht die Folgen, die man befürchtet. Allein der Marschall hört nicht auf zu verzweifeln — bis endlich er bemerkt, daß Dumesnil bloß von den weggerissenen Brücken spricht. Ei, wer sagt denn ein Wort, ruft er aus, von den Brücken? Das Unglück will ich binnen drei Stunden wieder gut machen. Aber die Chantilly, die Chantilly ist zum Henker! ....

Sie heirathete ihren Kuchenbäcker wirklich, und Moritz von Sachsen hatte die Schwachheit, einen Cabinetsbefehl auszuwirken, um einem Manne dessen ihm angetraute Frau zu entreissen, und sie zu zwingen, seine Beischläferin zu werden. Ein Jahr später theilte sie dem Marschall die Krankheit mit, an welcher er bald darauf starb.

Ueber die Weiber, von Diderot.

Der Thomas ist mir ehrenwerth; ich mag den Stolz seines Gemüths und den Hochsinn seines Charakters wohl leiden. Es ist ein Mann von vielem Geiste, ein Ehrenmann; daher ist er denn auch kein gewöhnlicher Mensch, sondern nur ein gezierter Schriftsteller. Nach seiner langen, sinnreichen und eintönigen Abhand-

lung über die Weiber zu urtheilen, ist er selbst nicht genug gerüttelt worden von einer Leidenschaft, welche ich höher schätze wegen der Mühseligkeiten, über die sie uns tröstet, als um der Freuden willen, so sie uns gewährt. Er hat viel gegrübelt, allein nicht genug empfunden. Sein Kopf hat sich zermartert, aber sein Herz ist ruhig und kalt geblieben. Ich würde mit weniger Unparteilichkeit und Besonnenheit geschrieben, aber mit mehr Interesse und Wärme würde ich mich mit dem einzigen Wesen der Natur beschäftiget haben, das uns Gefühl für Gefühl wiedergiebt, und sich glücklich fühlt durch das Glück, womit es uns erfreut. Fünf bis sechs recht warme Seiten, hie und da in dem Werke verstreut, würden die fortlaufende Kette seiner zarten Beobachtungen unterbrochen, würden daraus ein liebliches Werk gemacht haben; allein der Verfasser hat gewollt, daß sein Buch von keinem Geschlecht seyn sollte, und leider ist ihm das nur allzusehr gelungen: es ist ein Zwitter, der weder die Nerven des Mannes noch die Weichheit des Weibes hat. Jedoch würden wenige von unsern Schriftstellern des Tages einer Arbeit fähig gewesen seyn, die uns eine große Belesenheit zeigt, Verstand, Scharfsinn, Styl, Harmonie — nur nicht genug Mannigfaltigkeit, nicht genug von jener Geschmeidigkeit, die sich in die unendliche Verschiedenheit der Formen eines Wesens zu fügen versteht, das in seiner Kraft wie in seiner Schwäche immer die äußersten Grenzen berührt, welchem der Anblick einer Maus oder einer Spinne Krämpfe und Ohnmachten zuzieht, und das zuweilen den größten Schrecknissen des Todes Trotz zu bieten weiß.

In der Leidenschaft der Liebe, besonders in den Ausschweifungen der Eifersucht, in den Entzückungen der mütterlichen Zärtlichkeit, in den Anwandlungen des Aberglaubens, in der Art und Weise, wie sie epidemische und Volks-Aufregungen theilen — nöthigen uns die Weiber Staunen und Verwunderung ab. Ich habe in den Weibern die Liebe, den Aberglauben, die Eifersucht, den Zorn zu einer Höhe treiben sehen, wohin nie der Mann sich verstiegen hat. Wenn Freude, Zärtlichkeit, Wehmuth sie verschönern, so macht der Kontrast heftiger Bewegungen mit dem Schmerz ihrer Züge sie scheuslich, und entstellet sie von Grund aus. Die Zerstreuungen einer geschäftigen und anstrengenden Lebensart zersplittern unsere Leidenschaften, das Weib brütet über die ihrigen; es ist ein fester Punkt, auf welchen ihre Geschäftslosigkeit oder die Unbedeu-

tendheit ihrer Verrichtungen ihre Blicke stets gespannt hält. Dieser Punkt dehnt sich ins Unermeßliche; und um in Wahnsinn zu verfallen, bedarf das leidenschaftliche Weib bloß der gänzlichen Abgeschiedenheit, nach der sie mit Gier hinstrebt. Die Unterwürfigkeit unter einen Gebieter, der ihr zuwider ist, ist für sie eine Qual. Ich habe ein züchtiges Weib bei Annäherung ihres Gatten vor Abscheu zusammenschauern, sich dann tief in ein Bad versenken sehen, um sich wie von den Befleckungen des Lasters zu reinigen. Diese Art von Widerwillen ist uns fast unbekannt. Unser Organ ist nachsichtsvoller. Viele Weiber starben dahin, ohne je den höchsten Genuß der Wollust geschmeckt zu haben. Dieser Genuß, den ich gern eine kurze Epilepsie nennen möchte, ist für sie selten, und versagt sich uns nie, wenn wir ihn hervorrufen. Die höchste Wonne fliehet sie in den Armen des Mannes, den sie anbeten; wir finden sie neben dem gefälligen Weibe, das uns mißfällt. Weniger Gebieterinnen über ihre Sinne als wir, ist deren Lohn für sie weniger schnell und weniger gewiß; tausendmal wird ihre Erwartung getäuscht. Ganz von uns verschieden organisirt, ist die Triebfeder, die bei ihnen die Sinnlichkeit aufregt, so zart, und die Quelle derselben so entfernt, daß es keineswegs zu verwundern ist, wenn sie sich nicht einstellt oder wohl gar in die Irre geräth.

Hört ihr ein Weib die Liebe verlästern, und einen Schriftsteller die öffentliche Achtung verkleinern, so sprecht von jenem, daß seine Reize verblühet sind, und von diesem, daß sein Talent zu Grabe gegangen. Nie hat ein Mann sich zu Delphi auf den geheiligten Dreifuß gesetzt; die Rolle der Pythia geziemt nur einem Weibe. Nur ein Weiberkopf kann dermaßen erglühen, daß er im ganzen Ernste die Annäherung eines Gottes ahnt; nur ein Weib zerarbeitet sich, wüthet in ihren Haaren, schäumt und ruft: Ich fühle ihn, ich fühle ihn den Gott, da ist er! und findet die rechte Sprache der übernatürlichen Begeisterung. Ein in seinen Ideen und Ausdrücken glühender Einsiedler sagte zu den Heresiarchen seiner Zeit: Wendet euch an die Weiber, sie nehmen leicht auf, weil sie unwissend sind; sie verbreiten leicht, weil sie leichtes Gehirnes sind, sie halten lange fest, weil sie eigensinnig sind. In allen ihnen behaglichen Dingen täuschen sie sich stärker, als wir. Der Starrsinn ist mit ihrem Wesen natürlicher verwebt, als mit dem unsrigen. Eine Samojedin tanzte mit einem Dolche in der

Hand. Sie schien sich damit durchboren zu wollen, allein sie wich ihren eigenen Stößen mit einer so seltsamen Gewandheit aus, daß sie ihren Landsleuten weißgemacht hatte, ein Gott mache sie unverwundbar; und damit war sie eine geheiligte Person. Einige Europäische Reisende wohnten diesem religiösen Tanze bei, und obgleich sie fest überzeugt waren, daß es eine abgefeimte Gauklerin sey, so täuschte sie dennoch deren Augen durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen. Den folgenden Tag baten sie die Frau um einen nochmaligen Tanz. Nein, gab sie ihnen zur Antwort, der Gott will es nicht, und ich würde mich verwunden. Die Europäer beharreten bei ihrer Bitte, und die Eingebornen drangen ebenfalls in sie. Sie tanzte. Ihre Gaukelei ward entdeckt. So wie sie dies merkte, stürzte sie augenblicklich zur Erde nieder mit tiefdurchborter Brust. Ich hatte es wohl vorhergesehen, sagte sie zu denen, die ihr zu Hülfe eilten, daß es der Gott nicht wollte, und daß ich mich verletzen würde. Was mich dabei Wunder nimmt, ist nicht, daß sie den Tod der Schande vorgezogen, sondern daß sie sich hat heilen lassen. Und haben wir nicht in unsern Tagen in Convulsionär-Versammlungen eine jener Frauen gesehen, die mit einem Fallhütchen auf dem Kopfe die Kindheit der Kirche darstellte, mit Händen und Füßen an ein Kreuz genagelt, mit einer von Lanzenstichen durchborten Seite, mitten unter den Verzuckungen des Schmerzes, unter dem kalten Schweisse, der von ihrem Antlitz herabfloß, und da ihre Augen schon vom Schleier des Todes verdunkelt wurden, den Ton ihrer Rolle beibehalten, und indem sie sich an den Führer dieser fanatischen Heerde wandte, zu demselben sagen — nicht mit leidender Stimme: Mein Vater, ich will schlafen, sondern im Tone eines kleinen Kindes: Liebe Tate, ich will babba machen. Gegen einen Mann giebt es hundert Weiber, die einer solchen Geistesstärke fähig sind.

Frau v. Staal wird nebst ihrer Gebieterin, der Herzogin v. Maine, in die Bastille gesperrt. Sie bemerkt, daß die Herzogin alles eingestanden hat; augenblicklich bricht sie in Thränen aus, wälzt sich auf der Erde und ruft aus: Ach! meine unglückliche Gebieterin ist wahnsinnig geworden. So was erwarte man nicht von einem Manne. Die Frau ist in ihrem Innern mit einem Organ ausgerüstet, das schrecklicher Krämpfe empfänglich ist, unumschränkt über sie gebietet, und in ihrer Einbil-

dungskraft Hirngespinnste aller Art aufregt. Im hysterischen Delirium kommt sie auf die Vergangenheit zurück, schwingt sie sich in die Zukunft hinüber, sind alle Zeiten ihr gegenwärtig. Von dem ihrem Geschlechte eigenthümlichen Organ entspringen alle ihre außergewöhnlichen Ideen. Die in ihrer Jugend hysterische Frau wird im höhern Alter zur Betschester; die Frau, der im höhern Alter noch einige Energie übrig bleibt, war hysterisch in ihrer Jugend. Noch redet ihr Kopf die Sprache ihrer Sinne, wenn diese längst verstummt sind. Nichts grenzt so nahe zusammen, als Extase, Seherei, Prophezeihung, Offenbarung, ungezügelte Poesie und Hysterismus. Die Nonne in ihrer Zelle fühlt sich in die Lüfte gehoben, ihre Seele ergießt sich in den Schoos der Gottheit; ihr Wesen vermischt sich mit dem göttlichen Wesen; sie ist verzückt bis zur Ohnmacht; ihre Brust hebt und senkt sich in schnellem Wechsel. Ihre um sie geschaarten Gefährtinnen lösen alle Bande ihrer sie einpressenden Gewänder. Die Nacht erscheint, sie vernimmt die himmlischen Chöre, ihre Stimme gesellt sich zu deren Gesängen; hierauf steigt sie wieder zur Erde hernieder; sie redet von unnennbaren Freuden; man horcht ihrer Rede; sie ist überzeugt, sie überredet.

Die vom Hysterismus beherrschte Frau scheint, ich weiß nicht was, Höllisches oder Himmlisches zu empfinden. Zuweilen hat sie mir Schauer erregt. Unter dem Treiben und Drängen der wilden Bestie, die einen Theil ihrer selbst bildet, habe ich sie gesehen, habe ich sie gehöret. Welch ein Gefühl! Welche Ausdrücke! Ihre Worte waren nicht die einer Sterblichen. Die Guyon hat in ihren Schriften Ströme einer Beredsamkeit, wovon es kein Vorbild giebt. Die heilige Therese war es, die von den Teufeln sagte: W i e u n g l ü c k l i c h! s i e l i e b e n n i c h t. Der Quietismus ist die Heuchelei des verderbten Mannes und die wahre Religion des zart liebenden Weibes. Jedoch gab es einen Mann von einer so seltenen Biederherzigkeit und Sitteneinfalt, daß eine liebenswürdige Frau — ohne Nachtheil — sich neben ihm vergessen und sich in Gott ergießen konnte; allein dieser Mann war auch der einzige, er hieß Fénélon. Eine Frau war es, die in den Gassen Alexandriens, barfuß, mit fliegendem Haar, mit einer Fackel in der einen und einem Wasserbecken in der andern Hand umherschweifte, und rief: M i t d i e s e r F a c k e l w i l l i c h d e n H i m m e l v e r b r e n n e n, u n d m i t d i e s e m W a s s e r d a s F e u e r d e r H ö l l e a u s-

gießen, damit der Mensch seinen Gott nicht mehr aus Eigennutz liebe. Eine solche Rolle kleidet nur eine Frau.

Allein diese ungestüme Phantasie, diesen Geist, den man für unbezwingbar halten sollte, dämpft und schlägt zuweilen ein Wort nieder. Ein Arzt (Silva) sagte zu den Weibern in Bordeaux, die insgesammt über Nervenschwäche und Krämpfe klagten: Das ist nicht Nervenschwäche, sondern die fallende Sucht — und augenblicklich waren sie insgesammt geheilt (*). Ein Arzt schwingt vor den Augen einer Heerde junger epileptischer Dirnen ein hochglühendes Eisen — und sie sind auf der Stelle geheilt. Lebensüberdruß ergreift die Weiber zu Milet; die Obrigkeit erklärt, daß das erste Weib, so wieder Hand an sich legen wird, splitternackt auf öffentlichem Marktplatze zur Schau dienen solle: von dem Augenblick an hören die Selbstmorde auf, und die Mileserinnen söhnen sich wieder mit dem Leben aus. — Die Weiber sind einer epidemischen Wildheit und Raserei ausgesetzt. Das Beispiel eines einzigen Weibes reißt eine ganze Menge mit fort. Nur die Beispielgeberin ist strafbar, die übrigen alle sind krank. O Weiber, ihr seyd gar seltsame Kinder!

Mit etwas Phantasie und Gemüth, ei, mein Herr Thomas, warum folgtet ihr nicht diesen beiden euch nicht fremden Eingebungen? Welche Rührung hättet ihr nicht in uns bewirkt, hättet ihr die Weiber uns gezeigt, den Gebrechen der Jugend, gleich uns, unterworfen, in ihrer Erziehung und Ausbildung weit mehr beschränkt und vernachlässiget, preisgegeben denselben Launen des Schicksals mit einer weit beweglicheren Seele, und weit zartern Organen — und dabei nichts von jener angebornen oder erworbenen Festigkeit, die uns dagegen stählt; im mannbaren Alter zum Schweigen verdammt; einem Ungemach unterworfen, welches sie darauf vorbereitet, Gattinnen und Mütter zu werden; in diesem Zeitpunkte niedergeschlagen, unruhig, schwermüthig an der Seite von Aeltern, die sich nicht bloß um Gesundheit und Leben, sondern um den Charakter ihres Kindes abängstigen: denn in diesem entscheidenden Zeitpunkt wird das Mädchen zu dem, was sie ihr Lebelang bleiben wird, scharf- oder blödsinnig, finster oder heiter, ernst oder flüchtig, gut- oder bösartig, wird die Hoffnung der

(*) Sie wollten wohl Interesse, aber nicht Abscheu und Ekel erregen. Silva war ein trefflicher Kopf, der das weibliche Herz kannte.

Mutter getäuscht oder erfüllt. Eine lange Reihe Jahre hindurch führt jeder Mondeswechsel dasselbe Ungemach zurück. Der Augenblick, der sie vom Despotismus ihrer Aeltern befreien soll, ist eingetreten. Ihre Phantasie öffnet sich einer Zukunft voll lieblicher Träume, ihr Herz schwelgt in dunkeln Wonnegenüssen. So schwelge denn recht, du unglückseliges Geschöpf! Die Zeit würde unaufhörlich die Tyrannei gemildert haben, aus der du heraustrittst, und die Zeit wird unaufhörlich die Tyrannei, zu der du übergehest, nur verstärken. Man wählt ihr einen Gatten; sie wird Mutter. Die Schwangerschaft ist fast für alle Weiber ein Zustand von Pein und Leiden. Unter Schmerzen, mit Gefahr ihres Lebens, auf Kosten ihrer Reize, und häufig mit Aufopferung ihrer Gesundheit, bringen sie ihre Kinder zur Welt. Vielleicht ist keine Wonne auf Erden mit der einer Mutter zu vergleichen, die ihren Erstling erblickt; allein dieser Augenblick wird theuer zu stehen kommen. Der Vater überträgt feilen Händen seine väterlichen Obliegenheiten gegen seine Söhne; der Mutter verbleibt die Hütung der Töchter. Das Alter rückt vor, die Schönheit verblüht. Nun treten ein die Jahre der Verlassenheit, der krankhaften Laune, des Kummers über hingewelkte Freuden. Durch ein Ungemach hat sie die Natur zum Mutterwerden vorbereitet; durch eine langwierige und gefährliche Krankheit nimmt sie ihnen die Fähigkeit dazu wieder ab. Was ist ein Weib alsdann? Von ihrem Gatten vernachläßiget, von ihren Kindern verlassen, ohne alle Bedeutung in der Gesellschaft, bleibt der Verkehr mit dem Himmel ihre einzige und letzte Zuflucht.

Unter fast allen Himmelsstrichen hat sich die Grausamkeit der bürgerlichen Gesetze wider die Weiber mit der Grausamkeit der Natur verschworen. Sie sind gleich blödsinnigen Kindern behandelt worden. Da ist keine Art von Plackerei, welche der Mann, bei den gesitteten Völkern, nicht ungestraft gegen das Weib verüben dürfe. Die einzige Wiedervergeltung, so in ihrer Macht steht, zieht eine gänzliche Hauszerrüttung nach sich, und wird mit stärkerer oder geringerer Verachtung bestraft, je nachdem die Nation mehr oder weniger Sitten hat. Keine Art von Quälerei, welche nicht der Wilde gegen sein Weib verübte. Das in Städten unglückliche Weib ist tief in Wäldern noch weit unglücklicher. Vernehmet die Rede einer Indianerin von den Ufern des Oronocko, und vernehmet sie, wenn euch so was möglich ist, ohne Erschütte-

rung. Der Jesuit Gumilla machte es ihr zum Vorwurf, daß sie eine so eben von ihr geborene Tochter dadurch ums Leben gebracht, daß sie ihr die Nabelschnur zu nahe weggeschnitten hätte.

Wollte Gott, Vater, sagte sie, wollte Gott, meine Mutter hätte in dem Augenblick, wo sie mich in die Welt setzte, Liebe und Erbarmen genug gehabt, um ihrem Kinde alles das zu ersparen, was ich gelitten habe und bis an das Ende meiner Lebenstage leiden und erdulden werde! Hätte meine Mutter mich bei meiner Geburt erstickt, so wäre ich gestorben, aber ohne den Tod zu fühlen, und wäre so dem schrecklichsten Elende entgangen. Was habe ich nicht schon ausgestanden, und wer weiß, was ich bis an mein Ende noch auszustehen haben werde! Denke dir einmal recht, Vater, alle Leiden und Mühseligkeiten, so einer Indianerin unter diesen Indianern warten. Sie folgen uns ins Feld mit Bogen und Pfeilen; wir beladen uns mit einem Kinde, das uns an der Brust hängt, und mit einem andern, das wir in einem Korbe tragen. Sie erlegen einen Vogel oder fangen einen Fisch; wir, wir wühlen das Erdreich um; und nachdem wir alle Beschwerlichkeiten des Feldbaues getragen, tragen wir auch noch die des Einschnitts. Sie kehren gegen Abend ohne alle Bürde heim; wir, wir schleppen ihnen Wurzeln zu ihrer Speise und Mais zu ihrem Getränke zu. Daheim plaudern sie geschäftslos mit ihren Freunden, und wir, wir holen Holz und Wasser ein, um ihr Abendbrod zu beschicken. Haben sie ihr Mahl eingenommen, so schlafen sie ein, und wir, wir bleiben fast die ganze Nacht auf, um Mais zu mahlen und ihnen Schika zu bereiten. Und was ist nun der Lohn unserer Arbeiten und Nachtwachen? Sie schlürfen ihren Schika, und berauschen sich; und wenn sie trunken sind, schleppen sie uns bei den Haaren herum und treten uns mit Füßen. Ach! Vater, wollte Gott, meine Mutter hätte mich bei meiner Geburt erstickt! Du selbst weißt es, ob unsere Klagen gegründet sind. Was ich dir erzähle, das siehest du ja täglich; allein unser größtes Leiden, das dringt nicht bis zu deinen Augen. Es ist freilich traurig für die arme Indianerin, ihrem Manne als Sklavin zu dienen, im Felde von Schweiß triefend, daheim keinen Augenblick Ruhe genießend, aber schrecklich ist es anzusehen, wenn er nun nach zwanzig Jahren sich eine junge kindische Dirn zum Weibe erkieset. Nun hängt er sich ausschließlich an sie. Sie schlägt uns, sie gebietet ganz nach Willkühr über uns; sie behandelt uns wie ihre

Mägde, und bei dem leisesten Murren, das unserm Munde entwischte, würde ein geschwungener Baumast . . . . . Ach! Vater, wie kannst du wollen, daß wir einen solchen Zustand ertragen? Was hat eine Indianerin wohl Besseres zu thun, als daß sie ihr Kind einer Knechtschaft entreißt, die tausendmal ärger als der Tod ist? Wollte Gott! Vater, ich sage es noch einmal, daß meine Mutter mich lieb genug gehabt hätte, um mich bei meiner Geburt gleich in die Erde zu vergraben! Dann würde mein Herz nicht so viel zu leiden, meine Augen nicht so viel zu weinen haben.

Weiber, wie beklage ich euch! Es gab für eure Leiden nur eine Entschädigung, und wäre ich der Gesetzgeber gewesen, vielleicht hättet ihr sie erhalten. Von jeder Knechtschaft entfesselt, würde ich euch über die Gesetze erhoben haben; wo ihr euch nur immer zeigtet, würdet ihr als geheiligte Wesen gelten (*).

Wenn man über die Weiber zu schreiben sich vornimmt, da muß man, mein lieber Thomas, seine Feder in den Regenbogen tauchen, und auf jede Zeile den Staub der Schmetterlingsflügel abschütteln. Man muß mit Leichtigkeit, Zartheit und Anmuth die Feder führen, und diese Eigenschaften gehen Euch ab. So wie der kleine Hund des Pilgers, müssen, so oft er das Pfötchen giebt, Perlen herausfallen, aber der Eurigen entfällt auch nicht eine. Damit ist es lange noch nicht abgethan, daß man über die Frauen plaudert, ja sogar ganz artig plaudert, mein lieber Thomas; Ihr müßt sie mir auch vorzeigen. Hänget sie mir vor meinen Augen auf, gleich eben so vielen Thermometern der leisesten Wechsel der Sitten und Gebräuche. Stecket mit aller Genauigkeit und Unparteilichkeit, so euch zu Gebote stehen, die Grenzen der Vorrechte des Mannes und des Weibes ab; aber vergesset es nicht, daß, aus Mangel an Nachdenken und Grundsätzen, in dem Vernunftvermögen der Weiber nichts bis zu einer gewissen Tiefe der Ueberzeugung dringt; daß die Ideen von Gerechtigkeit, von Tugend, von Laster, von Güte und Schlechtheit, auf der Oberfläche ihrer Seele herumschwimmen, auf deren Grunde sie die Eigenliebe und den persönlichen Eigennutz mit aller Energie der Natur unveräußerlich fest

(*) Lieset sich gut als philosophischer Traum, allein die Ergebnisse für das bürgerliche Leben würden höchst traurig ausfallen. Was sagen wir Männer, was sagen selbst die Weiber zu dem Weibe, das sich über die Gesetze erhebt?

halten; und daß, obgleich äußerlich mehr ausgebildet, als wir, sie ächte Wilde in ihrem Innern verblieben sind; alle Machiavellistinnen mehr oder weniger, da, wo eine eherne Mauer sich für uns aufthürmt, finden sie oft nur ein Spinnengewebe.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Weiber sich zur Freundschaft eignen. Es giebt Weiber, die da Männer, und Männer, die da Weiber sind, und ich gestehe, daß ich nie ein Mannweib zu meinem Freunde machen werde. Haben wir auch mehr Vernunft, als die Weiber, so haben sie dagegen bei weitem mehr Instinkt, als wir. Eine einzige Lehre hat man ihnen gut eingeprägt, nämlich das Feigenblatt, so sie von ihrer ersten Ahnfrau ererbt haben, recht ordentlich zu tragen. Alles, was man ihnen achtzehn- oder neunzehn Jahre hintereinander gesagt und wiederholt hat, beschränkt sich auf dies: "Meine Tochter, nimm „ja dein Feigenblatt recht in Acht; mit deinem Feigenblatte stehet „es gut, mit deinem Feigenblatte stehet es gar übel." Man hat auf die Bewachung des Feigenblatts eine solche Wichtigkeit gelegt, daß derjenigen, die das Gebot übertreten hat, nicht eine Tugend übrigbleibt. Sie befindet sich ganz in dem Falle der Scheinheiligen und des Priesters, denen der Unglaube fast das Siegel der Ruchlosigkeit ist; haben sie einmal das große Verbrechen begangen, so sind alle Schranken für sie durchbrochen, und alle übrige Frevel nur Kleinigkeiten.

Während wir in den Büchern lesen, lesen die Weiber im großen Buche der Welt; auch stimmt ihre Unwissenheit sie schnell zur Aufnahme der Wahrheit (der Lüge auch), sobald sie ihnen gezeigt wird. Noch sind sie von keiner Autorität unterjocht worden. Bei uns dringt die Wahrheit nicht so leicht durch; sie stößt an unsern Hirnpforten auf einen Platon, einen Aristoteles, einen Epikur, einen Zenon, die dem Eindringen derselben mit gewaffneter Hand steuern. Selten sind die Weiber systematisch, sie hangen stets von den Eingebungen des Augenblicks ab.

Thomas sagt nicht ein Wörtchen von den Vortheilen, welche aus dem Umgange der Frauen für den Gelehrten und Schriftsteller erwachsen, und ich glaube nicht, daß dies aus Undank geschehen. Da die Seele der Weiber nicht züchtiger als die unsere ist, da aber die Schicklichkeit ihnen nicht erlaubt, sich mit unserer Freimüthigkeit zu erklären, so haben sie sich ein eigenes, recht zartes Gezwitscher geschaffen, mit dessen Hülfe man gar artig alles sagt,

was man nur will, wenn man in ihrem Vogelhause eingeübt worden ist.

Man erräth leicht, daß Hans Jakob recht viele Augenblicke zu den Füßen der Weiber verloren, und daß Marmontel deren viele in ihren Armen benutzt hat. Thomas und D'Alembert sieht man es fast an, daß sie sich selten vergessen haben.

Auch gewöhnen uns die Weiber Anmuth und Klarheit in die trockensten und spitzigsten Materien zu legen. Man richtet seine Rede unaufhörlich an sie, man will von ihnen gehört werden, man befürchtet sie zu ermüden oder zu langeweilen, und gewinnt dadurch eine besondere Leichtigkeit des Ausdrucks, die aus der Plauderei in den Styl übergeht. Wenn die Weiber Genie haben, so glaube ich, daß dessen Gepräge origineller, als bei uns, ausfällt (*).

Wir haben verwichenen Monat einen Wunderthäter aus Zweibrücken hier gehabt. Nachdem er in jener Stadt mit Erfolg gearbeitet, hat er sich nach dem Gallischen Jerusalem begeben, wo noch größere Erfolge ihn gekrönt haben. Jedoch hat er nur zehn Tage lang sein Wesen getrieben. Die Straße, in welcher er wohnte, so wie die angrenzenden Straßen, waren Tag und Nacht mit Menschen angefüllt. Selbst nach seiner Abreise blieb der Pöbel noch sechsunddreißig Stunden auf den Beinen, weil er hoffte, ihn wiederkommen zu sehen. Ich hätte keinem Freigeist rathen mögen, gegen die Aechtheit seiner Wunder zu predigen, er würde warlich durch die Menge der blinden, tauben, hinkenden und lahmen Gläubigen, welche Glaube und Hoffnung zusammengetrieben hatte, erstickt oder zerquetscht worden seyn. Der wackere Mann nahm übrigens kein Geld, sondern man gab beim Fortgehen dessen Tochter, und der Pöbel versicherte, er gäbe, was er so erhielte, an die Armen zurück. Er würde in Kurzem steinreich geworden seyn, hätte die Polizei ihm nicht das Handwerk gelegt. Er heilte bloß durch Berührung, und forderte von dem Kranken nichts als Glaube und Vertrauen. So oft die Heilung nicht erfolgte, lag die

(*) Wie das bei der Sévigné der Fall ist. Allein die schrieb auch unbelauscht und nicht für das Publikum. Es giebt gewiß wohl viele Sévignés, aber keine gedruckte, außer der einen.

die Schuld an dem Mangel an Glauben. Die Frauen spielten dabei eine wichtige Rolle. Eine Mutter, unter andern, hatte dem heiligen Manne ihre hinkende Tochter zugeführt. Er berührte derselben die Hüften, die Schenkel, die Beine, heilte sie, und gebot ihr, ohne Krücken fortzugehen. Die Dirne gehorchte, und fiel beim zweiten Schritte hin; nun schrie die Mutter, die Dirne sey halsstarrig, und wolle bloß aus Eigensinn nicht gehen, und zerschlug ihr darauf die Krücken auf Rücken und Hüften, um sie zum Gehen zu bewegen. Die Prügel machten das arme geheilte Mädchen zum zweitenmal hinkend. Man mußte ihr neue Krücken geben. Der heilige Mann tadelte sehr die Hitze der Mutter, wodurch sie sein Wunder unnütz gemacht habe; aber alle Weiber, die das Mädchen auf ihren Krücken heimkehren sahen, meinten, die Schuld habe einzig und allein an ihr gelegen. Die Polizei, als sie den Wundermann mitten unter einem unermeßlichen Pöbelhaufen aufheben ließ, der von der Wirksamkeit seiner Berührungen innigst überzeugt war, war gezwungen, dabei vorsichtig zu Werke zu gehen. Man gab vor, man wolle ihn zu einer vornehmen Frau bringen, die seiner Hülfe bedürfe, und die ihrer Gebrechlichkeit wegen nicht ausgehen könne. Nun brachte man ihn zu einem Polizeikommissarius in einem entlegenen Stadtviertel; dieser ersuchte ihn um ein paar Wunderchen. Man stellte ihm mehrere Patienten hin, allein da ihnen der Glaube fehlte, konnte er keine Heilung zu Stande bringen. Hierauf entließ man ihn aus Paris, mit dem Befehl, seine Kunststückchen anderwärts zu versuchen.

Ich habe oft erzählen hören, das Parlement zu Toulouse, um das Andenken des großen Bayle zu ehren, der in jener Stadt geboren war und sich nach Holland geflüchtet hatte, habe die Vollziehung seines Testaments pünktlich anbefohlen, obgleich, nach den Gesetzen des Königreichs, ein jeder Franzose, der seine Heimat der Religion wegen verläßt, weder über sein Vermögen verfügen noch irgend ein Vermächtniß heben kann. — Leider habe ich mich von der Wahrheit jener Thatsache nie vergewissern können.

Dagegen war die Floreal-Akademie zu Toulouse auf den Einfall gerathen, zum Wettstreite des künftigen Jahres eine Denkrede auf Bayle vorzuschlagen; aber zum Glück hat man einen solchen Gräuel gleich in der Geburt erstickt, und an die Stelle

Bayle's den heiligen Exuperus geschoben. Dieser, den keine lebendige Seele mehr kennt, bedarf unstreitig mehr eines Elogiums, als der Weltweise, dessen Ruhm bei allen gebildeten und aufgeklärten Nationen geheiliget ist (*).

Vor zwei Jahren ungefähr machte ein Bauchredner in Saint-Germain einiges Aufsehen. Er heißt Saint-Gille, ist Gewürzkrämer, spricht natürlich wie Jedermann; allein wenn er auf den Gedanken geräth, seine künstliche Stimme zu gebrauchen, wenn gleich man neben ihm stehet und darauf vorbereitet ist, wird man doch nie glauben können, daß diese Stimme aus seinem Munde hervorgeht; man glaubt sogar, eine sehr ferne Stimme zu vernehmen. Schade, daß dieses Geheimniß nicht einem Manne von Geist und Charakter, einem Philosophen, einem wackern Staatsbürger ganz ausschließlich zu Gebote steht. Was könnte ein solcher Mann nicht Gutes stiften! Wie leicht könnte er in kritischen Augenblicken das Schrecken der Gaudiebe und aller Urheber des öffentlichen Elends, und das Werkzeug des öffentlichen Wohls werden! Der Gewürzkrämer in Saint-Germain hat sein Talent bloß darauf angewandt, Mönche in Schrecken zu setzen. Er befand sich einst im allgemeinen Speisesaal eines Klosters, wo Barfüßer eine leckere Mahlzeit hielten, und sprach: Lieber solltet ihr beten! Die wie niedergedonnerten Mönche sprangen todtenbleich von der Tafel, stürzten über Hals und Kopf in die Kirche, schrieen wie Besessene ihre Psalmen und Litaneien her, und erwarteten mit Entsetzen die Ankunft des jüngsten Gerichts.

1773.

Alexis Piron hat endlich in einem Alter von 85 Jahren am 21. Januar den Tribut der Natur entrichtet. Er war groß und stämmig und von einem unverwüstlichen Temperament; seine Augen allein hatten nicht die Stärke seiner übrigen Organe, und er

---

(*) Merkwürdig bleibt es immer, daß in einer Stadt, wie Toulouse, wo man den unglücklichen Calas aus reinem Fanatismus lebendig gerädert hatte, man einige Jahre nachher doch auf den Einfall gerieth, dem freisinnigen Ketzer Bayle eine neue Ehrensäule zu errichten.

war seit den letzten zehn Jahren gänzlich blind geworden. Er war zu Dijon in der Bourgogne geboren. Diejenigen, die so gern glauben möchten, daß der Mensch eine bloße Maschine und nichts weiter als organisirte Materie ist, mußten durch den Umgang mit diesem Dichter sich in dieser Meinung wunderbar bestärken. Es war eine Witz- und Epigrammen-Maschine. Prüfte man ihn näher, so sah man, daß die Witzfunken in seinem Kopfe an einander prellten, unwillkührlich herausfuhren, sich auf seinen Lippen drängten, und daß es ihm eben so unmöglich war keine witzige Einfälle zu sagen und duzendweise Epigramme zu machen, als nicht Athem zu holen. Piron war daher für einen Philosophen ein höchst interessantes Schauspiel, und ich selbst habe nie ein seltsameres gesehen. Sein blindes Gesicht gab ihm die Physionomie eines Begeisterten, der satyrische Orakelsprüche ertheilt, nicht aus eigenem Vorrath, sondern durch fremde Eingebung. In dieser Gattung von Zungenbalgerei war er der rüstigste Kämpfer, der jemals irgendwo gelebt hat. Er war jedesmal sicher, die Lacher auf seiner Seite zu haben. Niemand war im Stande, darin es mit ihm aufzunehmen; sein Einfall schlug zu Boden mit der Schnelligkeit des Blitzes. Daher kam es auch, daß Voltaire ihm jedesmal aus dem Wege ging, weil sein hellglänzender Geist sich vor den Pfeilen dieses furchtbaren Kämpfers nicht in Sicherheit glaubte. Eine Sammlung von Pirons witzigen Einfällen würde köstlich seyn.

Man weiß, daß die berüchtigte Ode, welche er in seinem achtzehnten Jahre machte, und die im Drucke noch weit unter der Ausgelassenheit der Handschrift ist, ihm den Eingang der Französischen Akademie, auf königlichen Befehl, versperrte. Gleich nach dieser Aussperrung setzte er sich selbst die bekannte Grabschrift:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
pas même Académicien.

Frau v. Pompadour, um ihn darüber zu trösten, erhielt für ihn eine nicht ganz unbedeutende Pension, und mehrere Große nahmen sich seiner an. Seine Nichte, die ihm die Wirthschaft führte, ist seine einzige Erbin. Die Nichte hatte heimlich einen Tonkünstler, Namens Capron, geheirathet. Dies hinterbrachte man Piron, in der christlichen Absicht, die Nichte mit dem Oheim zu entzweien; allein er that immerfort, als wenn er das nicht glaube.

Bei Eröffnung des Testaments las man folgende Worte: Meine Nichte, Madam Capron, setze ich zu meiner Erbin ein. Das ist der Zug eines Biedermannes. Er ist übrigens mit der treuherzigen Ueberzeugung gestorben, das Voltaire nur ein ganz mittelmäßiger Schöngeist sey.

Der Graf v. Guibert, Verfasser der Taktik (*), ist warlich kein gewöhnlicher Mensch, und besonders mit einem bewundernswürdigen Gedächtnisse begabt. So öffnet er ein Buch, wirft einen Blick mit der Schnelligkeit des Blitzes hinein, und greift Wort für Wort sechs Zeilen darin auf; und während er das Buch noch einmal öffnet, um sie zu berichtigen, setzt er geschwind noch drei bis vier neue Zeilen hinzu.

Ein Britte, der Voltaire in Ferney besuchte, ward von diesem befragt, woher er käme. Der Reisende erzählte ihm, wie er einige Tage bei Haller zugebracht habe. Sogleich ruft der Patriarch aus: "Haller ist ein großer Mann, ein großer Dichter, ein großer Naturforscher, ein großer Philosoph, ein Universalgenie." — Was Sie da sagen, erwiederte der Britte, ist um so schöner, da Haller gegen Sie nicht so gerecht ist. — "Ach," antwortete Voltaire, "wir irren vielleicht alle beide."

Der Zauberpalast des Fräuleins Guimard (einer Operntänzerin) ist fast vollendet. Wenn Amor die Kosten dazu hergab, so zeichnete die Wollust den Plan, und wohl nie hatte diese Gottheit in Griechenland einen ihres Dienstes würdigern Tempel. Der Saal ist eine Malerei; Fräulein Guimard selbst als Terpsichore abgebildet mit allen Attributen der Verführungskunst. Noch waren die Gemälde nicht alle vollendet, als sie sich mit dem Maler Fragonard entzweite; die Spannung ging so weit, daß er verabschiedet, und ein anderer Maler angenommen ward. Fragonard, der neugierig war, die Arbeit seines Nachfolgers zu sehen, hat

---

(*) Und des herrlichen Eloge du Roi de Prusse.

Mittel und Wege gefunden, sich in des Fräuleins Haus und in den Saal unbemerkt zu schleichen. In einem Winkel gewahrt er Farben und Palette, und plötzlich regt sich der Gedanke der Rache in ihm. Mit vier Pinselstrichen verwischt er das himmelsüße Lächeln von den Lippen Terpsichorens, und verzerrt es zur scheuslichsten Wuth, ohne jedoch den übrigen Zügen des Gemäldes die vollendete Aehnlichkeit mit dem Original zu benehmen. Sobald die Schändung des paphischen Heiligthums vollbracht war, schleicht er wieder heimlich davon, und das Unglück will, daß einige Augenblicke darauf Fräulein Guimard mit einigen Freunden hereintritt, die das Talent des neuen Malers zu prüfen gedenken. Man kann sich das Entsetzen und die Wuth der Göttin vorstellen. Allein je heftiger sie tobt und raset, um so ähnlicher wird die Karrikatur. Die Epigramme eines Malers wiegen wohl mitunter die eines Dichters auf.

Die folgende Erzählung ist von Diderot, und macht den Anfang zu mehrern andern desselben Verfassers. Nur am Schlusse der letzten wird man die Moral und den heimlichen Endzweck, den er dabei im Sinne gehabt, zu sehen bekommen:

Erzählt man etwas, so geschieht das einem Zuhörenden, und ist die Erzählung nur von einigem Umfange, so ist es selten, daß der Erzähler zuweilen von dem Zuhörer nicht unterbrochen werden sollte. Daher habe ich denn in folgende Geschichte, die kein Mährchen, oder wenigstens ein schlechtes ist, wenn ihr daran zweifelt, eine Person eingeführt, die ungefähr die Rolle des Lesers spielt; und ich beginne.

Und daraus folgert Ihr? — Daß ein so anziehender Stoff alle Ohren in Anspruch nehmen, einen Monat hindurch alle Zirkel der Stadt reichlich füttern, dort bis zur Abgeschmacktheit hin und her gezerrt werden, Materie zu tausend Erörterungen, zwanzig Flugschriften wenigstens, und einigen hundert Gedichten dafür und dawider hergeben müßte; und daß, trotz aller Schlauheit, allen Kenntnissen und allem Witze des Verfassers, da sein Werk keine heftige Gährung hervorgebracht hat, dieser Stoff mittelmäßig, höchst mittelmäßig ist. — Mir däucht jedoch, daß wir demselben einen ziemlich angenehm zugebrachten Abend verdanken, und daß die Vorlesung Schuld . . . . . — Woran gewesen ist? An einer

ganzen Litanei abgedroschener Geschichtchen, so man sich von allen Seiten an den Kopf warf, und die am Ende weiter nichts als die von Ewigkeit her bekannte Wahrheit wiederholten: daß der Mann und das Weib zwei sehr bösartige Bestien sind. — Dessen ungeachtet, habet ihr euch von der Seuche anstecken lassen, habt eure Zeche wie jeder Andere bezahlt. — Ja, weil, man mag nun wollen oder nicht, man in den angegebenen Ton einfallen muß; tritt man in eine Gesellschaft, so formt man, gleich an der Thür des Saals, selbst sein Gesicht nach den Gesichtern, die man in dem Zirkel wahrnimmt; man spielt den Lustigen, wenn man an Trübsinn leidet, den Trübsinnigen, wenn man gern lustig seyn möchte; man will Fremdling in keinem Dinge scheinen; der Literator treibt politische Kannengießerei, der Kannengießer metaphysicirt, der Metaphysiker moralisirt, der Moralist schwatzt Finanzen, der Finanzmann schöne Wissenschaften oder Geometrie; und kurz und gut, anstatt zu horchen oder zu schweigen, salbadert ein Jeder wovon er nichts versteht, und alle zusammen langeweilen sich aus dämischer Eitelkeit oder armseliger Artigkeit. — Ihr seyd übelgelaunt. — Wie gewöhnlich — Und ich halte es für gescheidt, mein Geschichtchen für einen günstigern Augenblick aufzusparen. — Das heißt, ihr wollt warten, bis ich nicht zugegen seyn werde. — Da irret ihr. — Oder ihr seyd besorgt, ich werde mit euch unter vier Augen weniger Nachsicht haben, als ich deren in Gesellschaft mit einem mir gleichgültigen Menschen haben würde. — Ihr irret. — Nun so würdiget mich eines Aufschlusses. — Weil mein Geschichtchen nicht mehr noch weniger beweiset, als alle diejenigen, die euch so viel Langeweile gemacht haben. — Ei, erzählt nur auf gut Glück. — Nein, nein, ihr habt deren bis an den Hals. — Wißt ihr wohl, daß unter allen mir bekannten Manieren die eurige mir die widrigste ist? — Nun, die meinige wäre? — Ihr laßt euch um etwas quälen, was loszuwerden ihr vor Begierde brennt. Lieber Herzensmann, so bitte, so beschwöre ich euch denn, thut mir den Gefallen, euer Gelüst zu befriedigen. — Mein Gelüst zu befriedigen? — Ja, zum Henker! hebt nur einmal an. — Ich werde mich der Kürze bestreben. — Nun, das kann freilich nicht schaden. — Hier, ein wenig aus Schadenfreude, hustete ich, spuckte aus, griff nach meinem Schnupftuch, schneuzte mich, öffnete meine Tabacksdose, nahm gemächlich ein Prischen, und hörte meinen Mann in den Bart murmeln: Wenn

die Geschichte kurz ist, so ist der Eingang um so länger! Fast hätte ich noch, unter dem Vorwande eines Auftrages, einen Bedienten herbeigerufen; ich that es indessen nicht, und sprach:

Herr v. Hérouville. — Ach, der noch lebt, der Generallieutenant, der das allerliebste Geschöpf heirathete, die Lolotte? — Eben der. — Allerliebster Mann, ein Verehrer der Wissenschaften. — Und der Gelehrten. Er hat sich lange Zeit mit einer allgemeinen Geschichte des Krieges in allen Zeitaltern und allen Nationen beschäfftigt. — Gewaltige Unternehmung! — Um sie auszuführen, hatte er einige junge Männer von ausgezeichnetem Verdienst um sich gesammelt, so wie den Herrn v. Montucla, den Verfasser der Geschichte der Mathematik. — Wetter! hatte er viele von dem Schlage? — Ei nun, ein anderer, Namens Gardeil, der Held der gegenwärtigen Geschichte, gab ihm in dem Zweige, dem er sich gewidmet hatte, wohl eben nichts nach. Eine uns gemeinschaftliche Wuth für das Studium der Griechischen Sprache knüpfte zwischen Gardeil und mir eine Verbindung an, welche die Zeit, gegenseitige geistige Hülfsleistungen, Hang zur Abgeschiedenheit und ungestörter Verkehr bis zu einer ziemlich starken Innigkeit führten. — Ihr wohntet damals an der Estrapade. — Er Hyacinthstraße, und seine Freundin, Fräulein v. La Chaux, am Michelplatze. Ich nenne sie bei ihrem Namen, weil die Bedauernswürdige längst dahin ist, weil ihr Leben bei allen rechtlichen Gemüthern sie nur ehren kann, und ihr die Bewunderung, das Bedauern und die Thränen derer erwerben muß, welche die Natur mit einem kleinen Antheil ihrer Seelenreizbarkeit begünstigt oder bestraft hat. — Aber eure Stimme schwankt, ich glaube gar, ihr weinet. — Es ist, als sähe ich noch ihr großes, schwarzes Auge, so glanzvoll und so süß, und als ob der Ton ihrer rührenden Stimme noch in meinem Ohr wiedertönt und mein Herz verwirrt. Bezauberndes Geschöpf! o du Einzige! du bist nicht mehr. Seit zwanzig Jahren hast du aufgehört zu seyn, und noch zieht sich mein Herz bei deinem Gedenken krampfhaft zusammen. — Ihr habt sie geliebt? — Nein. O, La Chaux! O, Gardeil! ihr waret beiderseits ein Muster, du von der Zärtlichkeit des Weibes, du von der Rohheit des Mannes. Fräulein v. La Chaux gehörte zu einer anständigen Familie; sie verließ diese, um sich Gardeil in die Arme zu werfen. Gardeil besaß nichts;

Fräulein v. La Chaux hatte einiges Vermögen, und dieses opferte sie gänzlich den Bedürfnissen und Launen Gardeils. Unbekümmert um ihr vergeudetes Vermögen, um den Verlust ihrer Ehre, entschädigte der Geliebte sie für alles. — Der Gardeil war also gewaltig verführerisch, höchst liebenswürdig? — Nichts weniger. Ein kleines Männchen, mürrisch, schweigsam und beissend, mit dürrem und geschwärztem Gesicht; eine winzige und unansehnliche Figur; grundhäßlich, in so fern ein Mann mit der Physionomie des Geistes das seyn kann. — Und so was hatte dem reizenden Mädchen den Kopf verdreht? — Darüber wundert Ihr euch? — Jedesmal. — Ihr? — Ich. — Aber so erinnert ihr euch denn nicht mehr eures Abenteuers mit der Deschamps, nicht eurer Raserei, als das Geschöpf euch die Thür verschloß? — Lassen wir das, und fahret lieber fort. — Ich sagte euch: Sie ist wohl sehr schön? und ihr gabt mir zum Bescheid ein trübseliges: Nein! — So hat sie denn viel Geist? — Eine wahre Gans. — Nun so seyd ihr von ihren Talenten behext? — Sie hat nur eins. — Und dies seltene, dies erhabene, dieses Wundertalent? — Besteht darin, daß ich mich in ihren Armen glücklicher fühle, als ich je in den Armen irgend eines andern Weibes gewesen bin — Allein Fräulein v. La Chaux, das rechtliche, gefühlvolle Fräulein v. La Chaux versprach sich insgeheim, aus Instinkt, sich selbst unbewußt, die euch bekannte Wonne, und die euch in Betreff der Deschamps die Worte entlockte: Wenn die Elende, die Niederträchtige darauf beharret mir die Thür zu weisen, so greife ich nach einem Pistol, und sprenge mir den Hirnschädel in ihrem Vorzimmer. Habt ihr das gesagt, oder nicht? — Ich habe es gesagt, und warum ich es nicht gethan, das begreife ich noch bis diesen Augenblick nicht. — Nun so gestehet denn. — Meinetwegen, alles was ihr nur wollt. — Mein Lieber, der Weiseste unter uns ist sehr glücklich, wenn ihm nicht das schöne oder häßliche, das geistvolle oder dämische Weib in den Wurf gekommen ist, das ihn, bis zum Einsperren ins Tollhaus, wahnsinnig gemacht haben würde. Beklagen wir recht herzlich die Menschen, aber mäßigen wir recht sehr diesen Tadel, betrachten wir unsere verlebten Jahre als eben so viele Augenblicke, die wir der uns auf der Ferse sitzenden Bosheit entzogen haben; und denken

wir stets nur mit Zittern an die Gewalt gewisser Naturreize, besonders für warme Seelen und glühende Phantasien. Der Funke, der zufällig in ein Pulverfaß fällt, bringt keine schrecklichere Wirkung hervor. Aufgehoben ist vielleicht schon der Finger, der auf euch oder mich den verhängnißvollen Funken schleudern soll.

Der Kaiser von China hat dem Könige von Frankreich sechszehn von Jesuiten-Missionären verfertigte Zeichnungen mit der Bitte überschickt, solche von den geschicktesten Kupferstechern in Kupfer stechen zu lassen. Dieses Unternehmen hat über 100,000 Thaler gekostet. Die Zeichnungen stellen die Hauptceremonien des Hofes zu Pecking und verschiedene Siege des Kaisers vor. Das Seltsamste in den Schlachtstücken ist, daß darin kein Chineser ums Leben kommt, ja daß nicht einmal ein einziger verwundet wird. Nichts ist den Zeichnern so nachdrücklich ans Herz gelegt worden, als dieser an Wunder grenzende Umstand. — Ist das nicht wörtlich die Fabel vom Löwen,

Ja, malte ich und Meinesgleichen,
Ihr solltet schön die Segel streichen!

* * *

1774.

In den ersten Tagen des Februars haben wir einen Verlust erlitten, der jedem Freunde der Menschheit empfindlich seyn muß. Carl Maria v. La Condamine, Mitglied aller Hauptakademien Europa's, ist 74 Jahr alt in Paris gestorben. Er hat geendiget wie er gelebt hatte, sich dem öffentlichen Wohl opfernd und die ihm angebothne Wißbegier befriedigend. Dieses Gefühl, welches immer einen Zweck der Nützlichkeit hatte, war in ihm so stark und auf eine solche Höhe gestiegen, daß er allen, die feine Beweggründe aus dem Auge verloren, das heißt also fast Jedermann, unerträglich geworden war. Mitten unter dem Getümmel einer großen Stadt, in der Flut und Ebbe einer Menge Geschäfte und Zerstreuungen, wer ist da wohl gegen Seinesgleichen gerecht genug, um seine Seele stets für Bewunderung und Nachsicht offen zu halten, und sie strenge zu verschließen gegen die unaufhörlichen und lästigen Zudringlichkeiten eines unersättlich wißbegierigen Mannes, wie La Condamine? Dieser ehrwürdige Mann

verband jedoch mit den schätzenswerthsten Tugenden eine Biederkeit des Charakters, eine Originalität und Anmuth des Geistes, die seinen Umgang eben so angenehm wie lehrreich machten.

Jedermann weiß, welch eine Veränderung in seiner moralischen und physischen Lage die Reise nach dem Peru hervorbrachte, die er auf Befechl der Regierung unternahm; bloß die Idee den dort hingeschickten Gelehrten nützlich zu seyn, und zur Erweiterung der Wissenschaften, deren Zweck diese Reise war, beizutragen, bestimmte ihn, dieselbe zu wagen. Und ohne ihn wäre in der That der Zweck verfehlt worden. Ohne dazu beauftragt zu seyn, schoß er über 100,000 Franken aus eigenen Mitteln vor, und schonte dabei so wenig seiner Kräfte und seiner Gesundheit, wie seiner Börse. Sein unermüdlicher Eifer erhielt zum Lohne den Verlust seines Vermögens, seiner Ohren und Beine, Zänkereien mit den Gelehrten, die ohne ihn unverrichteter Sache wieder hätten umkehren müssen, und recht viel schlechte Späßchen von Seiten seiner Herren Collegen in der Akademie. Dafür entschädigten ihn jedoch die Bewunderung und Achtung des Auslandes, und eine ganz ansehnliche Zahl von Freunden, die ihm stets ergeben geblieben sind. Der Frohsinn seines Gemüthes blieb in allen Lagen seines Lebens sich unveränderlich gleich, ungeachtet er die zehn letzten Jahre am ganzen Körper gelähmt war nnd nicht aus dem Bette kam. Auch in diesem Zustande ergötzte er sich damit, Liederchen und Geschichtchen in Versen und Prosa zu dichten.

Kurz vor seinem Tode las er in den öffentlichen Blättern, daß ein junger Wundarzt das Geheimniß entdeckt habe, vermittelst einer Operation von Grund aus Brüche zu heilen; er ließ ihn kommen; er wußte überdies, daß derselbe im Hotel-Dieu zwei Männer mit Erfolg operirt hatte. Enthusiastisch ward er für die Sache und den Mann eingenommen, und da er, unter einer großen Menge von körperlichen Gebrechen auch an diesem Gebrechen litt, so schlug er dem Wundarzt vor, ihn zu operiren. Dieser führte ihm zu Gemüth, wie sein hohes Alter diesen Versuch höchst bedenklich mache. "Gerade aus dem Grunde, erwiederte ihm La „Condamine; gelingt er Ihnen, so begründet er noch stärker Ih„ren Ruf und bestätiget eine der Menschheit kostbare Entdeckung. „Schlägt er übel für mich aus, so werden mein Alter und meine „Gebrechen die Schuld tragen, und ich setze im Grunde dabei

„höchstens zwei bis drei Lebensjahre aufs Spiel. Ich will operirt seyn.“

Nun machte er sogleich alle Anstalten dazu, ohne daß weder seine Gattin noch seine Leute das Mindeste davon erfuhren. Seine Wißbegier siegte auch während einer solchen Operation über alle davon unzertrennliche Schmerzen, und er disputirte wacker dabei mit dem Wundarzt über Anatomie. "Warum versteigen „Sie sich dorthin? sprach er. Das ist zu hoch . . . Das wieder „zu tief . . . Tiefer mit dem Messer . . . — Es ist nicht nöthig, sagte man ihm. — Das weiß ich sehr gut, entgegnete der „Leidende; aber man hat Ihnen in der Akademie darüber Ausstellungen gemacht; Sie haben behauptet, Sie könnten ohne Gefahr den Einschnitt tiefer machen; nur Einer ist ihrer Meinung „gewesen; machen Sie jetzt den Versuch an mir.“ — Der Chirurgus gerieth in Harnisch, und versicherte ihm, daß, wenn er nicht schwiege und sich ruhig verhielte, er ihn mit der halben Operation würde liegen lassen. — "Aber, erwiederte er, wie kann „ich denn von Ihrer Operation Rechenschaft geben, wenn ich „nicht alle Umstände derselben genau kenne?“ — Kurz, sie ging höchst glücklich von Statten; aber seine Ungeduld, die Wunde zu verschließen, ehe der wahre Zeitpunkt dazu eingetreten war, hat ihn in zweimal vierundzwanzig Stunden dahingerafft.

Ob seine Ideen in seinen letzten Augenblicken so ganz klar gewesen, weiß ich nicht. Er ließ Madam Geoffrin, welche er bloß dem Rufe nach kannte, ersuchen, ihm einen Beichtvater zu schicken, der nicht an die reelle Gegenwart im Abendmahl glaubte. Madam Geoffrin ließ ihm zurücksagen, er möchte nur nach einem Kapuziner schicken. Darüber wollte er vor Lachen fast ersticken. Es ist schwer, mehr Charakter zu zeigen, so wie es schwer hält, allgemeinere Theilnahme, als er, zu erregen (*).

(*) Es ist derselbe Ehrenmann, von dem die bekannte Anekdote erzählt wird: Bei der grausenhaften Hinrichtung Damiens bot er alle seine Kräfte auf, um in den Kreis zu dringen. Einer der Henker, der ihn wahrscheinlich von andern Hinrichtungen her kannte, rief den Umstehenden zu: "Machen Sie doch Platz, meine Herren; der Herr da ist Dilettant“.

Die berüchtigten Zänkereien der Abbe's Cotin und Cassagne, welche Molière so drollig in seine gelehrten Weiber verwebt hat, unter den Namen Trissotin und Vadius, haben wahrscheinlich einigen Schöngeistern dermaßen gemundet, und die Art sie zu schlichten, hat ihnen so bequem gedünkt, daß La Harpe und Blin de Sainmore dieselben erneuert haben. Sie haben davon eine Freivorstellung dem Publikum gegeben, und die Straße zur Schaubühne erwählt. La Harpe hatte im Merkur ein Trauerspiel des Blin de Sainmore zergliedert, und dies mit einer Erbitterung, mit einer Uebertreibung, mit einer um so unerträglichern Schmähsucht gethan, da er sich dabei persönlicher Beleidigungen bedient. Blin scheint kein anderes Unrecht gehabt zu haben, als daß er in der Einfalt seines Herzens behauptet hatte, wie seine Lobrede auf Racine unendlich die von La Harpe aufwiege. Warum nun ihm daraus ein Verbrechen machen? Hatte denn La Harpe, in der Hoffahrt seines Gewissens, nicht behauptet, daß seine Lobrede auf Racine besser sey als die von Blin? Dem sey nun wie ihm wolle, der sanftmüthige Blin, von der Federkühnheit La Harpe's schwer verwundet, hat diesem letzthin aufgelauert, und besonders den Tag abgepaßt, wo La Harpe, mit sauber gekräuseltem und gepudertem Haar, angethan mit seinem schwarzen Sammetrock, seiner Goldbrokat-Weste und seinen Spitzen-Manschetten, zu einem Schmause hübscher Frauen und schöner Geister wohlgemuth dahinstolzirte. Er tritt höflich auf ihn zu mitten auf der Gasse, versetzt ihm ein paar derbe Rippenstöße und Kopfnüsse, weicht ihn ein wenig mit Rinnenwasser ein, ohne auf seinen Prunkstaat Rücksicht zu nehmen, und trollt dann seiner Wege. La Harpe behauptet, die Sache verhalte sich anders: "Blin, sagt „er, sey ihm lebhaft zu Leibe gegangen; er aber habe die Hand an „den Griff seines Degens gelegt, und seinem Bedienten befohlen, „besagten Blin beim Wickel zu fassen; welches denn auch mit sol„cher Gewandheit geschehen, daß besagter La Harpe Zeit gehabt, „ohne Schwertstreich sich aus dem Staube zu machen." — So viel ist ausgemacht, daß er, schlagend oder geschlagen, zum Schmause sehr verstört und dermaßen beschmutzt ankam, daß die Nachsicht der hübschen Frauen und der schönen Geister einem ebenfalls geladenen Fremden in ziemlich seltsamen Lichte erschien. Dieser konnte nicht umhin, ihn stillschweigend mit dem Beinamen des dreckigten Poeten zu belegen; allein er änderte sehr bald

seine Ansicht, als beim Nachtische La Harpe, zur Beantwortung eines Scherzes der Gesellschaft, ein allerliebstes Liedchen auf der Stelle machte.

Der Graf v. Brancas Lauraguais (*) ist seit drei oder vier Monat von seinen Reisen und Verweisungen wieder daheim; und er hat seitdem ein so ruhiges und einförmiges Leben geführt, daß man seiner gar nicht mehr erwähnte. In diesen Tagen hat er folgende Frage an die medizinische Fakultät eingesandt:

"Die Herren von der Fakultät werden hiermit ganz ergebenst „ersucht, in hergebrachter Form, darüber ihre Meinung abzuge„ben, welche Folgen alle die Langeweile für den menschlichen Kör„per hervorbringen, und in welchem Grade die Gesundheit dar„unter leiden könne."

Die Fakultät hat erwiedert: die Langeweile könne die Verdauung erschweren, den freien Umlauf des Blutes hemmen, Vapeurs verursachen u. s. w., und in die Länge Abzehrung und Tod zur Folge haben.

Mit diesem vollgültigen Aktenstücke versehen, hat sich der Graf v. Lauraguais zu einem Polizeikommissär hin verfügt, den er gezwungen hat, die Klage anzunehmen, worin er den Prinzen v. Henin als Todschläger angiebt, sintemalen derselbe seit fünf Monaten und darüber dem Fräulein Sophie Arnoud nicht von der Seite gewichen sey.

Vor einiger Zeit sprach man in Gegenwart einer alten Herzogin von der Unanständigkeit, mit welcher mehrere unserer schönen und vornehmen Damen die Schauspieler und Sänger Clairval, Caillot u. s. w. in ihren Zirkeln aufnähmen. Wie! Frauen

---

(*) Ein verschrobenes Original, dem es übrigens nicht an Geist fehlte, und ein Sonderling von Natur wie durch Studium. Als er aus England zurückkehrte, pries er nur dies Land, dessen Verfassung und den Ernst und die Schweigsamkeit seiner Bewohner. Er erschien am Hofe. Was haben Sie in England gemacht, Herr Graf? fragte ihn Ludwig XV. — Sire, j'ai pensé, erwiederte er mit ernstem Blick — Quoi, des chevaux? gab der König ihm zurück, indem er wohl zugleich auf den Umstand anspielte, daß der Graf die Pferderennen in Frankreich eingeführt wissen wollte. (Panser des chevaux heißt: Pferde besorgen, striegeln u. s. w.)

von Stande empfangen solche Menschen traulich in ihrer Gesellschaft? Ei, das ist unerhört, das ist ja scheuslich! Zu meiner Zeit, da durfte sowas wohl ins Vorzimmer und mitunter ins Bett kommen; allein in Gesellschaft .... nimmer!

Man muß gestehen, sagt D'Alembert, daß keiner Seele die trübsinnige Gattung besser gelungen ist, als Baculard d'Arnaud; denn so oft man etwas von ihm gelesen hat, fühlt man sich ganz trübsinnig vor Aerger.

Letzthin spatzierte Baculard an einem schönen Wintertage in den Tuilerien herum, und sann wahrscheinlich auf ein paar neue recht kräftige Rührungen, denn er geberdete sich dabei gar wunderlich. Da sehen Sie einmal, sagte ein Freund zu mir, wie d'Arnaud wieder Vorrath für seinen Eiskeller hier zusammenholt.

Es ist mit der heut zu Tage so beliebten weinerlichen und düstern Gattung eben so, wie mit jener Krankheit, womit Europa seit Kurzem die armen Otaheiter beschenkt hat. Eine Nation schiebt der andern die Schuld davon zu. Die Britten behaupten, sie sey aus Frankreich zu ihnen herüber gewandert; und wir dagegen, daß wir sie von ihnen erhalten haben. So viel ist ausgemacht, daß die Ansteckung immer mehr um sich greift.

Der Luxus, der unmerklich alle unsere Kräfte entnervt, der religiöse Despotismus, der die ersten Triebfedern derselben erschüttert, der politische Despotismus, der sie einzeln plattdrückt, die neuere Philosophie, die, indem sie vergebliche Anstrengungen macht, um uns aufzuklären, bis jetzt fast nur dazu gedient hat, nützliche Vorurtheile und süße Täuschungen zu zerstören; alle diese Ursachen, so entgegengesetzt sie an sich selbst seyn mögen, scheinen zusammenzutreffen, um die Männer von Genie von Arnaud's Schlage zu vervielfältigen.

Ich weiß, daß der große Verkehr, der heut zu Tage zwischen den verschiedenen Völkern Europa's Statt findet, viel dazu beigetragen hat, unsere Kenntnisse und Einsichten zu vermehren; allein ich zweifle sehr, daß er den Fortschritten der Künste und der Tugend förderlich gewesen sey. Können wir das nicht täglich bemerken, wenn wir um uns blicken? Wenn die unausgesetzte Reibung

der Gesellschaft Geist und Sprache verfeinert, so schwächt sie den Aufschwung des Genies, verengt das Gemüth, erkältet Herz und Phantasie, gewöhnt das Auge daran, das Gute wie das Böse mit Gleichgültigkeit zu betrachten, verdirbt bald die Reinheit der Sitten, und verwischt den Nationalcharakter.

Fast möchte man sagen, daß wir Europäer insgesammt uns unserer Heimat schämen, und daß wir mit vereinten Kräften daran arbeiten, alle Nationalschattirungen, die uns noch von einander unterscheiden können, zu vertilgen.

Nichts ist, däucht mir, drolliger, als der seit Kurzem zwischen Frankreich und England eingeführte Tauschhandel mit Thorheiten und Verkehrtheiten. Er hat mit der Widerrufung des Edikts von Nantes begonnen, ist aber nie so blühend, wie in unsern Tagen, gewesen. Er muß wohl schon damals begonnen haben, da in einem ziemlich alten Englischen Theaterstücke eine Dame nach der Mode, die mit ihrem Zöfchen unzufrieden ist, sagt: Es ist abscheulich, daß die Verfolgung in Frankreich aufgehört hat, und daß man zum Dienste keine Französinnen mehr bekommt. — Heutiges Tages legen wir einen eben so hohen Werth auf Englische Vorreiter, als die Engländerinnen auf unsere ehrlichen Hugenottinnen legten; wir finden an ihren Pferden, ihrem Punsch und ihren Philosophen das nämliche Behagen, so sie an unsern Weinen, unsern Likören und unsern Operndirnen finden; wir erlernen mit eben so viel Eifer ihre Sprache, als sie die unsrige; wir übersetzen alle ihre Romane, und sie erwiedern uns dieselbe Huldigung mit unvergleichlicher Gefälligkeit; wir sind lüstern nach ihrem Stahl, sie nach unserm Gelde; nur Englische Wagen, Gärten und Degen haben für uns Werth, und sie haben nur Augen für unsere Handarbeiter, unsere Schreiner und Köche besonders; wir schicken ihnen unsere Moden zu, sie uns die ihrigen; unsere Philosophen preisen nichts als die republikanische Regierungsform, die ihrigen bestreben sich im Stillen die Rechte der Monarchie ins vortheilhafteste Licht zu stellen; unsere thränenreichen Lustspiele werden in London weit mehr als in Paris besucht, und die Englischen Dramen finden wieder hier mehr Zulauf, als Corneille und Racine. Kurzum, wir scheinen uns vorgesetzt zu haben, uns gegenseitig nachzuäffen, um bis auf die leiseste Spur unsers alten Hasses zu vertilgen. Wenn beide Reiche nur noch ein paar Narrheiten daran wenden wollten, so könnte man hoffen,

zu einem ganz handlichen Preise einen ewigen Frieden zu erkaufen.

Seit vierzehn Tagen sinnt und träumt man in Paris nichts wie Musik. Sie ist der Stoff aller Streitereien, aller Unterhaltungen, die Seele aller Schmausereien; und es würde sogar thöricht scheinen, wollte man noch für etwas Anderes Theilnahme zeigen. Auf eine politische Frage erfolgt statt Antwort ein harmonischer Satz, auf eine moralische Betrachtung die Ritornelle einer Arie, und versucht ihr es, an das Interesse zu erinnern, welches dieses oder jenes Stück von Racine oder Voltaire erregt haben, so giebt man euch keinen andern Bescheid, als daß man euch auf die Wirkung des Orchesters in dem schönen Recitativ Agamemnons aufmerksam macht. Brauche ich noch hinzuzusetzen, daß das, was diese große Gährung hervorbringt, die Iphigenia des Ritters v. Gluck ist? Die Gährung ist um so lebhafter, da die Meinungen außerordentlich getheilt, und alle Parteien gleich wüthend sind. Man unterscheidet deren besonders drei. Die der alten Französischen Oper, die ein- für allemal darauf geschworen hat, keine andere Götter, als Lully und Rameau, anzuerkennen; die der rein Italienischen Musik, welche bloß an den Gesang der Jomelli, Piccini und Sacchini glauben will; endlich die Partei Glucks, welcher vorgiebt, die für die theatralische Aktion geeignetste Musik aufgefunden zu haben, eine Musik, deren Prinzipien nur aus dem ewigen Quell der Harmonie und aus dem innersten Zusammenhange unserer Gefühle und unserer sinnlichen Empfindungen geschöpft worden sind; eine Musik, die keinem Lande angehört, deren Styl abrr das Genie des Componisten der besondern Mundart unserer Sprache angepaßt hat. Diese letztere Partei brüstet sich bereits mit einer erlauchten Bekehrung. Hans Jakob ist der eifrigste Anhänger des neuen Systems geworden; er hat mit jener unsern Philosophen so wenig bekannten Selbstverleugnung die Erklärung gegeben: wie er bisher sich getäuscht, wie Glucks Oper alle seine Ideen umkehre, und wie er jetzt innigst davon überzeugt sey, daß die Französische Sprache, so gut wie eine andere, einer starken, rührenden und gefühlvollen Musik empfänglich sey.

Die

Die ultramontanische Partei kann unserm neuen Orpheus eine tiefe Kenntniß der Geheimnisse der Harmonie nicht absprechen; aber die Partie des Gesanges oder der Melodie macht sie ihm streitig; sie wirft ihm das vor, was man in Italien das Stampfen des Pferdehufes (*) nennt. Sie findet die Motive zu seinen Arien meist alle gemein oder bizarr, meint, daß die lieblichsten ihre Wirkung verfehlen, bloß weil sie nicht gehörig entwickelt worden. Seine Begleitungen, ihrem Ermessen zufolge, sind rein aber monoton, sein Recitativ ist peinlich und schwerfällig.

Die alten Pfeiler der Französischen Oper erheben ein Mordgeschrei, und sagen, man bringe uns um die Gattung, in welcher wir was Tüchtiges geleistet, ohne uns eine bessere dafür zu geben. Sie beschweren sich darüber, daß, anstatt wie sonst während der Scene ruhig zu schlafen, sie jetzt gezwungen seyen, dieselbe anzuhören, weil dies das einzige Interessante daran sey . . . sintemalen die Ballette höchst abgeschmackt wären — die Ballette, welche doch von nun an bis in Ewigkeit den Ruhm und die Wonne dieses Schauspiels einzig und allein ausmachen sollten.

So entgegengesetzt alle diese Urtheile scheinen, so stimmen sie doch wenigstens, wie mir däucht, darin überein, daß sie beweisen, wie Gluck sich von den bekannten Wegen entfernt und den Künstlern eine ganz neue Bahn eröffnet habe; solch ein Wagestück unternimmt man nie, wenn man nicht durch das Uebergewicht eines kräftigen Genies dazu getrieben wird.

Ein Werk, das so viel Aufsehn, so viel Interesse, selbst so viel Widersprüche erregt, wie die neue Oper, ist gewiß kein mittelmäßiges Werk; die, so am meisten Böses davon sagen, sind gezwungen, große Schönheiten darin anzuerkennen; und die ungeübtesten Zuschauer haben es mit einer Art Ueberraschung angehört, die ihrer Kritik oder ihrer Unwissenheit den Mund zu stopfen schien.

Bei der ersten am 19. April gegebenen Vorstellung wurden viele Stellen mit großem Beifall aufgenommen; allein das Ganze erhielt eine ziemlich frostige Aufnahme, sey es nun, daß das Schöne und Erhabene nur schwach auf uns wirkt, wenn Uebung oder Nachdenken es herauszufinden uns nicht gelehrt haben, sey

(*) Oder, den Hufschlag des Pferdes?

es, daß die schwache Entwickelung und das unbedeutende Ballet am Schlusse das Schauspiel erkältet haben. Allein bei der zweiten Darstellung ward die Oper in den Himmel erhoben, und eine halbe Stunde lang rief man den Componisten heraus, der aber nicht zum Vorschein kam.

Noch haben wir nichts von dem Texte Iphigenia's gesagt, weil keine Seele davon spricht. Die Musik verschlingt die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers; es bleibt davon nichts für das Gedicht übrig. Der Malthesers Comthur Du Rollet ist dessen Verfasser. Er ist so ziemlich dem Plane Racine's treu geblieben, und hat bloß die Episode von Eriphyle weggelassen. Ein besseres Muster konnte man wohl schwerlich vor Augen haben; allein wenn es zuweilen erlaubt ist, sich fremdes Eigenthum anzumaßen, so ist es doch wohl ein unverzeihlicher Eingriff, es sich zuzueignen, bloß um es zu verschlechtern? Der Comthur hat nicht allein eines der schönsten Gemälde unserer alten Schaubühne aus seinem Rahmen herausgeschnitten, um es in einen unpassenden Rahmen hineinzuzwängen, er hat es sogar in lauter einzelne Theilchen zerschnippelt, bald Racine's Verse beibehalten, bald die seinigen untergeschoben, bald, dem Agamemnon das in den Mund gelegt, was nur auf Klytämnestra paßt, bald hinwiederum dieser, was nur jener sagen sollte u. s. w. Trotz dem fügt sich alles recht gut, weil die Handlung ziemlich rasch vorrückt, und die Musik die rührendsten Situationen mit einer Wahrheit und einer Wärme des Gefühls entwikkelt, die uns die Nachläßigkeiten und die Ungewandheit des Dichters nicht beachten lassen. Nur die Einfalt und Unwahrscheinlichkeit des Ausgangs fällt höchst widrig auf. Man spricht von einer Abänderung dieses Uebelstandes. Man wird Diana in den Wolken erscheinen sehen, den Himmel sich würdevoller aussprechen hören u. s. w.

Man muß nicht vergessen, daß in dem Zeitpunkte, wo Montagne seine Versuche schrieb, die Denk- und Schreibefreiheit in manchen Rücksichten vielleicht weniger beschränkt war, als sie es in der Folge gewesen ist: man war damals weniger argwönisch. Regierung und Klerisei waren noch nicht so aufmerksam, wie in unsern Tagen. Selbst die Inquisition, grausamer im Allgemeinen, war im Einzelnen vielleicht weniger spähsüchtig und tyrannisch.

Philosophie und Religion waren damals noch nicht in Eins geschmolzen, wie späterhin: die Grenzen ihres Gebiets waren bestimmter bezeichnet. Es war, so zu sagen, angenommen, daß man zwei ganz verschiedene Denkungsarten haben konnte: die eine ganz der Kirche, die andere ganz der Vernunft unterthänig. Der Glaube, da er seine Kraft und sein Ansehn in sich selbst hatte, galt dafür, als könne er mit dem gesunden Menschensinne nichts zu schaffen haben, so daß ebenfalls der Satz galt, daß etwas ganz Ungereimtes in der Philosophie darum nicht weniger wahr in der Religionslehre seyn könne. Dank dieser Einrichtung und Uebereinkunft, konnte man eine Menge mit den Dogmen der Religion wenig übereinstimmender Meinungen öffentlich zu Markte bringen, wofern man nur die Religion nicht direkt angriff, und dabei immer Sorge trug, die Kirche seiner tiefen und unbedingten Ehrfurcht zu versichern. Dergleichen Unterscheidungen dürfen jetzt nicht mehr Statt finden.

Die Feinde des Erzbischofs Fénélon hatten Mittel gefunden, demselben zum Großvikar einen Mann ernennen zu lassen, der ihnen ganz ergeben war und ihnen als Spion dienen sollte. Nach Verlauf eines Jahres ward dieser Mann von dem apostolischen Betragen und den reinchristlichen Tugenden des heiligen Erzbischofs dermaßen ergriffen, daß er vor seinem Gewissen keine Ruhe mehr hatte, sich dem ehrwürdigen Manne zu Füßen warf, und ihm unter tausend Thränen bekannte, welch ein schändliches Amt er bei ihm verrichtet habe. Vergebens versuchte Fénélon alles, um den Unglücklichen zu trösten und zu beruhigen; dieser legte sogleich seine einträgliche und ehrenvolle Stelle nieder, vergrub sich in tiefe Abgeschiedenheit, und beweinte sein Lebelang die gegen den heiligen Prälaten verübten Frevel.

Während der Zeit, daß die Engländer als Feinde in Flandern standen, wich Fénélon nicht aus seiner Diöces. Eines Tages wanderte er mit einem Buche in der Hand ins Feld, und stieß auf eine trostlose Familie von Landleuten. Er nähert sich ihnen, schenkt ihnen alles Geld, was er bei sich hat, und vermag dennoch nicht, sie zu trösten. Nun fragt er sie näher aus, und erfährt, daß eine Kuh, so die guten Leutchen für einzig in der Welt hielten, und welche Marodeurs ihnen so eben geraubt hatten,

die Quelle ihrer Verzweiflung sey. Fénélon benutzt auf der Stelle seinen ihm vom Feinde ertheilten Paß, vermittelst dessen er ungehindert in seiner Diöces herumreisen konnte, setzt sich zu Pferde, macht die Kuh ausfindig, und führt sie eigenhändig zu seinen Pfarrkindern zurück, die ihn mit Segnungen überhäufen.

Jeder Lebensaugenblick dieses großen und heiligen Mannes ward mit einer Wohlthat bezeichnet.

1775 (*).

Ein gewisser Herr v. Mirabeau hatte durch Zanksucht und Grobheit eine ganze kleine Provinzialstadt, zu deren Honoratioren er gehörte, wider sich aufgebracht. Es war nicht Mirabeau der Menschenfreund (**), denn dieser langeweilte bloß seinen Nächsten, und langeweilt ihn noch. Mirabeau der Zänker starb, und sein Tod erregte allgemeinen Jubel. Man sandte seinen Manen folgendes Epitaphium nach:

Ci-gît Mirabeau le brutal,
qui juroit bien et payoit mal.

Diese Plattheit ward als das Meisterwerk eines Genies bewundert, und durchwanderte das ganze Städtchen. Die Wittwe des Seligen, die diesem ganz ähnlich war, bekam das Ding auch zu Gesicht, und ließ einen Advokaten zu sich entbieten, den man für den Verfasser ausgab. "Ist es wahr, sagte sie, daß Sie sich „haben eine solche Schändlichkeit erlauben können?" — "Ach, „ja, gnädige Frau, die Grabschrift ist von mir; ich muß Ihnen „sogar gestehen, daß, um mir eine doppelte Mühe zu ersparen, „ich gleich Ihre Grabschrift daran gehängt habe:

Ci-gît Mirabeau le brutal,
qui juroit bien et payoit mal.
Ci-gît aussi sa Mirabelle,
qui ne fut ni bonne ni belle. (*)."

(*) Allenfalls zu Deutsch:

Hier ruht Mirabeau Ruperecht;
er fluchte wacker, zahlte schlecht.
Auch ruht hier dessen Mirabelle,
so bös' und häßlich wie die Hölle.

(*) Der Jahrgang 1775 fehlt in Grimms Papieren, bis auf die Monate Januar und Februar, und diese selbst sind nur höchst dürftig.

(**) Vater des in der Revolution berüchtigten Mirabeau, und großer Oekonomist.

Der Abbe v. Dangeau beklagte sich bitterlich über einen seiner Proselyten: "Der Mensch glaubte noch vor vierzehn Tagen „nicht an die ausgemachtesten Wahrheiten, und, Dank meinem „Unterrichte, ist er nun so leichtgläubig geworden, daß die ungereimtesten Legenden ihm eben so viele Glaubensartikel scheinen." — Man muß gestehen, sagte Boileau, der dabei einige Ungläubige von obigem Schlage im Auge hatte, man muß gestehen, daß der liebe Gott doch zuweilen gar erbärmliche Feinde hat.

Das Studium der Grammatik war die herrschende Leidenschaft des Abbe v. Dangeau. Man sprach von irgend einer in den öffentlichen Finanz-Angelegenheiten zu befürchtenden Revolution. „Das kann wohl seyn, bemerkte der Abbe; indessen möge geschehen, was da wolle, so ist es mir immer recht lieb, daß ich in „meinem Portefeuille zum wenigsten sechsunddreißig ganz vollständige — Konjugationen in Sicherheit gebracht habe." — Diese Naivheit gleicht der tiefen Verzweiflung, mit welcher ein Grammatiker einst ausrief: "Nein! noch sind in Frankreich die Partizipia nicht bekannt!"

1776.

So eben habe ich die vom Pater du Halde über China mitgetheilten Nachrichten gelesen, und darin mehrere Maximen der Moral und der Staatskunst gefunden, womit die gesittetsten Nationen Europa's sich breit machen könnten. Die meisten dieser in orientalischer Manier unter der Hülle einer Fabel oder Allegorie vorgetragenen Maximen sind um so treffender, da abstrakte mit geläufigen Bildern in Verbindung gebrachte Wahrheiten sich leichter dem Gedächtnisse einprägen. Hier nur eine dergleichen:

"Hoeh-Kong fragte seinen Minister Koan-Tschong, was in einer Regierung am meisten zu befürchten sey. Koan-Tschong erwiderte ihm: Meinem Bedünken nach, Sire, ist dasjenige das Schrecklichste, was man die Ratte in der Bildsäule nennt. Da der Kaiser den Sinn der Allegorie nicht allzuwohl begriff, so erklärte Koan-Tschong ihm dieselbe wie folgt: Ihr wisset, Sire, daß man die Sitte hat, dem Schutzgeiste des Orts Bildsäulen zu errichten; diese Bildsäulen sind von Holz, und von außen bemalt und ausgeschmückt. Kriecht unglücklicher Weise eine Ratte hinein, so weiß man nicht, wie man es anfangen soll, um sie wieder her-

auszubringen. Des Feuers darf man sich nicht bedienen, damit das Holz nicht verbrenne; Wasser wagt man nicht zu gebrauchen, um die Farben nicht zu verderben; und, Dank den Rücksichten für die Bildsäule, bleibt die Ratte, wo sie ist. So, Sire, verhält es sich mit denen, die von Talenten und Rechtlichkeit entblößt, den Weg zur Gunst des Fürsten gefunden haben. Sie richten den Staat zu Grunde; man sieht es, man verzweifelt, aber man weiß dem Unheil nicht abzuhelfen."

Die Moral dieser Fabel hat meinen ganzen Beyfall, und ich bin völlig der Meinung Koan-Tschongs, daß nichts furchtbarer in einer Regierung ist, als die Ratte in der Bildsäule; allein nicht so leicht begreife ich es, wie er selbst dieser Meinung seyn konnte, denn die Geschichte besagt, er sey Minister, folglich vom Rattengeschlecht gewesen. Da sie aber nicht bestimmt erzählt, ob er der erste oder einzige Minister des Kaisers gewesen, so vermuthen wir, daß er bloß zu der Zahl derer gehörte, so den Titel und die Besoldung eines Ministers, ohne allen Einfluß, genießen, in welchem Falle man glauben könnte, es sey ihm recht behaglich zu Muthe gewesen, daß er einmal, so im Vorbeigehen, einem Herrn Collegen, den er nicht ganz offenbar hätte angreifen dürfen, Eins hinterrücks versetzen konnte.

Von der Moral komme ich wieder auf die Allegorie zurück, welche mir einem an diese Gattung des Unterrichts so gewöhnten Volke nicht große Ehre zu machen scheint. Die Parallele, z. B., zwischen dem Kaiser und einer hölzernen Bildsäule verstößt so sehr wider die Ehrerbietung, daß ich es gern gesehen, wenn der Verfasser uns nun auch noch erzählt hätte, wie der Kaiser das Gleichniß aufgenommen, wohl zu merken, wenn er die ganze Stärke des Bildes gefühlt hätte; denn, unter uns gesagt, kam es darauf an, das Verhältniß s geheiligten Hauptes zu einem Holzkopfe festzusetzen. Es ist sehr möglich, daß eine wahre Ratte in eine wahre Bildsäule hineinkrieche, ohne gesehen und gefühlt zu werden; allein ist es wohl eben so begreiflich, daß ein Minister, wie der uns abkonterfeite, ohne Talente, ohne Rechtlichkeit, knabbernd bis zur höchsten Gunst gelange, ohne daß der Fürst auch nur einmal ausrufen sollte: es krabbelt mir da so was im Kopfe gleich einer Ratte? Das ist unmöglich, und die bloße Voraussetzung würde für die hohe Weisheit des Hoeh-Kong ehrenrührig seyn. Zwar kann man zu Gunsten Koan-Tschongs sagen, daß die Fürsten des

Morgenlandes nicht denjenigen Grad von Scharfsinn und Einsichten besitzen, welcher die Regenten Europa's so vortheilhaft auszeichnet; es ist sogar möglich, daß in den Armen ihrer Huldinnen eingeschlummert, oder von herrschsüchtigen und ränkevollen Weibern am Schnürchen geführt, es ihnen nicht so leicht wird, die Kunstgriffe eines ehrsüchtigen Ministers zu durchschauen. Indessen, wenn das Unheil den Gipfel erreicht hat, wie Koan-Tschong uns das berichtet, so ist es unmöglich, daß das allgemeine Geschrei, die Wehklage und Verzweiflung eines zu Grunde gerichteten und unterdrückten Volks nicht endlich bis an den Thron gelangen und den Fürsten aus seinem Schlummer wecken sollten, es müßte dieser denn in der That nur eine kleine Stufe höher als die Bildsäule stehen.

Allein zum Unglück ist die Schlußfolge, welche Koan-Tschong aus seiner Allegorie zieht, nicht weniger falsch und ungereimt; denn, sagt er, wenn die Ratte in die Bildsäule gekrochen ist, so weiß man nicht, wie man sie wieder herausbringen soll, ohne die Bildsäule zu verletzen; sie muß daher schon, aus Ehrfurcht für die Bildsäule, darin ungestört verbleiben. Diese so artige Sprache schmeckt gewaltig nach dem Hofton, und sagt weiter nichts, als daß, aus Ehrfurcht für die Bildsäule, man dieselbe ruhig müsse aufknabbern lassen, anstatt alles daran zu wagen, um sie einer augenscheinlichen Zerstörung zu entreissen, und sollte es ihr auch ein oder zwei Gliedmaßen kosten; ein Ungemach, dem man sich ja so häufig Preis giebt. Uebrigens lasse ich Koan-Tschong Gerechtigkeit wiederfahren, und schreibe seinen Mangel an Vernunft nicht seinem Mangel an Geiste, sondern eher einer ministeriellen Logik zu, die in andern Ländern nicht weniger, als in China, gebräuchlich ist. Der Minister spricht sich hier rein aus, und nicht bloß der Minister, sondern der Minister, dem an der Urtheilskraft seines Fürsten gar nichts gelegen ist, wie dies aus dem sophistischen Räsonnement, dessen er sich ihm gegenüber bedient, ganz klar hervorspringt. Dieses Räsonnement bestehet darin, die Ratte mit der Bildsäule so enge zu verbinden, daß sie hinfort nur ein Bein und Fleisch ausmachen, einen Leib und eine Seele bilden. Daraus würde nun folgen, daß, wer die Ratte oder, mit andern Worten, den Minister angriffe, der Feind der Bildsäule wäre, u. s. w.

Zwar könnte man sehr wohl die Ratte vertreiben, ohne die Bildsäule zu beschädigen: man dürfte diese nur recht rütteln, und

die Ratte müßte zuletzt von selbst davonlaufen. Oder man könnte allenfalls eine tüchtige Katze auf die Ratte hetzen. Allein dies Mittel scheint mir ein wenig gefährlich: die Katze würde unfehlbar die Ratte erlegen, allein es könnte leicht kommen, daß es der Katze nachher an dem errungenen Platze zu sehr behagte, und sie nicht wieder weichen wollte. Und am Ende, wo fände man wohl eine so recht hellsehende und grundehrliche Katze?

Ungeachtet Fräulein v. l'Espinasse kein, uns wenigstens bekanntes, Werk (*) hinterläßt, hat doch ihr Tod eine Art von Revolution in unserer Literatur hervorgebracht. Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit, war es ihr gelungen, in ihrer Wohnung eine sehr zahlreiche, sehr mannigfaltige und sehr emsige Gesellschaft zu versammeln. Ihr Zirkel erneuerte sich täglich von fünf bis neun Uhr Abends. Man war sicher, darin auserlesene Männer aus allen Ständen, von der Kirche, vom Hofe, vom Militär, und die ausgezeichnetsten Ausländer und Gelehrten zu treffen. Jedermann gesteht ein, daß, wenn der Name D'Alemberts, mit welchem Fräulein v. l'Espinasse seit mehrern Jahren zusammen lebte, dieselben anfänglich herbeigezogen, sie sie allein festgehalten habe. Sie kannte kein anderes Bestreben, als diese Gesellschaft zusammen zu halten, deren Seele und Zauber sie war, und hatte diesem Bestreben alle ihre Neigungen und Privatverbindungen untergeordnet. Selten nur besuchte sie das Schauspiel oder weilte sie auf dem Lande, und wenn sie eine Ausnahme von der Regel machte, so ward Paris im Voraus von diesem Ereigniß unterrichtet. Ihre Feinde machten ihr thörichter Weise den Vorwurf, daß sie sich in eine Menge sie nichts angehender Angelegenheiten gemischt, und durch ihre Intriguen besonders, jenen philosophischen Despotismus begünstigt habe, den die Kabale der Kopfhänger D'Alembert in der Akademie auszuüben beschuldiget. Warum sollten die Weiber, die in Frankreich über alles entscheiden, nicht ebenfalls über die Auszeichnungen in der Literatur entscheiden? Ist es etwa schwerer, einen Akademiker, als einen Staatsminister oder einen Feldmarschall, zu machen? Und wie

(*) Man hat ihre Briefe an den Grafen v. Guibert, den die deutsche Uebersetzerin beständig den Obrist Gilbert nennt.

kann man seine Bewunderung dem einzeln dastehenden Weibe versagen, die ihre Gewalt und ihre Gunst bloß der Gewandheit und den Hülfsquellen ihres Geistes verdankt?

Alle Gerüchte, welche Neid und Bosheit von Fräulein von l'Espinasse verbreitet, haben nicht den Eindruck verwischen können, welchen sie von ihrem Geiste hinterlassen hat. Nie besaß man mehr gesellige Talente; so war ihr im höchsten Grade die so schwere und köstliche Kunst eigen, den Geist Anderer geltend zu machen, ihn aufzuregen und ihm Spielraum zu verschaffen, ohne den mindesten Zwang, ohne alle äußerliche Anstrengung. Sie verstand es, die verschiedensten und oft entgegengesetztesten Gattungen von Geist zu paaren; mit einem leicht hingeworfenen Wort nährte sie die Unterhaltung, fachte sie dieselbe an und varirte sie nach Willkühr. Nichts schien ihr fremde zu seyn, oder ihr zu mißfallen; nichts, was sie nicht angenehm zu machen wußte; Politik, Religion, Philosophie, Mährchen, Tagesneuigkeiten, nichts wurde aus ihrer Unterhaltung verwiesen, und, Dank sey es ihren Talenten, die kleinste Anekdote fand auf die natürlichste Art von der Welt den Platz und die Aufmerksamkeit, deren sie werth seyn konnte. Nie schmachtete die allgemeine Unterhaltung, so wie es auch wieder erlaubt war, gruppenweise mitunter zu plaudern. Allein der Genius des Fräuleins v. l'Espinasse war allenthalben gegenwärtig, und man hätte fast sagen mögen, daß der Zauber irgend einer unsichtbaren Macht jedes einzelne Privat-Interesse auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurückführte.

Um die Unterhaltungskunst bis zu einer solchen Höhe zu erheben, ist es unstreitig nicht genug, daß man mit vielem Geist und einer großen Geschmeidigkeit des Charakters geboren sey, sondern man muß auch Gelegenheit gehabt haben, durch Weltverkehr seine Talente frühzeitig auszubilden. Und dies hatte Fräulein von l'Espinasse mit großem Erfolge im Hause der Marquise du Deffand gethan, deren Gesellschaftsfräulein mehrere Jahre hintereinander sie gewesen war; vielleicht gar entzweite sie sich mit dieser aus keinem andern Grunde, als weil sie es mit zu vielem Erfolg that. Indessen könnten auch leicht andere Ursachen an der Entzweiung Schuld gewesen seyn, denn es ist auffallend, daß Fräulein v. l'Espinasse weit mehr von ihren Bekannten, als von ihren Freunden, betrauert und vermißt wird. Kann man indessen alle Talente und alle Tugenden zugleich besitzen?

Der Name des Fräuleins v. l'Espinasse ist sehr bekannt in Frankreich, allein es war nicht der ihrige; sie war die natürliche Tochter der Frau v. Albon, die es nie gewagt hat sie anzuerkennen, und von der sie nie die geringste Wohlthat hat annehmen wollen, seit dem Augenblick, wo der höhere Werth der ihr verweigerten Wohlthat ihr einleuchtete. D'Alemberts Vorstellungen, selbst das Beispiel von dessen Muth (*), haben sie nie über das Unglück ihrer Geburt zu trösten vermocht. Sie war mit außerordentlich reizbaren Nerven geboren. Obgleich ihr Gesicht nie etwas Jugendliches hatte, und sie bereits über die Jahre der Liebe hinaus war, ist man doch überzeugt, daß sie als Opfer einer unglücklichen Liebe gefallen ist: dies sey, sagt man, die fünfte oder sechste ihres Lebenslaufes gewesen. Und nun sage mir noch Einer, daß man bei der Philosophie und den Philosophen mehr Sicherheit finde, als bei der Gnade und dem Beichtvater!

Ihr Testament ist etwas originell. Sie hat D'Alembert ihre Mobilien, Haarlocken allen ihren Getreuen, und ihre zu bezahlenden Schulden dem Erzbischof von Toulouse vermacht. Nur erst nach ihrem Tode hat man die Entdeckung gemacht, daß Madam Geoffrin ihr seit mehrern Jahren eine Pension von tausend Thalern zahlte.

Hier ein wunderlicher Zug aus Montesquieu's Leben, den mir dessen Freund, der Abbe Quesnel, wohl zwanzigmal erzählt hat: Er hatte diesen, bei seiner Abreise aus Paris nach seinem Gute, ersucht, über die Erziehung seines Sohnes, den er so eben auf das Gymnasium Harcourt gebracht hatte, ein wachsames Auge zu haben. Nach seiner Rückkehr hatte er nichts Eiligeres zu thun, als daß er den würdigen Geistlichen besuchte, und sich bei ihm nach seinem Sohne erkundigte: Seine Sitten? — Lassen nichts zu wünschen übrig. — Sein Charakter? — Sanft und verträglich; er ist von allen seinen Cameraden geliebt. — Bis dahin schien das väterliche Herz mit Wonne erfüllt. Der Abbe glaubte

(*) D'Alembert selbst war der Sohn der geistreichen Aebtissin v. Tencin und des Theaterdichters Destouches, der auch einmal den Gesandschaftsposten in London bekleidet hatte. Daher in Rameaus Neffe der Irrthum Göthe's, der diesen Destouches mit dem Componisten gleiches Namens verwechselt.

noch die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß die Lehrer des Jünglings mit dessen Fleiße ungemein zufrieden wären, daß er viel Neigung für die Wissenschaften, und besonders für die Naturgeschichte verrathe, worin er für sein Alter erstaunliche Fortschritte gemacht habe. Bei dieser Aeußerung ward Montesquieu todtenbleich, und warf sich in einen Armstuhl mit allen Zeichen eines großen Schmerzes. "Ach! mein Lieber, Sie geben mir den „Todesstoß, alle meine Erwartungen sind dahin! Sie wissen, „was ich mit dem Kinde vorhatte, die Stelle, die ich ihm be- „bestimmte. Das alles ist nun vergeblich. Nichts wird aus ihm „werden, als ein bloßer Gelehrter, ein Sonderling, ein Original, „wie ich" . . . . . Die Hälfte der Prophezeihung ist wenigstens in Erfüllung gegangen: der junge Baron v. Montesquieu führt ein glanzloses Leben auf seinen Gütern, bloß mit Würmern, Schmetterlingen und Messen beschäftiget; denn zu seiner Neigung für die Naturgeschichte ist eine übertriebene und kleinliche Kopfhängerei hinzugekommen.

Schreiben J. J. Rousseau's an die Wärterin seiner Kindheit.

Montmorency, den 22. Juli 1761.

Dein Schreiben, meine liebe Jakobine, ist zur Erheiterung meines Herzens in dem Augenblick angelangt, wo ich mich außer Stande befand, darauf zu antworten. Ich benutze geschwind einen ungetrübten Augenblick, um Dir für Dein Andenken und Deine Liebe, die mir stets theuer seyn wird, zu danken. Ich, für mein Theil, habe nie aufgehört, Dein zu gedenken und Dich zu lieben. Oft habe ich bei mir selbst in meinen Leiden gesagt, daß, wenn meine gute Jakobine nicht auf mich so viele Sorgfalt, als ich klein war, verwendet hätte, ich, als ich groß geworden, weniger Leiden zu bestehen gehabt haben würde. Glaube es mir, daß ich nie aufhören werde, an Deiner Gesundheit und Deinem Glück auf das zärtlichste Theil zu nehmen, und daß es stets eine wahre Herzenslust für mich seyn wird, von Dir selbst Etwas zu vernehmen. Gott befohlen, meine liebe und gute Jakobine. Von meiner Gesundheit sage ich Dir nichts, damit Du Dich nicht

betrübest. Der gütige Gott erhalte Dir die Deinige, und überhäufe Dich mit allen Segnungen, so Du Dir wünschest.

Dein armer und Dir lieber Hans Jakob, der Dich von ganzem Herzen umarmt.

Rousseau (*).

Germain François Poulain v. Saint-Foix, geboren zu Rennes 1703, Historiograph des heiligen Geistordens, ist zu Ende Juli zu Paris verstorben. Die Literatur verdankt ihm mehrere schätzenswerthe Arbeiten. Sein Theater, obgleich von einer geringfügigern Gattung, als die unserer großen Meister, liefert mehrere Gemälde von einer sinnreichen Komposition, von einer anmuthigen und geistvollen Manier. Das Orakel und die Grazien werden sich lange Zeit auf der Französischen Bühne mit Recht behaupten. Seine Versuche über Paris und seine Geschichte des heiligen Geistordens enthalten eine Menge beachtungswerther Nachforschungen und gewürzter Anekdoten. Saint-Foix Styl ist überhaupt einfach und rein, natürlich und bestimmt. Dieses Verdienst kann man nicht hoch genug anschlagen, seitdem das Haschen nach Schöngeisterei, der metaphysische Schnickschnack, und das krampfhafte Streben nach Schwung und Genie denselben so selten gemacht haben.

Saint-Foix Charakter bildete mit dessen Werken den seltsamsten Kontrast. Der Verfasser der Grazien war wohl der trockenste und unumgänglichste Sterbliche unter dem Monde. Jedermann kennt sein Abenteuer mit dem Ludwigsritter, wie er sich um eine Bavaroise schlug, einen derben Degenstoß in die Rippen bekam, und dessen ungeachtet beharrlich behauptete, daß eine Bavaroise ein hundsföttisches Mittagsbrod sey. Er hat in seinem Leben zwanzig Händel um nicht gewichtigere Veranlassungen gehabt; und immer unglücklich, hat ihn nichts von einer so wunderlichen und bei Gelehrten so seltenen Laune heilen können.

So wie seine Schriften mit seinem Charakter in Widerspruch standen, so fand dasselbe Verhältniß in Absicht seiner Neigungen Statt. Saint-Foix Produkte insgesammt, wenigstens die seiner Phantasie, tragen das Gepräge der Leichtigkeit und Lieblichkeit,

---

(*) Welch ein liebes Briefchen eines wahrhaft großen Mannes.

und alle seine literärischen Aussprüche wären von einer ausschließlichen, ja ungerechten Strenge und Härte. Nur Werke von strenger und kräftiger Zeichnung fanden Gnade vor seinen Augen. Corneille war sein Abgott. Racine hatte, seiner Ansicht nach, zu viel Weiches und Süßliches. Gegen Heinrich IV. hatte er, ich weiß nicht warum, die entschiedenste Abneigung gefaßt; und eine der letzten Beschäftigungen seines Alters bestand darin, daß er eine große Menge von Materialien sammelte, welche er dazu gebrauchen wollte, den allgemeinen Enthusiasmus, womit ganz Frankreich jenen guten König verehrt, zu vernichten.

Saint-Foix Ansichten von der Religion waren höchst frei. Er verabscheute deren Priester, aber liebte darum nicht die Freidenker mehr, und pflegte gern die Lektion zu erzählen, welche einst sein Vater ihm über die Gefahren einer zu kecken Philosophie ertheilte. Dieser rechtliche Greis hatte in Erfahrung gebracht, daß sein damals noch sehr junger Sohn mit einigen seiner Spielgenossen den Vorsatz gefaßt habe, die heiligsten Gegenstände unserer Verehrung öffentlich anzugreifen. Er ließ ihn kommen, sprach mit ihm über die Unternehmung sanft und nachsichtsvoll, brachte ihn sogar dahin, daß er ihm die Beweggründe zu einem solchen Betragen eingestand, und, nachdem er ihn mit vieler Gelassenheit angehört hatte: Mein Sohn, sagte er ihm, schau hin auf jenes Cruzifix: dieser Mann war ein Gerechter; siehe, wie man ihn behandelte, und gehe in dich .... Noch nie hatte der Anblick eines Cruzifixes eine so schnelle und weniger wunderartige Bekehrung bewirkt.

Bei der ersten Vorstellung der Philosophen (*) trat der Generalpächter Villemorien gar emsig auf Saint-Foix zu, und sprach: Nun, Sie haben die Philosophen gesehen! Ist das nicht erzspaßhaft? — Lange nicht so, wie Turcaret, erwiederte der Bretagner Edelmann in dem ihm eigenen abstoßenden und langsamen Ton ..... Man weiß, daß die Generalpächter, dem Verfasser des Turcaret, Le Sage, hunderttausend Franken geboten hatten, um dies Stück nicht auf die

(*) Eine Comödie Palissot's voller persönlicher Satyre gegen die berühmtesten Denker seiner Zeit.

Bühne zu bringen; allein, obgleich er arm war, zog er dennoch seine Rache dem Geld-Interesse vor.

1777.

Sedaine (*), der seine Personen stets mit der freimüthigsten Wahrheit redend eingeführt, hat sich über die Maßen in der Danksagung angegriffen, welche er, im Namen der Thiere des Forstes von Montbard, an den berühmten Künstler Pajou für die auf Befehl des Grafen v. Angivilliers von demselben ausgeführte schöne Bildsäule Buffons gerichtet hat. Hier ist sie:

In dem Forste von Montbard,
von Seiten der Thiere des Erdballs.

"Mensch Pajou! wir sagen dir Dank! Wir wußten nicht, „wie wir es anfangen sollten, um dem Menschen Buffon dafür, „daß er uns gemalt hat, unsere Erkenntlichkeit abzustatten; und „Du, mit deinem Instinkt, deinem Meissel und einem Stein, du „hast unsere Empfindungen und seine Gestalt dargestellt; du hast „eine Idee gegeben von seiner Intelligenz eben so vollkommen, „als er die unsrige dargestellt hat, mit seinem Scharfsinn und der „Feder Eines aus unserer Mitte.

„Weißt du wohl, daß, um die Erkenntlichkeit der Thiere aus„zudrücken, man kein Dummkopf seyn muß? Die unsrige ist rein, „nicht, wie die eurige, durch Eigenliebe befleckt.

„Wenn wir eine Wohlthat empfangen, glauben wir nicht, sie „verdient zu haben.

„Das sagen wir nicht deinetwegen, denn Du mußt ja seyn „wie der Mensch Buffon, gut und bieder. Ihr hättet alle beide „eigentlich uns angehören müssen; da wärst du ein Löwe, er wäre „ein Adler gewesen. Gott befohlen!"

(*) Ein armer Maurerjunge, der durch seine Arbeit seine kleineren Geschwister ernährte, sich nachher durch originelle komische Opern zu literärischen Ehrenstellen emporschwang, und stets ein Biedermann war.

Gemälde der Marquise du Châtelet, gezeichnet von ihrer Freundin, der Marquise du Deffant (*).

Man denke sich eine lange und dürre Frau, ohne Hintern, ohne Hüften, mit eingefallner Brust, mit zwei höchst winzigen weit auseinander stehenden Auswüchsen daran, dicken Armen, dicken Beinen, ungeheuern Füßen, einem ganz kleinen Köpfchen, einem eckigten Gesicht, einer spitzigen Nase, zwei kleinen meergrünen Aeugelein, mit schwarzem, rothem und erhitztem Teint, mit lippenlosem Munde, mit weit auseinander stehenden und außerordentlich schadhaften Zähnen. Das ist das Bild der schönen Emilie, womit sie dermaßen zufrieden ist, daß sie alles aufbietet, um es recht ins Licht zu stellen: Frisur, Schnörkel aller Art, Edelsteine und Glaswaaren — alles ist verschwenderisch benutzt; allein da sie der Natur zum Trotz schön seyn und ihren Vermögensumständen zum Hohn prachtliebend erscheinen will, so muß sie oft Strümpfe, Hemden, Schnupftücher und andere solche Kleinigkeiten entbehren.

Ohne Talente geboren, ohne Gedächtniß, ohne Geschmack, ohne Phantasie, hat sie sich in die Geometrie geworfen, bloß um über andere Frauen hervorzuragen, überzeugt, daß in die Augen stechende Seltsamkeit stets Ueberlegenheit ertheilt. Jedoch hat die Hitze, mit welcher sie öffentlich aufgetreten ist, ihr ein wenig geschadet. Ein gewisses unter ihrem Namen dem Publikum gegebenes, und von einem Lump ihr streitig gemachtes Buch hat einigen Argwohn erweckt; ja, man ist so weit gegangen, zu sagen, daß sie bloß Geometrie studire, damit sie ihr eigenes Werk verstehen lerne. Ihre Gelehrsamkeit ist ein schwer zu lösendes Problem. Sie spricht von ihrer Wissenschaft, wie Sganarelle lateinisch in Gegenwart derer sprach, die davon nichts verstanden. Schön, prachtliebend, gelehrt, fehlte ihr nur noch der Rang einer Prinzessin; auch ist sie es geworden, nicht durch Gottes Gnade, nicht durch die Gnade des Königs, sondern durch eigene. Man betrachtet sie als eine Theaterprinzessin, und fast hat man es vergessen,

(*) Dieses ganz geistlose und lügenhafte Produkt übersetze ich bloß als einen neuen Beweis von der moralischen Schlechtigkeit eines Weibes, dessen Briefwechsel mit Horaz Walpole nichts als das hohle Geschwätz einer ganz gemeinen und boshaften Klätscherin enthält.

daß sie eine Frau von Stande ist. Man hält die Existenz der göttlichen Emilie für eine Art Blendwerk; sie hat so lange daran gearbeitet, das zu scheinen, was sie nicht war, daß man gar nicht mehr weiß, was sie wirklich ist. Selbst ihre Gebrechen mögen ihr wohl nicht natürlich seyn, und könnten leicht mit ihren Ansprüchen in Beziehung stehen: ihr Mangel an Lebensart und ihre Unbesonnenheit — mit ihrem Prinzessinnenstand; ihr trockenes Absprechen und ihre Zerstreutheit — mit ihrem Gelehrtenstand; ihr kreischendes Gelächter, ihre Verzerrungen und Fratzen — mit ihrem Stand als hübsche Frau. Indessen möchten wohl so viele befriedigte Ansprüche noch nicht hingereicht haben, sie so berüchtigt zu machen, als sie es zu seyn wünschte: denn, nur durch Anrühmen gelangt man zur Berühmtheit; und dies gelang ihr dadurch, daß sie die erklärte Mätresse Voltaire's ward. Er heftet die Augen des Publikums auf sie, er macht sie zum Gegenstande der Plauderei traulicher Zirkel; ihm hat sie es zu verdanken, wenn sie in der Nachwelt fortlebt, und unterdessen verdankt sie ihm das, was in dieser Welt nicht verhungern läßt.

Der Präsident v. La Monnaye verband mit der sanftsten Außenseite eine Schalkheit, die eben dadurch um so pikanter wurde. Er war sehr dick. Als er einst im Parterre der Oper war, schien seine Wohlbeleibtheit einem seiner Nachbarn so unbequem, daß dieser ganz laut sagte: Wenn man auf eine gewisse Art gebaut ist, sollte man nicht hieher kommen. — Mein Herr, erwiderte ihm der Präsident gar sanft, die Plattheit ist nicht Jedermann gegeben.

Orthographie des Marschalls v. Sachsen:

Se la mallet comme une Bage à un chat. Pourcoy nan aites vous pas? Je crains les ridicules, et se luy si man paret un etc. Die gesperrten Worte heissen: cela m'alloit comme une bague. — Pourquoi n'en êtes. — Celui-ci m'en paroit etc.

Schrei-

Schreiben des Abbe Galiani an Frau v. Epinay.

Wissen Sie wohl, meine theure Donna, daß ich mit dem Minister Sambucca in Geschäften des Königs gearbeitet habe, und daß ich der Arbeit, den Verdrießlichkeiten und Teufeleien fast unterliege? Allein was Sie nicht wissen, ist, daß ich einen kleinen Abstecher nach Salerno gemacht, und dabei im Wagen, da ich nichts Besseres zu thun wußte, ein Buch verfertigt habe. Es ist von Anfang bis zu Ende fix und fertig, da bereits die Ueberschriften der Kapitel ganz vollständig sind. Mögen Sie nun dieselben ausfüllen, was ein wahres Kinderspiel ist, da sie sich von selbst ausfüllen. Die Idee zu diesem Werke ist mir nach Durchlesung des Grotius (ach! was schwatzt der Mann ins Gelag hinein!), welche ich von Amtswegen verrichten mußte, eingefallen:

I. Buch.

Von dem Instinkt und den Gewöhnungen des Menschen, oder Grundsätze des Natur- und Völkerrechts. —

Hinc omne principium huc refer exitum. London, 1777.

Vorrede.

Vom Instinkt des Hungers.

Vom Instinkt der Liebe.

Vom Instinkt der Eifersucht, als Prinzip der Kriege.

Vom Instinkt der Rache, als einem andern Prinzip der Kriege.

Vom Instinkt und der Uebung der Gewandheit und der Kraft, als einem dritten Prinzip der Kriege und kriegerischen Spiele.

Vom Instinkt der Scham, als Prinzip der Dezenz und Artigkeit.

Vom Instinkt der Leichtgläubigkeit, als Prinzip der falschen Arzneikunde und falschen Religion.

Vom Instinkt des Schreckens, als einem andern Prinzip der falschen Religion.

Vom Instinkt der älterlichen Liebe.

Vom Instinkt der kindlichen Liebe. Nachzuforschen, ob sie von Natur dem Menschen inwohnet.

Vom Instinkt der Veränderlichkeit und Freiheit, als Prinzip der Auswanderungen und der Bevölkerung der Erde.

II. Buch.
Von dem Völkerrecht.

Von der Ortsgewöhnung, als Prinzip des Eigenthumsrechts.
Von der Gewöhnung an eine und dieselbe Frau, als Prinzip der ehelichen Pflichten.
Von der Gewöhnung an die Subordination, als Prinzip der väterlichen Gewalt und aller Regierungsformen.
Von der Gewöhnung an Vertrauen, als Prinzip der gesellschaftlichen Pflichten und der Verträge.
Von der Gewöhnung an Mißtrauen, als Prinzip der Verletzungen der Verträge, so wie der Kriege.
Von der Gewöhnung an Lug und Trug, als Prinzip der ungesitteten Völker.
Von der Gewöhnung an Knechtschaft.

III. Buch.
Von den ursprünglichen und allgemeinen bürgerlichen Gesetzen.

Epigramm
auf den vor der Thüre der Akademie angelegten Rasenplatz.

Vor'm Hungertode sicher ist's Genie,
und wohl versorgt ist die Akademie:
Vor ihrer Thür prangt jetzt der schönste Rasen,
damit sie ganz gemächlich könne grasen.

Der Pater Griffet sagt in seinem Leben des letztern Dauphins: Die Frauen haben eine so lebhafte Phantasie, einen so beschränkten und oberflächlichen Verstand, daß ihr Urtheil eben nicht von großem Gewicht seyn kann, es müßte denn von der Form und der Farbe des Putzes die Rede seyn. — Das ist erbärmlich und bei weitem nicht so sinnreich, als der Einfall des Neapolitanischen Gesandten; er behauptet, daß die Pariser Weiber bloß mit dem Kopfe lieben, und bloß mit dem Herzen denken.

Die Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen der höchstseligen Königin waren äußerst einfach und einförmig; sie hing knechtisch an der Tagesordnung, und alles, was diese Ordnung stören konnte, verursachte ihr Trübsinn und üble Laune. Als eines Abends der Graf v. Maurepas in den Saal trat, wo der gesammte Hof der Königin vereinigt war, und auf allen Gesichtern nichts als Langeweile und Verlegenheit gewahrte, forschte er nach der Veranlassung. — Ei, wissen Sie nicht, gab man ihm zur Antwort, daß heute der erste Trauertag ist? Da darf man nicht spielen, und Ihro Majestät haben Langeweile .... Aber Pikett? erwiederte der Graf mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, Pikett gehört zur Trauer. — Nun wiederholte der gesammte Hof, Pikett gehört zur Trauer; man gab der Königin davon Nachricht, und auf einmal schwand jedes Wölkchen am Horizont.

Einen unersetzlichen Verlust haben die Künste in der Person Colalto's erfahren, der den Pantalon in der Italienischen Comödie spielte. Er verband mit dem Verdienste eines trefflichen Schauspielers auch das Talent mehrere reizende Theaterstücke gedichtet zu haben, unter andern die Drillinge, welches in der höchsten Vollkommenheit intrigirt, voll origineller Situationen und ächter Komik ist. Unter der lächerlichsten und scheuslichsten Maske drückte er jedes Gefühl, jede Leidenschaft mit großer Wärme und Wahrheit aus; sein Talent siegte über die Unwahrscheinlichkeit des Kostums und der Rolle. In dem eben angeführten Lustspiele, wo er mit entblößtem Gesicht spielte, hat man gesehen, wie er die vollendetste Täuschung hervorbrachte, umschichtig verliebt, leidenschaftlich, störrisch und rauh, albern und blödsinnig, und das mit einer solchen Magie, erschien, daß die an sein ganzes Wesen gewöhntsten Augen Mühe hatten, ihn wieder zu erkennen.

Sein persönlicher Charakter war von einer seinem Stande ziemlich ungewöhnlichen Bescheidenheit und Einfachheit. Er kannte kein höheres Glück, als friedlich im Schooße seiner Familie zu leben, und den Unglücklichen, welche der Zufall ihm zuführte, wohlzuthun. Er ist an den Folgen einer sehr langwierigen und schmerzlichen Krankheit gestorben. Seine Kinder, die nicht einen Augenblick sein Schmerzenslager verließen, haben ihn in ihren Armen erlöschen sehen. Er hat ihre zärtliche Pflege tief em-

pfunden, und seine letzten Worte haben ihnen seinen Dank verkündiget. Seine Augen verweilten auf einem Kupferstiche, den von seinen Kindern gepflegten Gichtbrüchigen vorstellend, unter welchem folgende Verse standen:

Spiegelt sich die Wahrheit selbst
in den Zügen dieses Bildes,
o, wie weislich that der Künstler,
der die Scen' aufs Land verlegte!

Meine Kinder, sagte zu ihnen der Sterbende mit schwacher Stimme, der Verfasser dieser Verse kannte Euch nicht.

Schreiben aus Ferney, den 12. Oktober 1777.

Sie wünschen gewiß, gnädige Frau, die wahre Geschichte der Pilgerreise zu erfahren, welche Barthe (*) nach Ferney gemacht hat, und Sie werden daraus ersehen, wie, indem man sein Heil zu machen gedenkt, man oft nur seine Verdammniß befördert.

Denken Sie sich also, gnädige Frau, daß Barthe ganz eigens von Marseille herkommt — um Voltaire zu besuchen? . . . Nein, um ihm sein Lustspiel vorzulesen, ein Lustspiel in Versen und in fünf Akten, betitelt: der Persönliche! Nur unter dieser Bedingung entschließt er sich zur Reise, und der ganze Handel wird vorher abgemacht. Herr Moulton war Unterhändler gewesen. Sie wissen, wie Voltaire diesen liebt, daher auch alle Bedingungen zugestanden worden waren. Nun treffen sie beide in Ferney ein; der alte Patriarch empfängt sie aufs Schönste — und die Vorlesung beginnt. Denken Sie sich hier Barthe mit einem Auge auf sein Manuskript geheftet, und wie das mit einer Lorgnette bewaffnete andere Auge ängstlich im Kreise herumirrt, um die Blicke der Versammlung und besonders des Hauspatrons zu erspähen. Bei den zehn ersten Versen schneidet Voltaire schon so gräßliche Gesichter, daß sie jeden andern Vorleser, als Barthe, erschreckt haben würden. In der Scene, wo der Bediente erzählt, wie sein Herr ihm habe einen Zahn ausziehen lassen, bloß um die Ge-

(*) Ein Mann von Geist, allein von schwerumgänglicher und heftiger Gemüthsart, und vielleicht der persönlichste Sterbliche unter dem Monde.

schicklichkeit des Zahnarztes zu erproben, unterbricht ihn Voltaire mit ein paar fürchterlichen Augen und aufgesperrtem Munde: Was! einen Zahn — aus dem Munde? ... So, so! — Einen Augenblick darauf sagt einer der Redenden: Sie lachen. — Was! er lacht? — Jawohl; wäre es vielleicht nicht am schicklichen Orte? .... O nein, erwiderte Voltaire, man thut immer gar wohl daran, wenn man lacht. ... Der ganze Akt verstreicht ohne den leisesten Beifall, ja ohne eine Spur nur von Lächeln; und als nun der zweite beginnen soll, ergreift Voltair'n ein schreckliches Gähnen; ihm wird übel; er bedauert von ganzem Herzen .... schlüpft in sein Arbeitszimmer, und läßt den armen Barthe der Verzweiflung zur Beute. Es war verabredet worden, daß er in Ferney die Nacht über verweilen sollte. Madam Denis zieht Herr Moulton bei Seite, und spricht zu ihm: „Die Sache wird zu ernstlich: der gute Mann darf schlechterdings „hier nicht zu Nacht speisen; mein Oheim führe aus der Haut, „würde ihm eine Scene machen, und nie würde ich mich darüber „trösten können ...." Alles Gepäck wird geschwind wieder in den Wagen geschoben, und nun gehts ganz trübselig nach Genf zurück. — Er ist nicht gut gelaunt. — Nein, warlich nicht; allein Sie haben auch nichts gethan, was mich hätte etwas heben können; Sie haben alle ein Todesschweigen beobachtet; nicht ein einzigesmal haben Sie gelacht. — Ei, wie ging das in Voltaire's Gegenwart an? Mit dem Eindrucke beschäftiget, den Sie auf ihn machten, glauben Sie, daß ich ein Wort von der Vorlesung gehört habe?

Denken Sie sich die Nacht, gnädige Frau, die man nach einem solchen Abenteuer zubringt. Zu einiger Herzenserquickung empfängt man am folgenden Tage ein recht artiges Zettelchen von Voltaire, welches inständigst um die Fortsetzung der Vorlesung bittet, und die ausdrückliche Versicherung ertheilt, daß der Zufall des vergangenen Tages ihn nicht wieder beschleichen solle. Welch ein Versprechen! Welche Persiflage! Trotz aller Ermahnungen, läßt sich Barthe zum zweitenmale bethören. Er kehrt nach Ferney zurück. Voltaire empfängt ihn noch freundlicher, als das erstemal; allein, nachdem er den ganzen zweiten Akt durchgegähnt hat, sinkt er beim dritten mit aller erdenklichen Feierlichkeit in Ohnmacht; und der bedauernswürdige Barthe muß wieder davon, ohne sein Stück ausgelesen zu haben, und, was ihn unstreitig am meisten

kostete, ohne daß er es hätte wagen dürfen, Jemand dafür abzuprügeln. Wahrscheinlich war sein Gemüth von dem erlittenen Unstern dermaßen gelähmt, daß es seiner Raserei Grenzen setzte. —

Ach! sagte Voltaire, als er uns die letzte Scene selbst erzählte, wäre der liebe Gott mir nicht zu Hülfe gekommen, so war es um mich geschehen.

Fräulein v. Eon (*) hat bloß unter der Bedingung, Frauenkleider anzulegen, die Erlaubniß erhalten, sich wieder in Paris und Versailles zu zeigen. Ihre Haltung, ihre Geberden, alle ihre Gewöhnungen, und ihre Aeußerungen besonders, stechen wunderseltsam gegen ihren neuen Stand ab; und so einfach und sittsam auch ihr großes schwarzes Kopfzeug immer seyn mag, so läßt sich doch schwerlich etwas Auffallenderes, und, um es geradezu herauszusagen, etwas Unanständigeres, als Fräulein v. Eon im Weiberrock, denken. "Ich werde, sagte sie letzthin zu einer Dame, die ihr einige Rathschläge ertheilte, ich werde mich gewiß artig aufführen, „allein bescheiden und verschämt seyn, nein, das ist mir unmöglich. Ist es auch nicht seltsam, daß, nachdem ich so lange „Dragonerhauptmann gewesen, ich nun zur Kornette degradirt worden?" —

Von ihrer gesammten Korrespondenz mit Ludwig XV. ist folgender Zettel vielleicht das Merkwürdigste:

"Man hat mir sechszigtausend Franken dafür zum Lohne verheissen, wenn ich Sie aufheben und nach London entführen lasse; „allein ich habe meine Maaßregeln so getroffen, daß Sie diesen „Zettel drei Tage vor der Ertheilung des Befehls erhalten werden. Seyn Sie daher auf Ihrer Hut!" U. s. w.

(*) Wie viel Wetten sind nicht in England um das Geschlecht dieses, als Diplomaten, Krieger und Schriftsteller, wirklich ausgezeichneten Menschen angestellt worden! Er starb in London in einem hohen Alter, und der Oberwundarzt des jetzigen Königs von Frankreich, Elisée, der bei seiner Leichenbesichtigung und Sektion zugegen war, erklärte, Eon sey ein ganz vollständiger Mann. Um so räthselhafter wird dann die von Staatswegen ihm aufgelegte Vermummung, man müßte denn annehmen, daß Ludwig XV., der ihm sehr wohlwollte, nur diesen Ausweg wußte, um Eon der Ahndung diplomatischer Verstöße zu entziehen, wofür man ja kein — Weib bestraft.

Unter den so eben erschienenen Novitäten verdient die Apologie Shakespeare's gegen Voltaire, von Lady Montagu, vielleicht die meiste Aufmerksamkeit.

In dieser Schrift wird die Parteilichkeit Voltaire's mit einer weit empörendern Parteilichkeit bekämpft. Man beschuldiget ihn, daß er es wage, Shakespeare zu tadeln, ohne ihn zu verstehen, und, einige Einzelnheiten abgerechnet, worin ein Ausländer leicht irren konnte, endigt man damit, daß man der Mehrheit seiner Urtheile beistimmt. Denn thut man dies nicht in der That, wenn man zugiebt, "daß Shakespeare zu einer Zeit schrieb, wo alles „Wissen von Pedanterei strotzte, der Geist roh, der Scherz unge„hobelt war; .... daß Elisabeths Hof ein gelehrtes Kauder„wälsch redete, und dunkeln und verwickelten Wendungen nachjag„te; .... daß der König Jakob mit entschiedener Pedanterei ho„he Zügellosigkeit in Sitten und Sprache verband, und daß Sha„kespeare, entweder aus Herablassung zu dem Geschmacke des Pu„blikums, oder weil er selbst angesteckt war, oft in den allgemei„nen Modestyl verfällt, u. s. w.; daß er nicht gelernt hatte, wie „nur die schöne Natur und anständige Sitten der Nachahmung „und Darstellung würdig, u. s. w.; ... daß seine Stücke ge„macht worden, um in einer elenden Schenke und vor einer Ver„sammlung aufgeführt zu werden, die nicht die mindeste Idee von „Literatur hatte, und kaum der Barbarei entronnen war? u. „s. w."

Wie oft hat Voltaire nicht zugegeben, daß in allen Produkten Shakespeare's eine Menge mit einem Adel und einer Einfachheit geschriebener Stellen angetroffen werden, die keinesweges von der Verderbtheit des Geschmacks oder der Ruchlosigkeit der Sitten zeugen? Wie oft hat er nicht gestanden, daß die große Ueberlegenheit des Brittischen Dichters in der Kunst bestehe, Charaktere zu zeichnen, allen seinen Handlungen den höchsten Anstrich der Wahrheit zu geben, und, trotz den gröbsten und häufigsten Verstößen, die Haupteffekte hervorzubringen, welche die Schaubühne nothwendig verlangt? U. s. w.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß in der Schrift Lady Montague's viel Geist und Kenntnisse, und mitunter sehr sinnreiche Gedanken anzutreffen sind. Hier nur einer, der schon deshalb der Anführung werth ist, weil er auf mehr als einen Gegenstand angewendet werden kann: "der Pedant, der mit großen Kosten die

„Arbeitslampe eines berühmten Philosophen erkaufte, in der Hoff-
„nung, daß seine Werke die nämliche Berühmtheit erlangen wür-
„den, war nicht viel lächerlicher als jene Dichter, die sich einbil-
„den, daß ihre Dramen vollkommen seyn müssen, weil sie diesel-
„ben nach der Pendeluhr des Aristoteles gerichtet haben (*)."

Nie vielleicht hatte eine Person von mittelmäßigen Vermögensumständen, und die bloß im Privatstande lebte, so viel Ansprüche an das Andenken der Gesellschaft, als Madam Geoffrin; kaum ist sie jedoch von der Weltbühne abgetreten, als sie auch sogleich vergessen worden; und ohne die Huldigung, welche drei Gelehrten ihrem Gedächtnisse gezollt haben, würde das Daseyn dieser sonderbaren und ehrwürdigen Frau bereits keine Spur mehr zurücklassen; so wahr ist es, daß das, was wir Gesellschaft nennen, ein gar leichtsinniges, gar undankbares und gar frivoles Ding ist.

Die erste ihrem Gedächtnisse gewidmete Schrift mit dem Motto:

Nulli flebilior quam mihi,

ist von Thomas; die zweite mit dem Motto:

Quid virtus et quid sapientia possit utile proposuit nobis exemplar,

vom Abbe Morellet, und die dritte, mit dem Motto:

Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis,

von D'Alembert. Um mit wenigen Worten den verschiedenen Charakter dieser drei Schriftsteller auszudrücken, hat man gesagt, der erste habe nachgedacht, der zweite erzählt, und der dritte geweint; allein durch ängstliches Streben nach Bestimmtheit verstößt man zuweilen wider die Wahrheit.

Thomas treffliche Schrift ist keines Auszuges fähig. Hier einige Züge aus Morellets Schrift: Ihre Freigebigkeit, besonders gegen unbemittelte Schriftsteller, war sehr groß. Oft besuchte sie dieselben bloß in dieser Absicht. Sie untersuchte ihr Ameublement, forschte, ob Dem vielleicht eine Pendeluhr fehle, Jenem ein Arbeitsschrank, merkte sich die Stelle, wo ein nützliches Möbel angebracht werden konnte, und dann hatte sie nicht eher Ruhe, als bis ihre Ideen ausgeführt waren. — Im Jahr 1760 gab sie D'Alembert eine jährliche Leibrente von 600 Franken, und seitdem hat sie eine neue Leibrente von 1800 Franken hinzugefügt, welche er in-

---

(*) Nur Schade, daß Aristoteles keine Pendeluhr hatte.

dessen erst nach dem Tode seiner Wohlthäterin genießen soll. Kurz vor ihrem Ende hat sie ihm noch eine jährliche Rente von 400 Franken vermacht, welche er, nach ihrer Bestimmung, zu Werken der Wohlthätigkeit verwenden muß. — Eine Augenkrankheit hinderte Thomas, sich seinen literärischen Beschäftigungen zu widmen; diesen Umstand benutzte sie, um ihm eine lebenslängliche Rente von 1200 Franken aufzudringen, und seitdem hat sie ihm noch ein Geschenk von 6000 Franken gemacht. — Auch dem Abbe Morellet, dem sie anfänglich abgeneigt war, schenkte sie eine jährliche Leibrente von 1200 Franken, bloß weil der Minister, für den er geschrieben, ihn im Stiche gelassen hatte.

Noch zwei Züge von ihrer ausnehmenden Herzensgüte: Sie hatte bei dem berühmten Bouchardon zwei Marmorvasen bestellt. Zwei Arbeiter desselben bringen sie zu ihr. Sie bemerkt, daß der Deckel der einen Vase zerbrochen ist. Ach! leider, erwiderten die Arbeiter; und unser Camerad, dem das Unglück zugestoßen, ist dermaßen darüber betrübt, daß er nicht gewagt hat, vor Ihnen zu erscheinen. Er ist recht sehr zu beklagen, denn erfährt es der Herr, so verabschiedet er ihn, und der arme Mann hat eine Frau mit vier Kindern .... Nun, nun, sagte Madam Geoffrin, laßt es nur gut seyn; ich will's nicht wiedersagen; sagt ihm nur, er solle sich beruhigen. — Kaum sind die Arbeiter fort, so sagt sie bei sich selbst: der arme Mensch hat gewiß viel Angst und Kummer ausgestanden, ich muß ihn nur zu trösten suchen. Sie ruft einen ihrer Bedienten: "Gehet zu Herr Bouchardon, fragt nach „dem und dem, gebt ihm die 12 Franken hier, und drei seinen „Cameraden, die mir von ihm so viel Löbliches gesagt haben."

Man machte ihr die Bemerkung, daß ihre Milchfrau sie schlecht bediene. — Ich weiß es wohl, sagte sie, allein ich kann sie nicht sitzen lassen. — Und warum nicht? — Weil ich ihr zwei Kühe geschenkt habe. — Man bespöttelt den sonderbaren Grund. Nun ja, sagte sie, sie verkaufte Milch vor meiner Thür: meine Leute erzählen mir, wie sie über den Verlust ihrer Kuh in Verzweiflung sey; und da sie mir die Nachricht zu spät hinterbracht hatten, so schenkte ich ihr zwei Kühe, die eine, um die verlorne zu ersetzen, die andere, um sie über den achttägigen Schmerz zu trösten. Nun sehen Sie ja wohl ein, daß ich sie nicht abdanken darf.

Man hat erzählt, sagt D'Alembert, wie thätig, wie ängstlich und halsstarrig Madam Geoffrins Herzensgüte war; allein nicht genug hat man das wiederholt, was ihrem Verdienste die Krone aufsetzt; nämlich je älter sie ward, um so lebendiger ward ihre Güte. Gewöhnlich wird man mit zunehmendem Alter besonnener, kälter und mißtrauischer. Madam Geoffrin fühlte innigst, daß die Menschen eher schwach und eitel als boshaft sind, daß man mit ihrer Schwäche Mitleid haben und ihre Eitelkeit ertragen muß, damit sie ebenfalls die unsrige ertragen. Ich nehme mit Vergnügen wahr, sagte sie, daß, so wie ich altere, ich güter werde, denn besser darf ich nicht sagen, weil meine Güte vielleicht mit meiner Schwäche zusammenhängt, so wie die Bosheit vieler. Ich habe das benutzt, was mir so oft der gute Abbe v. Saint-Pierre sagte, daß die Wohlthätigkeitsliebe des Biedermannes sich nicht darauf beschränken müsse, bloß Leidende zu unterstützen, sondern sie müsse sich auch bis zur Nachsicht ausdehnen, deren ihre Vergehungen so oft bedürfen; und ich habe daher, wie er, die beiden Worte mir zur Devise gewählt: Geben und vergeben.

Der leidenschaftliche Hang zum Geben, das nothwendigste Bedürfniß ihres Lebens, war ihr angeboren und quälte sie, so zu sagen, von ihren ersten Jahren an. Als sie noch ein Kind war, wenn sie am Fenster Unglückliche betteln sah, warf sie ihnen alles zu, was ihr unter die Hände kam, ihr Brod, ihre Tücher, ja ihre Kleider. Sie bekam deshalb oft Schelte, zuweilen gar Strafe, allein immer vergebens.

Ihren berühmten Freund Fontenelle zwang sie zu Werken der Wohlthätigkeit, was sie sonst nicht zu thun pflegte: Dieser Philosoph, wegen seines Geistes so berühmt, und wegen seiner Anmuth so gesucht, ohne Laster und fast ohne Fehler, weil er ohne heisses Blut und leidenschaftlos war, besaß auch nur die Tugenden einer frostigen Seele, die zuweilen der Anregung bedürfen. Madam Geoffrin besuchte ihn, und malte ihm mit Gefühl die Lage einiger Unglücklichen, denen sie beispringen wolle. Sie sind sehr zu beklagen, sagte der Philosoph, fügte dann einige Betrachtungen über das menschliche Elend hinzu, und fing an von andern Dingen zu reden. Madam Geoffrin hörte ruhig zu, und dann beim Abschiede sagte sie: Geben Sie mir funfzig Louisd'or für die armen Menschen. — Sie haben Recht, erwiderte dann Fontenelle, holte die funfzig Louisd'or, händigte sie

ihr ein, ohne dessen jemals wieder zu erwähnen, und war stets bereit, den folgenden Tag es eben so zu machen, sobald man ihn dazu auffordern würde.

Madam Geoffrin besaß alle Neigungen einer sanften und gefühlvollen Seele; sie liebte die Kinder leidenschaftlich, keines konnte sie ohne Rührung sehen, sie plauderte gern mit ihnen, fragte sie aus, und erlaubte nie, daß die Erzieherinnen derselben ihnen die Antworten in den Mund legten. Ich mag lieber, sagte sie, die Albernheiten des Kindes als die Ihrigen hören. . . Ich möchte wohl, setzte sie hinzu, daß man den Missethätern, die das Leben verwirkt haben, die Frage vorlegte: Habt ihr die Kinder geliebt? Gewiß antworten sie nein.

Immer mit denen beschäftiget, so sie lieb hatte, immer ihretwegen in Sorgen, suchte sie allem vorzubeugen, was das Glück ihrer Geliebten trüben konnte. Ein junger Mann (*), für den sie sich interessirte, bis dahin bloß seinen Studien lebend, ward plötzlich von einer so heftigen Leidenschaft ergriffen, daß Studium und Leben selbst ihm unerträglich wurden. Sie heilte ihn. Einige Zeit nachher bemerkte sie, daß eben der junge Mann ihr mit lebhafter Theilnahme von einem liebenswürdigen Frauenzimmer erzählte, welches er seit einigen Tagen hatte kennen lernen. Madam Geoffrin, die das Frauenzimmer kannte, begab sich zu demselben hin. Ich komme, sprach sie, Sie um eine Gnade zu bitten; äußern Sie gegen *** nicht zu viel Neigung oder Wohlgefallen, er würde Sie sonst zu lieb gewinnen, und unglücklich werden; ich würde es ebenfalls seyn, wenn ich ihn leiden sähe, und auch Sie würde es schmerzen, ihm Kummer gemacht zu haben. — Das rechtliche Frauenzimmer gelobte alles, und hielt Wort.

Ungeachtet aller ihrer Tugenden hatte Madam Geoffrin dennoch Feinde. Zwar waren es in der Regel nur weibliche, und auch nur wenige. Sah sie sich von Jemand gehaßt, so erregte dieser Haß ihr Mitleiden — allein nicht des Stolzes oder der Verachtung — sondern jenes Mitleid, welches beklagt und verzeihet. Finden Sie, sagte sie zu ihren Freunden, Leute, die mich hassen, so sagen Sie ja nichts zu meinem Lobe; sie würden mich

(*) D'Alembert selbst.

nur um so mehr hassen, ihre eigenen Qualen vermehren, und das mag ich ungern.

Nach dem Besuche des Marschalls v. Sachsen bei dem Könige von Preußen, richtete dieser folgendes Schreiben an ihn:

Potsdam 1749.

Gern, mein lieber Marschall, hätte ich Ihnen die Zeit angenehmer vertreiben mögen, als solches geschehen ist. Ich gestehe Ihnen, daß ich meine leidenschaftliche Wißbegierde den Rücksichten vorgezogen, welche ich auf Ihre Person und Ihre Gesundheit hätte nehmen sollen. Verzeihen Sie es mir, daß ich Sie so lange auf den Stuhl gefesselt, und Sie über Ihre gewöhnliche Zeit hinaus zum Wachen gezwungen habe. Ich wußte nicht, daß solches Ihnen beschwerlich fallen könnte. Ich bin ein so wackerer Alliirter Frankreichs, daß, weit entfernt, die Gesundheit seiner Helden zerstören zu wollen, ich weit lieber deren Leben zu verlängern wünschte.

Es war dieser Tage von Kriegesthaten die Rede, und man warf die schon so oft abgedroschene Frage auf, nämlich welche von den gewonnenen Schlachten dem Heerführer wohl am meisten Ehre mache? Einige versicherten, es sey die Schlacht von Almanza, andere entschieden für die Turiner; und ich behauptete, es sey derjenige Sieg, welchen ein mit dem Tode ringender Feldherr über die Feinde Frankreichs erfochten habe (*) .... Ich übergehe mit Stillschweigen alles, was Sie mir Verbindliches sagen. Der Zweck fast aller unserer Handlungen ist, den Beifall der rechtlichen Menschen und der großen Männer zu verdienen. Wenn ich in Ihr Gedächtniß das Andenken meiner Freundschaft eingegraben, so ist das gerade, was ich gewünscht habe. Talente stellen den Privatmann den Königen gleich; und, um mit nichts hinter dem Berge zu halten — die Vorzüge des persönlichen Verdienstes verdunkeln sehr oft die der höchsten Geburt. Nichts als Gesundheit wünsche ich Ihnen, denn es ist ja keine Art Ruhm, welche Sie sich nicht erworben hätten.

(*) Der Marschall v. Sachsen bei Fontenoi, wo er aus einer Sänfte heraus die Schlacht leitete.

1778.

Nein, die Erscheinung eines längst Begrabenen, eines Propheten, eines Apostels hätte nicht mehr Staunen und Verwunderung erregen können, als die unerwartete Ankunft Voltaire's in Paris. Dieses neue Wunder hat auf einige Augenblicke jedes andere Interesse in Schatten gedrängt, die Kriegesgerüchte, die Parlements-Intriguen, die Hofzänkereien, selbst den großen Hader der Gluckisten und Picciniſten erstickt. Der encyklopädische Hochmuth senkt bescheiden die hochgetragene Nase, die Sorbonne schaudert, das Parlement schweigt, die gesammte Literatur ist auf den Beinen, und ganz Paris zu den Füßen des Götzen hingeeilt. Kein Held des Jahrhunderts würde einen vollständigern und glänzendern Triumph gefeiert haben, hätte nur der Hof sich ebenfalls an den Zug angeschlossen. Man weiß sogar, daß ein Wort des Königs über diese unerwartete Rückkehr den süßen Rausch fast in einem Augenblick zerstört hätte. Der König fragte nämlich, ob der Voltaire'n vor langen Jahren ertheilte Befehl, nicht nach Paris zu kommen, aufgehoben worden? Obgleich der König nichts weiter hinzusetzte, so hatte man doch nichts Eiligeres, als Voltaire'n dies mit mancherlei widrigen Zusätzen zu hinterbringen. Der Greis empfand lebhaft die Kränkung, allein, da der König nie die Absicht gehabt, demselben wehe zu thun, und, Dank dem Eifer der Gräfin v. Polignac, welche die Königin huldreichst unterstützte, hat er sich bald wieder beruhiget.

Voltaire hat im Monat Februar und im fünf und achtzigsten Jahre seines Lebens diese Reise nach Paris in fünf Tagen zurückgelegt. Den Tag nach seiner Ankunft hat er die Huldigungen des gesammten Frankreichs empfangen, und dieselben beantwortet mit jener Geisteszartheit, jener Anmuth und Geschliffenheit, welche nur er noch allein aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. mit herübergenommen hat. Am Abend hat er den größten Theil seines neuen Trauerspiels Irene vorgelesen und deklamirt, und die ganze folgende Nacht mit Verbesserung der letzten Akte zugebracht. Zu Madam Vestris, der er die Rolle Irenens aufgetragen, und die am folgenden Morgen ihm ihre Aufwartung machte, sagte er: Ich bin die ganze Nacht über mit Ihnen beschäftigt gewesen, und so, als zählte ich erst zwanzig Jahr. — Das alles verhindert jedoch nicht, daß er nicht alle Augenblick wiederholt, er sey tod oder im Sterben, und daß er sich nicht im

ganzen Ernste darüber ärgert, wenn man es wagt, ihm zu versichern, wie er noch voller Kraft und Leben sey.

Er hat nebst seiner Nichte Denis bei dem Marquis v. Villette seine Wohnung aufgeschlagen, um sich nicht von Belle et Bonne (*) zu trennen, welche er über die Maßen lieb hat. Dort treibt er sein Wesen in einem Kabinet, das mehr dem Boudoir der Wollust als dem Heiligthum der Musen gleicht.

Seitdem Voltaire in Paris ist, haben wer weiß wie viel Priester Ruhm und Pfründen auf die Hoffnung gebaut, die Werkzeuge der Bekehrung eines so berühmten Mannes zu werden. Mehrere schon haben sich bei ihm gemeldet und um den Vorzug gebeten, auf den Fall, daß er Lust zu beichten hätte. Einer dieser Herren, kecker oder auch vielleicht hungriger als die andern, hat sich mit Gewalt zu Voltaire eingedrängt in dem Augenblick, wo dieser in seinem Zimmer ganz allein war, hat sich ihm vor seinem Bette zu Füßen geworfen und in Hebräischem Styl zu ihm gesprochen: Im Namen des Himmels, höret mich; ich will für euch zum Sündenbock werden, und alle eure Missethaten auf mich laden; aber beichtet hier auf der Stelle, und erzittert vor dem Gedanken, daß ihr den einzigen Augenblick verscherzet, den euch die Gnade übrig läßt, u. s. w. — Der Greis war gerade in einer heitern Stimmung; er hat ihm geduldig zugehört und ihn gefragt: wer schickt euch zu mir? — Wer mich schickt? Gott selbst hat mich gesandt. — Wohlan denn, lieber Abbe, so zeigt mir euer Beglaubigungsschreiben vor. — Dies hat den armen Mann dermaßen aus aller Fassung gebracht, daß er sogar Voltaire'n gejammert hat. Er selbst hat ihm wieder zur Besinnung verholfen, sehr schonend und sanft mit ihm geplaudert, und ihn dann mit der Versicherung entlassen, daß er der Beichte keineswegs abgeneigt sey, sondern nur einen günstigern Augenblick dazu abwarten wolle.

Es entstehet nun die Frage, ob aus Schwäche oder Besorgniß, oder um dem Hofe zu gefallen, oder aus Ehrerbietung gegen

(*) So nannte Voltaire ein junges, schönes und tugendhaftes armes Fräulein, welches er zu sich genommen und das ihn auf das liebreichste pflegte. Er verheirathete sie an den Millionär Villette, dem ein solches Weib ganz etwas Neues war.

die eingeführte Sitte, er so eilig nach einem Priester verlangt habe, sobald er von dem heftigen Blutverlust befallen ward, den Tronchin einige Tage lang für tödlich erklärt hat. Er hat mit großer Ruhe und Fassung dem Pater Gauthier gebeichtet, und das im Boudoir des Marquis v. Villette, hat dem Pater alles gelobt, was dieser nur verlangte, außer dem öffentlichen Widerrufe seiner Schriften, weil ja diese nie unter seinem Namen erschienen wären. Als er sich wieder etwas erholt und gewahr geworden ist, daß seine Beichte weder dem Hofe noch der Stadt gemundet, hat sich üble Laune seiner bemeistert. Was er als Kind gethan hatte, ist ihm gleich einem Kinde leid geworden.

Noch nie hat das wissenschaftliche Genie sich eines so schmeichelhaften und rührenden Triumphs erfreuet, wie Voltaire solchen, nach sechszigjährigen Arbeiten, Ruhm und Verfolgungen, erfahren hat.

Der berühmte Greis ist heute (30. März) zum erstenmal in der Akademie und im Schauspiel gewesen. Eine ungeheuere Menge Menschen ist seinem Wagen bis in die Höfe des Louvre gefolgt, um ihn zu sehen. Alle Thüren, alle Zugänge der Akademie waren besetzt, und der Strom öffnete sich bloß, um ihm Platz zu machen, schloß sich dann wieder schnell, und jubelte ihm lauten Beifall nach oder entgegen. Die gesammte Akademie ist ihm bis in den ersten Saal entgegengekommen; eine Ehre, die noch keinem ihrer Mitglieder, selbst noch keinem ausländischen Fürsten, wiederfahren ist. Man hat ihm den Sitz des Direktors angewiesen, und ihn einstimmig zum Direktor ernannt. Voltaire hat diese Auszeichnung mit Aeußerungen des lebhaftesten Danks angenommen, und eine Vorlesung D'Alemberts über Boileau hat ihn ungemein zu interessiren geschienen. Die Vorlesung enthielt eine Menge höchst schmeichelhafter Anspielungen auf Voltaire. Die Versammlung war so zahlreich, als sie es ohne die Gegenwart der Bischöfe seyn konnte, die sich nicht eingefunden hatten, sey dies nun Zufall, oder sey es der Geist der Kirche, der nie die Herren verläßt, und der ihnen solches eingegeben, um die Ehre der Kirche oder die Hoffart der Bischofsmütze zu retten, welches, wie jedermann weiß, in der Regel eins und dasselbe ist.

Die von der Akademie Voltaire'n gezollten Huldigungen waren nur ein Vorspiel von dem, was seiner auf der National-Schaubühne wartete. Seine Fahrt vom Louvre bis zu den Tuilerien glich ganz einem öffentlichen Triumphe. Alles war mit Menschen überfüllt, und das von jedem Geschlecht, von jedem Alter, aus jedem Stande. So weit man nur den Wagen in der Ferne entdecken konnte, erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei; das Beifalljauchzen, das Händeklatschen, das Jubelgeschrei allerlei Art verdoppelte sich in den Maßen, daß er näher kam, und als man den ehrwürdigen mit so vielen Jahren und so vielem Ruhm beladenen Greis erblickte, ihn von zwei Männern unterstützt aus dem Wagen steigen sah, erreichten Rührung und Bewunderung zugleich den höchsten Gipfel. Alle Straßen, jedes Hausgeländer, jede Treppe, jedes Fenster war mit Zuschauern überladen, und kaum hielt der Wagen, so kletterte sogleich alles auf Decke und Räder, um den berühmten Mann in der Nähe zu beschauen (*). Im Schauspielsaale selbst, wo Voltaire in die Loge der königlichen Kammerherren trat, schien der Freudentumult noch an Stärke zu gewinnen. Er saß zwischen Madam Denis und Frau v. Villette. Brizard überreichte dieser eine Lorbeerkrone, welche sie dem Greise aufsetzte. Er nahm sie jedoch augenblicklich wieder ab, obgleich das Publikum, durch Händeklatschen und lautes Zurufen aus allen Theilen des Saales, ihn bestürmte, sie aufzubehalten. Alle Frauen standen. Der ganze Saal war durch das ungeheuere Hinundherfluten der Menschenmasse vom Staube wie verdunkelt. Mit Mühe nur konnte das Schauspiel beginnen. Man gab Irene und hinterdrein das rührende Drama Nanine. So wie der Vorhang fiel, fing der Tumult von neuem an. Der Greis erhob sich von seinem Sitze, um dem Publikum zu danken, und sogleich erschien mitten auf der Bühne auf einem Fußgestell die Büste des großen Mannes; alle Schauspieler und Schauspielerinnen, mit Blumenkränzen und Gewinden in der Hand, traten um dieselbe her,

(*) Voltaire zeigte sich dabei in folgendem Costum: auf dem Kopfe trug er eine mächtige graue Allongeperrücke, welche er täglich selbst zustutzte, und gerade wie er sie bereits vor vierzig Jahren getragen hatte; seine Hände zierten lange Spitzenmanschetten, und seinen Leib umhüllte der köstliche mit Karmosinrothem Sammet überzogene Zobelpelz, den die Kaiserin von Rußland vor einigen Jahren ihm geschenkt hatte.

her, das Publikum reihete sich hinter ihnen, und im Hintergrunde stellten sich die im Stücke aufgetretenen Kriegesmänner auf. Der Name Voltaire's ertönte von allen Seiten mit wildem Jauchzen und mit dem Jubelgeschrei der Freude, des Dankes und der Bewunderung. Neid und Haß, Fanatismus und Intoleranz mußten ihren Jngrimm verbeissen; und zum erstenmal vielleicht sah man die öffentliche Meinung in Frankreich sich frei und im hellsten Glanze aussprechen. Brizard setzte der Büste den ersten Kranz auf, die andern Schauspieler folgten dem gegebenen Beispiel, und nachdem man sie unter Lorbeeren wie vergraben hatte, trat Madam Vestris an den Rand der Bühne und richtete an den Held des Tages einige vom Marquis Saint-Marc auf der Stelle gedichtete Verse, worin der Schlußgedanke war, daß Frankreich ihm den Lorbeerkranz ertheile. Die Verse wurden stark beklatscht, und Madam. Vestris mußte sie sogar noch einmal wiederholen.

Der Augenblick, wo Voltaire das Schauspiel verließ, war fast noch rührender als sein Eintritt; er schien unter der Bürde des Alters und der Lorbeern zu erliegen. Er war tief ergriffen; noch funkelten seine Augen durch die Blässe seines Gesichts hindurch, und es hatte ganz das Ansehn, als ob er nur noch durch das Gefühl seines Ruhmes athmete. Alle Frauen hatten sich in den Gängen und auf den Treppen in Reihen aufgestellt und schienen ihn auf den Händen zu tragen; so gelangte er endlich bis an seinen Wagen. Am Eingange des Schauspielhauses suchte man, so lange als möglich, ihn aufzuhalten, und hier schrie das versammelte Volk: Lichter her, Lichter her, damit wir ihn alle sehen können! So wie er wieder im Wagen war, drängte sich die Masse herum, kletterte auf den Wagentritt und klammerte sich an die Thüren, um dem Greise die Hände zu küssen. Selbst Leute aus den niedrigsten Ständen riefen: Er hat Oedip, Merope, Zaire gemacht; er hat unsern lieben König besungen, u. s. w. Man bat den Kutscher, doch recht langsam zu fahren, damit man folgen könne, und so begleitete ihn ein Theil des Volks, in einem Zuge fortrufend: Es lebe Voltaire!

Der Enthusiasmus, mit dem man Voltaire's Apotheosis, bei dessen Lebzeiten, gefeiert hat, ist der gerechte Lohn, nicht bloß für die Wunder, welche sein Genie erzeugt, sondern auch für die glückliche Revolution, welche er in den Sitten und dem Geiste

seines Zeitalters hervorgebracht, indem er den Wissenschaften eine höhere Achtung und Würde, der Meinung selbst eine freiere und von jeder andern Macht als der des Genies und der Vernunft unabhängigere Herrschaft ertheilt hat.

Herr v. Saint-Ange, der Uebersetzer von Ovids Verwandlungen, hat in seinem Aeußern so etwas Schmachtendes und Albernes, was man auch zuweilen in seinen Versen will bemekt haben. Auch er war, wie alle übrige Schriftsteller, zu Voltaire gegangen, um ihm seine Huldigung darzubringen. Seinen Besuch wollte er aber mit einem Geniestreiche schließen, und sagte daher zu Voltaire, indem er seinen Hut zwischen den Fingern spielen ließ: Heute habe ich bloß dem Homer meine Hochachtung zollen wollen; ein andermal gilt mein Besuch dem Sophokles und Euripides, und dann dem Tacitus, und dann dem Lucian, u. s. w. — Lieber Herr, erwiderte Voltaire, ich bin sehr alt; könnten Sie nicht alle die Besuche mit einemmale abmachen?

Sie haben, sagte Mercier zu ihm, alle Ihre Collegen in jeder Art so sehr übertroffen, daß Sie gewiß auch Fontenelle in der Kunst, lange zu leben, übertreffen werden. — Ha! erwiderte Voltaire, Fontenelle war aus der Normandie: der hat der Natur ein X für ein V zu machen gewußt.

Nicht bloß der Ehre wegen hat Voltaire das Direktoramt in der Akademie übernommen. Er läßt nichts unversucht, um den Eifer und die Thätigkeit seiner Collegen zu beleben, und die Kraft, diesen, troß seinen vierzig Köpfen, so schwachen und schmachtenden Körper wieder zu erwärmen und zu verjüngen, scheint dem Genie des berühmten Greises vorbehalten zu seyn. Er ist bei jeder Sitzung immer zuerst da, erörtert die anziehendsten Kapitel der Grammatik, theilt die feinsten und sinnreichsten Bemerkungen über die Nothwendigkeit mit, verjährte Wörter und Redensarten wieder in die Sprache aufzunehmen, und sogar deren neue zu schaffen. Unsere Sprache, sagte er letzthin, ist eine hoffärtige Bettlerin; je hülfsbedürftiger sie ist, um so mehr scheint sie die ihr nothwendige Hülfe zu verschmähen ... Gedächtniß und Geistesgegenwart unsers Patriarchen übertreffen alles, was man in seinem Alter sich nur den-

ken kann. Der Abbé Delille las ihm seine Satyre über den Luxus vor, welches eine Nachahmung der Epistel Pope's an den Doktor Arbuthnot ist, und Voltaire erinnerte sich fast eines jeden Verses des Englischen Dichters, und machte mit außerordentlicher Zartheit auf die Stellen aufmerksam, wo der Uebersetzer vom Originale abgewichen war, so wie auf diejenigen, wo er dasselbe übertroffen hatte.

In der letzten Sitzung der Akademie redete er lange und mit vieler Wärme über die Nützlichkeit eines neuen Wörterbuchs der Französischen Sprache, ungefähr nach dem Plane des Wörterbuchs della Crusca oder Johnsons. Er bestürmte die Herren so lange und so heftig, daß, troß dem Widerstande der Mehrheit, man endlich den Beschluß faßte, zu der wichtigen Unternehmung zu schreiten. Er eilte, den Beschluß sogleich in die Tagesverhandlungen der Akademie mit eigener Hand einzutragen. Er ging noch weiter, er gab nicht zu, daß die Akademie auseinander ging, ohne vorher alle Buchstaben des Alphabets unter sich vertheilt zu haben. Er wählte für sich den Buchstaben A, als den beträchtlichsten. Herr v. Foncemagne, der wegen seines hohen Alters sich ausschließen wollte, bekam im ganzen Ernste Schelte, und mußte nachgeben. Als die Sitzung zu Ende war, sagte er mit einer Art von Freudigkeit über das vollbrachte Tagewerk: Meine Herren, ich danke Ihnen im Namen des Alphabets. — Et nous, erwiederte ihm der Chevalier v. Châtellux, nous vous remercions au nom des lettres (Wissenschaften und Buchstaben zugleich).

Man sprach in seiner Gegenwart von Großbritannien. Es ist ausgemacht, sagte er, daß auf jener Insel die Schöpse besser bei Leibe sind, die Pferde schneller laufen, die Hunde besser jagen; daraus müßte man schließen, daß auch die Menschen dort eine gewisse Ueberlegenheit haben. — Ja, erwiderte Jemand, ich habe bemerkt, daß der Geist der Constitution in jenem Lande auf alles seinen Einfluß ausdehnt, selbst auf das Physische dort. Die Heerden irren friedlich, ohne Hund und Hirt, auf den Weideplätzen umher. — Unstreitig, entgegnete Voltaire, weil man dort zu Lande keine Wölfe kennt.

Seitdem die Priester keine Wunder mehr verrichten, geben die Philosophen sich mit dem Handwerk ab. Der eine behauptet, mit ein Bischen Alkali Todte zu erwecken, und aus ein paar Schaufeln Gartenerde Gold zu machen. Der andere unterfängt sich, mit Schlaftränkchen Verrückte und Rasende zu heilen. Ein dritter verheißt noch mehr: indem er seine Fingerspitze gegen euch richtet, oder, wenn ihr das vorzieht, euch auf seiner Harmonika etwas vorspielt, giebt oder benimmt er euch eine jede beliebige Krankheit. Dieser letztere, der Doktor Mesmer, der bereits in Deutschland großes Aufsehen gemacht, hatte auch hier anfänglich ein ziemliches Aufsehen erregt, allein der Verfolg hat nicht dem Anfange entsprochen. Mehrere Personen, die neugierig waren, an sich selbst die Kraft seiner Geheimnisse zu erproben, haben keinesweges die ihnen verheissenen Wirkungen gespürt. Noch Eins ist dem neuen Thaumaturgen höchst nachtheilig geworden, nämlich man hat wenig Geist, wenig Phantasie an ihm wahrgenommen. Nun ist aber unser Zeitalter dermaßen verderbt, dermaßen ekel, daß, ohne eine solche ehedem so wenig nothwendige Beihülfe, die Wunderthäter selbst heut zu Tage auf ein glänzendes Glück Verzicht thun müssen. Die Theorie des Doktors Mesmer gründet sich mit wenig Worten auf folgende Prinzipien: Es giebt, seiner Meinung nach, ein in der Natur bisher unbekanntes materielles Agens, das auf die Nerven wirkt; vermittelst dieses Prinzips und zufolge ganz eigener mechanischer Gesetze, findet ein gegenseitiger Einfluß zwischen den belebten Körpern der Erde und den himmlischen Körpern Statt; daher äußern sich in den Thieren, und im Menschen besonders, dem Magnet analoge Eigenschaften. Durch diesen thierischen Magnetismus, den er das Geheimniß auf Krankheiten anzuwenden entdeckt hat, macht er sich anheischig, sie fast alle zu heilen. Die magnetische Kraft kann durch andre Körper mitgetheilt und fortgepflanzt werden. Diese subtile Materie durchdringt Mauern, Thüren, Gläser, Metalle, ohne merklich von ihrer Kraft zu verlieren, sie kann angehäuft, konzentrirt, in Glas und Wasser übertragen, und durch Spiegel reflektirt werden. Das alles ist nun freilich nicht von der höchsten Klarheit; allein was allen dem System unsers Doktors zuwiderlaufenden Versuchen höchst klar vorbeugt, und was er nie unterläßt der Darstellung seiner Grundsätze voranzuschicken, ist, daß es Körper giebt, die nicht allein für den thierischen Magnetismus nicht empfänglich

sind, sondern sogar eine demselben ganz entgegengesetzte Eigenschaft besitzen, vermöge deren jene Körper in andern Körpern die ganze Wirksamkeit desselben vernichten; denn auch diese Kraft sey eben so gut mittheilbar, wie ihre Rivalin. Der Herr Doktor beklagt sich darüber, daß er in Paris viele Körper dieser Art vorgefunden habe, und das mag wohl nicht ganz unwahrscheinlich seyn. Körper von einer so unempfänglichen Natur, sind sie nicht ganz dazu geeignet, sich mit jenen kalten, persönlichen, egoistischen Seelen zu verbinden, woran es in dieser unermeßlichen Hauptstadt, mehr als an jedem andern Orte der Welt, einen Ueberfluß geben muß?

Am 30. May, Abends zwischen zehn und eilf Uhr, ist Voltaire entschlafen. Die vornehmste Ursach seines Todes war eine Strangurie, an welcher er schon seit mehrern Jahren litt. Vielleicht würde er sein Lebensziel noch etwas verlängert haben, hätte er sich mehr geschont; allein dies war ihm unmöglich. Er erfuhr, daß in der letzten Sitzung der Akademie sein Entwurf eines neuen Wörterbuchs der Französischen Sprache großen Widerspruch gefunden habe, und war nun besorgt, daß man denselben ganz fahren lassen möchte. Sogleich ergriff er die Feder, um in einem ausführlichen Aufsatze die Herren Vierziger zu ihrer Pflicht zu ermuntern. Um seinen geschwächten Nerven etwas Spannkraft zu geben, trank er eine ungeheure Menge Kaffee; diese Ausschweifung, in seinem Zustande mit einer zehn- bis zwölfstündigen Arbeit verbunden, erneuerte alle seine Leiden und zog ihm eine gänzliche Abspannung zu. Am Abend besuchte ihn der Marschall v. Richelien, und erzählte ihm, wie sein Arzt in fast ähnlichen Fällen ihm etwas Laudanum gegeben, und dadurch seinen Zustand jedesmal erleichtert habe. Voltaire ließ auf der Stelle sich welchen holen, und trank in der Nacht, statt drei oder vier Tropfen, fast ein ganzes Fläschchen davon aus. Von diesem Augenblick an versank er in eine Art von Schlafsucht, die bloß vom Uebermaß des Schmerzes unterbrochen wurde, und kam nur in kurzen Zwischenräumen zur Besinnung.

Die Familie des Verstorbenen hat den Leichnam in aller Stille aus der Hauptstadt geschafft, um den Fanatikern keinen Spiel-

raum zu geben, und ihn in der Kirche der Abtei Sellières in der Champagne beisetzen lassen.

Den Schauspielern ist, bis auf weitern Befehl, untersagt worden, Voltaire's Dramen aufzuführen, den Journalisten, von dessen Tode weder im Guten noch im Bösen zu reden, und den Schuldirektoren, dessen Verse von den Schülern auswendig lernen zu lassen.

Der schon leidende Voltaire bestürmte La Harpe, ihm sein neues Trauerspiel, die Barneciden, vorzulesen. Dieser weigerte sich dessen lange: "Eine Vorlesung dieser Art könnte Ihnen leicht „das Gemüth verdüstern, Ihnen zu starke Erschütterungen erregen." — Nein, nein, das Vergnügen schöne Verse zu hören, soll die letzte Wonne meines Lebens seyn. — Er mußte nachgeben. Das Gesicht des Patriarchen verdunkelte sich je mehr und mehr, so wie die Vorlesung fortrückte, allein eine zu lebhafte Erschütterung war nicht zu besorgen; und als das Stück zu Ende war, sagte Voltaire mit einer Freimüthigkeit, auf welche der Vorleser sich schwerlich gespitzt hatte; Mein Lieber, das taugt nichts; das ist ein jämmerliches Mährchen, in welchem hie und da ein paar schöne Verse aufducken, allein ganz am unrechten Orte, daher sie das Uebrige stören, und folglich gestrichen werden müssen. Nie wird die Tragödie den Weg einschlagen u. s. w. Ein solches Urtheil manet alta mente repostum (*).

Das Schreiben eines Pariser Arztes und eines Freundes Rousseau's, Le Begue de Presle (**), hebt nicht die über die

---

(*) In der That, kaum war Voltaire todt, so trat der Speichellecker öffentlich als Zoilus seines sonst vergötterten Wohlthäters auf. Die arme Seele hatte von jeher den Freigeist gespielt, und spielte zur Zeit der Revolution eben so den Kopfhänger. Diderot hatte ihn sehr richtig durchschaut.

(**) Er besuchte seinen Freund Rousseau zu Ermenonville kurz vor dessen Tode, traf ihn, wie er eben aus dem Keller mühsam heraufkam, und fragte ihn, warum er in seinem Alter dies Geschäft nicht Madam Rousseau überließe? — Was soll ich thun, erwiderte er, wenn sie einmal hinunter geht, kommt sie nicht wieder zum Vorschein.

Todesart Rousseau's allgemein angenommene Meinung auf. Man fährt fort hartnäckig zu behaupten, daß er sich selbst vergiftet habe. Wir wissen von sicherer Hand, daß er, während seines Aufenthalts in England und nachher sehr häufige und von ungewöhnlichen Konvulsionen begleitete Anfälle von Trübsinn gehabt, und in diesem Zustande mehr als einmal nahe daran gewesen ist, sich selbst zu entleiben. Seine immer peinlicher werdende Lage, die Besorgnisse, welche die angebliche Bekanntmachung seiner Bekenntnisse ihm einflößte, sey es nun, daß diese ihm wirklich entwändt worden, oder daß er sie selbst überliefert habe, die Verlassenheit, zu welcher er durch seine ungeselligen Launen herabgesunken war — alles dies hatte merklich sein Gehirn erschüttert. Diese von Natur reizbare und argwöhnische Seele, Opfer einer zwar nicht grausamen aber doch sehr wunderlichen Verfolgung, erbittert durch Widerwärtigkeiten, die vielleicht sein eigenes Werk, allein darum nicht weniger gegründet waren, gemartert von einer Phantasie, die alle seine Neigungen so wie alle seine Grundsätze auf die äußerste Spitze stellte, vielleicht noch mehr gepeiniget durch die Häkeleien eines Weibes, das, um ihn unumschränkt zu beherrschen, seine besten Freunde ihm verdächtig gemacht und von ihm entfernt hatte; diese Seele, zu stark und zu schwach zugleich, um die Bürde des Lebens mit Gelassenheit zu tragen, sah vor und um sich nichts als Abgründe und Schreckenbilder, die unaufhörlich ihn verfolgten. Von einer solchen Richtung des Geistes bis zum Wahnsinn ist wohl die Entfernung eben nicht allzugroß; denn schwerlich verdient der Wahn einen andern Namen, der ihn überredet hatte, daß alle Mächte Europas auf ihn die Augen gerichtet hätten, und ihm die Ehre erzeigten, ihn als ein höchst gefährliches und zu vertilgendes Ungeheuer zu betrachten. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß eine mächtige Ligue sich gegen ihn gebildet habe; und die Häupter dieser Ligue waren in Paris, seiner Meinung nach, zufolge einer ganz bizarren Zusammenstellung, der Herzog v. Choiseul, der Doktor Tronchin, Grimm und D'Alembert. Dem Herzog v. Choiseul konnte er die Eroberung Corsika's nicht vergeben; denn dies war bloß in der Absicht, ihm einen Possen zu spielen, geschehen, bloß um ihn zu hindern jenen Insulanern Gesetze zu geben, wie er vom General Paoli darum ersucht worden. Auch nur um ihn zu ärgern, habe Rußland und Preußen den Plan zu Polens Zerstückelung entworfen, gerade

in dem Augenblick, wo er mit der Reform der alten Constitution jenes Reiches sich beschäftiget habe. Glaubte er nun, Ursach zu haben, sich über alle Potentaten und Minister Europa's zu beklagen, so war er mit den Philosophen noch weit mehr über den Fuß gespannt, und vielleicht waren zuletzt die Priester diejenigen, von welchen er am wenigsten Haß erwartete. Er war fest davon überzeugt, daß man versucht habe, den Pariser Pöbel wider ihn aufzuwiegeln. Selten verließ er seine Wohnung ohne den Irrwahn, daß er allenthalben auf Leute stieße, die jeden seiner Schritte zu erspähen ausgestellt wären, und nur auf einen günstigen Augenblick lauerten, um ihn zu steinigen. Das ganze Weltall, selbst die Savoyarden an den Straßenecken waren ihm verdächtig, denn bloß um ihn zu demüthigen, wie er meinte, verweigerten sie ihm die Dienstleistungen, welche sie sonst Jedermann unaufgefordert antrügen. Alle diese Züge sind uns von einem Manne berichtet worden, der Rousseau zärtlich liebte, dessen Zustand auf das schmerzlichste empfand, und ihn doch nicht zu heilen vermochte. In allen übrigen Dingen, die auf seine Manie keinen Bezug hatten, hatte sein Geist bis ans Ende seine ganze Kraft und Energie bewahrt. Seine schöne Romanze Desdemona ist eine seiner letzten Arbeiten.

Der Doktor Franklin, für den man den schönen Vers gemacht hat:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis,

ist eben nicht redselig, und zu Anfange seines Aufenthalts in Paris, als Frankreich sich noch weigerte, zu Gunsten der Colonien sich öffentlich zu erklären, war er noch weit schweigsamer. Bei einem Schmause schöner Geister, fiel es einem dieser Herren ein, um den Faden der Plauderei anzuspinnen, zu dem Doktor zu sagen: „Man muß gestehen, daß Amerika uns den Anblick eines großen „und herrlichen Schauspiels gewährt.“ — Ja, erwiderte bescheiden Franklin, nur Schade, daß die Zuschauer nicht bezahlen ....

Schreiben eines Feundes Rousseau's, dessen Tod betreffend.

Man hat viel über Rousseau geschwatzt, ohne ihn zu kennen, und da man ebenfalls über seinen Tod plaudert, ohne mit den Umständen desselben bekannt zu seyn, so will ich Ihnen dieselben mittheilen. Sie sind um so anziehender, da sie vielleicht dazu sich eignen, alles das zu beantworten, was wider den großen Mann bisher gesagt worden und noch gesagt werden kann.

Johann Jakob Rousseau hatte den dringenden Bitten des Marquis und der Marquise v. Girardin (*) seit einem Monat nachgegeben und sich in Ermenonville niedergelassen, wo er mit seiner Gattin ein kleines Häuschen bewohnte, das vom Schlosse bloß durch Bäume getrennt war, und an ein Boskett stieß, in welchem er täglich herumwanderte und Pflanzen sammelte, welche er nachher in einem Herbarium ordnete. Er machte zuweilen Musik mit der Familie des Marquis, und hatte sich bereits an ein zehnjähriges Kind desselben so eng angeschlossen, daß es ganz das Ansehen gewann, als wolle er dessen Erziehung übernehmen. Er stand am 2. Juli Morgens um fünf Uhr auf (dies war im Sommer seine gewöhnliche Stunde), dem Scheine nach sich einer guten Gesundheit erfreuend, und wanderte mit seinem Zögling umher, den er im Laufe des Spazierganges mehrmals bat sich niederzusetzen, indem er ihm sagte, er befinde sich nicht ganz wohl. Gegen sieben Uhr kehrte er allein in seine Wohnung zurück, und erkundigte sich bei seiner Gattin, ob das Frühstück fertig sey. — Nein, Lieber, antwortete Madam Rousseau, noch nicht. — Nun so gehe ich ins Boskett, ich werde mich aber nicht entfernen; rufe, wenn alles fertig ist.... Madam Rousseau rief ihn; er kam, trank eine Tasse Kaffee, und ging wieder. Um acht Uhr kehrte er zurück. Er sprach zu seiner Gattin: warum hast du nicht die Schlosserrechnung bezahlt? — Weil, sagte sie, ich dir dieselbe erst habe zei-

(*) Zwei ehrwürdige und liebenswürdige Menschen, Besitzer und Schöpfer der reizenden Gärten zu Ermenonville, zehn Stunden Weges von Paris. Rousseau's Wohnung hieß bereits Rousseau's Einsiedelei, bevor er dieselbe noch bezog. Das diese Einsiedelei umgebende Boskett ist mit Inschriften aus der Neuen Heloise angefüllt, und die kleine Pappeln-Insel, wo Rousseau's Asche ruhet, enthielt schon zuvor ein sehr interessantes der Erinnerung Juliens geweihetes Denkmahl.

gen wollen, um zu wissen, ob keine Abzüge gemacht werden müssen. — Nein, erwiderte Rousseau, ich halte den Schlosser für einen ehrlichen Mann, seine Rechnung ist gewiß richtig; nimm Geld und bezahle ihn. — Madam Rousseau holte Geld und ging fort. Kaum war sie unten an der Treppe, so vernahm sie Klagetöne ihres Mannes. Sie eilt wieder hinauf und findet ihn auf einem Strohstuhle sitzend, mit bleichem Angesicht und mit einem Ellenbogen auf eine Kommode gestützt. . . Was ist dir, Lieber, ist dir etwa nicht wohl? — Ich fühle mich ungemein beängstiget und Kolikschmerzen. — Madam Rousseau that nun, als wolle sie etwas holen, ging aber sogleich zum Thürschließer hinab, und bat ihn, im Schlosse zu melden, daß ihr Gatte sich übelbefinde. Frau v. Girardin eilte sogleich selbst herbei, und, um ihn nicht zu erschrecken, gab sie vor, wie sie bloß hergekommen sey, sich zu erkundigen, ob Herr und Madam Rousseau nicht vielleicht von der nächtlichen Musik vor dem Schlosse im Schlafe gestört worden. — Rousseau antwortete ihr ganz gelassen: gnädige Frau, Sie kommen nicht der Musik willen; ich danke Ihnen für Ihre Güte, allein ich fühle mich nicht wohl, und bitte Sie daher, mich mit meiner Frau gütigst allein zu lassen, weil ich ihr so Manches zu sagen habe.... Frau v. Girardin begab sich sogleich fort. Hierauf bat er seine Gattin, die Thür des Zimmers abzuschließen, und sich neben ihm auf den nämlichen Stuhl zu setzen. Nun hier bin ich, mein Lieber, sagte sie, wie ist dir denn? — Ich fühle einen Frost durch den ganzen Körper. Reiche mir deine Hände, und suche mich zu erwärmen. . . Ach, wie diese Wärme mir angenehm ist! — Nun, Lieber? — Du erwärmst mich... Allein meine Kolikschmerzen nehmen zu .... sie sind sehr heftig! — Willst du nicht etwas einnehmen? — Liebe Frau, thue mir den Gefallen, und öffne die Fenster, damit ich mir noch einmal am Grün erlabe ... O! wie schön! Welch ein reiner, heiterer Tag! ... Ach! die Natur ist groß! — Aber, mein Lieber, sprach weinend Madam Rousseau, warum sagst du das alles? — Liebe Frau, erwiderte er gelassen, ich hatte Gott immer darum gebeten, daß ich vor dir sterben möchte, meine Wünsche werden erhört. Sieh jene Sonne, die mich lächelnd zu sich zu winken scheint; sieh jenes unermeßliche Licht: dort öffnet Gott, ja, Gott selbst öffnet mir dort seinen Schooß; er ladet mich ein, mich endlich jenes ewigen, unwandelbaren und von mir so ersehnten Friedens zu erfreuen! ... Weine nicht,

liebe Frau; du hast ja immer gewünscht, daß ich glücklich seyn möchte, und siehe, nun bin ich dem Ziele nahe ... Entferne dich keinen Augenblick mehr von mir, du allein sollst um mich seyn, du allein mir die Augen zudrücken. — Mein Lieber, mein guter Lieber, laß deine Besorgnisse fahren, und erlaube, daß ich dir etwas reiche; ich hoffe, daß es eine bloße Unpäßlichkeit ist. — Ich fühle in meiner Brust wie spitzige Nadeln, die mir die heftigsten Schmerzen verursachen. Liebe Frau, wenn ich dir jemals Kummer verursacht, wenn, indem ich dein Schicksal an das meinige knüpfte, ich dich Drangsalen ausgesetzt habe, die dir vielleicht ohne dies fremde geblieben wären, so vergieb mir dieselben. Ich vielmehr, sagte Madam Rousseau, ich muß dich um Verzeihung bitten wegen all der Unruhe, deren Veranlassung ich gewesen bin. — Ach, liebe Frau, es stirbt sich doch so selig, wenn man sich keine Vorwürfe zu machen hat! .... Ewiges Wesen! die Seele, so ich dir zurückgebe, ist in diesem Augenblick eben so rein, als da sie aus deinem Schooße hervorging; erfreue sie mit deiner ganzen Seligkeit ..... Liebe Frau, ich besaß an Herr und Frau von Girardin einen zärtlichen Vater und eine liebende Mutter; sage ihnen, wie sehr ich ihre Tugenden verehrte, und wie ich ihnen für alle ihre Güte danke. Sorge dafür, nach meinem Tode, daß Kunstverständige meinen Körper öffnen, und eine Berichterstattung über den Zustand desselben aufsetzen. Sage Herrn und Frau von Girardin, daß ich sie ersuche, mir ein Begräbniß in ihrem Garten zu gestatten, daß übrigens mir der Platz ganz gleichgültig sey. — Der Schmerz raubt mir die Besinnung, sagte Madam Rousseau. Mein guter Lieber, ich beschwöre dich bei deiner Liebe zu mir, nimm irgend eine Arzenei. — Wohlan, erwiderte er, ich will es, wenn dich das beruhigen kann ... Ich, ich fühle in meinem Hirn einen schrecklichen Schlag — wie Zangen, die mich zerreissen ... Allgütiges Wesen! Gott .... (So blieb er eine ganze Weile mit starr gen Himmel gerichtetem Blick.) Liebe Frau, umarme mich noch einmal ... ich will ein wenig gehen, hilf mir ... (er wollte sich von seinem Sitze erheben, allein er war sehr schwach); führe mich zu meinem Bette .... Seine Frau hielt ihn mit vieler Mühe aufrecht, und er schleppte sich langsam zu seiner nächtlichen Lagerstätte, worauf er einige Augenblicke schweigend verweilte, und dann wieder aufzustehen begehrte. Seine Frau half ihm, allein mitten im Zimmer sank er zu Boden

und riß seine Gattin mit nieder. Sie will ihn wieder aufrichten, und findet ihn ohne Sprache und Bewegung. Sie erhebt ein Wehgeschrei; es eilen Menschen herbei, die Thür wird erbrochen, Rousseau aufgehoben; seine Gattin ergreift seine Hand, er drückt noch die ihrige, seufzt und stirbt. (Es war Morgens eilf Uhr.)

Vier und zwanzig Stunden nachher ward der Leichnam geöffnet. Das aufgenommene Visumrepertum bezeugt, daß alle Theile gesund waren, und daß man keine andere Ursache des Todes entdeckt hat, als eine Anhäufung von wäßrigen mit Blut untermischten Feuchtigkeiten im Gehirn.

Der Marquis v. Girardin hat den Körper einbalsamiren, und ihn in einen bleiernen und eichenen Sarg legen lassen. In diesem Zustande ist er, von mehrern Freunden und zwei Genfern begleitet, Sonnabend den 4. Juli um Mitternacht auf die Pappelninsel gebracht worden, welche jetzt den Namen Elysium erhalten hat. Herr v. Girardin ist bis drei Uhr Morgens dort verblieben, um unter seinen Augen ein massives Gemäuer um die Gruft aufführen zu lassen, auf welchem sich ein Mausoleum erheben soll von sechs Fuß Höhe in einfachem jedoch schönem Styl.

Diese Elysium genannte Insel ist etwas Bezauberndes. Die sie umschließende Flut gleitet sanft und still dahin, und kein Wind trübt den hellen Spiegel derselben. Rings um dieses Wasserbecken her erheben sich Hügel, die den Zauberort wie mit einem Schleier verhüllen, und demselben einen Anstrich von schwermüthiger Heimlichkeit ertheilen. Diese Hügel sind mit einem Gehölz bekränzt und von einsamen Pfaden am Ufer durchschnitten, auf welchen man seit einigen Tagen zu dem Elysium hinüberschauende Wanderer erblickt. Der Inselgrund ist ein feiner mit Rasen überzogener Sand. Hier gewahrt man keine andere Bäume als Pappeln, keine andere Blumen für die Jahreszeit als einzeln blühende Rosensträuche. Hier ruhet Rousseau mit gen Morgen gewandtem Angesicht.

Alle hier angeführte Umstände sind vollkommen wahrhaft. Ich habe sie in dem Zimmer, vor dem Bette, auf der Stelle selbst, wo Rousseau tod niedergesunken ist, erfahren. Ich war mit seiner Wittwe allein; sie ist eine gute, treuherzige Frau, und schwerlich fähig Zusätze zu erfinden. Ich habe das Glück gehabt in das Elysium zu dringen, habe das Grab des berühmten Philosophen geküßt, dessen seltenes Leben und erhabene Todesart

meine ganze Phantasie angesprochen und mir die höchste Ehrfurcht eingeflößt haben. Dort habe ich, unter einem Thränenstrom, gesagt, was er einst von seiner Julie sagte:

Non lo conobbe il mondo quando l'ebbe (*).

Wehklage über die im Wochenbette verstorbene Marquise Du Châtelet; oder Dialog zwischen deren Gatten, Voltaire und dem Marquis v. Saint-Lambert.

Der Gatte: Ha! meine Schuld ist es nicht. — Voltaire: Ich hatte es wohl vorhergesagt. — Saint-Lambert: Sie hat's gewollt (**).

Pariser Herzensband.

Man denke sich die blinde Marquise Du Deffant, sitzend im Hintergrunde ihres Kabinets in jenem Armsessel, der der Tonne des Diogenes gleicht — und ihren alten Freund Pont-de-Veyle vor dem Kaminfeuer auf einem Lehnstuhl ausgestreckt. Hier eine ihrer letzteren Unterredungen:

Pont-de-Veyle? — Gnädige Frau. — Wo sind Sie? — Vor dem Kamin. — Hingestreckt und die Füße dem Feuer zugekehrt, wie man dies bei alten Freunden gewohnt ist? — Ja, gnädige Frau. — Es ist doch nicht zu leugnen, daß es wenig so alte Herzensverbindungen, als die unsrige, giebt. — Das ist wahr. — Es sind funfzig Jahr her. — Ja, über funfzig Jahr schon. — Und in diesem langen Zeitraum auch nicht ein Wölkchen, nicht einmal der Schatten eines Zwistes. — Ja, darüber habe ich mich immer gewundert. — Aber, Pont-de-Veyle, sollte das nicht da-

(*) Von der Welt ungekannt, so lange sie ihn besaß.

(**) Sie starb nämlich in Wochen von den Werken des Marquis von Saint-Lambert, dessen Bemühungen jedoch der Marquis Du Châtelet vermocht wurde für die seinigen auszugeben. Voltaire war nur noch Titular-Anbeter gewesen.

her kommen, daß wir im Grunde uns einander stets sehr gleichgültig gewesen sind? — Wohl möglich, gnädige Frau.

Eine der besten Beantwortungen von J. J. Rousseau's Paradoxen über den Mißbrauch und die Schädlichkeit der Wissenschaften wäre vielleicht das rührende Beispiel jener wackeren Menschen, die mit großer Sorgfalt ihren Geist angebauet haben, ohne deswegen die Einfachheit ihres Lebens und ihrer Sitten zu verschlechtern. Leider sind nur dergleichen Beispiele zu selten. Wir haben in dieser Art wenig so anziehende Erscheinungen gesehen, als diejenige, welche so eben sich auf einen Augenblick an unserm literärischen Horizonte gezeigt hat. Es ist ein Winzer aus Montereau, in der Nähe von Fontainebleau, dessen Bekanntschaft der Zufall dem Herrn Senac v. Meilhan, Intendant v. Valenciennes, verschafft hat. Dieser hat ihn dem Marschall v. Noailles empfohlen, welcher den Mann mit einem Schreiben zu Marmontel geschickt hat.

Der neue ländliche Sokrates ist ein kleiner Greis, dessen feste und bescheidene Haltung viel Kraft und Energie verräth. Das Alter hat sein Haupt gebleicht, allein nicht das Feuer seiner Augen verlöscht. Alle seine Züge drücken die Offenheit, den Frieden und Frohsinn seiner Seele aus.

Bei seinem ersten Besuche bei Marmontel fragte man ihn, was für Bücher er gelesen habe. — Plutarch, Montagne, Pope, und einige geschichtliche Bücher, unter welchen er ganz besonders den Sallust auszeichnet. Auch nannte er den Belisar, und sagte, dies sey ein Buch nach seinem Herzen. — Ob er Voltaire gelesen habe? — Ja, alles Gute; aber sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß man ein so großes Talent mißbrauchen könne? — Ob er selbst Bücher besitze? — Nein, aber man leihet mir deren zuweilen. — Er zog den Versuch über den Menschen aus der Tasche; das Buch war durch vieles Lesen abgenutzt. Daraus, sagte er, habe ich mir mein Bischen Verstand hergeholt.

Am folgenden Tage ward er zum Mittagsessen geladen. Bei Tische war er mäßig und frohsinnig, sehr zurückhaltend, jedoch ungezwungen, und sprach nur, wo es sich geziemte. Man erkundigte sich nach seinem Alter? — Neun und siebenzig Jahr. — Ob er Kinder habe? — Sieben. — Ob er sie unterrichtet? — Das habe er versucht, allein sie hätten seinen Bemühungen nicht

entsprochen; ein einziges sey ihm etwas besser gerathen. — Ob er wohlhabend sey? — Er lebe von seiner Hände Arbeit. (Seine Hände zeugten in der That von ämsiger und mühevoller Thätigkeit.) Ob seine Frau ebenfalls Geschmack am Lesen fände? — Nein, meine Frau ist bloß in der Wirthschaft bewandert, was mir denn recht lieb ist. Die Frauen taugen in der Gelehrsamkeit nichts, sie müßten denn überlegene Geisteskräfte besitzen, was ein höchst seltener Fall ist. Die Vielwisserei macht ihnen den Kopf wüste und schwächt ihren Mutterwitz. — Wie er dem Marschall v. Noailles bekannt worden sey? — Durch den Herrn Intendanten. — Wie diesem? — Er habe einst einen Pächter desselben besuchen wollen, und sey auf den Herrn Intendanten gestoßen. Herr v. Senac habe ihn an der Tafel der Hausoffizianten speisen lassen, und ihm Kleider und Wäsche geschenkt. Als mich seine Leute entkleideten; da bin ich ja, sagte ich, unter eine ganz neue Gattung von Seeräubern gerathen! — Und sie haben sich nicht gesträubt, vom Intendanten die Kleider anzunehmen? — Nein; Hochmuth ist allenfalls den Reichen zu verzeihen, dem Armen aber geziemt dergleichen nie. Ich habe das Geschenk mit Vergnügen angenommen. Es war im Schlosse gerade Hochzeit, und ich mußte mit der gnädigen Frau Intendantin den Ball eröffnen. — Was ihn nach Paris geführt?—Ich mußte einige Papiere aus der Erbschaft eines Mannes veräußern, der auf seinem Sterbebette mir die Vollziehung seines letzten Willens aufgetragen hatte. — Ob er sich einige Zeit hier aufzuhalten gedenke? — Er würde nach beendigtem Geschäfte sogleich wieder abreisen. — Wo er wohne? — Bei dem Herrn Intendanten. — Ob er im Schauspiele gewesen? — Man habe ihn ein einzigesmal in die Komödie geschickt, und er habe Amphytrion gesehen. — Ob ihm das Vergnügen gemacht? — Ein König von einem Gotte zum Hahnrei gemacht, dünke ihn eben kein guter Spaß. — (Da er bei Tische ein wenig einschlummerte, so führte man ihn in ein Kabinet, wo ein Lehnstuhl stand, und nöthigte ihn zu einem Mittagsschläfchen. Er streckte sich hin, kehrte aber nach einer Viertelstunde zur Gesellschaft zurück). Man fragte ihn, welchen Mann aus dem Alterthume er für den größten halte? — Scipio. — Und Pompejus? — Er konnte nie zu einem Entschlusse kommen. Wenn es viel dergleichen Leute gäbe, würden sie das Menschengeschlecht in Noth und Elend bringen. — Und was halten Sie vom Au-

gust? — Er antwortete auf der Stelle mit jener Strophe J. B. Rousseau's, welche sagt, daß August nur durch seine Milde und Gerechtigkeitsliebe die Welt wieder mit sich versöhnt habe. — Welchem unserer Könige geben Sie den Vorzug? — Ludwig XII, denn er war gut und verdiente mit Recht den Namen des Vaters des Volkes. — Und Heinrich IV? — War ein großer Kriegesmann; aus ihm wäre vielleicht ein großer Mann geworden, hätte man ihn nicht umgebracht. — Und Ludwig XIV? — Sie wissen die merkwürdigen Worte, welche er sterbend seinem kleinen Urenkel und Nachfolger sagte. — Und Ludwig XV? — Ach! sprechen wir davon nicht mehr! — Sie lieben sehr den Belisar? — Ja, sehr. — Denken Sie ihm gleich? — Er hat meine Ideen entwickelt. — Sie glauben also auch, daß Titus, Trajan und die Antonine im Himmel sind? — Wo sollten sie denn sonst seyn? Sie haben der Welt so viel Gutes gethan! — Wie! Mark-Aurel wäre nicht in der Hölle? — Der gute Mark-Aurel in der Hölle? Der würde alle Teufel insgesammt bekehren! — Aber Ihre Religion gebietet Ihnen ja zu glauben, daß alle jene Leute verdammt sind. — Nein, das gebietet die Religion nicht. — Wissen Sie denn nicht, daß man Belisars Meinungen und Ansichten als ruchlos verdammt hat? — Daran hat man Unrecht gethan. Warum denn unnützerweise so viel Menschen verdammen? Wenn man so treffliche Gesellschaft in die Hölle schickt, so macht man uns ja Lust, die Partie mitzumachen. — So glauben Sie denn auch, daß die Türken, die Chineser, wenn sie Recht thun, selig werden müssen? — Und warum nicht? Die rechtlichen Menschen aus jenen Ländern sind mir unendlich lieber, als die Schurken hier zu Lande. — Sie glauben wohl, mit dergleichen Gesinnungen in das Paradies zu gelangen? — Ach! (indem er mit nassem Auge gen Himmel blickte), es sollte Ihnen sehr sauer werden, mich zu überreden, ich würde nicht ins Paradies kommen; das ist ja mein ewiges Erbtheil. — Sie glauben also, daß der liebe Gott es wünscht, Sie selig zu wissen? — Darum hat er mich ja in die Welt gesetzt. — Sie halten ihn also für allgütig? — Wäre er das nicht, da könnte er ja gar nicht seyn; sein innerstes Wesen ist die Güte; sehen Sie doch nur auf seine Werke. — Sie fürchten sich daher auch nicht vor dem Tode? — Nein, ich erwarte denselben ohne Unruhe und Bangigkeit. — Verehren Sie auch besonders die Jungfrau, und beten Sie wohl zu

derselben

derselben? — Ja, die Frauen sind so mächtig im Himmel wie auf Erden, besonders wenn sie schön sind! — Sie halten sie also für die Mutter Gottes? — So was erlaube ich mir nie zu untersuchen. — Sie scheinen die Frauen zu lieben? — Sie sind das Meisterwerk von der Hand Gottes; die ganze übrige Schöpfung hätte keinen Werth, hätte er nicht das Weib erschaffen. — Was halten Sie von den Gottesleugnern? — Es sind Verrückte. — Indessen Ihre Lieblinge Plutarch und Montagne .... — O, die haben sich nie so weit verirrt. — Zeichnet man Sie in Ihrem Städtchen aus? — Wenig. — Und wie leben Sie mit den andern Winzern? — Auf recht gutem Fuße. — Unterrichtet wie Sie sind, können Sie schwerlich an der Plauderei von Leuten Behagen finden, von denen Sie nicht verstanden werden? — Bitte um Verzeihung, ich plaudere nicht mit ihnen über meine Lesereien, sondern gebrauche ihnen gegenüber bloß mein Bischen gesunden Menschenverstand; und das verstehen sie vortrefflich. — Und was halten Sie von Ihrem Herrn Pfarrer? — Ein wackerer Mann, obgleich kein Genie.

Einer unserer guten Dichter, Roucher, war zugegen, und man bat diesen, dem Winzer einige Verse vorzulesen. Sie betrafen den Stand des Landmannes. Der Winzer horchte mit Bewunderung darauf, und vergoß reichlich Thränen während dem Lesen. — Das sind schöne Verse, sprach man zu ihm. — Sie nennen sie schön, sprach der Winzer, und ich nenne sie erhaben.

Des Winzers Anwesenheit in Paris und seine Antworten erregten Aufmerksamkeit, und man wollte ihn nun allenthalben haben. Herr Senac v. Meilhan hat diesem Drängen Einhalt gethan, hat dem guten Winzer eine jährliche Rente von 150 Franken ausgemacht, und ihn nach Montereau zurückgeschickt, um seinen Weinberg zu bauen und seine alten Tage in Frieden zu beschließen.

Anekdoten, Madam Geoffrin betreffend.

Man zeigte Madam Geoffrin das prächtige Wohnhaus des Generalpächters Bouret. Haben Sie je etwas herrlicheres und geschmackvolleres gesehen? — Ich würde nichts daran zu tadeln finden, wenn Bouret hier bloß Hausknecht wäre.

Sey es nun Bosheit oder Unachtsamkeit, genug ein Mann, der dem Gatten der Madam Geoffrin Bücher zum Lesen lieh, gab diesem mehreremale hintereinander den ersten Theil der Reisen des Paters Labbat. Der gute Geoffrin las ihn jedesmal wieder durch, ohne den Betrug zu merken. — Wie finden Sie diese Reisen? — Sehr anziehend... Aber mir däucht, der Verfasser wiederholt sich ein wenig. — Er las sehr aufmerksam Bayle's kritisches Wörterbuch, indem er die beiden Druckkolonnen nur wie eine einzige betrachtete, und die beiden gegenüberstehenden Linien zusammenzog. Welch ein herrliches Werk, sagte er, wäre es nur nicht so abstrakt! — Sie sind heute im Schauspiel gewesen, Herr Geoffrin. Was gab man? — Das kann ich Ihnen schwerlich sagen; ich machte nur, daß ich hineinkam, und hatte nicht Zeit genug, den Zettel zu lesen. — So geistesarm er auch war, gestattete man ihm jedoch einen Platz am äußersten Ende der Tafel, allein unter der Bedingung, daß er sich nie in die Unterredung mischen durfte. Ein Ausländer, der häufig bei Madam Geoffrin speisete, sah ihn einige Zeit hindurch nicht und fragte: Aber, Madam, was haben sie denn mit der guten ehrlichen Haut gemacht, die dort immer am Tische saß, und nie ein Wörtchen sagte. — Es war mein Mann, er ist todt.

Madam Geoffrin hatte dem Herrn v. Rulhière ziemlich ansehnliche Anerbietungen gemacht, wenn er seine Handschrift über Rußland ins Feuer werfen wollte. Er bewies ihr seinerseits mit einem großen Schwall von Worten, wie unwürdig und feigherzig das von ihm gehandelt seyn würde. Diesem gewaltigen Wortkram über Ehre, Tugend und Zartgefühl, den sie ganz gelassen anzuhören geschienen hatte, setzte sie bloß die zwei Worte entgegen: Verlangen Sie mehr? Herr v. Rulhière erzählte letzthin selbst diesen Zug in Gegenwart des Grafen v. Schomberg, der die herrliche Menschenkenntniß der Madam Geoffrin bewundernd, und auf den Erzähler nicht achtend, in den Ausruf ausbrach: Erhaben, warlich erhaben!

Fräulein Necker (*), ein Kind von zwölf Jahren, das ins dessen ausgezeichnetes Talent ankündigt, ergötzt sich zuweilen damit, daß sie kleine Schauspiele verfertiget. Sie hat kürzlich eins in zwei Akten, das Treiben in der Hauptstadt, gemacht, das nicht allein für ihr Alter erstaunlich ist, sondern sogar sich vortheilhaft vor ähnlichen gepriesenen Produkten auszeichnet. Eine Mutter hat zwei Töchter, wovon die eine in ländlicher Einfachheit, die andere in dem vornehmen Treiben der Hauptstadt erzogen worden ist. Diese letztere, Dank ihrer größern Gewandheit, ist der Mutter Liebling; allein das Unglück, worin diese Mutter sich durch den Verlust eines bedeutenden Prozesses gestürzt sieht, zeigt ihr sehr bündig, welches von den beiden Kindern am meisten ihre Achtung und Zärtlichkeit verdiente. Die Scenen dieses kleinen Drama's sind sehr geschickt an einander gereihet, die Charaktere gut gehalten, und die Entwickelung der Intrigue voll Natürlichkeit und Interesse. Marmontel, der dasselbe auf dem Landhause Herrn Neckers von der Verfasserin und deren Gespielen hat aufführen sehen, ist davon bis zu Thränen gerührt worden.

Schreiben der Kaiserin von Rußland an Madam Denis, aus Petersburg, den 15. Oktober 1778. Die von der Kaiserin selbst, so wie der Brief, geschriebene Adresse ist folgende:

An Madam Denis, die Nichte eines großen Mannes, der mich sehr liebte.

"So eben erfahre ich, Madam, daß Sie geneigt sind, meinen Händen den köstlichen von Ihrem Herrn Oheim Ihnen „hinterlassenen Schatz auszuliefern, jene Büchersammlung, welche „gefühlvolle Seelen nie ansehen werden, ohne sich dabei zu denken, wie der große Mann den Menschen jenes allgemeine Wohlwollen einzuflößen wußte, welches alle seine Schriften, selbst „diejenigen, die nur flüchtiger Ergötzlichkeit gewidmet waren,

(*) Nachherige Frau v. Stael. (Dieser Name wird übrigens Stahl ausgesprochen, und nicht Stäl)

„athmen, weil sein Gemüth davon auf das Tiefste durchdrungen „war. Niemand vor ihm schrieb wie er; dem kommenden Ge„schlechte wird er Vorbild und Klippe zugleich seyn. Man müßte „Genie und Philosophie mit tiefer Kenntniß und Anmuth ver„binden, wollte man ihn erreichen. Wenn ich mit dem gesammten „Europa Ihre Trauer, Madam, über den Verlust des unver„gleichlichen Mannes getheilt habe, so haben Sie auch das Recht „erworben, an der Erkenntlichkeit, welche ich seinen Schriften „schuldig bin, Theil zu nehmen. Unstreitig weiß ich die mir von „Ihnen geäußerte Achtung, so wie Ihr Vertrauen, vollkommen „zu schätzen; es ist schmeichelhaft für mich, zu sehen, daß diesel„ben in Ihrer Familie erblich sind. Ihr edeles Betragen bürgt „Ihnen für meine Gesinnungen gegen Sie. Ich habe Herrn v. „Grimm den Auftrag gegeben, Ihnen einige schwache Beweise „derselben einzuhändigen, und ersuche Sie, davon Gebrauch zu „machen."

Catharina.

Ein Räthsel von J. J. Rousseau.

Ich bin ein Kind der Kunst, so wie auch der Natur;
nicht Leben gebe ich, zu sterben hindr' ich nur.
Die größte Wahrheit wird bei mir zur schönsten Lüge,
und's höchste Alter raubt mir nicht der Jugend Züge (*).

Sitzung der sehr ehrwürdigen Loge der Neun-Schwestern zum Orient von Paris, am siebenten Tage des vierten Mondes im Jahre des wahren Lichts 5778.

Der Bruder Abbe Cordier v. Saint-Firmin hat der Loge angezeigt, wie ihm die Gunst zu Theil geworden, den Herrn v. Voltaire zum Maurer-Lehrling vorzuschlagen. Er sagte dabei, daß ein eben so literärischer als maurerischer Verein dem Wunsche des

(*) Das Porträt.

berühmtesten Mannes Frankreichs mit Vergnügen entgegenkommen müsse, und daß die Versammlung unfehlbar bei dieser Aufnahme, auf die schwächliche Gesundheit des Neophyten Rücksicht nehmen würde.

Der hochwürdige Bruder La Lande hat die Stimmen des sehr würdigen Bruders Bacon de la Chevalerie, ersten Redners des großen Orients, so wie auch die aller Brüder der Loge gesammelt, und diese Stimmen insgesammt sind mit dem Gesuche des Bruders Abbe Cordier ganz übereinstimmend ausgefallen. Er hat den sehr würdigen Bruder Grafen v. Stroganow, die Brüder Cailhava, Meslai, Mercier u. s. w. ausgewählt, um den Candidaten zu empfangen und vorzubereiten. Dieser ward von dem Bruder Chevalier v. Villars, Ceremonienmeister der Loge, eingeführt; und der Augenblick, wo er so eben den Eid geleistet, ward von den Brüdern der Säulen Euterpe's, Terpsichore's und Erato's verkündiget, welche den ersten Theil der großen Symphonie Guenin's bei vollem Orchester ausgeführt haben. Der Bruder Capperon dirigirte das Orchester, der Bruder Chie, erster Violinist des Churfürsten von Mainz, so wie die Brüder Salantin, Caravaglio, Olivet, Balza, Lurschmidt u. s. w. haben sich beeifert, den allgemeinen Jubel der Loge durch ihre im Publikum, wie in der sehr ehrwürdigen Loge der Neun-Schwestern so rühmlich bekannten Talente auszudrücken.

Nachdem er Zeichen, Worte und Griff empfangen, ist dem Bruder Voltaire am Orient neben dem Hochwürdigen sein Platz angewiesen worden. Einer der Brüder der Säule Melpomenens hat dessen Haupt mit einem Lorbeer bekränzt, welchen der Gekrönte indessen auf der Stelle wieder herabgenommen. Der Hochwürdige hat Ihn mit dem Schurz des Bruders Helvetius umgürtet, welchen die Wittwe dieses berühmten Philosophen der Loge überschickt hatte, so wie auch die maurerischen Kleinodien, deren er sich in der Loge bedient, und der Bruder Voltaire hat den Schurz zu küssen verlangt, bevor er damit bekleidet wurde. Als er die Frauenhandschuh empfing, sagte er zum Bruder Marquis v. Villette: da sie das Bild einer rechtlichen, zärtlichen und verdienten Liebe sind, so bitte ich Sie, dieselben Belle et Bonne (seiner Gattin) zu überreichen.

Hierauf hat der hochwürdige Bruder v. Lalande das Wort genommen und also gesprochen:

„Sehr werther Bruder, die schmeichelhafteste Epoche für diese Loge wird hinführo durch den Tag Ihrer Adoption bezeichnet werden. Die Loge der Neun-Schwestern bedurfte eines Apolls, und sie findet ihn in einem Freunde der Menschheit, der alle Gattungen von Ruhm, welche sie zur Zierde der Maurerei sich wünschen konnte, in sich vereiniget.

„Ein Monarch, dessen vieljähriger Freund Sie sind, und der sich als den erlauchtesten Beschützer unsers Ordens bewährt hat, hätte Ihnen die Neigung zu demselben einflößen müssen; jedoch behielten Sie Ihrem Vaterlande das Vergnügen vor, Sie in unsere Geheimnisse einzuweihen. Nachdem Sie die Aeußerungen des Beifalls und der Besorgnisse der Nation vernommen, nachdem Sie von ihrem Enthusiasmus und ihrem Freudenrausche Zeuge gewesen, empfangen Sie hier im Tempel der Freundschaft, der Tugend und der Wissenschaften eine zwar weniger glänzende, allein für Herz und Geist gleich schmeichelhafte Krone.

„Der Wetteifer, den Ihre Gegenwart hier erregen muß, indem er unserer Loge neuen Glanz und neue Thätigkeit mittheilt, wird zum Segen der Armen gereichen, deren Loos sie erleichtert, der Wissenschaft, welche sie aufmuntert, und all des Guten, womit sie rastlos beschäftiget ist.

„Welcher Bürger hat besser, als Sie, dem Vaterlande gedient? Sie haben dasselbe über seine Pflichten und sein wahres Interesse aufgeklärt, haben den Fanatismus gehässig und den Aberglauben lächerlich gemacht, haben den Geschmack auf seine ächten Grundsätze, die Geschichte auf ihren wahren Zweck, die Gesetze auf ihre ursprüngliche Unbescholtenheit zurückgeführt. Wir geloben, unsern Brüdern beizuspringen; und Sie sind der Schöpfer eines ganzen Völkchens geworden, das Sie anbetet und laut Ihre Wohlthaten verkündiget; Sie haben dem Ewigen einen Tempel erbauet; was jedoch noch besser ist — Sie haben um diesen Tempel eine Freistätte errichtet für geächtete aber rechtliche Menschen, welche ein blinder Eifer vielleicht zurückgestoßen hätte. Folglich, sehr werther Bruder, waren Sie Freimaurer, bevor Sie noch den Charakter desselben erhielten, und Sie haben dessen Pflichten ausgeübt, noch bevor Sie aus unsern Händen Verpflichtungen auf sich genommen hatten. Das Winkelmaaß, welches wir als Sinnbild der Rechtlichkeit unserer Handlungen tragen; der Schurz, der ein arbeitsames Leben und nützliche Thätigkeit bezeich-

net; die weissen Handschuh, welche die Offenheit, die Unschuld, die Reinheit unserer Handlungen ausdrücken; die Maurerkelle, welche die Fehler unserer Brüder zudeckt, alles hat Bezug auf Wohlthun und Menschenliebe, und drückt daher nur diejenigen Eigenschaften aus, welche Sie auszeichnen; wir konnten bloß, da wir Sie unter uns aufnahmen, den Zoll unserer Bewunderung und unser Erkenntlichkeit hinzufügen."

Die Brüder La Dixmerie, Garnier, Grouvelle u. s. w. haben das Wort gefordert, und hierauf mehrere auf die Feierlichkeit sich beziehende Poesien vorgelesen.

Der neuaufgenommene Bruder hat gegen die sehr ehrwürdige Loge geäußert, wie er nie etwas empfunden habe, das ihm mehr Eigenliebe hätte einflößen können, und wie sein Herz niemals von größerer Erkenntlichkeit durchdrungen worden sey. Der Bruder Court de Gebelin hat der Loge einen neuen Band seines großen Werks — die Urwelt — vorgelegt, und man hat sogleich einen Theil der Stelle daraus vorgelesen, welche die alten Geheimnisse zu Eleusis betrifft, ein den Mysterien der königlichen Kunst ganz angemessener Gegenstand.

Während dieser verschiedenen Vorlesungen hat der Bruder Monet, königlicher Maler, das Porträt des Bruders Voltaire gezeichnet, und dies ist höchst ähnlich befunden worden.

Nach Beendigung der verschiedenen Vorlesungen haben sich die Brüder in den Speisesaal begeben, während das Orchester die Fortsetzung der obigen Symphonie ausführte. Man hat die ersten Gesundheiten ausgebracht. Der sehr werthe Bruder Voltaire, dem seine Gesundheit nicht gestattete, bis zu Ende zu verweilen, hat um die Erlaubniß ersucht, sich fortbegeben zu dürfen. Er ist von einer großen Anzahl Brüder zurückgeführt worden, und hierauf von einer Menge Profanen, unter dem Beifalljauchzen, wovon die Stadt, sobald er öffentlich erscheint, wiederhallt . . . . .

1779.

D'Alembert hat endlich den ersten Band seiner in den öffentlichen Sitzungen der Akademie vorgelesenen Lobreden (Eloges) auf längst verstorbene Akademiker herausgegeben. Sie enthalten eine Menge höchst charakteristischer Züge und Anekdoten aus dem Leben dieser Männer, und erregten jedesmal das lebhafteste Inter-

esse und den lautsten Beifall. Daher letzthin ein Thürsteher der Akademie (ein geborner Schweizer) zu einem seiner Cameraden sagte: Sti Monsiou t'Alempert lire auchourt'hui; pon! pon! car ly être, touchours pourlesque.

Der Marquis v. La Fayette ist seit einigen Tagen aus Amerika wieder daheim. Hier eine kleine Anekdote aus seinem Tagebuche:

Der Marquis war vom Congreß beauftragt worden, mit einer wilden Völkerschaft zu unterhandeln. In seinem Gefolge befand sich ein junger Offizier, der eine junge Wilde bemerkte, deren Eroberung er sich vornahm. Er huldigte derselben aus allen Kräften, allein alle seine Huldigungen wurden lange Zeit ziemlich frostig aufgenommen. Eines Abends jedoch verkündigte er seinen Freunden mit großem Entzücken, wie er sich schmeichele endlich den Lohn seiner Bemühungen zu erndten; die Schöne habe ihn um eine Breloke von seiner Uhr gebeten, und das ihr sogleich überreichte Geschenk mit ungeheucheltem Wohlwollen angenommen. Am folgenden Tage sollte, nach Landessitte, ein großes Fest gefeiert werden. Unser junger Franzmann zweifelte keineswegs daran, daß dieser Tag seine Liebe krönen würde. Man denke sich seine Ueberraschung und das Gelächter seiner Cameraden, als der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, gerade diese Breloke war, welche an der Nasenspitze des vierstämmigsten und schönsten Wilden der Versammlung hing!

Man hat in der Italienischen Comödie so eben die beiden Billets gegeben, ein kleines Lustspiel in einem Akt und in Prosa, das alles nur mögliche Glück gemacht hat. Diese allerliebste Kleinigkeit, deren Dialog oft an die Anmuth und die Manier Marivaux erinnert, ist die Arbeit eines jungen zweiundzwanzigjährigen Offiziers, des Ritters v. Florian, eines Verwandten Voltaire's.

Der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit hat auf einmal alle Mitglieder der großen Oper ergriffen, und fast täglich empören sie sich so laut wider den Pächter oder Unternehmer derselben, Herrn Devimes, daß man gezwungen worden ist, bei den hö-

heren Behörden um Beistand zu bitten. Der Minister will, sagte Fräulein Guimard, ich solle tanzen; nun er mag nur auf seiner Hut seyn! Ich könnte sonst leicht ihn selbst einen Sprung machen lassen (*). — Als eines Tages der große Vestris Herrn Devîmes sehr insolent geantwortet hatte, fragte ihn dieser: Aber, Herr Vestris, wissen Sie wohl, mit wem Sie sprechen? — Mit wem ich spreche? Mit dem Pächter meines Talents.

Vor Kurzem weigerte sich schlechterdings der junge Vestris, der gänzlich seinen Vater zu erreichen verspricht, diesen, Gott weiß unter welchem Vorwande, zu dubliren, und erhielt den Befehl, sich sogleich nach dem Fort-l'Evêque zu begeben. Nichts war rührender und pathetischer als der Abschied zwischen Vater und Sohn: So reise denn, sagte zu ihm le diou de la danse hinter den Koulissen, so reise denn, mein Sohn; dies ist der schönste Tag deines Lebens. Nimm dir den stattlichsten meiner Wagen; und erkundige dich bei deiner Ankunft nach den Zimmern meines Freundes, des Königs von Polen; ich werde alles bezahlen (**)... Noch ein anderer Tänzer ward an dem nämlichen Abend auf die Festung abgeführt, und nun ist die Ruhe wieder hergestellt.

Anekdote aus Petersburg, von Diderot.

Dort lebte eine Tanzlehrerin, Namens Nodin, eine ehrliche christliche Haut und gute Katholikin, jedoch nicht allzugewissenhaft

---

(*) Man sprach vor dem jungen Könige von diesem großen Hader. Das ist Ihre Schuld, meine Herren, bemerkte er gegen seine Höflinge, huldigten Sie den Operndirnen weniger, so würden sie nicht so insolent seyn.

(**) Als der junge Vestris debutirte, trat sein Vater, le Diou de la danse, im reichsten und strengsten Hofkostum, mit dem Degen an der Seite und dem Hute unter dem Arm, mit ihm auf der Bühne vor; und nachdem er an das Parterre würdevolle Worte über die Erhabenheit seiner Kunst und die edeln Erwartungen, welche der erhabene Erbe seines Namens gab, gerichtet hatte, wendete er sich mit majestätischem Anstande gegen den jungen Kandidaten, und sprach: Nun, mein Sohn, zeige dem Publikum dein Talent; deines Vaters Auge ruhet auf dir!

in dem, was die Messe betrifft. Einige Leutchen, die es recht ehrlich mit ihr meinten, stellten ihr vor, daß die Nichtbesuchung der Messe Aergerniß gäbe, und daß sie wohl thun würde zuweilen in die Kirche zu gehen, wäre es auch nur ihrer eigenen Leute, ihrer Nachbarn wegen. Nach einem Zwischenraum von mehrern Jahren läßt sie sich wirklich einmal bereden die Messe zu besuchen, findet aber bei ihrer Rückkehr — ihre Entlassung von der Bühne auf dem Tisch. Das vermehrte nun eben nicht ihren Eifer für die Messe, und sie kehrte zur ersten Lebensweise zurück, so wie die guten Leutchen zu ihren Vorstellungen. Nach Verlauf von acht bis zehn Monaten geht sie zum zweitenmal in die Messe, und bei ihrer Rückkehr findet sie ihre Thüren mit Gewalt eröffnet, ihre Schränke erbrochen und ihr Habe und Gut dahin. Dieses Ereigniß spannte sie mit der Messe noch mehr über den Fuß, und es verstrichen über anderthalb Jahre, ohne daß man sie wieder zu einem dritten Besuche der Messe zu bewegen vermochte. Indessen bestürmten sie an einem Weihnachts heiligen Abend die guten Leutchen so sehr, daß sie dieselben in die Mitternachtsmesse begleitete; und bei ihrer Rückkehr findet sie — die leere Stelle ihres unterdessen abgebrannten Wohnhauses. Hier wirft sie sich mitten auf der Straße auf ihre Knie nieder, erhebt ihre Hände gen Himmel, und spricht: "O mein Gott, vergieb mir die drei Messen; du „weißt, daß ich nicht hingehen wollte, vergieb mir denn. Ich ge„lobe dir an, daß ich in meinem Leben nie wieder eine einzige „anhören will; und breche ich meinen Eid, so will ich in alle „Ewigkeit verdammt seyn!"

Dies ist kein Mährchen, sondern eine Thatsache, welche hundert glaubwürdige Personen mir bezeugt haben und noch bezeugen können. So viel ist ausgemacht, daß die Frau Wort gehalten, und daß die gutmüthigen Leutchen bis auf den heutigen Tag sie in Ruhe gelassen haben.

* * *

Schon lange verkündigte man uns die Oper Iphigenia in Tauris, als das Meisterstück der dramatischen Tonkunst. Am 18. May gab man die erste Vorstellung, und in der That, solch ein glänzendes Glück auch Gluck's Werke in Frankreich gemacht haben, hat doch keines einen so starken und so allgemeinen Eindruck

gemacht. Das Gedicht selbst ist der erste Versuch eines jungen Mannes, Namens Guillard. Er hat dabei den Plan des Trauerspiels von Guimond de la Touche befolgt, und bloß die Entwickelungsscenen und alle die Einzelnheiten der Exposition weggelassen, so die Musik nicht wiedergeben kann, oder welche dieselbe in ihrem raschen Gange stören würden.

Darf man den Gluckisten trauen, so sind alle Schätze der Harmonie und der Melodie, alle Geheimnisse der dramatischen Musik in diesem Werke erschöpft worden; es ist die wahre antike Melopoe, mit allen Fortschritten bereichert, welche die Kunst in neuern Zeiten hat bewirken können. Hört man auf die Piccinisten, so ist diese Musik, die ganz Frankreich entzückt hat, nichts weiter als die verstärkte Französische Musik, der wenige darin vorkommende Gesang eintönig und gemein, und der Rhythmus durchweg fehlerhaft. Ohne mir in diesem erlauchten Streit eine Stimme anzumaßen, ohne zu entscheiden, ob der Erfolg dem Genie Gluck's oder dem Genie unserer Ohren, der wahrscheinlich sich nie umändern wird, zu verdanken ist, müssen wir gestehen, daß diese neue Oper, rühre die Illusion woher sie wolle, von außerordentlichem Effekt geschienen hat. Die Handlung des Gedichts ist einfach und pathetisch, der Gang lebendig und rasch, und das Ganze des Schauspiels von sich nie verleugnendem Interesse. Diese Musik kützelt nicht das Ohr, aber fast nie hemmt sie die Wirkung der Scene; sie malt öfter die Worte als die Situation; allein, trotz ihren Fehlern, ist diese notirte Deklamation der auf der Französischen Schaubühne üblichen bei weitem vorzuziehen. Daher sage ich zu den Gluckisten, um es mit Niemandem zu verderben: Ob das Gesang ist, weiß ich nicht, aber vielleicht ist es etwas weit Besseres. Höre ich *Iphigenia*, so vergesse ich, daß ich in der Oper bin; ich glaube ein Griechisches Trauerspiel zu hören, wozu Le Kain und Fräulein Clairon die Musik gemacht haben. . . . Das schmeckt nach Enthusiasmus, und unter der Schutzwehr dieser großen Namen ziehe ich mein eigenes Urtheil aus dem Spiel.

La Harpe las in einer der letzten öffentlichen Sitzungen der Akademie einen *Dithyrambus* vor. — Ein *Dithyrambus*,

sagte eine Frau, ist das nicht etwas noch Aergeres als eine Ode? Diese Definition ist nicht so ganz lächerlich.

Unter den Anekdoten, womit Dussaux Werk über das Spiel überladen ist, haben die beiden folgenden mir bemerkenswerth geschienen:

Ein Vater verlangte, daß die Gemeinheit der Güter zwischen seiner Tochter und seinem Schwiegersohn den Tag darauf, wo dieser hunderttausend Thaler im Spiele gewonnen hatte, aufgehoben würde. Man bat ihn, damit noch einige Zeit zu zögern. Nein, sagte er, ich will nicht, daß mein Blut aus einer Ungerechtigkeit Nutzen ziehe, noch daß meine Tochter auf einem Misthaufen sterbe..... Er ließ die Trennung der Güter vom Spieltage datiren, und der Ausgang rechtfertigte ihn.

Die Gattin eines Spielers kam mit fast erloschenen Augen in ein Spielhaus, wo ihr Mann bereits seit zwei Tagen ohne Unterlaß spielte. Laß mich, rief er ihr entgegen, vielleicht sehe ich dich bald wieder.... Der Elende! Er kam. Seine Gattin lag schon im Bette, und der Säugling an ihrer Brust. Stehe auf, stehe auf, rief er ihr zu, das Bett, worin du liegst, gehört dir nicht mehr.

Voltaire's Statue (*), welche Madam Denis anfänglich für die Akademie bestimmt hatte, ist, nach ihrer Vermählung mit Herrn Duvivier, der Comödie geschenkt worden. Sie hat geglaubt, dadurch sich auf eine auffallende Weise für die Schmähungen zu rächen, welche die Herren Vierziger ihr nicht erspart haben, seitdem es ihr beliebt hat sich zum zweitenmale zu verheiraten, und das in einem Alter von mehr als siebzig Jahren, und mit einem Gesicht, das noch weit mehr Ehrfurcht, als ihr Alter, gebietet, und schon längst dazu geeignet war, die zügelloseste Leidenschaft abzukühlen. Man hat allgemein geglaubt, daß die Ehe nie vollzogen worden; allein Herr Duvivier, vormals Dragoner und zuletzt Krie-

(*) Eine andere, als die von Pigalle.

geskommissarius, hat in dieser Hinsicht so wenig Zweifel übrig lassen wollen, als die Schamhaftigkeit der Neuvermählten nur gestatten konnte. Stolz auf eine so furchtbare Eroberung, hat er oft ganz absichtlich seine Morgenaudienzen im Ehebette abgehalten. D'Alembert, der, wie man weiß, mehr Gründe als Jeder Andere hat, nicht an Wunder, und besonders an Wunder dieser Art zu glauben, hat sich zwar nicht mit eigenen Augen von der Wahrheit der Thatsache überzeugen können, denn er hat sich beharrlich geweigert, die Nichte Voltaire's seit dieser unglücklichen Verheirathung zu besuchen, welche die gesammte Akademie nicht bloß als eine thörigte Schwachheit, sondern als eine den Manen ihres Oheims angethanene Beschimpfung, als einen geistigen Ehebruch, getadelt hat. Die Ungläubigkeit des Philosophen hat jedoch dem Zeugnisse eines Bedienten nachgegeben, der einen Auftrag bei Madam Duvivier von Seiten einer ihrer Freundinnen auszuführen hatte. — Ist es wahr, daß man dich ins Schlafzimmer geführt, und daß du Madam im Bette gesehen hast? — Ja, und was noch mehr, es befanden sich im Bette sogar zwei Personen, die ich in der erst nicht recht unterscheiden konnte, da sie beide in der Nachtmütze waren, so daß ich fragen mußte, ob ich die Ehre hätte, mit dem Herrn oder der Madam zu sprechen. — Ihr Mann lag also neben ihr? — Ja, das weiß ich nicht gerade; aber ein Mann war es doch ....

1780.

Herr Le Grand hat uns in drei Bänden ein höchst interessantes Werk unter dem Titel: Fabliaux, oder Mährchen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, geliefert.

Herrn Le Grand's Nachforschungen und Arbeiten haben in diesen Katakomben unserer alten Poesie eine sehr ergiebige und köstliche Fundgrube von Erfindungen aufgedeckt, woraus unsere besten Schriftsteller geschöpft haben, und die den Nachkommenden eine noch reichlichere Ausbeute verspricht. In diesen alten Fabliaux erblickt man die ersten Keime der glücklichsten Fiktionen Boccacio's, La Fontaine's und aller unserer neueren Erzähler, die Idee mehrer Lustspiele Molière's, unter andern, des Arztes wider Willen, George Dandin's, und einiger Scenen des eingebildeten Kranken. Eines der sinnreichsten Kapitel des

Romans Zadig, das des Einsiedlers, ist ganz daraus entlehnt. Voltaire hat sorgfältig alle Züge, alle Naivheit desselben beibehalten, und bloß den Styl etwas verjüngt.

Man muß die Fabliaux nicht mit den Poesien der Provenzaler Troubadours verwechseln, wovon der Abt Millot uns eine so weitschweifige Geschichte gegeben hat. Unser Verfasser bekämpft mit eben so viel Bescheidenheit als Belesenheit das Vorurtheil, welches jene berühmten Troubadours für die Väter unserer neuern Literatur ausgiebt. Er zeigt, daß diese trübseligen Chansonniers ihren großen Ruf bloß Italien verdanken, dessen Lehrer sie waren, wo die Sprachverwandschaft ihnen Eingang verschaffte, und das sie unsterblich gemacht hat. Man hat sie für große Männer gehalten, weil Petrarka und Dante sie besangen. . . Man erinnere sich nur, wie wenig Interesse die von Millot mitgetheilten provenzalischen Poesien uns eingeflößt haben, und man wird sich ohne Mühe zu Le Grand's Meinung hinneigen.

Unter den kriegerischen Gesängen behauptete der Gesang Rolands lange Zeit den ersten Platz; er ward für unsere Heere ein wahrer Schlachtgesang, und behauptete sich bis ziemlich tief in das dritte Regentengeschlecht hinein, wie das aus der stolzen Antwort eines Soldaten an den König Johann erhellet, der jenem aus dem Absingen des Liedes ein Verbrechen machte, weil ja kein Roland mehr da sey, wie er sagte. Sire, erwiderte der Kriegesmann, es würde auch uns nicht an Rolande fehlen, hätten wir nur einen Karl den Großen. . . . Dieser Gesang ist nicht bis auf uns gekommen, und hat das Schicksal mancher neuern Lieder gehabt, an deren Ueberlieferung keine Seele denkt, weil Jedermann sie auswendig weiß, und die aus eben dem Grunde am Ende verloren gehen.

Die Liebes- und Feenromane sind in geringer Anzahl, desto größer ist die Zahl der Ritterromane. Diese letzten werden gewöhnlich in drei Klassen getheilt: Romane des Artus, Romane Karls des Großen, Romane der Amadisse. Es könnte noch eine vierte bei weitem zahlreichere hinzugefügt werden, nämlich die der Romane von Prinzen und Paladinen, wie Perceforêt, Alexander u. s. w., die nicht in jenen Zeiten gelebt haben. Alle diese Romane waren ursprünglich in Versen, und wurden erst unter Carl V. in Prosa übersetzt. Franz I. ließ aus dem Spanischen die Amadisse übersetzen, ursprünglich Französische Romane, welche die Zeit

aber in Vergessenheit gebracht hatte. Unter diesen tausenden von heutiges Tages unbekannten Gedichten giebt es mehrere wahrhaft interessante; in den meisten wenigstens trifft man auf sehr anmuthige Stellen, und besonders auf ein ganz eigenes Talent, Neugier und Bewunderung zu erregen. Herr Le Grand ist zuweilen im Wegstreichen üppiger Stellen zu strenge gewesen. Seine Noten zeugen von großer Belesenheit und gesunder Kritik.

Schreiben Franklin's an Madam Helvetius.

Noch ganz verdrießlich über den von Ihnen gestern Abend so bestimmt ausgesprochenen Entschluß, so lange Sie leben, zur Ehre Ihres lieben Gatten, allein bleiben zu wollen, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Ich sank auf mein Bett, wähnte mich gestorben, und befand mich in den Elysäischen Gefilden. Man fragte mich, ob ich etwa neugierig wäre, einige Bekanntschaften zu machen? — Führet mich zu den Philosophen. — Gleich hier an diesem Garten wohnen ihrer zwei, beide gute Nachbarn und gute Freunde. — Wer sind sie? — Sokrates und Helvetius. — Ich habe für beide eine tiefe Hochachtung; allein führet mich nur zuerst bei Helvetius ein, weil ich etwas Französisch aber kein Wörtchen Griechisch verstehe. — Er empfing mich ungemein artig, und sagte mir, ich sey ihm von Hörensagen vor einiger Zeit bekannt geworden. Er erkundigte sich bei mir nach einer Menge von Dingen, wollte wissen, wie es um den Krieg, die Religion, die Freiheit und die Regierung in Frankreich stünde. — Sie erkundigen Sich ja nicht einmal nach Ihrer lieben Freundin Helvetius? Und doch ist sie Ihnen über alle Maaßen gut; noch vor einer Stunde war ich bei ihr. — Ha! sagte er, Sie erinnern mich an meine ehemalige Seligkeit, aber das muß man zu vergessen suchen, wenn man hier glücklich seyn will. Mehrere Jahre hindurch hat mein Herz sich bloß mit ihr beschäftiget; am Ende habe ich mich nun getröstet. Ich habe mir eine andere Gattin gefreit, der ersten so ähnlich, wie ich sie nur immer finden konnte; zwar ist sie nicht ganz so schön, allein sie hat eben so viel Geist und Mutterwitz, und liebt mich ungemein; sie hat nur ein Bestreben, nämlich sich mir recht angenehm zu machen. So eben ist sie ausgegangen, um vom allerbesten Nektar und von der leckersten Ambrosia einzuholen,

womit ich mir heute Abend gütlich thun soll; bleiben Sie bei mir, da sollen Sie sie kennen lernen. — Ich merke, sagte ich, daß Ihre ehemalige Freundin getreuer, als Sie, ist; denn es sind ihr mehrere annehmliche Vorschläge gemacht worden, welche sie aber aus Liebe zu Ihnen alle verworfen hat. Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst sie rasend geliebt habe, allein sie war sehr hart gegen mich, und hat mich schlechterdings abgewiesen. — Ich beklage von Herzen Ihr Unglück, denn es ist eine recht wackere und liebe Frau. . . Aber treiben denn der Abbe de la Roche und der Abbe M...... (*) nicht noch zuweilen dort ihr Wesen? — O ja, denn alle ihre Freunde sind ihr treu geblieben. — Hätten Sie mit Hülfe eines leckern Rohmkaffees den Abbe M...... dahin vermocht, zu Gunsten Ihrer zu sprechen, vielleicht hätten Sie dann gesiegt, denn er ist ein eben so feiner Dialektiker, wie der heilige Thomas, und weiß seine Gründe so nett aufzustutzen, daß sie schwer über den Haufen zu werfen sind; oder hätten Sie den Abbe de la Roche mit irgend einer Prachtausgabe eines alten Klassikers bestochen, so daß er gegen Ihren Vortheil redete, so wäre dies noch besser gewesen, denn ich habe stets bemerkt, daß, wenn er einen Rath ertheilt, sie ein gewaltiges Gelüst hat, gerade das Gegentheil zu thun . . . — Bei diesen Worten trat die neue Madam Helvetius herein; auf der Stelle erkannte ich in ihr Madam Franklin, meine ehemalige Amerikanische Freundin. Ich forderte sie sogleich zurück, allein sie erwiderte mir ganz frostig: "Ich bin euer gutes „Eheweib neunundvierzig Jahr und vier Monat lang, also fast ein „halbes Jahrhundert hindurch, gewesen, und damit mögt ihr vorlieb nehmen. Hier habe ich eine neue Verbindung angeknüpft, „die bis in alle Ewigkeit fortdauern wird. . . . . —" Mißvergnügt über den Korb meiner Eurydice, entschloß ich mich flugs, die undankbaren Schatten sitzen zu lassen, und in diese gute Oberwelt zurückzukehren, um die Sonne und Sie wiederzuschauen. Hier bin ich. Rächen wir uns!

(*) Wahrscheinlich Morellet.

Der Dichter von Pondichery, Anekdote von Diderot.

Zu mir kommt einstmals ein junger Dichter, wie deren täglich bei mir erscheinen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten über meinen Geist, mein Genie, meinen Geschmack, meine Wohlthätigkeit, und andere dergleichen Redensarten, von denen ich keine Sylbe glaube, ungeachtet man seit mehr denn zwanzig Jahr dieselben mir, und das vielleicht ganz treuherzig, wiederholt, ziehet der junge Dichter ein Papier aus seiner Tasche; es sind Verse, sagte er mir. — Verse? — Ja, und ich schmeichele mir, daß Sie die Güte haben werden, mir Ihr Urtheil darüber zu sagen. — Können Sie die Wahrheit vertragen? — Ja, ich fordere sie von Ihnen. — Gut, Sie sollen sie hören.

Was! Ihr seyd einfaltig genug, zu glauben, daß ein Dichter in der Absicht zu euch komme, von Euch die Wahrheit zu hören? — Ja. — Und Ihr sagt sie ihm? — Gewiß. — Ohne Schonung? — Freilich: denn Schonung ist im Grunde nur die gröbste Beleidigung; getreu verdollmetscht sagt sie Euch geradezu: Ihr seyd ein elender Dichter, und da ich Euch nicht für stark genug halte, die Wahrheit zu hören, so seyd Ihr noch obendrein ein jämmerlicher Mensch. — Und Eure Freimüthigkeit hat stets gewirkt? — Fast immer ....

Ich lese die Verse des jungen Dichters, und spreche zu ihm: Ihre Verse sind nicht bloß schlecht, ich sehe sogar ganz deutlich, daß Sie in Ihrem Leben keine gute machen werden. — Nun so muß ich schlechte machen, denn ich kann das Versemachen nun einmal nicht lassen. — Das ist ein furchtbarer Fluch! Ist es Ihnen nicht begreiflich, zu welcher Erniedrigung Sie herabsinken werden? Weder die Götter, noch die Menschen, noch die Säulen haben den Dichtern die Mittelmäßigkeit verziehen; das sagt Horaz. — Ich weiß. — Sind Sie reich? — Nein. — Sind Sie arm? — Sehr arm. — Und Sie wollen zur Armuth noch die Albernheit eines elenden Dichters gesellen; Sie werden Ihr Leben vertändelt haben, und dann wird das Alter kommen. Alt, arm und ein elender Dichter, ach! junger Mann, welch eine Rolle! — Das kann ich mir denken, allein ich kann mich nicht beherrschen. — Haben Sie Aeltern oder Verwandte? — Ja. — Was sind sie? — Juwelierer. — Würden die wohl etwas für Sie thun? — Ich weiß nicht. — Nun, so sprechen Sie mit

ihnen; machen Sie ihnen den Vorschlag, daß sie Ihnen ein kleines Magazin von ihren Waaren anvertrauen. Schiffen Sie sich nach Pondichery ein; unterweges können Sie, zur Zeitverkürzung, schlechte Verse machen; dort angekommen, werden Sie Vermögen erwerben. Ist dies geschehen, dann kommen Sie wieder, machen so viel schlechte Verse, als Sie nur wollen, nur müssen Sie dieselben nicht drucken lassen; denn man muß keine Seele zu Grunde richten.

Es waren bereits zwölf Jahre verflossen, da ich dem jungen Mann den Rath gab, als er auf einmal wieder bei mir erschien. Ich erkannte ihn nicht. Ich bin derjenige, sagte er, den Sie nach Pondichery geschickt haben. Ich bin hingewesen, und habe ein hunderttausend Franken erworben. Nun bin ich wieder daheim, und mache Verse nach Herzenslust — hier überbringe ich Ihnen welche . . . . Also immer noch; indessen Ihr Schicksal ist gesichert, und so gestatte ich Ihnen denn, schlechte Verse zu machen. — Auch ist das mein ernstlicher Vorsatz.

Der junge Vestris erregt und verdient die Bewunderung des gesammten Publikums. Sein Vater, dieser Gott des Tanzes, wie er sich selbst zu nennen pflegt, sagte vor einiger Zeit zu uns mit jenem Ton, der der Würde seiner Eigenliebe so wohl steht: "Bis hieher" (indem er die Hand auf die Brust legte) "läßt mein Sohn nichts zu „wünschen übrig; aber was den obern Theil des Körpers betrifft, da „hat er noch Jahre lang dran zu arbeiten. Ich habe ein ganzes „Jahr bloß damit zugebracht, mir die Arme zu verkürzen; zehn „Jahre lasse ich ihm Zeit zum Menuet, und das ist nicht zu viel. „Ach! mein Herr, könnte ich jetzt mit meinen Füßen das ausführen, was mir da im Kopfe steckt, o Sie sollten sehen! . . . . „Allein das Alter gestattet mir nicht die Eingebungen des Genies „darzustellen . . . ." Nur seit zwei oder drei Jahren erst, seit seinen großen Erfolgen, hat dieser Sohn, Dank dem Unterrichte des Vaters, die Vergünstigung erhalten, dessen Namen führen zu dürfen: "Fährt er so fort, sagte er damals, so hebe ich ihm etwas ganz Artiges zu seinem nächsten Angebinde auf: ich werde „ihm vergönnen, meinen Namen zu tragen . . . ." Dauberval, der, wie Vestris, mit Fräulein Allard, der Mutter des jungen Wundermanns, gelebt hatte, beäugelte diesen vor ei-

-nigen Tagen hinter der Kouliſſe, und rief mit eben ſo viel Unmuth als Bewunderung aus: **Welch ein Talent! Es iſt Veſtris Sohn, und nicht der meinige! Ach! warum mußte ich denn auch eine Viertelſtunde zu ſpät kommen?**

Als **Mesmer** in Paris ankam, erregte er anfänglich ſehr ſtark die Neugier des Publikums, ward aber bald wieder vergeſſen. Ich weiß nicht, welch ein glücklicher Umſtand ſeinen **Magnetismus** und ſeine Wunder wieder in Aufnahme gebracht hat; ſo viel iſt ausgemacht, daß man ſeit einigen Monaten ſich damit mehr, als zuvor, zu beſchäftigen ſcheint. Er hat die Ehre gehabt, enthuſiaſtiſchere Lobredner, halsſtarrigere Gegner, unterwürfigere oder leichtgläubigere Patienten anzutreffen, und troz aller Schalkheit, mit welcher der Doktor Paulet in ſeiner Geſundheitszeitung dieſe Kranken neckt, hat ſich der Ruf des Deutſchen Doktors ſehr ſchnell vermehrt. Er hat viel Mühe, den täglichen Beſuchen in ſeiner Wohnung Genüge zu leiſten, und ſeine ſehr geräumige Wohnung kann nicht mehr die Anzahl der Kranken faſſen, die den Muth haben, ſich ſeiner Behandlung zu unterwerfen. Dieſe Verſammlungen ſind etwas gar Wunderſeltſames. Man denke ſich mitten im Zimmer einen großen Tiſch, aus welchem in gewiſſen Zwiſchenräumen kürzere oder längere eiſerne oder ſtählerne Stäbe hervorgehen. Unter den um dieſen Wundertiſch gereiheten Kranken haben einige einen dieſer Stäbe an das Ohr, andere auf die Augen, andere wieder gegen den Magen geſtüzt, und ein Jeder in einer verſchiedenen Poſitur; dieſe hier von Schweis triefend, jene vor Froſt zitternd, die dort in konvulſiviſchen Bewegungen, jene da über alle Gebühr gähnend, und der dieſen ſeltſamen Uebungen präſidirende Aeskulap ſpielt bald in einem Winkel die Harmonika, trabt bald von einem Kranken zum andern, ſtreckt einen oder zwei gabelförmige Finger gegen die Stirn derer, die einer ſo natürlichen und heilſamen Hülfe am ſchleunigſten zu bedürfen ſcheinen. Kurz, alles das gleicht weniger Verſuchen aus der Arzneikunde oder Naturlehre, als dem wahnſinnigen Gaukelſpiel der Convulſionäre. Welches Urtheil jedoch man über den Gebrauch fällen mag, den Mesmer bis jezt von ſeinen Geheimniſſen gemacht hat, kann man doch ſchwerlich die Menge von Zeugniſſen Lügen ſtrafen, welche beweiſen, daß er in der Natur

irgend ein Prinzip entdeckt hat, vermittelst dessen er wenigstens höchst außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Der Doktor Thouvenel, ein sehr gelehrter und denkender Chemiker, hat ein stark elektrisirtes Magnetpulver ersonnen, womit man sich bloß die Hände zu reiben braucht, oder wovon man bloß ein Stückchen in der Tasche tragen darf, um ungefähr dieselben Empfindungen, wie Mesmer, hervorzubringen; es ist ihm sogar gelungen, bei dem Baron v. Holbach auf mehrere Personen zu wirken, bei denen Mesmers Finger nicht den geringsten Eindruck gemacht hatte (*). Dieser mit gehöriger Aufmerksamkeit fortgesetzte Versuch, könnte der nicht weiter führen? Und ohne gerade die Charlatanerie des Deutschen Thaumaturgen rechtfertigen zu wollen, ist sie nicht geeignet, die Meinung derer zu bestätigen, die überzeugt sind, daß dessen System auf einigen wirklichen Grundlagen ruhet?

Der hitzigste und eifrigste von Mesmers Apologisten ist der Arzt Deslon. Er hat so eben eine kleine Schrift unter dem Titel: Beobachtungen, den thierischen Magnetismus betreffend, herausgegeben. Er stellt darin eine Reihe von Wundern auf, von welchen er Augenzeuge gewesen zu seyn vorgiebt. Alle diese Wunder sind nicht eben so viele Heilungen, aber alle verkündigen den Einfluß einer merkwürdigen Naturkraft. Ohne sich die Mühe zu geben, Mesmers Entdeckung, von welcher er so wenig wie seine Leser versteht, erklären zu wollen, setzt er bloß die Thatsachen auseinander, die deren Wirklichkeit darthun, und erzählt dieselben mit einer Treuherzigkeit, die wenigstens auf seine Ehrlichkeit keinen Schatten wirft.

(*) Mesmer hatte ein Empfehlungsschreiben an den Baron v. Holbach, und speiste bald darauf bei diesem mit allen Philosophen. War er entweder selbst, oder waren seine Zuhörer für die Empfänglichkeit der Wunderwirkungen des Magnetismus schlecht vorbereitet, genug, er machte auf keinen dort Gegenwärtigen den geringsten Eindruck, und seit diesem verhaßten Tage ist er bei dem Baron v. Holbach nicht wieder erschienen. Grimm.

1781.

Man rühmte sehr in Gegenwart einer Italienischen Dame die herrliche Stimme eines Virtuoso. "Ja, sagte sie, eine schöne „Stimme hat er, aber ein schlechtes Herz. Mein Bruder, der „Cardinal, hat aus ihm einen Soprano machen lassen, und nie „hat er es ihm Dank gewußt!"

Dritte Abtheilung

von 1782 bis 1790.

1782.

Epigramm von Harduin.

Ein hundertjähr'ger Greis, als er den Tod erfuhr
des Nachbarn, der auch ein'ge Neunzig zählte,
sprach: weiß der Himmel, was dem Manne fehlte!
Der mußte sterben, denn er kränkelte ja nur.

Ist es heut zu Tage leichter, ein gutes Lustspiel als eine gute Tragödie zu machen? Diese Frage wird täglich aufgeworfen und erörtert, und, welche Partei man auch ergreife, ist es doch unstreitig leichter, dieselbe, selbst mit scheinbar guten Gründen, zu behaupten, als nur eine einzige neue komische oder tragische Scene zu dichten. Es ist Thatsache, daß wir drei bis vier Dichter anführen können, die in der Kunst des Sophokles und Euripides sich so ziemlich auf eine Linie gestellt haben, während Molière sowohl diejenigen, die vor ihm die Bahn betreten, als diejenigen, die es gewagt haben, seinen Fußstapfen zu folgen, weit hinter sich gelassen hat (*). Das Feld der Tragödie schien schon zu den Zeiten des Aristoteles sehr erschöpft, die Anzahl der tragischen Stoffe, ihm zufolge, ist sehr beschränkt; und die unserer Bühne ganz eigenen Schicklichkeitsrücksichten sind wohl schwerlich dazu gemacht, jenes Feld zu erweitern. Welche neue Erndten darf man wohl noch hoffen darauf zu machen, nachdem Genies, wie Corneille,

(*) Ganz auf unsere deutsche Schaubühne anwendbar, wo wir einige sehr gute Tragiker, und auch nicht einen einzigen ächten Komiker zählen. Das Warum beantwortet Grimm, wie mir däucht, ganz richtig.

Racine und Voltaire so üppige Saaten eingeschnitten haben? Sollte das Feld des Lustspiels nicht ausgedehnter und fruchtbringender zugleich seyn? Ein einziger Mann bisher scheint die Kunst, dasselbe ergiebig zu machen, besessen zu haben; sollte etwa diese Kunst die schwierigste von allen seyn? Sollte er allein sie zu einer Höhe der Vollkommenheit gebracht haben, die Jedweden, der es wagt, in seine Fußstapfen zu treten, abschrecken muß? Ohne mich darauf einlassen zu wollen, diese verschiedenen Fragen zu prüfen, will ich mich lieber darauf beschränken, nur eine vorzulegen, die uns leicht der Auflösung aller übrigen entheben könnte.

Wenn die Tragödie in unsern Tagen der Bühne mehr anziehende Produkte, als die Comödie, geliefert, sollte das nicht einzig und allein daher kommen, daß die erstere weit mehr, und die andere weit weniger, als in dem vorhergehenden Jahrhundert, gewagt hat? Dadurch, daß Voltaire auf die Französische Bühne einen Theil der Schönheiten des Englischen Theaters so glücklich verpflanzte, hat er nicht der Handlung seiner Trauerspiele mehr Kraft und Umfang gegeben? Wie viel Situationen und große Katastrophen hat er nicht vor das Auge gerückt, welche Corneille und Racine nur in Erzählungen und Wortschilderungen hätten einkleiden dürfen? Hat nicht sogar seine Manier, Charaktere, Sitten und Meinungen zu malen, ebenfalls weit mehr Kühnheit und Lebendigkeit? Wenn auch keiner von denen, die nach ihm arbeiteten, sich zu der Höhe seines Genies haben aufschwingen können, so sind sie doch alle von fern auf der von ihm bezeichneten Bahn fortgeschritten, und ohne gerade etwas Vorzügliches zu leisten, haben sie doch wenigstens Effektwerke hervorgebracht, die zwar nur rohe Entwürfe sind, welche jedoch die Magie des Theaters mit Erfolg krönte.

Die Comödie hingegen ist von Tage zu Tage schüchterner geworden; der Wahn, daß sie gereinigter und anständiger seyn müsse, hat sie trüglich, frostig, saft- und kraftlos gemacht. Da sie es nicht mehr wagen darf, große Charaktere, kräftig ausgesprochene Leidenschaften, allzubekannte oder zu grobe Verkehrtheiten zu behandeln, hat sie sich in den engen Kreis des Umgangsgeistes eingezwängt; die komische Kraft hat sie durch Romanen-Interesse, die glühenden Funken einer lebendigen und frohsinnigen Satyre durch Schildereien, Maximen und Tiraden zu ersetzen gesucht. Um nicht durch zu wahre Schilderungen anzustoßen, hat sie sich

gezwungen gesehen, alle kräftige Züge zu mildern und abzustumpfen; bloß einzelne Schattirungen, Halbcharaktere, Zwittergeschöpfe hat sie zu ergreifen gewagt; alle ihre Formen sind zur Künstelei, zum Manierirten herabgesunken, ihre Farben trübe und bedeutungslos geworden." Zwar scheint Moliere sich der reichsten und glücklichsten Süjets bemächtiget zu haben; allein, könnte er wieder aufleben, wie viele würde er deren noch auffinden, die unter seinen Händen nicht weniger ergiebig seyn würden? Nicht die Verkehrtheiten werden jemals dem Dichter fehlen; entschlüpfen sie darum mehr oder weniger seinen Augen, weil sie sich vielleicht zu einer Zeit mehr, als zu einer andern, zu verhüllen wissen? Selbst diese Kunst, womit sie sich dem Blicke zu entziehen suchen, würde sie dem ächten Genie nicht gerade neue Mittel an die Hand geben, sie noch lächerlicher oder noch gehässiger zu machen? Noch einmal, nicht die Stoffe fehlen dem Dichter, sondern das Talent, und, um die Wahrheit rein herauszusagen, die Freiheit, sie kräftig zu behandeln. Der Geschmack des Publikums ist nicht besser, nein, bloß ekeler geworden. Die Eigenliebe der Menschen ist zu allen Zeiten dieselbe; allein die unsers Zeitalters scheint empfindlicher, und die in andern Hinsichten so gefällige, so nachsichtige Polizei unserer Aedilen ist, was diesen einzigen Artikel betrifft, vielleicht strenger und argwöhnischer, als sie es jemals unter dem unphilosophischsten und dem unumschränktesten der Könige war.

Versuch über die Regierungen des Claudius und Nero, so wie über die Sitten und Schriften des Seneka, als Einleitung in das Studium dieses Weltweisen. Von Diderot.

Diese neue Auflage ist beträchtlich vermehrt, und noch weit günstiger, als die erste, aufgenommen worden. Der Verfasser hatte anfänglich die Absicht gehabt, allen Angriffen, allen ihm von dem lesenden Schwarm unserer Journalisten gemachten Einwürfen, einzeln zu antworten, hat aber nachher seine Meinung geändert, und, indem er unter allen Kritiken diejenigen ausgehoben, die zu den anziehendsten oder nützlichsten Erörterungen Anlaß

geben konnten, hat er den Entschluß gefaßt, alle seine Antworten in das Werk selbst einzuschieben. Seneka's Apologie hat dadurch an Vollständigkeit und Scharfsinn gewonnen. Ist der Inhalt des Werks dadurch gleich reichhaltiger geworden, so hat doch die Form an Zusammenhang verloren; und man muß es ruhig mit ansehen, wie der Verfasser aus dem Palast der Cäsare plötzlich in das Dachstübchen elender Rezensenten, von Paris nach Rom, von Rom nach Paris, von Claudius Regierung zu Ludwig XV., von der Sorbonne zu dem Collegium der Auguren hin- und her hüpft, bald die Herrscher der Welt, bald die gemeinsten Kläffer der Literatur vor seinen Richterstuhl ziehet, und in seinem dramatischen Enthusiasmus — jene reden — diese antworten läßt, sich selbst, seine Leser anredet, und diese in die Verlegenheit zu errathen versetzt, wer gerade der Sprechende oder der Besprochene ist.

Diese Unordnung ist unstreitig ein Fehler, allein dies macht das Werk darum nicht weniger originell und anziehend, ist nicht vermögend, die Wirkung aller der herrlichen aus Tacitus übersetzten Seiten zu zerstören, welche Tacitus, hätte er in unserer Sprache geschrieben, nicht anders geschrieben haben würde, noch so vieler anderer herrlicher Stellen, welche dieser große Schriftsteller nicht ableugnen würde, ungeachtet sie nicht von ihm sind. Es ist mir beim Lesen des schönen Aufsatzes über die Regierung des Claudius und Nero mehr denn einmal begegnet, mit dem Original ganze Abschnitte, welche ich für lauter Tacitus gehalten hatte, vergleichen zu wollen, und daß ich nachher auch nicht die leiseste Spur davon im Tacitus habe ausfindig machen können. Ich wage es, dreist zu behaupten, daß der mit Tacitus Manier vertrauteste Leser sehr leicht sich derselben Täuschung hingeben wird. Man kann es daher nicht genug bedauern, daß Diderot nicht den Muth gehabt, sich an eine vollständige Uebersetzung des erhabenen Historikers zu wagen; er war von der Großfürstin von Rußland (*) darum ersucht worden, und diese Aufforderung macht dem Geschmack dieser jungen Fürstin nicht weniger Ehre, als dem Genie und den mannigfachen Talenten unsers Philosophen.

(*) Mutter des Kaisers Alexander. Diderot selbst war auf Catharina's Einladung nach Petersburg gereist, und hatte sich dort eine Zeit lang aufgehalten.

Genealogische Anekdote.

Von Heinrich IV., König von Frankreich, 1610,
Henriette Maria von Frankreich, vermählt 1625,
an Carl I. Stuart, König von England.
Carl II. dessen Sohn, König von England, 1682
hatte zwei Beischläferinnen (*):

I.

Barbara Villers, Herzogin von Cleveland,
wovon
Heinrich, Herzog v. Grafton,
geboren 1663, gestorben 1690;
Großvater von
George, Herzog v. Grafton,
ernannt 1782,
zum Geheimen-Siegelbewahrer und
Staatsminister von England.

II.

Louise v. Keroual, Herzogin v. Portsmouth
und v. Aubigny in Frankreich,
wovon
Carl, Herzog v. Richmond.

Von Caroline, dessen Tochter, vermählt mit Heinrich Fox, Staatsminister des Königs George II.
stammt
Carl Fox, ernannt 1782 zum Minister u. Staatssekretär v. England.

Von der Mannslinie dieses Richmond
stammt
Carl, Herzog v. Richmond, ernannt 1782 zum Großmeister der Artillerie u. Staatsminister von England.

Von Anna, vermählt mit Wilhelm v. Albemarle
stammt
August Keppel, ernannt 1782, zum ersten Lord der Admiralität und Staatsminister von England.

(*) Und die berüchtigte Nell-Gwin, die er mit der Herzogin v. Portsmouth zugleich hatte? Von Stande war sie freilich nicht.

Zusatz zu dem Schreiben über die Blinden, von Diderot (*).

Ich will ohne Ordnung mir ehemals unbekannte Erscheinungen auf's Papier werfen, welche einige Abschnitte meines Schreibens über die Blinden entweder bekräftigen oder widerlegen sollen. Ich setzte dasselbe vor ungefähr 34 Jahren auf; ohne alle Parteilichkeit habe ich es von neuem durchgelesen, und bin nicht ganz unzufrieden damit. Obgleich der erste Theil mir anziehender als der zweite gedünkt, und ich gefühlt habe, daß jener etwas mehr, dieser etwas weniger Umfang haben könnte, werde ich sie beide lassen so wie sie sind, weil manche Seite des Jünglings durch die Nachhülfe des Greises doch darum nicht besser werden würde. Das, was in den Ideen und im Ausdruck erträglich ist, möchte ich wohl jetzt schwerlich wieder finden, und so fürchte ich ebenfalls, daß ich nicht im Stande bin, das Tadelnswerthe darin zu verbessern. Ein in unsern Tagen berühmter Maler wendet die letzten Jahre seines Lebens dazu an, die Meisterwerke zu verderben, welche er in der vollen Kraft des Mannes erzeugt hat. Ich weiß nicht, ob die Mängel, welche er darin wahrnimmt, gegründet sind; allein entweder besaß er nie das Talent, sie zu berichtigen, wenn er die Nachahmung der Natur bis zu den äußersten Grenzen der Kunst erhob, oder, besaß er es wirklich, so büßte er es wieder ein, weil alles, was von dem Menschen ist, mit dem Menschen auch vergehet. Es stellt sich eine Zeit ein, wo der Geschmack uns Rathschläge ertheilt, deren Richtigkeit wir anerkennen, aber die zu befolgen wir nicht mehr die Kraft haben. Und daran ist der Kleinmuth schuld, der aus dem Bewußtseyn der Schwäche entsteht, oder die Trägheit, die eine der Folgen der Schwäche und des Kleinmuths ist, welche mich von einer Arbeit zurückschreckt, die der Verbesserung meines Werks eher nachtheilig als ersprießlich seyn würde.

Solve senescentem mature sanus equum, ne
peccet ad extremum ridendus et ilia ducat.

(*) Auch dieser Aufsatz, so wie alle übrige in diesem Werke enthaltene Aufsätze Diderot's, befindet sich nicht in den Funfzehn Bänden seiner Schriften.

Erscheinungen.

1. Ein Künstler, der die Theorie seiner Kunst gründlich inne hat, und in der Ausübung keinem Andern etwas nachgiebt, hat mir versichert, daß er bloß mit Hülfe des Gefühls und nicht des Gesichts die Ründung gewisser Körper beurtheile; daß er sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger sanft wirbele, und so durch den allmäligen Eindruck leichte Unebenheiten unterscheide, die seinem Auge entgehen würden.

2. Man hat mir von einem Blinden erzählt, der am Gefühl die Farben der Stoffe erkannte

3. Ich könnte einen andern anführen, der Blumensträuße mit jener Zartheit schattiret, womit sich J. J. Rousseau breit that, wenn er seinen Freunden, im Ernst oder Scherz, sein Vorhaben mittheilte, eine Schule zu eröffnen, wo er den Pariser Blumenverkäuferinnen Unterricht geben wolle.

4. Der Gebrauch der Augen benahm einem Hellsehenden die Sicherheit der Hand: um sich den Kopf zu scheeren, schob er den Spiegel fort, und stellte sich einer nackten Wand gegenüber.

Der Blinde, der die Gefahr nicht erblickt, wird um so unerschrockener, und ich zweifele keinesweges daran, daß er mit festerem Tritte auf schmalen und elastischen Planken, die eine Brücke über einem Abgrunde bilden, einhergehen würde. Es giebt wenig Personen, denen der Anblick großer Tiefen nicht das Gesicht verdunkelt.

5. Wer hat wohl nicht den berühmten Daviel gekannt, oder wenigstens von demselben sprechen hören? Ich habe mehrern seiner Operationen beigewohnt. Er hatte einem Grobschmid den Staar gestochen; seit den fünfundzwanzig Jahren, daß dieser blind geworden war, hatte er im Gefühl eine solche Fertigkeit erworben, daß man ihn nachher mißhandeln mußte, um ihn zu zwingen, sich des wiedererhaltenen Sinnes zu bedienen. Daviel sagte zu ihm, indem er ihm einen Hieb gab: willst du gleich hinsehen, du Schuft! . . . Er verrichtete alle seine Geschäfte mit fest zugedrückten Augen.

Daraus könnte man folgern, daß das Auge für unsere Bedürfnisse nicht so nützlich noch für unser Glück so wesentlich sey, als man das zu glauben geneigt seyn möchte. Wo ist das Ding in der Welt, wogegen eine lange Entbehrung, die von keinem

Schmerze begleitet ist, uns nicht endlich gleichgültig machte, wenn das Schauspiel der Natur für den Blinden Daviel's keine Reize mehr hatte? Der Anblick eines unserm Herzen theuern Weibes? Ich glaube es nicht, welches auch die Folgerungen einer Thatsache seyn mögen, die ich sogleich erzählen will. Man bildet sich ein, daß, wenn man eine geraume Zeit ohne Gesicht verlebt hätte, man des Sehens nachher gar nicht müde werden würde; das ist nicht wahr. Welch ein Unterschied zwischen der augenblicklichen und der lange fortwährenden Blindheit!

6. Daviel's Wohlthätigkeit lockte aus allen Provinzen des Reiches nothleidende Kranke in dessen Laboratorium, die ihn um Hülfe anfleheten, und sein Ruf zog ihm jedesmal eine wißbegierige, wohlunterrichtete und zahlreiche Versammlung zu. Ich glaube, Marmontel und ich waren einst an einem Tage zugleich da. Der Kranke saß; der Staar wird glücklich gehoben; Daviel legt seine Hand auf die Augen, welche er so eben dem Lichte wieder geöffnet hatte. Eine alte Frau, die neben ihm stand, äußerte das lebhafteste Interesse an dem Erfolg der Operation; bei jeder Bewegung des Künstlers zitterte sie an allen Gliedern. Dieser winkt ihr, näher zu treten, und nöthigt sie, niederzuknieen, gerade vor dem eben Operirten; er ziehet seine Hände zurück, der Kranke öffnet die Augen, er siehet, er ruft: Ach! meine Mutter! ... Nie habe ich einen rührendern Schrei gehört; mir däucht, ich höre ihn noch immer. Die alte Frau wird ohnmächtig, Thränen entstürzen allen Zuschauern, und reichliche Almosen werden den Armen gespendet.

7. Von allen Personen, die fast bei der Geburt des Gesichts beraubt worden sind, wird wohl stets die bewundernswürdigste Fräulein Melanie v. Salignac bleiben. Sie ist die Tochter der Frau v. Blacy, die noch lebt, und nicht ein Tag vergeht, an dem sie nicht eine Tochter betrauert, welche das Glück ihres Lebens und die Bewunderung aller ihrer Bekannten machte. Frau von Blacy ist eine durch sittliche Eigenschaften höchst ausgezeichnete Frau, welche man über die Wahrheit meiner Erzählung befragen kann. Unter ihren Augen sammle ich aus dem Leben des Fräuleins v. Salignac die einzelnen Thatsachen, die mir vielleicht entgangen sind, während eines traulichen Verkehrs, der mit ihr und ihrer Familie im Jahre 1760 begonnen, und bis an ihren Todestag im Jahr 1763 gewährt hat.

Sie besaß einen reichlichen Vorrath an gesundem Verstand, eine reizende Sanftheit des Gemüths, eine wenig gemeine Zartheit in den Ideen, und viel Naivheit. Eine ihrer Tanten nöthigte einst ihre Mutter ihr Gesellschaft zu leisten, und ihr zu helfen neunzehn Vandalen, welche sie zu Tische geladen hatte, zu gefallen, und die Nichte sprach: Ich begreife meine liebe Tante nicht; warum denn neunzehn Vandalen gefallen wollen? Ich, für mein Theil, mag nur denen gefallen, so ich lieb habe.

Der Ton der Stimme hatte für sie das Lockende oder Abstoßende, was die Physionomie für den Sehenden hat. Einer ihrer Verwandten, General-Finanz-Einnehmer, hatte der Familie einen unedeln Streich gespielt, den sie nicht von ihm erwartete, und sie sagte überrascht: Wer hätte das von einer so sanften Stimme erwartet? Hörte sie singen, so unterschied sie braune und blonde Stimmen.

Sprach man mit ihr, so maß sie die Größe des Sprechenden nach der Richtung des Schalles ab, der von oben nach unten ging, wenn die Person groß war, oder von unten nach oben, war die Person nur klein.

Es lag ihr nichts an ihrem Gesicht, und als ich sie einst um die Ursach fragte, gab sie mir zur Antwort: "Weil ich alsdann „bloß meine Augen hätte, anstatt daß ich jetzt die Augen aller be„nutze; weil, durch diese Entbehrung, ich ein immerwährender „Gegenstand des Interesse und des Mitleidens bin; in jedem Au„genblick erzeigt man mir Gefälligkeiten, und in jedem Augenblick „bin ich dafür erkenntlich; ach! wenn ich sähe, würde man bald „aufhören sich mit mir zu beschäftigen."

Die Fehlgriffe des Gesichts hatten dessen Werth für sie sehr vermindert. "Ich bin, sagte sie, am Eingange einer langen Allee; „am äußersten Ende befindet sich ein Gegenstand; der eine von „Ihnen sieht ihn sich bewegen, der andere ihn ruhend; der eine „behauptet, es sey ein Thier; der andere, ein Mensch, und, kommt „man ihm näher, so ist es ein Baumstutz. Keiner weiß, ob der „Thurm, den man erblickt, rund oder viereckig ist. Ich trotze al„len Staubwolken, während alles, was um mich ist, die Augen „zudrückt, und oft den ganzen Tag daran zu leiden hat, sie nicht „früher zugedrückt zu haben. Ein unsichtbarer Atom ist hinrei„chend, Jemand auf das grausamste zu quälen...." Bei An-

näherung der Nacht sagte sie, unsere Herrschaft gehe zu Ende, und die ihrige werde beginnen. Man begreift leicht, daß, da sie in der Finsterniß lebte, mit der Gewöhnung während einer ewigen Nacht zu handeln und zu denken, die uns so verdrießliche Schlaflosigkeit ihr nicht einmal lästig war.

Nie konnte sie es mir verzeihen, daß ich geschrieben hatte, die Blinden, der Symptome des Leidens beraubt, müßten grausam seyn. — Und Sie glauben, sagte sie zu mir, daß Sie die Klage so vernehmlich, wie ich, verstehen? — Es giebt Unglückliche, denen Leiden keine Klagen auspressen. — Ich glaube, ich würde sie bald errathen haben, und sie nur um so mehr bedauern.

Sie war eine leidenschaftliche Leserin und in die Musik ganz vernarrt. "Ich glaube, sagte sie, ich würde es nie müde werden, „singen oder vorzüglich auf einem Instrument spielen zu hören, „und wäre diese Seligkeit die einzige, welche man im Himmel zu „erwarten hätte, so würde ich schon darum allein gern dort seyn. „Da hatten Sie vollkommen Recht, als Sie sagten, die Musik „sey die gewaltsamste aller schönen Künste, Poesie und Beredsamkeit nicht ausgeschlossen; Racine selbst drücke sich nicht mit der „Zartheit einer Harfe aus; seine Melodie sey schwerfällig und eintönig in Vergleich der Melodie des Instruments, und Sie hätten oft gewünscht, Ihrem Styl die Kraft und die Leichtigkeit „Back's (*) zu geben. Für mich ist sie die schönste der mir bekannten Sprachen. Je besser man in diesen ausspricht, um so „mehr muß man jede Sylbe artikuliren; anstatt daß in der musikalischen Sprache die von der Tiefe zur Höhe und von der Höhe „zur Tiefe entferntsten Töne unmerklich in einander fließen; es „ist, so zu sagen, eine einzige und lange Sylbe, die mit jedem „Augenblick Biegung und Ausdruck verändert. Während die Melodie diese Sylbe zu meinem Ohre trägt, führt die Harmonie „deren, ohne Verwirrung, auf einer Menge von verschiedenen „Instrumenten, zwei, drei, vier bis fünf aus, welche alle dazu „beitragen, den Ausdruck der erstern zu verstärken, und die verschiedenen Gesangtheile sind eben so viel Dolmetscher, deren ich „recht füglich entbehren könnte, wenn der Symphonist ein Mann „von Genie ist, und seinem Gesang Charakter zu geben versteht.

(*) Doch nicht etwa Bach?

„Besonders in der Stille der Nacht ist die Musik ausdrucks„voll und wonniglich. —

„Ich denke mir, daß, durch ihre Augen zerstreut, die Se„henden weder so zuhören noch vernehmen, wie ich zuhöre und „vernehme. Warum erscheint mir jedes Lob der Musik dürftig „und schwach? Warum habe ich nie von derselben sprechen kön„nen, wie ich sie fühle? Warum stocke ich in meiner Rede, su„che ich nach Worten, die meine Empfindung malen, ohne sie zu „finden? Sind die Worte etwa noch nicht aufgefunden? Ich „kann die Wirkung der Musik nur dem Rausche vergleichen, der „sich meiner bemächtiget, wenn, nach langer Abwesenheit, ich mich „in die Arme meiner Mutter stürze, die Stimme mir versagt, „alle Glieder mir zittern, meine Thränen fließen, meine Knie un„ter mir wanken; es ist mir, als müßte ich vor Entzücken sterben."

Das Gefühl der Schamhaftigkeit war bei ihr bis zum höchsten Grade der Zartheit gestiegen. Sie ist an einer Geschwulst an den innern Schamtheilen gestorben, ein Geheimniß, welches zu entdecken sie nie den Muth gehabt.

In ihrer Kleidung, Leibwäsche, an ihrer Person war sie von einer um so ängstlichern Reinlichkeit, da sie nicht sehen konnte, und also niemals sicher genug war, das gethan zu haben, was man thun muß, um den Sehenden den Ekel des entgegengesetzten Lasters zu ersparen.

Schenkte man ihr zu trinken ein, so wußte sie genau am Geräusch der fallenden Flüßigkeit, wann ihr Glas gehörig gefüllt war. Sie verzehrte ihre Speisen mit einer erstaunlichen Vorsichtigkeit und Gewandheit.

Sie übte zuweilen den Scherz, sich vor einen Spiegel zu stellen, als wolle sie sich putzen, und so alle Mienen einer sich anschirrenden Kokette nachzuahmen. Diese kleine Aefferei war so nach dem Leben, daß man laut auflachen mußte.

Man hatte von ihrer frühesten Kindheit dahin gestrebt, die ihr übrig gebliebenen Sinne zu vervollkommnen, und es ist unglaublich, wie sehr dies gelungen war. Das Gefühl hatte ihr über die Formen der Körper Sonderbarkeiten enthüllt, welche oft den Hellsehendsten entgangen waren. Ihr Gehör und Geruch waren ungemein scharf; nach dem Eindruck der Luft beurtheilte sie den Zustand der Atmosphäre, ob das Wetter nebelicht oder heiter war, ob sie auf einem freien Platze oder in einer Gasse, in einer

Gasse oder in einem Wiederkehr (*), an einem verschlossenen oder offenen Orte, in einem geräumigen Saale oder in einem engen Zimmer sich befand. Sie maß den beschränkten Raum nach dem Geräusch ihrer Füße oder dem Hallen ihrer Stimme ab. War sie einmal ein Haus durchwandert, so behielt sie die Topographie desselben dermaßen im Kopfe, daß sie Andere vor kleinen zu laufenden Gefahren warnte: Nehmen Sie sich in Acht, sagte sie, hier ist die Thür zu niedrig; dort treffen Sie eine Stufe an.

In den Stimmen bemerkte sie eine uns unbekannte Mannigfaltigkeit, und hatte sie eine Person ein paarmal sprechen hören, so war dies für immer.

Gegen die Reize der Jugend war sie ziemlich gleichgültig, und die Runzeln des Alters fielen ihr nicht widrig auf. Sie sagte, nur die Eigenschaften des Herzens und Geistes habe sie zu fürchten. Dies war wieder einer der Vortheile der Beraubung des Gesichts, besonders für die Weiber: Nie, sagte sie, wird ein schöner Mann mir den Kopf verdrehen.

Sie war vertrauenvoll und hingebend. Es war so leicht, und es wäre so schändlich gewesen, sie zu hintergehen! Für sie war es eine nie zu entschuldigende Treulosigkeit, wenn man ihr weis machte, daß sie im Zimmer ganz allein sey.

Sie kannte keine Art von panischem Schrecken, und fühlte selten Langeweile; die Einsamkeit hatte ihr gelehrt, sich selbst zu genügen. Sie hatte bemerkt, daß in öffentlichen Fuhrwerken, auf Reisen, beim Untergang der Sonne, man schweigsam würde. Ich, sagte sie, ich brauche diejenigen nicht zu sehen, mit denen ich gern plaudere.

Von allen Eigenschaften schätzte sie am höchsten gesundes Urtheil, Sanftmuth und Frohsinn.

Sie sprach wenig, und hörte aufmerksam zu: Ich gleiche den kleinen noch blinden Vögeln, sagte sie, ich lerne im Finstern singen.

Wenn sie die Urtheile und Reden eines Menschen von einem Tage zum andern zusammenhielt, dann empörte sich ihr Gemüth über deren Widersprüche; auch war es ihr fast gleichgültig, von so ungereimten Wesen gelobt oder getadelt zu werden.

---

*) Bullenwinkel, Gasse ohne Ausgang.

Man hatte sie, vermittelst ausgeschnittener Buchstaben, lesen gelehrt. Sie hatte eine angenehme Stimme; sie sang mit Geschmack; gern hätte sie ihr ganzes Leben im Conzert oder in der Oper zugebracht; nur rauschende Musik langweilte sie. Sie tanzte mit Entzücken; sie spielte sehr gut die Bratsche.

Von ihren übrigen Geschwistern war sie die Geliebteste. "Und „auch das, sagte sie, verdanke ich meiner Gebrechlichkeit: man „fühlt sich zu mir hingezogen, sowohl wegen der mir gereichten „Hülfsleistungen, als wegen meines immerwährenden Bestrebens, „sie anzuerkennen und zu verdienen. Bemerken Sie auch noch, „daß meine Geschwister darüber nicht eifersüchtig sind. Hätte ich „Augen, so hätte ich sie nur auf Kosten meines Verstandes und „Herzens. Ich habe so viel Gründe, gut zu seyn! Was sollte „aus mir werden, wenn ich die von mir erregte Theilnahme ver„löre?"

Bei dem Umsturze des Familienvermögens, bedauerte sie bloß den Verlust ihrer Lehrer; allein diese hatten eine so große Anhänglichkeit und Achtung für sie, daß der Mathematiker und der Tonkünstler sie inständigst baten, ihren Unterricht unentgeldlich anzunehmen, und sie sagte zu ihrer Mutter: Was soll ich thun? Die guten Männer sind nicht reich und bedürfen ihrer ganzen Zeit.

Die Musik hatte man ihr vermittelst erhabener Noten gelehrt, welche man in hervorragenden Reihen auf einem großen Tische aufstellte. Sie las die Noten mit der Hand; sie führte sie auf ihrem Instrumente aus; und nach kurzem Studium hatte sie das längste und verwickeltste Stück inne.

Sie kannte die Elemente der Sternkunde, der Algebra und der Geometrie. Ihre Mutter, die ihr das Werk des Abbe de La Caille vorlas, fragte sie zuweilen, ob sie auch alles verstände? Ohne Anstoß, gab sie ihr zur Antwort.

Sie meinte, die Mathematik sey die wahre Wissenschaft für Blinde, weil sie ganz die Aufmerksamkeit fessele, und, um sich darin zu vervollkommnen, keiner Hülfe bedürfe. Der Geometer, sagte sie, bringt fast sein ganzes Leben mit verschlossenen Augen hin.

Ich habe die Landcharten gesehen, wonach sie die Geographie erlernt hatte. Die Parallelen und Meridiane waren von Messingdraht; die Grenzen der Reiche und Provinzen durch eine weniger

oder mehr erhabene Stickerei in Zwirn, Seide oder Wolle unterschieden; die Flüsse, Ströme und Berge durch mehr oder weniger dicke Nadelknöpfe, und die größern und kleinern Städte durch ungleiche Wachstropfen.

Ich sage einst zu ihr: Fräulein, denken Sie sich einen Cubus. — Ich sehe ihn. — Denken Sie sich in der Mitte des Cubus einen Punkt. — Das ist geschehen. — Von diesem Punkt ziehen Sie gerade Linien zu den Winkeln, so haben Sie den Cubus getheilt in .... — Sechs gleiche Pyramiden, fiel sie augenblicklich ein, deren eine jede dieselben Flächen, die Basis des Cubus und die Hälfte seiner Höhe hat. — Das ist wahr; aber wo sehen Sie das? — In meinem Kopfe, wie Sie.

Ich gestehe, daß ich es mir nie habe ganz klar machen können, wie sie in ihrem Kopfe, ohne zu färben, bildete. Hatte dieser Cubus sich gebildet durch das Gedächtniß des Gefühlssinnes? War ihr Gehirn zu einer Art Hand geworden, unter welcher die Substanzen sich realisirten? Hatte sich auf die Länge eine Art von Correspondenz zwischen zwei verschiedenen Sinnen eingefunden? Warum findet dieser Verkehr nicht auch in mir Statt, und sehe ich in meinem Kopfe nichts, wenn ich nicht färbe? Was ist die Einbildungskraft eines Blinden? Diese Erscheinung ist nicht so leicht zu erklären, als man glauben möchte.

Sie schrieb mit einer Stecknadel, mit welcher sie einen in Rahmen gespannten Bogen Papier durchstach. Quer über dem Bogen lagen zwei parallellaufende und bewegliche Metallplatten, die gerade nur den Zwischenraum von einer Linie zur andern leer ließen. Auf eben die Art erhielt sie die Antwort, welche sie las, indem sie mit der Fingerspitze auf den kleinen Unebenheiten herumtastete, welche die Steck- oder Nähnadel auf der Rückseite des Papiers gemacht hatte.

Sie las ein Buch, wenn dies nur auf einer Seite bedruckt war. Prault (*) hatte deren einige bloß zu ihrem Gebrauche gedruckt.

In den **Merkur** ist einmal einer ihrer Briefe eingerückt worden.

(*) Ein damaliger berühmter Buchdrucker und Buchhändler.

Sie hatte die Geduld gehabt, mit der Nähnadel den historischen Abriß des Präsidenten Henault zu kopiren, und ich habe von ihrer Mutter dieses sonderbare Manuskript erhalten.

Hier eine schwer zu glaubende Thatsache, trotz dem Zeugnisse ihrer gesammten Familie, dem meinigen und dem Zeugnisse von zwanzig noch lebenden Personen: Nämlich, gab man ihr von einem Gedicht in zwölf bis funfzehn Versen den Anfangsbuchstaben und die Zahl der Buchstaben, woraus jedes Wort zusammengesetzt war, so fand sie das ganze Gedicht heraus, es mochte noch so bizarr seyn. Ich selbst habe mit Collé's Amphigouris (*) den Versuch bei ihr gemacht. Oft traf sie auf ein glücklicheres Wort, als das des Dichters.

Es gab keine Art von Handarbeiten, welche sie nicht ausführte; Säume, einfache, symmetrische, durchbrochene, nach verschiedenen Mustern und Farben gearbeitete Börsen; Strumpfbänder, Armbänder, Halsbänder mit Glasperlen, gleich Druckerlettern. Sie wäre in einer Druckerei gewiß ein wackerer Setzer gewesen: Wer das Meiste kann, kann auch das Wenigere.

Sie war Fatalistin; sie glaubte, daß gerade unsere ämsigsten Bestrebungen, um unserm Schicksale zu entgehen, nur dazu dienten, uns demselben entgegen zu führen. Welches ihre religiösen Meinungen gewesen? Das weiß ich nicht; dies war ein Geheimniß, welches sie aus Ehrfurcht vor ihrer frommen Mutter in sich verschloß.

Es bleibt mir nun noch übrig, ihre Ideen über Schrift, Zeichnung, Kupferstich und Gemälde auseinanderzusetzen; ich glaube schwerlich, daß man deren haben könne, die sich mehr der Wahrheit näherten. Dies wird man hoffentlich aus folgender Unterredung zwischen ihr und mir folgern. Sie sprach zuerst:

"Grüben Sie mit irgend einem Instrument mir in die Hand eine „Nase, einen Mund, einen Mann, eine Frau, einen Baum, ge„wißlich wollte ich nicht fehlrathen; und, wäre die Zeichnung ge„nau, so könnte ich wohl gar hoffen, das Bild der von Ihnen ge„zeichneten Person wiederzuerkennen; meine Hand würde bei mir „die Stelle eines empfindlichen Spiegels vertreten; allein groß ist „die Verschiedenheit der Empfindlichkeit zwischen dieser Leinwand „und dem Organ des Gesichts.

(*) Eine Art Wortspiele.

„Ich setze daher voraus, das Auge wäre eine lebendige Lein„wand von unendlicher Zartheit; die Luft trifft den Gegenstand, „von diesem Gegenstand wird sie dem Auge zurückgeworfen, wel„ches davon eine Unendlichkeit von verschiedenen Eindrücken em„pfängt, je nachdem die Natur, die Form, die Farbe des Gegen„standes, und vielleicht auch die Eigenschaften der Luft sind, wel„che Sie eben so wenig kennen, wie ich, und durch die Mannich„faltigkeit dieser sinnlichen Eindrücke wird Ihnen der Gegenstand „abgebildet.

„Käme die Haut meiner Hand der Zartheit Ihrer Augen „gleich, so würde ich vermittelst meiner Hand, wie Sie vermit„telst Ihrer Augen, sehen, und ich denke mir zuweilen, daß es „blinde Thiere giebt, die darum nicht weniger hellsehend sind."

† Und der Spiegel?

„Wenn alle Körper nicht eben so viele Spiegel sind, so liegt „die Schuld an ihrer Contextur, welche die Reflexion der Luft „verwischt. Ich halte um so mehr auf diese Idee, da geschliffe„nes Gold, Silber, Eisen und Kupfer die Fähigkeit, die Luft zu „reflektiren, erhalten, während trübes Wasser oder geschrammtes „Spiegelglas dieselbe verlieren.

„Die Mannichfaltigkeit des sinnlichen Eindrucks, und folglich „der Fähigkeit, die Luft in den von Ihnen gebrauchten Stoffen „oder Materien zu reflektiren, unterscheidet die Schrift von der „Zeichnung, die Zeichnung vom Kupferstich, und den Kupferstich „vom Gemälde.

„Die Schrift, die Zeichnung, der Kupferstich, das Gemälde „— alles nur einfarbig — sind eben so viele Cameen."

† Allein, wenn nur eine Farbe vorhanden ist, sollte man denn auch nur diese eine Farbe unterscheiden ....

„Das liegt wahrscheinlich an dem Grund der Leinwand, an „der Dicke der Farbe und der Art, dieselbe aufzutragen, und „alles dies ertheilt der Luftreflexion eine Mannichfaltigkeit, die „mit der der Formen korrespondirt. Uebrigens fragen Sie mich „nicht weiter aus; mehr weiß ich nicht."

† Auch würde ich vergebens mir viel Mühe geben, Ihnen darüber mehr zu lehren.

.... Sie starb zweiundzwanzig Jahr alt. Mit einem unermeßlichen Gedächtnisse und einem nicht geringern Scharfsinne, welch einen Weg würde sie nicht auf der Bahn der Wissenschaften zurückgelegt haben, wäre ihr ein längeres Lebensziel gesteckt gewesen!

Einige Anekdoten
über den Aufenthalt des Großfürsten und der Großfürstin von Rußland in Paris.

Wenn es der Einbildungskraft einerseits schwer geworden ist die Unermeßlichkeit der Staaten zu fassen, welche der Graf v. Norden (*) einst beherrschen soll, so hat sie sich andererseits wieder in dem Wahn getäuscht, daß ein solcher Regent auch die Gestalt eines Atlas oder Herkules haben müsse; denn so abgeschliffen wir auch sind, hängen wir doch immer noch ein wenig an unsern Gothischen und seltsamen Vorurtheilen. Indessen hat die Französische Eitelkeit den schmeichelhaften Triumph genossen in der Haltung des Grafen v. Norden alle Ungezwungenheit, alle Anmuth, den ganz edelen und leichten Anstand unserer Hofsitte wahrzunehmen. Unter dem lästigen Schwall von Ehrfurchtsbezeigungen und Huldigungen, welche ihm allenthalben nachfolgten, hat er mehr denn einmal die Aeußerung gehört, daß man ihn nicht schön finde, und dies hat er selbst beim ersten Nachtessen mit dem Könige mit dem liebenswürdigsten und natürlichsten Ton frohsinnig erzählt, mit der Bemerkung, daß die Französische Nation nicht weniger Freimüthigkeit als Abgeschliffenheit und Urbanität besitze. Zwar hat der Graf v. Norden nicht den äußern Zuschnitt, den vielleicht Dichter und Romanenschreiber demselben in Gedanken schon beigelegt hatten; allein er besitzt wohl etwas Besseres, als eine glänzende Außenseite: sein Blick ist anziehend und geistreich, seine Physionomie fein und lebendig, dabei ist ihm ein schalkhaftes Lächeln eigen, das derselben noch mehr Würze ertheilt, ohne jedoch jemals den Charakter von Sanftheit und Würde, die sich über sein ganzes Wesen verbreiten, vergessen zu machen. Man hat es bereits so

(*) Kaiser Paul nebst dessen würdiger Gemahlin. Für den uneingenommenen Leser, so wie für jeden, der das Glück gehabt hat, jenes edle Paar in der Nähe zu kennen, ist Grimms Gemälde nicht geschmeichelt.

oft in Versen und Prosa wiederholt, wie Minerva mit dem Liebreiz der Grazien diesen Fürsten begleite, daß man es fast nicht mehr wagen darf von diesem Ausdruck Gebrauch zu machen; indessen giebt kein anderer die Gefühle, welche die Gräfin v. Norden einflößt, besser wieder.

Das Wissen ist ein Vorzug, den die Fürsten so sehr gewohnt sind in Frankreich zu verleugnen, daß man es dem Grafen von Norden wohl allenfalls hätte übelnehmen können dessen so viel zu zeigen; auch ist sein ganzes Bestreben dahin gegangen Verzeihung dafür zu erhalten. Fast hätte man glauben mögen, er habe bloß Kenntnisse gesammelt, um der Nation zu gefallen, welche ihn mit so großer Freundlichkeit aufgenommen hat. In unsern Wissenschaften, unsern Künsten, unsern Sitten und unsern Gebräuchen ist ihm nichts fremd vorgekommen; ohne ängstliches Streben und ohne Berechnung hat er stets das gefunden, was man wissen muß, um so viele verschiedene Gegenstände, welche man unaufhörlich seiner Wißbegierde darbot, gehörig zu würdigen, um an den ihm gewidmeten Huldigungen die verbindlichste Theilnahme zu äußern, um mit dem feinsten Takt der Eigenliebe der gesammten Nation zu schmeicheln. Zu Versailles schien er den Französischen Hof ganz wie den seinigen zu kennen. In den Werkstätten unserer Künstler verrieth er alle Kenntnisse der Kunst, welche ihnen die Ehre seines Beifalls um so schätzenswerther machen mußten. In unsern Lycäen, unsern Akademien bewies er durch sein Lob, wie durch seine Fragen, daß es keine Gattung von Talent und Arbeit giebt, die nicht das Recht hätte seinen Geschmack in Anspruch zu nehmen, und daß er schon längst all die Männer kennt, deren Einsichten oder Tugenden ihr Zeitalter und ihr Vaterland geehrt haben.

Wir wollen hier bloß von ihm einzelne Züge anführen, welche wir den Personen selbst verdanken, die das Glück gehabt haben, ihm zu folgen oder Augenzeugen davon zu seyn:

Unter der Menge verbindlicher Dinge, welche er zu mehrern Mitgliedern der Akademie, bei der besondern Sitzung dieser Gesellschaft sagte, darf man sein Compliment an den Herrn v. Malesherbes nicht vergessen. Als D'Alembert ihm diesen Exminister vorstellte: Aha! hier in Ihre Heimat haben Sie sich also zurückgezogen? sagte er. Der beredtste Redner des Parlements stutzte dermaßen über eine so schmeichelhafte Anrede, daß ihm die Antwort versagte.

Da Diderot ihn nicht in seiner Wohnung angetroffen hatte, so erwartete er ihn beim Ausgange aus der Kirche. So wie der Graf ihn erblickte: Ach! da sind Sie, sagte er zu ihm, aber Sie in der Messe! — Ja, Herr Graf, hat man doch zuweilen Epikur am Fuß der Altäre gesehen.

Der Graf v. Artois zeigte ihm Englische Degen von der reichsten und vollendetsten Arbeit, und bat ihn, den schönsten darunter anzunehmen. Dessen weigerte sich der Graf von Norden hartnäckig. Wie, Sie wollen keinen annehmen? — Ich behalte mir etwas Besseres vor, sagte der Graf v. Norden; ich werde Sie um den Degen ersuchen, mit welchem Sie Gibralter werden erstürmt haben.

Der König sprach von den Genfer Unruhen: Sire, sagte der Graf, für Sie ist das ein Sturm in einem Glase Wasser. Man ahnte damals noch nicht, wie leicht die Beilegung des Sturmes ablaufen würde, ohne das Glas umzustoßen.

Als man dem Grafen in Chantilly, wo er fürstlich aufgenommen worden, den Vaudevillen-Dichter, Laujeon, dessen Stück man so eben gegeben hätte, vorstellte, dankte diesem der Graf auf das verbindlichste, und sagte: Herr Laujeon, Ihre Liederchen sind allerliebst; Sie legen mir darin ganz artige Sachen in den Mund (die erlauchten Personen erschienen unter verstellten Namen in dem Stücke selbst); nur eine sehr wesentliche haben Sie vergessen, ja, eine sehr wesentliche, und das thut mir recht herzlich leid ... Mit jedem Wort sah man die Unruhe des Dichters zunehmen: nachdem er ihn einige Augenblicke in einer für die Schüchternheit des Dichters höchst peinlichen Verlegenheit gelassen hatte, fuhr der Graf fort: ja freilich, denn Sie haben vergessen von meiner Erkenntlichkeit zu sprechen, und dies nur beschäftiget mich allein in diesem Augenblick.

Er besuchte D'Alembert in dessen Wohnung. Man weiß, daß dieser Philosoph früherhin den Ruf als Erzieher des Großfürsten erhalten hatte. Am Schlusse der Unterhaltung sagte der Graf auf die liebenswürdigste Weise von der Welt zu D'Alembert: Es wird Ihnen von selbst einleuchten, wie leid es mir jetzt thun muß, daß ich Sie nicht früher gekannt habe.

Man hatte ihm den Vorschlag gethan, eine Vorlesung von Figaro's Hochzeit von Beaumarchais anzuhören, und er äuſ-

ferte großes Verlangen darnach. Doch nein, setzte er sehr frohsinnig hinzu, noch darf ich es nicht wagen, diese Vorlesung anzunehmen, bevor nicht Herr La Harpe seine Vorlesung gehalten hat; man muß beileibe nicht sich der Gefahr aussetzen, es mit diesen großen Mächten zu verderben.

Nur ein einziger Mann hat geglaubt, Ursach zu haben, mit ihm unzufrieden zu seyn, und dies ist Clérisseau. Die Scene spielt in der Wohnung La Reynière's (*), den der Graf zu besuchen die Neugier gehabt hatte. Clérisseau hatte die Ehre gehabt, für die Kaiserin von Rußland zu arbeiten, und glaubte dadurch sich ein Recht auf eine ausgezeichnete Aufnahme von Seiten des Grafen erworben zu haben. Er hatte mehrmals in des Grafen Wohnung seinen Namen einschreiben lassen, allein immer vergebens, wodurch sein Unwille den höchsten Grad erreichte. An dem Tage, wo der Fürst La Reynière besuchen sollte, ward Clérisseau nebst den übrigen Künstlern, welche die Zauberwohnung ausgeschmückt hatten, auch eingeladen. Herr Graf, redete er ihn selbst an, ich bin mehrmals bei Ihnen gewesen, und nie vorgelassen worden. — Das thut mir ungemein leid; allein ich hoffe, Sie werden die Gefälligkeit haben, mich dafür zu entschädigen. — Nein, Herr Graf; Sie haben mich nicht vorgelassen, weil Sie nichts von mir wissen wollten, und das ist schlecht; allein ich werde es Ihrer Frau Mutter melden. — Entschuldigen Sie mich gefälligst; ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe . . . . . Er war schlechterdings nicht zum Schweigen zu vermögen, und hätte man ihn nicht aus dem Zimmer herausgeschoben, so brummte er gewiß noch bis diesen Augenblick fort. Dies ist nicht der erste Hader Clérisseau's mit gekrönten Häuptern; er hat deren einen mit dem Deutschen Kaiser gehabt, der dem obigen nichts nachgab.

Nachdem der Graf und die Gräfin die von Madam Necker gestiftete Armenanstalt sich besehen, begaben sie sich den folgenden Tag auf den Landsitz des würdigen Exministers Necker, und äußerten demselben und seiner Gattin ihr ganzes Wohlwollen und ihre unbedingte Bewunderung. Fräulein Necker ward darüber bis zu Thränen gerührt. Als Madam Necker bemerkte, daß die Thrä-

(*) Das Oberhaupt der Züngler und Gourmands.

nen ihrer Tochter der erhabenen Fürstin nicht entgangen waren, sprach sie zu dieser: Meine Tochter allein wagt es, die tiefe Rührung auszudrücken, welche die Gnade des Herrn Grafen und der Frau Gräfin in unserm Herzen aufregt. — Die Gnade! Madam, versetzte der Graf, der Ausdruck ist nicht richtig; ich bitte, nennen Sie es vielmehr meine Verehrung für Herr Necker.

Predigt,
welche bei Gelegenheit der Errichtung einer königlichen Heilanstalt zu Gunsten der Geistlichen gehalten worden, von dem Abbe v. Boismont, einem der Vierziger u. s. w.

Diese Predigt darf mit so vielen andern Produkten dieser Gattung nicht verwechselt werden; es ist vielleicht des Redners gelungenstes Werk. Findet man in dieser Rede auch nicht Bossuets erhabene Beredsamkeit, Massillons sanfte Moral, noch Fléchiers Eleganz, so trägt sie doch Spuren von allen dreien, und erregt hohes Interesse. Geist und Geschmack sind darin unverkennbar.

Dessen ungeachtet hat diese Rede weder die Strenge der Priester, noch die unduldsame Kritik der Philosophen entwaffnen können. Die ersten beschuldigen den Redner, daß er die neue Lehre mit zu vieler Schonung behandelt; die andern können es ihm nicht vergeben, daß er es gewagt, ihnen so keck auf den Leib zu gehen; in den Augen der Einen gilt er für einen schlechten Christen, in den Augen der Andern für einen schlechten Philosophen. Allein diese doppelte Beschuldigung, sollte sie in den Augen des Unparteiischen nicht die Weisheit und Mäßigung der Grundsätze des Redners begründen?

Folgende Stelle daraus hätte, wie es scheint, alle Parteien zufriedenstellen sollen; und diese Stelle hat sie beide empört:

" . . . . . Setzen wir diesem ärgerlichen Kriege ein Ziel; „bestimmt das Gebiet, über welches Christus herrschen soll; ihr „habt ihm mitten unter uns einen Theil seines Erbes entrissen, „gestattet es, daß er wenigstens über die Generationen herrsche, „die ihn erst erkennen lernen sollen; lasset ihnen unsere Feste, un-

„sere heiligen Gebräuche, unsere Unterweisungen, unsere Verheißungen, unsere Tröstungen; behaltet für euch die Hoffnung „der Vernichtung; wir wollen euch nicht stören in jenem ewigen „Staube, zu dem ihr hinabzusteigen gedenket; ist aber ein vergeltender Gott, giebt es eine grenzenlose Seligkeit für Tugenden, „geheiliget durch einen innigen und großherzigen Glauben — so „suchet uns diese Seligkeit nicht zu rauben. Groß und geräumig „genug ist das Feld der Staatswissenschaft und der Künste! Daran übet eure Talente und Einsichten, erweitert das Gebiet nützlicher Entdeckungen, leitet den Handel, verbindet, kläret zwei „Welten auf; aber überlasset uns jene unsichtbare Welt, so ihr „nicht kennet; aber diesem armen und schmachtenden Volk, das leidet und wehklagt, warum wolltet ihr hartnäckig demselben einen „Gott streitig machen, gleich ihm, arm und leidend? Irrthum „für Irrthum (ihr selbst zwingt mich zu dieser Gotteslästerung, „welche mein Glaube ableugnet; aber selbst das Schreckliche dieser „gottlosen Voraussetzung läßt eurer Lehre keine Ausflucht), das, „was wir bekennen, das, was wir verkündigen, dringt es nicht „in das innere Gemüth mit weit süßerer Zauberkraft, als alle die „hohlen Deklamationen, welche der Geist der Ungebundenheit auf „einander häuft? Sind unsere Hülfsleistungen, unsere Heilmittel „nicht weit gemeinverständlicher, weit thätiger und von weit größerm Umfange? .... O! mögen die Glücklichen dieser Welt „es sich herausnehmen, nichts zu glauben, ich kann mir den „Grund einer solchen Geistesverirrung denken; allein wo sind „denn diese Glücklichen? Welch ein furchtbarer Sammelplatz von „Jammer und Elend ist nicht diese Welt! In den Wohnsitzen der „Hoheit und des Glanzes, wie viel unächte Freuden, wie viele verzehrende Begierden, wie viele blutende und verzweifelte Wunden! Wenn das Auge des Philosophen in die Falten aller dieser „Herzen dränge, deren Außenseite so ruhig und heiter scheint, „würde er vor Entsetzen zurückbeben, und vielleicht gern wieder „den Gott hineinpflanzen, den gegenwärtig man herauszureissen „bemüht ist. In den niedern und unbeachteten Ständen, und unter dieser Menge von Hülfsbedürftigen besonders, für welche die „Vorsehung das Unglück der Geburt nur mit der Hoffnung des „Todes aufgewogen zu haben scheint, verstoßet ihr Gott aus dem „Weltall, welche Linderung bleibt wohl alsdann noch für stets sich „erneuernde Leiden? Ist es denn eine so große Wohlthat, wenn

„man zu der Qual des Lebens auch noch die Gewißheit einer gänz„lichen Hoffnungslosigkeit hinzufügt? Für diesen Theil der „Menschheit flehen wir euer Mitleiden an; überlasset uns die Un„glücklichen; ihr habt ja doch kein anderes Geschenk ihnen zu ma„chen, als das traurige Problem einer, ich weiß nicht welcher, „dunkeln Zukunft. Welche Aussichten eröffnet ihr dem im Kerker „Schmachtenden, der unter der Last seiner Ketten erliegt! Wir „wenigstens lichten ihm diese ihn zu Boden drückenden Ketten, „theilen mit ihm deren Schwere, tragen sie mit ihm; das ist der „große Vorzug unsers Amtes, und in dieser Hinsicht, meine „christlichen Zuhörer, fürchte ich nicht — ich sage nicht bloß euer „Erbarmen, sondern euer Zartgefühl und eure Gerechtigkeit auf„zufordern."

Von einer schlechten und langweiligen Geschichte Karls des Großen sagte Fréron: sie ist gleich dem Schwerte des Helden, lang und breit.

"Ich habe," schrieb jüngsthin der König von Preußen an D'Alembert, "ich habe den Abbe Raynal gesehen.. Als ich ihn „mit solcher Bestimmtheit von der Macht, den Hülfsquellen und „dem Vermögen aller Völker der Erdkugel sprechen hörte, glaubte „ich mit der Vorsehung selbst zu plaudern ... Ich habe mich wohl „in Acht genommen, auch nur das unbedeutendste seiner Rechen„exempel zu bezweifeln; denn ich merkte bald, daß er darüber nicht „Spaß versteht, und mir auch nicht einen einzigen Thaler erlassen „haben würde."

Während D'Alemberts Aufenthalt in Ferney, wo auch Huber sich gerade aufhielt, gab man sich einmal Räubergeschichten auf. Huber begann und erzählte eine ganz belustigende. D'Alemberts Geschichte war nicht weniger ergötzlich. Nun kam die Reihe an Voltaire: Meine Herren, hub er an, es war einmal ein Generalpächter ..... Alle Wetter! das Uebrige habe ich vergessen.

Die Gräfin v. Bussy, hatte der Königin, bei ihrer ersten Schwangerschaft, einen Dauphin prophezeiht; die Prophezeihung ging nicht in Erfüllung, und die Königin ließ der jungen und liebenswürdigen Fee darüber Vorwürfe machen. Diese entschuldigte sich auf folgende Art:

Mit Recht belächelst Du die Fee, die Dich belog.
Erlaube mir jedoch, daß ich den Mißgriff deute:
Als ich des Schicksals Buch zu Rathe zog,
Ergriff ich, statt des ersten Blatts, das zweite.



Man hat uns ein seltsames Zettelchen mitgetheilt. Es ist von einem Präsidenten bei einem Obergericht. Dieser unterhielt Fräulein Desorages, allein da er ihr monatlich nur funfzehn Louisd'or zahlte, so hatte er seine Einwilligung dazu geben müssen, daß sie sich noch dreißig andere von einem Generalpächter zahlen ließ, der nun mit ihm des Fräuleins Gunstbezeugungen theilte. So oft nun der Finanzmann in Anmarsch war, mußte der Rechtsgelehrte abtreten. Allein eines Abends ward dieser so urplötzlich überrumpelt, daß man gerade nur noch so viel Zeit übrig hatte, ihn hinter die Gardine eines offenstehenden Fensters zu verbergen; das Zimmer war im untern Geschoß und stieß an einen öffentlichen Garten. Zum Unglück verhielt sich der Präsident hinter seinem Versteck nicht ruhig genug, so daß das Fräulein sich ein kleines Geschäft am Fenster machte, und ihrem Adonis so flink und kräftig einen Faustschlag in den Rücken versetzte, daß er das Gleichgewicht verlor und aus dem Fenster hinabfuhr. Am folgenden Morgen erhielt sie von ihm folgendes Billet:

"Mein Fräulein,

„Der Faustschlag, den Sie mir gestern in den Rücken versetzt haben, will mir nicht aus dem Kopfe, und ich glaube, ich „werde ein lähmes Bein davon bekommen. Nehmen Sie es mir „daher nicht übel, wenn ich Sie nicht mehr liebe, und wundern

„Sie sich nicht, wenn ich Sie von nun an nicht wieder besuche.
„Mit diesen Gesinnungen verharre ich Zeitlebens

Dero

zärtlicher und getreuer Verehrer.
Der Präsident v. ***.“

1783.

Keine Weihnachts- und Neujahrsgeschenke sind in diesem Jahre so besprochen worden, als die des Herzogs v. Penthièvre an seine kleine Enkelin, die Prinzessin von Orléans. Er selbst war in allen unsern Spielwerk-Magazinen umhergewandert, und seine Wahl war endlich vorzugsweise auf einen kleinen ganz allerliebsten Palast verfallen. Die Idee desselben war ganz neu, die Struktur eben so elegant als sinnreich: vermittelst einiger leicht in Bewegung zu setzender Springfedern öffneten sich alle Fenster des Palastes eines nach dem andern, und man sah daran die wunderlieblichsten Puppen erscheinen. Dieses Spielzeug, welches der kleinen im Kloster wohnenden Prinzessin zugeschickt wurde, ward sogleich ein Gegenstand der Bewunderung für alle zusammengelaufene Nönnchen. Eine der jüngsten besonders konnte sich nicht satt daran sehen; nachdem sie alle einzelne Theile desselben gründlich untersucht, alle Sprinfedern in Bewegung gesetzt hatte, erblickt sie endlich noch ein etwas verstecktes Knöpfchen, welches bis dahin noch keiner Seele aufgefallen war; rasch drückt sie daran mit ihrem kleinen Finger: Jesus Maria! welch eine Ueberraschung! Alle die wunderlieblichen Püppchen verschwinden, um den pikantsten Figuren des Aretino Platz zu machen. Das war nun freilich für die gesammte Kommune ein bitteres Aergerniß; indessen versichert man, daß das gottselige Gemüth der Frau Gouverneur-Gouvernante (*) selbst sich nicht des Lächelns erwehren konnte, als sie bemerkte, welcher Hände sich Satanas zu bedienen gewagt habe, um seine Teufeleien ans Tageslicht zu fördern. Der Verkäufer des Spielwerks hat einen derben Verweis bekommen, wie

(*) Ein Spottname der Frau v. Genlis, Obererzieherin der gesammten Kinder des Herzogs v. Orléans, und diese Erziehung ist ihr einziges lobenswürdiges Werk. Uebrigens stand sie früher und späterhin ihrer Sitten wegen nicht in dem besten Rufe.

er das verdiente; allein er hat seine Unschuld betheuert, und, so drollig das Abenteuer auch ist, ist es doch erwiesen worden, daß das Ungefähr allein den Spaß angerichtet hat.

Bekanntlich hat das Haus Rohan lange Zeit auf die Souveränitäts-Rechte Ansprüche gemacht. Man sprach in Gegenwart der Herzogin v. Grammont von dem schändlichen Bankerutt des Prinzen v. Rohan-Guéméné, einem Bankerutt, der die Kühnheit und die Hülfsquellen der reichsten und erlauchtsten Privatmänner Europa's zu übersteigen scheint. Man muß hoffen, sagte Frau v. Grammont, daß dies wenigstens der letzte Anspruch des Hauses Rohan auf die Souveränitäts-Rechte seyn werde.

Als die Prinzessin v. Rohan-Guéméné den Hof verließ, und von ihrer Schwiegertochter, der Herzogin v. Montbazan, Abschied nahm, sagte sie zu dieser: Ich schmeichele mir, daß, trotz diesem Ereignisse, unser Name Ihnen stets lieb und ehrenwerth seyn werde. — Ja, Frau Herzogin, wenn mein Mann ein Ehrenmann ist. — Als diese junge achtzehnjährige Frau erfuhr, daß die Diamanten und Kleinodien, welche man ihr an ihrem Vermählungstage geschenkt hatte, noch nicht bezahlt seyen, schickte sie dieselben dem Juwelenhändler augenblicklich mit der Zusicherung zurück, daß sie ihn für den etwanigen Verlust entschädigen wolle.

Als der Herzog v. Fronsac (*) seine beiden Aerzte Lorri und Barthes die Ehre seiner Wiederherstellung aus Bescheidenheit einen dem andern gegenseitig beimessen hörte, rief er ihnen aus seinem Bette zu: Asinus asinum fricat. Auf diese platte Grobheit erwiederte Barthes bloß, allein mit der Lebendigkeit seiner Heimat: Gedulden Sie Sich nur ein Weilchen, Herr Herzog, nachher wollen wir Sie auch schon striegeln.

(*) Ganz des schändlichen Vaters, des Marschalls v. Richelieu, würdig.

Meine Herren, sagte letzthin der Graf v. L...... in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, ich bin Landmann geworden; es ist und bleibt ja doch einmal unser natürlichster Beruf. Unter mehrern Versuchen, welche ich Gelegenheit gehabt, auf dem Lande zu machen, ist besonders einer, den ich Ihnen mittheilen muß: Ich habe einem halben Duzend Enten, die auf meinem Teiche schwammen, die Köpfe abgeschlagen, habe sie sogleich wieder ins Wasser gesetzt, und so ohne Kopf sind sie noch eine ganze Weile fortgeschwommen. Diese Thatsache ist mir um so merkwürdiger erschienen, da sie uns leicht darüber Aufschlüsse geben könnte, wie es möglich ist, daß in Frankreich eine Menge Dinge so ganz mir nichts dir nichts ruhig den gewöhnten Gang fortgehen. — Aber, Herr Graf, sagte der Marquis v. Condorcet zu ihm, diese Enten, obgleich ohne Kopf, behielten sie denn nicht die Beweglichkeit ihrer Pfoten? — Freilich. — Nun, so konnten sie ja noch unterzeichnen; und Ihr Räthsel ist gelöst.

Der große Vestris, von der Verschwendungssucht seines Sohnes benachrichtiget, hat einen Familienrath zusammenberufen, vor welchem er dem jungen Manne mit dem ihm eigenen Accent und der ihm eigenthümlichen Würde folgende Anrede hielt: "August, man spricht in der Welt von dem schlechten Zustande deiner „Finanzen; man sagt, du stehest in den Schuldbüchern aller Modehändlerinnen, du mißbrauchest das Vertrauen, welches der „Name, so ich dir zu führen vergönnt habe, Jedermann einflößt. „Bringst du deine Angelegenheiten nicht in Ordnung, so werde „ich es nicht dulden, daß du diesen Namen länger trägst. Wir „haben stets ehrenvoll gelebt. Verstehest du mich, August? ich „mag in meiner Familie keinen Rohan."

Ein Indischer Apolog.

Ein Adler hatte zwei Köpfe, die sich schlecht unter einander vertrugen, weil der eine, wenn er irgend eine leckere Speise fand, sie verzehrte, ohne dem andern davon mitzutheilen. Darüber beklagte sich nun dieser. Was kümmert es dich denn, erwiderte jener, ob ich oder du die Leckereien verzehre, da sie doch denselben

Leib

Leib nähren? — Das gebe ich zu, allein ihr Wohlgeschmack kützelt angenehm euren Gaumen, und auch ich möchte mich dieses Vergnügens erfreuen. — Diese Vorstellung besserte nicht den Schlingehals, allein er mußte endlich dafür büßen; denn der andere, um sich zu rächen, schlang einmal Gift hinunter, an welchem beide starben.

Während der Schwangerschaft der Kaiserin Maria Theresia, hatte diese mit dem Grafen v. Dietrichstein gewettet, daß sie eine Erzherzogin, der Graf hingegen, daß sie einen Erzherzog bekommen würde. Sie gebar Maria Antoinette, und ließ dem Grafen melden, daß die neugeborne Tochter der Mutter wie ein Tropfen Wasser dem andern gleiche. Der Graf, um die verlorne Wette zu bezahlen, ließ eine kleine Figur von Porzellan machen, die ihn knieend, und in einer Hand folgende Verse haltend, vorstellte:

Io perdei, l'augusta Figlia
a pagar m'ha condannato;
ma s'è ver, che vi somiglia,
tutto il mondo ha guadagnato (*).

Hof und Stadt, Jung und Alt, Alles ist seit vier Wochen mit nichts als den aerostatischen Bällen von der Erfindung der beiden Brüder Montgolfier zu Annonay (**) beschäftiget. Die erste Idee dazu gab ihnen der Wunsch ein, für die Belagerung Gibraltars etwas Zweckdienlicheres zu erfinden, als die schwimmenden Batterien. Die Muße, so ihnen ihre ansehnliche Papiermanufaktur übrig ließ, und welche sie größtentheils dem Studio der Physik widmeten, gestattete ihnen eine Menge anfänglich vergeblicher Versuche zu machen, allein ohne sich deswegen abschrecken zu lassen. Endlich gelang es ihnen, ihren aerostatischen Ball zu

---

(*) Ich habe verloren, und die erhabene Tochter hat mich zu zahlen verurtheilt. Indessen ist es wahr, daß sie Dir gleicht, o so hat die ganze Welt dabei gewonnen.

(**) Ein nahrhaftes durch seine schöne Papiermanufakturen bekanntes Städtchen im Unter-Languedoc.

Stande zu bringen; ein Versuch Boyle's über die Schwere der Luft brachte sie auf den ersten Gedanken.

Ein Stück Taffent, welches die Herren Montgolfier bloß in der Absicht aus Lyon hatten kommen lassen, um Kleider damit zu füttern, schien ihnen zu physikalischen Versuchen taugli- cher. Mit Hülfe einiger Nähte nimmt der Taffent leicht die Ge- stalt einer Kugel oder Sphäre an; sie finden Mittel, vierzig Ku- bikfuß Luft hineinzubringen; der Ball entschlüpft ihren Händen und steigt bis an die Decke ihres Zimmers. Archimedes Entzücken, als er die Auflösung seines berühmten Problems gefunden hatte, war schwerlich lebhafter, als die unserer beiden Physiker in diesem Augenblick; geschwind erhaschen sie die Maschine wieder, und tra- gen sie in den Garten, wo sie nun über 30 Fuß hoch steigt. Nach- dem neue Versuche den ersten Erfolg noch mehr gesichert, verfer- tigten sie eine neue und weit größere Maschine, die sich am 5. Juny vor den Augen der versammelten Stände erhob — einige be- haupten 500, andere 1000 Klafter hoch.

Manche Leute, die eine Ehre darin suchen, mitten unter dem öffentlichen Enthusiasmus kalt zu bleiben, haben häufig die Frage hingeworfen: Aber welchen Nutzen werden diese Versu- che abwerfen? Wozu die ganze Entdeckung, von der man so viel Aufhebens macht? Der ehrwürdige Franklin antwortet ihnen in seiner gewöhnlichen Herzenseinfalt: Ei, wo- zu das neugeborene Kind? In der That, dieses Kind kann in der Wiege sterben, vielleicht nur ein Gimpel werden; allein wer weiß, ob es nicht auch einst der Ruhm seines Vaterlandes, die Leuchte seines Zeitalters, ein Wohlthäter der Menschheit seyn wird? . . . .

Wir werden nächstens D'Alembert und Diderot verlieren; den ersten an gänzlicher Abzehrung und einer Blasenkrankheit, den zweiten an der Wassersucht. Es ist sonderbar, daß zwei Männer, die zusammen ihrem Zeitalter den Ton gegeben, die zusammen das Gebäude eines Werkes errichtet haben, welches ihnen Unsterblich- keit sichert, sich nun auch noch darin zu vereinigen scheinen, in die Gruft zugleich hinabzusteigen. Der Marquis v. Condorcet, der D'Alembert mit der Zärtlichkeit eines Sohnes pflegt, ist Mitglied beider Akademien. Als D'Alembert ihn zum Vollzieher seines

letzten Willens machte, und darüber sich mit ihm besprach, sagte er, seiner Schmerzen ungeachtet, lächelnd zu ihm: Mein Guter, Sie werden in beiden Akademien eine Denkrede auf mich halten müssen; für diese doppelte Arbeit haben Sie Eile nöthig.

Die Grazien und Thalia werden lange den lieblichen, den unnachahmlichen Carlin betrauern. Er hat das seltene Glück genossen, über vierzig Jahre hindurch zu lachen und zu gefallen, und das bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens. Sein wahrer Name war Carl Anton Bertinazzi. Er ward 1710 in Turin geboren, und sein Vater war Offizier unter den Sardinischen Truppen. Er ward mit großer Sorgfalt erzogen, ward mit vierzehn Jahren Fähnrich, allein da sein Vater starb und ihm kein Vermögen hinterließ, so folgte er dem Drange seines Genies. Nachdem er einige Zeit lang Unterricht in der Fecht- und Tanzkunst ertheilt hatte, betrat er in mehrern Städten Italiens die Schaubühne, und ward bald in der Rolle Arlekins der Nebenbuhler der besten Schauspieler Venedigs und Bologna's. Im Jahr 1741 debütirte er auf der Pariser Bühne, und zwar sogleich mit einem Erfolge, wie er sich stets gleich geblieben ist, ungeachtet er bei seiner Ankunft in Frankreich der Landessprache ganz unkundig war, und man am Hofe und in der Hauptstadt noch nicht das leichte und gewandte Spiel Thomassin's vergessen hatte.

Carlin's hohes Talent hing mit der außerordentlichen Richtigkeit seines Taktes und Geschmackes auf das genaueste zusammen. Niemand besaß in einem so ausgezeichneten Grade die Gabe das zu errathen, was dem Publikum nicht bloß gefallen, sondern in dem Augenblicke selbst gefallen konnte; nicht die Zartheit seiner Witzfunken, deren er vortreffliche entschlüpfen ließ, entzückte am meisten, sondern das Apropos jeder seiner Geberden und Worte. Niemals überschritt er das Maaß in einer Gattung von Talent, in welcher ohne ächte Begeisterung und ächten Frohsinn nichts auszurichten ist; mit erstaunlicher Gewandheit traf er jedesmal das Ziel, so er sich vorsteckte. Zuweilen hätte man wohl in seinem Dialog etwas mehr Geist gewünscht; dagegen ließen seine Geberden, seine Mienen, jeder Ton seiner Stimme schlechterdings nichts zu wünschen übrig; und muß nicht gerade darin der wahre

Geist eines Arlekins gesucht werden? Alle seine Bewegungen hatten eine Anmuth, eine Sicherheit, eine Fertigkeit, verriethen ein so rein komisches Gemüth, daß man seiner auch nicht einen Augenblick überdrüßig werden konnte. Le Kain, Preville, die besten Schiedsrichter desselben, erlabten sich wonniglich an seinem Spiele. Seine treuherzige Biederkeit und sein Frohsinn hatten ihm die Liebe aller seiner Cameraden erworben. Er war der letzte Schauspieler, der von der alten Italienischen Comödie uns übrig geblieben war. Es ist übrigens erwiesen, daß er bis zum höchsten Alter alle Neigungen der Jugend beibehalten, so wie er auch ganz den Geist und die Grazien derselben zu bewahren gewußt hatte.

D'Alembert ist am 29. Oktober, in einem Alter von fast 66 Jahren, verstorben. Seine Krankheit war eine Abzehrung, und diese veranlaßt durch einen, nach seinem Tode, in der Blase gefundenen sehr bedeutenden Stein. Er kann nur wenig Vermögen hinterlassen haben, obgleich er 14,000 Livres jährlicher Einkünfte genoß, und höchst enthaltsam war. Er hat den Marquis v. Condorcet zu seinem Universalerben ernannt, dem einen seiner Bedienten 6,000 Franken, und 4,000 einem andern vermacht.

1784.

Der Geometrie verdankt D'Alembert seinen schönsten Ruf, und nur Mathematiker sind im Stande, seine Verdienste in dieser Hinsicht gehörig zu würdigen. Was wir oft von höchst sachkundigen Männern haben sagen hören, ist dieses, daß er sich zu den lichtsten Höhen des Calculs erhoben, die Entdeckungen der Euler, Bernouilli und Newton sehr erweitert habe, und daß, wäre in seinen mathematischen Schriften auch wirklich nichts Neues enthalten, die Evidenz einer genialen Methode schon allein hinreichend seyn würde, ihnen einen ausgezeichneten Platz unter den Werken ersten Ranges zu versichern, welche in diesem Jahrhundert die Fortschritte einer Wissenschaft geheiliget haben, die vorzugsweise diesen Namen verdient. Diejenigen, die zu einer solchen Würdigung nicht die gehörigen Kenntnisse besitzen, werden wenigstens, nachdem sie die vortreffliche Vorrede zur Encyclopädie mit Sorgfalt erwogen, den Sachkundigen beistimmen, denn diese

Vorrede, welche einen unermeßlichen Ideenraum umfaßt, setzt den lichtvollsten Geist voraus, und wird gewiß zu allen Zeiten als eines der schönsten Denkmähler betrachtet werden, welches der philosophische Geist, zur Ehre des menschlichen Wissens, errichtet hat.

Seine übrigen Schriften, seine Denkschriften (Eloges) auf verstorbene Akademiker, seine vermischten Aufsätze (Mélanges) über Philosophie und Literatur, wenn gleich sie nicht seinen mathematischen Schriften gleichgesetzt werden können, sind und bleiben dennoch höchst schätzbar, denn sie sind voll feiner Ansichten, Belesenheit, lehrreicher Bemerkungen, und einer oft geistigen Originalität und Anmuth.

Noch haben wir kein ihm ganz ähnliches Gemälde gesehen, weil diese Aehnlichkeit wohl sehr schwer zu erreichen war: die ganze Form seiner Züge hatte etwas Gemeines, und seine Physionomie ein deutungsloses Gepräge. Zwar ein Lavater würde in den Falten seiner Stirn, in der unruhigen Bewegung seiner Augenbrauen, in dem Untertheil einer zugleich dicken und spitzen Nase, mehrere Spuren von ziemlich entschiedenem Ausdruck wahrgenommen haben. Er hatte kleine Augen, aber einen lebhaften Blick, einen großen Mund, aber in seinem Lächeln erspähete man Feinheit, Bitterkeit und, ich weiß nicht, was Gebieterisches. Aus dem Ganzen der äußern Form leuchtete ein durch lange Uebung genährter Scharfsinn, die naive Originalität eines weniger trübsinnigen als reizbaren und grämlichen Gemüths hervor. Er war von kleinem und schmächtigen Wuchse, der Ton seiner Stimme so hell und durchdringend, daß man ihn stark in Verdacht hatte, die Natur habe ihn von selbst überhoben, der Philosophie das grausame und freiwillige Opfer des Origenes zu bringen. Man kennt in dieser Hinsicht die Antwort eines Weltmannes, dem seine Huldin gern Eifersucht dadurch einflößen wollte, daß sie alle Eigenschaften unsers Philosophen bis in die Wolken erhob, und mit dem Ausrufe schloß: Ja, es ist ein Gott! — Ach! wäre er ein Gott, dann würde er gewiß damit beginnen, daß er sich zum Manne machte .... Sein Aeußeres war höchst einfach; er war fast immer, wie J. J. Rousseau, von Kopf bis zu Fuß ganz einfarbig gekleidet, aber an feierlichen akademischen Repräsentationstagen kleidete er sich eben so modisch und schmuck, wie die übrigen Akademiker.

D'Alemberts Wohnung vereinigte mehrere Jahre hindurch den glänzendsten Cirkel, der nur irgend anzutreffen war. Nach dem Tode seiner Freundin ward er gemischter, und aus eben dem Grunde weniger angenehm. Seine persönliche Unterhaltung gewährte alles, was nur den Geist belehren und ergötzen kann. Er fügte sich eben so leicht wie gefällig in das allgemein beliebteste Thema, trug seinerseits Gutmüthigkeit und Naivheit, nebst einem fast unerschöpflichen Vorrath von bemerkenswerthen Anekdoten und Ideen hinein. Da war, so zu sagen, keine Materie, so trocken oder gehaltlos sie auch immer seyn mochte, welche er nicht das Geheimniß besessen hätte anziehend zu machen. Er redete sehr gut, erzählte mit großer Bestimmtheit, und hob den Hauptzug mit einer ihm ganz eigenen Anmuth und Fertigkeit hervor. Alle seine übelgelaunten Einfälle verrathen das Gepräge einer feinen und tiefen Originalität: **Wer ist glücklich? Irgendwo ein Lump**, ist ein Zug, um den ihn Diogenes würde beneidet haben. Eben dieses Gefühl legte ihm die Worte in den Mund: **das reinste Vergnügen des Lebens bestehe darin, alle Morgen das gröbste unserer Bedürfnisse völlig zu befriedigen**, dasjenige nämlich, welches Alexander daran erinnerte, daß er kein Gott sey; **ein vaporöser Zustand sey höchst widrig, weil er uns die Dinge gerade so zeige, wie sie seyen.** Er war erst einundzwanzig Jahr alt, als er sich um einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften bewarb. Zum Mitbewerber hatte er einen armseligen Mathematiker, den aber Fontenelle schon seit geraumer Zeit zu seinem Schützling erkoren hatte. Fontenelle sprach zu D'Alembert: Wenn Jemand sich zu einer Stelle in der Akademie meldet, so setzen wir das Verhältniß des Alters und des Verdienstes zusammen. — **Das ist nicht mehr als billig**, erwiderte ihm D'Alembert, **wofern nur von dem Verdienst das gerade Verhältniß, von dem Alter aber das umgekehrte genommen wird.**

Wenn es wahr ist, daß die Natur den Weibern auf die Neigungen unsers Philosophen wenig Rechte gelassen, so ist es noch weit gegründeter, daß er nichts destoweniger ihrer Herrschaft unterworfen war; er war der verliebteste aller Sklaven, und der sklavischste aller Verliebten. Schon genoß er eines glänzenden Rufes (und hiervon allein zehrte er damals fast

ausschließlich) (*), als ein eben so kokettes wie frivoles Weib auf den Einfall gerieth, ihn zu unterjochen. Wir haben bereits gesehen, wie sie ihn dermaßen bestrickte, daß er sogar seine Studien vernachläßigte, und wie die würdige Geoffrin ihn aus ihren Netzen befreite. — Furchtbar war die Allgewalt, welche Fräulein v. L'Espinasse über alle seine Gedanken, über alle seine Handlungen ausübte. Ungeachtet er sich zuweilen gegen eine so drückende Tyrannei auflehnte, ertrug er dennoch das Joch mit seltsamer Ergebung. Kein armseliger Savoyarde in Paris läuft so viel hin und wieder, richtet soviel ermüdende Aufträge aus, als der erste Mathematiker Europa's, das Haupt der encyclopädischen Sekte, der Diktator unserer Akademien, der Philosoph, der die Erziehung des Erben des allergrößten Reiches ausschlug, deren jeden Morgen im Dienste des Fräuleins v. L'Espinasse ausrichtete; und damit war sie noch lange nicht zufrieden. Sie zwang ihn, der Vertraute der saubern Leidenschaft zu werden, welche ihr ein junger Spanier, v. Mora, eingeflößt hatte; D'Alembert ward von ihr beauftragt, alle Umstände, so diese Intrigue begünstigen konnten, auf alle Weise einzuleiten; und als sein glücklicher Nebenbuhler Frankreich verlassen hatte, mußte unser Philosoph regelmäßig nach dem Posthause wandern, und dort die Ankunft der Post abwarten, damit das Fräulein das Vergnügen hätte, ihre Liebesbriefe ein Viertelstündchen früher zu empfangen, u. s. w.

Dergleichen Züge ehren weit mehr die Allgewalt des schönen Geschlechts, als sie die Philosophie des unsrigen demüthigen; sie beweisen bloß, wie wenig unsere Systeme, welchen Namen man ihnen auch geben mag, auf unsern Charakter und unsere natürlichen Neigungen Einfluß haben. Dieselbe Schwäche des Gemüths, die unsern Philosophen in dem Grade den Launen seiner Freundin unterthänig machte, preßte ihm, bei dem Anblick ihrer Leiden und ihres herannahenden Todes, die Worte aus: **Wie glücklich sind doch diejenigen, denen der Muth zu Statten kommt; ich, ich habe keinen!** In diesem Geständnisse liegt eine Gutmüthigkeit zu Grunde, welche man vielleicht dem Prun-

(*) Er war bereits Mitglied aller Akademien Europa's, als er nicht mehr denn 12 bis 1,500 Franken Einkommen zählte. Nicht viel reicher war er, als er die 100,000 Franken Einkommen ausschlug, welche die Kaiserin von Rußland für die Erziehung des Thronerben anbot.

ken mit einem Gefühle vorziehen muß, das dem menschlichen Herzen wohl eben nicht natürlich, und weit seltener in der That ist, als man vielleicht denkt.

Man weiß, daß D'Alemberts erster Name Jean le Rond war. Natürlicher Sohn des Destouches und der Aebtissin von Tencin, wurde er gleich nach seiner Geburt preisgegeben und auf die Stufen der Kirche Saint-Jean-le-Rond ausgesetzt, und von dort in das Findelhaus gebracht. Sein Vater nahm ihn von hier wieder weg, und übergab ihn als Säugling einer Glaserfrau, Namens Rousseau, die ihn mit vieler Mühe groß zog, weil er äußerst schwächlich war. Bei dieser guten Frau blieb er wohnen bis nach seiner Rückkehr aus Potsdam. Kurz vor seiner Reise zum Könige von Preußen, wünschte seine Mutter ihn zu sehen. Nur mit Widerwillen folgte er endlich der Einladung, und nur unter der Bedingung, daß seine hochbejahrte Amme ihn begleitete. D'Alembert benahm sich bei dieser Zusammenkunft höchst kalt. Die betroffene Tencin sprach zu ihm: Aber ich bin Ihre Mutter. — Sie meine Mutter! Nein, die stehet hier; ich kenne keine andere, ..., und so warf er sich dem alten wackern Mütterchen in die Arme, umhalsete sie, und überströmte sie mit seinen Thränen (*).

Nach seiner Rückkehr aus Preußen, wo seine schwächliche Constitution stark angegriffen worden war, bezog er seine alte Wohnung wieder. Diese war höchst eng, ungesund und des Zuganges der Luft beraubt. Er bestand eine schwere Krankheit, und verdankte seine Rettung bloß der Sorgfalt Bouvard's. Nur die dringendsten Bitten und Vorstellungen desselben vermochten ihn endlich, die Wohnung seiner Amme aufzugeben, und eine gesundere zu wählen. Nach dem Tode des Glasers Rousseau, ließen dessen Enkel alles versiegeln, und thaten der alten Wittwe der Erbschaft wegen tausenderlei Herzeleid an. D'Alembert erfährt das unmenschliche Betragen, eilt zu seiner Amme, und spricht: Laß die Niederträchtigen alles fortschleppen, ich will Dich

(*) Die schöne, geistreiche und intrigante Aebtissin hat mehrere Kinder dieser Art in die Welt gesetzt, aus denen aber nicht lauter D'Alemberts geworden sind. Einst erzählte ihr irgend ein dienstfertiger Freund, wie Hof und Stadt ihr nachsagten, daß sie sechs Kinder in die Welt gesetzt hätte. Ach, erwiderte sie ganz naiv, es wird immer die Hälfte zugelogen.

nicht verlassen. Gewissenhaft hat er sein Wort gehalten bis zum Tode der wackern Frau, der erst vor wenigen Jahren sich ereignet hat.

Seit einiger Zeit haben wir hier einen jungen Mann, dessen Talent eine jener außerordentlichen Erscheinungen ist, welche nur der glücklichste Verein verschiedener Naturgaben hervorzubringen vermag. Es ist Garat (*), der Sohn eines berühmten Parlements-Advokaten aus Bordeaux, und kaum zwanzig Jahr alt. Er kennt nicht einmal die ersten Elemente der Musik, und in ganz Frankreich, vielleicht selbst in ganz Italien, findet Niemand mit einem so sichern, so auserlesenen Geschmack. Seine Stimme, eine Art von Tenor und Alt zugleich, ist von einer Biegsamkeit, einer Gleichheit, einer Reinheit, wovon man kein Beispiel kennt; seine Töne athmen ein Gefühl, welches die Kunst nicht ertheilt und nur mit Mühe nachahmt. Sein Ohr ist, selbst unter denjenigen, so die Grundsätze der Gesangkunst am meisten inne haben, von seltener Genauigkeit und Bestimmtheit, und sein Gedächtniß, eine Gabe, ohne welche alle die übrigen für ihn verloren seyn würden, von einer solchen Stärke, daß er nicht allein alles, was er singen hört, sondern selbst die verwickeltsten Partien der Begleitungen und die schwersten Orchesterpassagen auswendig behält; die Harmonie gebietet diesem von Natur musikalischen Kopfe mit einer solchen Allgewalt, daß, wenn er ohne Begleitung Arien singt, die obligate Begleitung haben, er die Pausen oder Zwischenräume des Gesanges mit den Partien ausfüllt, welche eigentlich das Orchester ausführen müßte; kurz, die Gesangkunst ist diesem jungen Manne dermaßen eingeboren, daß Piccini, Sacchini und Gretry, die mit Enthusiasmus ihn angehört, ihm den Rath ertheilt haben, sich nicht auf ein Studium der Regeln einzulassen, dessen die Natur ihn überheben zu wollen geschienen hat. Mit diesem köstlichen Talent verbindet er viel Gefälligkeit, die Lebhaftigkeit seiner Heimat und ein liebenswürdiges Aeußere (**). Die Königin hat ihn öfters zu hören gewünscht, und der Graf von Artois ihn zu seinem Kabinetssekretair ernannt. Wir haben ihn mehreremale die ganze Oper Orpheus, von der Ouverture an bis zu den Tanz- und

(*) Bruder des in der Revolution bekannten Justizministers.

(**) Auch rissen sich bald die vornehmsten Weiber um ihn.

Ballet-Arien, womit sie schließt, ausführen hören. Eine Oper ist in der Kehle dieses bewundernswürdigen Wesens eine musikalische Composition aus einem Gusse, welche er mit eben der Leichtigkeit ausführt, womit ein anderer ein bloßes Liedchen singen würde. Schade, daß der Stand, in welchem er geboren ist, ihn verhindert, ein so seltenes Talent seinem Gewinne und dem Vergnügen des Publikums zu widmen.

La Place hat den zweiten Band seiner historischen Seltenheiten herausgegeben. Man findet darin, unter andern, die Briefe der unglücklichen Maria Stuart an den Grafen v. Bothwell. Es sind Denkmähler einer zügellosen Leidenschaft, und die uns über den Antheil, welchen Maria an der Ermordung eines Gatten hatte, von dem das vorher versuchte Gift sie nicht hatte befreien können, keinen Zweifel mehr übrig lassen. Alle Geschichtschreiber haben bemerkt, daß Maria's Gemahl der schönste Mann seiner Zeit; Bothwell hingegen, von einem höchst gemeinen Aeußern, und seiner Sitten wegen allgemein verschrien war. Herr La Place fügt die alberne Bemerkung hinzu: er habe wahrscheinlich Eigenschaften und Talente besessen, die geeignet waren, den Weibern jener Zeit zu gefallen.

Die Anekdote über Anna Oldfields, eine berühmte Londoner Schauspielerin, die in ihren letzten Augenblicken sich so ängstlich mit der Toilette beschäftigte, so man nach ihrem Tode an ihrem Leichnam beobachten sollte, erinnert uns an einen ähnlichen Zug der Prinzessin v. Charolais. Ungeachtet sie bereits mit dem Tode rang, hatte man weit weniger Mühe, sie zu bewegen, die Sakramente zu empfangen, als auf ihr Roth zu verzichten. Da sie jedoch den dringenden Vorstellungen ihres Beichtvaters nicht länger zu widerstehen vermochte, willigte sie endlich darein. Aber, sagte sie zu den sie umgebenden Frauen, dann müssen Sie mir auch andere Bänder geben; denn Sie wissen ja, daß, wenn ich kein Roth auflege, gelbes Band mir ganz abscheulich steht. — Man kann den Gedanken nicht ertragen, selbst nach dem Tode, häßlich zu erscheinen, dies waren die letzten Worte Anna Oldfields.

Mesmer konnte keinen günstigern Augenblick ergreifen, um seine letzte Denkschrift über die Entdeckung des thierischen Magnetismus bekannt zu machen. Noch nie war die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese seltsame Entdeckung so wohlgefällig gerichtet gewesen. Seitdem mehrere Personen, deren Meinung von einigem Gewichte ist, sich laut dafür erklärt haben, beschäftiget der Magnetismus alle Köpfe; dessen Wunderwirkungen summen einem allenthalben um die Ohren, und erlaubt man sich auch noch einige Zweifel über die mehr oder weniger heilsamen Wirkungen, welche die Anwendung des neuen Prinzips hervorbringen kann, so wagt man es doch wenigstens nicht mehr, dessen Vorhandenseyn abzuleugnen; es scheint jetzt ziemlich allgemein angenommen zu seyn. Mehr denn hundert Personen aus allen Ständen sind zusammengetreten, um Mesmern sein Geheimniß und sein Verfahren dabei zu dem von ihm geforderten mäßigen Preise abzukaufen. Er hatte von der Regierung nur 100,000 Thaler dafür verlangt; jeder der Unterzeichnenden zahlt hundert Louisd'or. Zwölf Lektionen sind hinreichend, um in die neuen Mysterien eingeweihet zu werden. Der Chevalier v. Chastellux ist Präsident des Ausschusses. Unter die Zahl der vornehmsten Adepten rechnet man einige Akademiker, mehrere Aerzte, die bekanntsten Personen der Stadt und des Hofes, die Herren v. Noailles, v. Montesquieu (*), v. La Fayette, v. Choiseul-Gouffier, v. Puysegur u. s. w. Was die Denkschrift betrifft, so enthält dieselbe über die Theorie selbst des Magnetismus bloß ein paar Sätze aus der verworrensten Metaphysik, die ganz den ehemaligen Träumereien der Kabbalistik gleichen. Man wärmt darin das System des Einflusses der Himmelskörper auf die Erde und die beseelten Körper wieder auf; das im Universum verbreitete Fluidum ist, sagt man, das Mittel dieses Einflußes; seine gegenseitige Einwirkung ist mechanischen bis jetzt unbekannten Gesetzen unterworfen, und die Wirkungen desselben können wie Ebbe und Flut betrachtet werden. Das Uebrige der Broschüre beschäftiget sich bloß mit der Darstellung der Beweggründe, die Mesmer zwangen im Jahr 1777 Wien zu verlassen. Wahrscheinlich verdanken wir der Ankunft des Fräuleins Paradis (**) eine Apologie, worin die Geschichte dieser jungen Virtuosin den Hauptplatz einnimmt.

(*) Sohn des berühmten Präsidenten, La Fayette, der noch lebende.
(**) Eine blinde und ausgezeichnete Klavierspielerin.

Sie ward im zweiten Jahre ihres Alters blind, und man hatte vergeblich alle Mittel aufgeboten ihr wieder zum Gebrauche des Gesichts zu verhelfen. Als sie vierzehn Jahr alt war, vertrauten ihre Aeltern sie Mesmern an, der seit einigen Jahren der Wiener Fakultät seine wichtige Entdeckung verkündigte, ungeachtet weder die Fakultät noch der Oberleibarzt, Stoerck, weder daran glauben, noch sich mit den von Mesmer vorgeschlagenen Mitteln dieselbe zu erweisen beschäftigen wollten. Er behauptet in der Denkschrift, dem Fräulein vierzehn Tage lang das Gesicht wiedergegeben zu haben; er versichert, sie habe es bloß durch die Gewaltthätigkeit verloren, welche deren Vater und Mutter angewandt hätten, um sie, wider ihren Willen, ihm zu entreissen; diese neue Blindheit sey die Folge eines heftigen Schlages an den Kopf, den sie in dieser mehr als seltsamen Scene — selbst nach Mesmers Erzählung, erhielt. Man bemerkt deutlich durch den künstlichen Schleier hindurch, womit er die Geschichte zu umhüllen sucht, daß die kaiserliche Regierung sich die Freiheit herausnahm, ihn wie einen Charlatan zu behandeln, und dem gemäß ihm gebot, Wien so ziemlich über Hals und Kopf zu räumen. Nun wählte er sich Paris, um dort seine Lehre mit mehr Erfolg zu verbreiten; er besaß Klugheit genug, zu berechnen, daß dieser große Schauplatz, der weit mehr Gimpel und Tröpfe als Leute von Geist enthält, gerade der Schauplatz Europa's sey, auf welchem er früh oder spät das Gebäude des Magnetismus aufführen und seinen Beutel füllen würde.

Er traf daselbst 1778 ein, kündigte ziemlich prunkend seine Entdeckungen an, schlug allen Aerzten Schnippchen, und fand unsere Fakultät nicht wißbegieriger, als die Wiener. Deslon war der einzige Arzt, der Mesmers Operationen Aufmerksamkeit schenkte, dessen Grundsätze und Verfahren studirte, dessen System öffentlich in Schutz nahm, und aus dem Grunde von dem Erfinder als derjenige erklärt ward, welchem die Macht zu magnetisiren, gleich ihm, verliehen sey. Unsere damaligen Zeitschriften wimmelten von schmeichelhaften Briefen, welche Lehrer und Zögling sich einander schrieben; allein die Fakultät, die Regierung und das Publikum begnügten sich mit Lesung der gegenseitigen Schmeicheleien über die Erfolge und die Talente beider Herren; der Operationssaal Mesmers blieb fast ganz verödet.

Empört über eine seiner Absicht so zuwiderlaufenden Aufnahme, schien der neue Thaumaturge darauf Verzicht leisten zu wollen, Frankreich eine Wohlthat zuzuwenden, deren dasselbe ihn unwürdig dünkte; er glaubte, oder that wenigstens, als glaubte er, daß England ihn einträglicher aufnehmen, und daß dieses Volk, dem alles Neue, alles, was ein auffallendes Gepräge von Sonderbarkeit trägt, fast immer behagt, seine Anerbietungen mit beiden Händen ergreifen würde. Er trat in London auf. Nun glaubte sein Schüler Deslon Paris über die Abreise seines Lehrers dadurch trösten zu müssen, daß er eine Anstalt mesmerischer Behandlung errichtete. Eine interessante Figur, von den Annehmlichkeiten der Jugend und der Anmuth des Geistes unterstützt, erwarb Deslon den Schutz einiger gelehrter Weiber vom zweiten Range. Sie versuchten, zu Gunsten ihres Schützlings, dem thierischen Magnetismus einen Ruf zu verschaffen; sie glaubten, die Rolle als Parteihäupterinnen und Lobpreiserinnen einer so wundervollen Entdeckung könne ihnen wohl eben so viel Ehre einbringen, als der Erfolg gewisser Schriften und das Gewicht gewisser Schriftsteller den gelehrten Weibern vom ersten Range zuweilen verschafft hatten. Sie besuchten fleißig Deslon, und schleppten hinter sich her mehrere junge Kandidaten der Literatur, welche die Damen zu unmittelbaren Nachfolgern eines Voltaire, Rousseau, Diderot, Montesquieu und Buffon bestimmten; die jungen Schöngeister sahen sich verdammt, bei Strafe niemals zu irgend einer Art von Celebrität zu gelangen, dem thierischen Magnetismus zu huldigen. Deslons Unternehmen gewann nun eine Art von Consistenz. Bald überredeten sich Männer und Weiber, denen Langeweile und Uebersättigung alle Organe erschlafft hatten, daß die Vapeurs besonders der mesmerischen Behandlung wichen, daß sie bei Deslon wenigstens, in dem Kreise einiger Männer und Frauen, die eine geistige Hetze trieben, eine Art von Zerstreuung finden würden. Kurz, Mesmers Schüler erfreuete sich bald des Glücks einen Kreis von ungefähr zwanzig Personen um sich zu sehen, die für ihre zehn Louisd'or monatlich sich bei ihm Krämpfe und Convulsionen zu holen suchten.

Zu Deslons großer Freude wuchs die Zahl der Gläubigen immer mehr, als Mesmer, den die königliche Societät in London noch ungünstiger, als die Wiener und Pariser medizinischen Fakultäten, aufgenommen hatte, über Hals und Kopf nach Paris

zurückeilte. Sein erster Schritt bestand, wie billig, darin, daß er der Untreue und der Unwissenheit besonders einen Zögling beschuldigte, der, kaum von seiner Lehre und seinen Grundsätzen unterrichtet, jetzt zu magnetisiren wagte, und dies ohne seine Oberleitung und vorzüglich ohne den Gewinn mit ihm zu theilen. Er bat das Publikum, durch das Organ der Zeitschriften, nicht einem Manne zu trauen, dessen tiefe Kenntnisse er vor sechs Monaten bis in die Wolken erhoben, und dessen Kraft und Geschick im thierischen Magnetismus er angepriesen hatte. Nun mietete er sich ein Haus, errichtete eine Anstalt, und von der Vortrefflichkeit der von seinem Zöglinge angewandten Hülfsmittel überzeugt, hing sich Mesmer an zwei oder drei schriftstellernde Weiber von größerem Rufe und größerem Gewicht, als diejenigen, die seinem Nebenbuhler De*on einen Ruf zuwegegebracht hatten.

Weder Meister noch Lehrling erzielten eine Kur; sondern jeglicher Tag sah von beiden Seiten eine Menge Pamphlete, gleich Pilzen, aufschießen, deren prickelnder Inhalt, indem er die Schadenfreude des Publikums ergötzte, unmerklich eine Neugier weckte, welche die Wichtigkeit selbst der angeblichen Entdeckung bis dahin nicht rege hatte machen können. Allein wenn einerseits dieser Krieg unter den Häuptern der Fortpflanzung des Magnetismus beförderlich war, so verbreitete andererseits diese Spaltung etwas Lächerliches über die Lehre selbst; und die Rivalität der Meister, indem sie diese zwang, den Ehrensold um die Wette herunterzusetzen, um sich einander den Rang abzulaufen, reduzirte fast auf Null den Ertrag der Wohlthat, welche sie der Menschheit zugedachten, sowohl in Rücksicht des Vortheils dieser, als in Bezug auf eigenen Gewinn. Diese gewichtigen Rücksichten brachten Meister und Zögling wieder einander näher; es ward Friede angelobt und beschworen; Deslon willigte ein, seine Behandlung und seine Kranken in Mesmers Wohnung zu verlegen, und mit demselben den reinen Ertrag einer Manipulation zu theilen, welche keine andere Auslagen zu erfordern scheint, als die eines mit Wasser gefüllten Bakets und ein paar eiserner Stäbe. Diese so nothwendige Verbrüderung, um dem thierischen Magnetismus auf eine erkleckliche Art zu Rang und Würden zu verhelfen, konnte nicht von langem Bestande seyn; denn es war unmöglich, Weiber, die wetteifernd an dem Rufe Deslons und Mesmers gearbeitet hatten, unter eine Kappe zu bringen und in Eintracht zu er-

halten; sie konnten sich unmöglich die Rivalität ihrer Ansprüche einander vergeben; die Mesmerianerinnen schienen nur aus einer Art von vornehmer Herablassung die Deslonianerinnen zu der Ehre zuzulassen, mit ihnen die Behandlung Mesmers zu theilen; die Zurückgesetzten behielten für den, den sie als ihr eigenes Werk betrachteten, und der der Abgott ihrer Eigenliebe blieb, eine Vorliebe und Auszeichnung, vermöge deren sie jede Handhabung ausschlugen, die nicht von Deslon kam. Vergebens hatten sich die Meister verbrüdert, zwischen den Standartenträgerinnen dauerte eine Erbitterung fort, die bald in Beschuldigungen aller Art ausbrach und mit eben so lebhaften als anstößigen Scenen endigte. Sie zwangen Mesmer und Deslon, sich von neuem zu trennen, und von neuem füllten sich die Zeitschriften mit gegenseitigen Anschuldigungen des Lehrers und Schülers. Diese Pamphlete, die beständig die Aufmerksamkeit auf den Magnetismus gerichtet hielten, verhinderten nicht, daß Deslons Behandlung mehr als Mesmers Zulauf hatte. Nun beschloß dieser, einen Gewaltstreich auszuführen, der, indem er auf einmal ihm Vermögen sicherte, Deslon die Mittel benehmen sollte, sich auf seine Kosten zu bereichern: er erbot sich nämlich, die Geheimnisse des Magnetismus einer bestimmten Anzahl von Abonenten, um hundert Louisd'or für jeden Kopf, zu entdecken. Dieses vor zwei Jahren vergeblich versuchte Mittel ist gegenwärtig höchst günstig aufgenommen worden. Um demselben Einhalt zu thun, hatte Deslon dafür gesorgt, in einem Schreiben dem Publikum einen äußerst emphatischen Abriß der Theorie Mesmers und seines Verfahrens vorzulegen (*).

Wir nähern uns der Lösung des Problems, und Europa, das seit zwölf Jahren unaufhörlich nur vom Magnetismus reden hört, wird endlich erfahren, ob dem neuen Paracelsus Kronen oder der Schandpfahl gebühren (**). Die Summe von hunderttausend Thalern ist bereits übervoll und bei einem Notar niedergelegt. Deslon, dem die Bekanntmachung ein einträgliches Gewerbe

---

(*) Dieses lange Schreiben befindet sich im Journal de Paris; es ist ein Galimatias des alten Gnosticismus, eines Zinzendorfs, Jakob Böhms u. s. w. würdig. Grimm.

(**) Vielleicht beides zugleich, die Sache ist noch nicht entschieden. So lange quält sich die Wahrheit nicht in der Geburt.

raubt, hat es bei der Regierung zu bewirken gewußt, daß eine Commission ernannt worden ist, um Mesmers Theorie und Verfahren zu prüfen. Diese Commission besteht aus vier Aerzten der Fakultät, aus vier Mitgliedern der königlichen medizinischen Sozietät, und vier Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften.

Franklins Bemerkungen über die Höflichkeit der Nordamerikanischen Wilden (*).

Wir nennen sie Wilden, weil ihre Sitten sich von den unsrigen unterscheiden, und wir unsere Sitten als die Vollendung der Höflichkeit ansehen. Dieselbe Ansicht haben sie von den ihrigen.

Wenn wir unparteiisch die Sitten der verschiedenen Völker untersuchten, würden vielleicht wir finden, daß es kein einziges auch noch so rohes Volk giebt, das nicht einige Regeln der Höflichkeit besäße, und hingegen kein noch so sehr abgeschliffenes Volk, das nicht einige Ueberbleibsel von Rohheit beibehalten hätte.

Die Indianer sind in ihrer Jugend Jäger und Krieger, in ihrem Alter werden sie Berather, denn bei ihnen constituirt der Rath oder die Versammlung der Weisen die Regierung und regiert bloß durch Ermahnungen und Vorstellungen; Zwang-Anstalten und Gefängnisse giebt es nicht, es giebt nicht einen einzigen Beamten, dem Zwang- oder Strafmittel zu Gebote ständen. Diese Regierungsweise treibt sie überhaupt an, die Redekunst zu studiren, da der gewandste Redner gewöhnlich den größten Einfluß ausübt.

Die Indianischen Frauen treiben den Landbau, bereiten die Speisen, ernähren und erziehen die Kinder, und ihnen liegt auch noch die Pflicht ob, das Andenken der öffentlichen Ereignisse aufzubewahren und den Nachkommen zu überliefern. Diese zwischen Männer und Weiber so vertheilten Beschäftigungen betrachten sie als natürlich und ehrenvoll. Da sie wenig erkünstelte Bedürfnisse haben, so bleibt ihnen viel Muße zum Plaudern übrig, und dieses ist für sie ein Mittel, ihren Geist zu schärfen und zu vervoll-

komm-

(*) Obgleich schon vielen Lesern vielleicht bekannt, verdient dieser wackere Aufsatz von neuem mitgetheilt zu werden.

kommnen. Unsere arbeitsame und stets thätige Lebensweise dünkt ihnen niedrig und knechtisch, und die Kenntnisse, nach welchen wir uns selbst würdigen, sind in ihren Augen unnütz und gehaltlos.

Hier einen Beweis von dieser Ansicht in dem, was sich bei Gelegenheit des zu Lancaster in Pensylvanien 1774, zwischen der Regierung von Virginien und den sechs Nationen abgeschlossenen Vertrages ereignete. Nachdem die Hauptsachen abgethan waren, benachrichtigten die Virginischen Commissarien die Indianer, daß in dem Gymnasium zu Williamsburg eine Stiftung zur Erziehung der jungen Indianer gemacht worden; und daß, wenn die sechs Nationen ein halbes Duzend Knaben dahin schicken wollten, die Regierung dafür sorgen würde, daß sie mit allem versehen und in allen Kenntnissen der Weissen unterrichtet werden sollten. Eine der Regeln der Indianischen Höflichkeit bestehet nun darin, einen der Nation gemachten Vorschlag nicht sogleich denselben Tag zu beantworten; sie glauben, dies hieße die Sache zu leichtsinnig nehmen, und es verriethe weit mehr Hochachtung, wenn man dazu sich einige Bedenkzeit nähme, um sie ihrer Wichtigkeit gemäß zu erörtern. Sie verschoben daher ihre Antwort bis auf den folgenden Tag. Der Redner hob damit an, daß er zu erkennen gab, wie sehr die Nationen von dem gütigen und liebevollen Anerbieten der Virginischen Regierung durchdrungen seyen.

"Denn wir wissen, sprach er, daß ihr einen großen Werth auf die Art von Kenntnissen leget, welche man in diesen Anstalten lehret, und daß der Unterhalt unserer jungen Leute, so lange sie bei euch bleiben werden, höchst kostspielig ist. Wir sind daher überzeugt, daß, indem ihr uns dies Anerbieten thut, eure Absicht dahin geht, uns eine Wohlthat angedeihen zu lassen, und wir danken euch dafür von ganzem Herzen. Aber gescheut und erfahren, wie ihr seyd, müsset ihr ja wohl wissen, daß die verschiedenen Nationen über die nämlichen Dinge oft ganz verschiedene Ansichten haben; daher werdet ihr es uns nicht verargen, daß unsere Ansichten in Betreff dieser Art von Erziehung mit den eurigen nicht übereinstimmen. Wir haben bereits mehr als einen Versuch gemacht; denn mehrere unserer jungen Leute sind ehemals in den nördlichen Schulanstalten erzogen worden: man hat sie dort in allen euren Wissenschaften unterrichtet, allein, wenn sie zu uns zurückgekehrt sind, hatten sie das Laufen verlernt, wußten nicht, auf welche Weise sie sich im Walde ernähren konnten, waren un-

fähig, Hunger und Frost zu ertragen, verstanden nicht eine Hütte aufzubauen, einen Hirsch zu fangen, einen Feind zu tödten; nur unvollkommen redeten sie unsere Sprache; man konnte daher aus ihnen weder Jäger, noch Krieger, noch Berather machen; kurz, sie waren zu nichts zu gebrauchen. Aber ungeachtet wir eure so wohlwollenden Anerbietungen nicht annehmen, sind wir euch dafür nichts destoweniger verpflichtet, und um euch einen Beweis von unserer Erkenntlichkeit zu geben — wenn die vornehmsten Bewohner Virginiens uns zwölf ihrer Kinder anvertrauen wollen, so machen wir uns anheischig, deren Erziehung uns äußerst angelegen seyn zu lassen, wir wollen sie in allem, was wir wissen, unterweisen, und aus ihnen Männer machen."

Da die Wilden häufig Veranlassung haben, Rathsversammlungen zu halten, so haben sie sich gewöhnt in diesen Versammlungen viel Ordnung und Anstand vorherrschen zu lassen. Die Greise sitzen in der ersten Reihe, die Krieger in der zweiten, die Frauen und Kinder in der letzten. Die Frauen haben die Verpflichtung auf sich, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das zu richten, was dort vorgeht, um es dem Gedächtnisse tief einzuprägen (denn die Schreibkunst ist diesen Völkern unbekannt), und es ihren Kindern wiederum einzuschärfen. Sie sind, so zu sagen, die Registratur des Rathes, und durch Ueberlieferung bewahren sie jeden einzelnen Artikel von allen den seit hundert Jahren abgeschlossenen Verträgen, und dergestalt, daß diese mit unsern geschriebenen Verhandlungen zusammengehaltene Ueberlieferung mit jenen stets auf das genauste übereinstimmt. Derjenige, der in diesen Rathsversammlungen reden will, erhebt sich, die Andern beobachten ein tiefes Schweigen; wenn er geendigt hat und sich niedersetzt, lassen sie ihm noch fünf bis sechs Minuten, um sich zu sammeln, damit, wenn er etwas vergessen oder noch hinzuzufügen hat, er von neuem aufstehen und ganz gemächlich seine Rede beendigen könne. Es gilt bei ihnen für eine große Unhöflichkeit, eine redende Person, selbst nur im traulichen Geplauder, zu unterbrechen. Welch ein Abstand von diesen Rathsversammlungen zu dem so höflichen Hause der Gemeinen in England, worin kaum ein Tag ohne Tumult vergeht, in welchen der Sprecher sich heiser schreit, um zur Ordnung aufzufordern; und welch ein Abstand ebenfalls von ihren Unterredungen zu dem wilden Geschnatter vieler so höflicher Europäischen Gesellschaften, in denen die ungeduldige Plaudersucht derjenigen,

mit denen ihr im Gespräche seyd, euch mitten in einer Phrase unterbricht; wenn ihr nicht mit ungeheurer Geläufigkeit der Zunge dieselbe abrollt, und euch fast nie zu endigen vergönnt.

Die Höflichkeit dieser Wilden ist in der That übertrieben, denn sie macht es ihnen zur Regel, nie die Wahrheit dessen, was vor ihnen gesagt wird, zu bestreiten oder derselben zu widersprechen. Es ist wahr, sie beugen dadurch jedem Zanke vor, allein es hält auch sehr schwer, ihre Gedanken zu erforschen, so wie den Eindruck, den man auf sie macht, zu errathen. Die Missionäre, die den Versuch gemacht haben, sie zur christlichen Religion zu bekehren, beklagen sich insgesammt über diese Sitte, als über eines der größten Hindernisse zur Erreichung ihrer Absichten. Die Indianer hören ganz geduldig die ihnen vorgetragenen Lehren des Evangeliums an, und geben sogar auf die gewöhnliche Weise ihre Billigung zu erkennen. Ihr glaubt sie nun bekehrt und überzeugt, aber weit gefehlt! Sie haben sich bloß höflich gegen euch benommen.

Ein Schwedischer Geistlicher, nachdem er die Indianischen Häupter vom Strome Susquehanah versammelt hatte, hielt denselben eine Predigt, in welcher er ihnen die vornehmsten geschichtlichen Thatsachen entwickelte, welche dem Christenthum zur Grundlage dienen, so wie den Sündenfall unserer Ureltern, da sie vom Apfel aßen, die Menschenwerdung Christi, um das dadurch angerichtete Unheil wieder gut zu machen, seine Wunder, seine Leiden u. s. w. Als er geendiget hatte, erhob sich einer der Indianer, ihm zu danken. "Alles, was du uns da eben gesagt hast, ist sehr gut, antwortete er ihm. Es ist in der That recht schlecht gehandelt Aepfel zu essen; denn man kann ja weit nützlicher sie alle zu Cider verbrauchen. Wir danken dir recht sehr dafür, daß du die Güte gehabt hast, so weit herzukommen, um uns die von deiner Mutter dir überlieferten Geschichten zu erzählen, und, um mich erkenntlich dafür zu erzeigen, will ich dir nun auch ein paar Geschichten erzählen, die wir von unsern Müttern gelernt haben."

"In der Dinge Anfang hatten unsere Väter zu ihrer Nahrung nichts als das Fleisch der Thiere, und wenn ihre Jagden nicht glücklich ausfielen, starben sie Hungers. Als eines Tages zwei unserer jungen Jäger einen Hirsch erlegt hatten, machten sie im Walde Feuer an, um einen Theil desselben zu rösten. Als sie eben sich anschickten, ihre Eßlust zu befriedigen, sahen sie eine schöne junge

Frau aus den Wolken herniedersteigen und sich dort auf jene Anhöhe mitten auf den blauen Bergen setzen. Das ist ein Geist, sagte einer zu dem andern, der wahrscheinlich den Duft unsers Wildpretts gerochen hat, und gern davon essen möchte; wir wollen ihm ein Stück anbieten ..... Sogleich überreichten sie der schönen Frau die Zunge des Thiers. Die Speise schien ihr zu behagen, und sie sprach zu ihnen: eure Freundlichkeit soll belohnt werden, kehret nach dreizehn Monden hierher zurück, und ihr werdet etwas finden, das euch zu eurer Nahrung von großem Nutzen seyn wird, euch und euern Kindern bis zur entferntsten Nachkommenschaft.... Sie begaben sich wieder dahin, und zu ihrem großen Erstaunen fanden sie dort nie vorhergesehene Pflanzen, die aber seit dieser uralten Zeit unter uns mit glücklichem Erfolg und großem Vortheil angebauet worden sind. Sie fanden Mais an der Stelle, wo ihre rechte Hand die Erde berührt, Bohnen da, wo ihre linke Hand hingegriffen hatte, und an der Stelle, wo sie gesessen, fanden sie Taback."

Der gute Missionär, empört über das alberne Mährchen, sprach zu ihm: Die Dinge, so ich dir verkündiget habe, sind ehrwürdige und heilige Wahrheiten, aber die deinigen reine Mährchen, Erdichtungen und Lügen. "Mein Bruder, erwiderte der beleidigte Indianer, mir däucht, deine Aeltern haben an dir sehr unredlich gehandelt, da sie dir keine ordentliche Erziehung haben angedeihen lassen; sie haben dich in den Grundsätzen der gegenseitigen Höflichkeit sehr schlecht unterwiesen. Du hast gesehen, wie wir, die wir diese Regeln verstehen und ausüben, allen deinen Geschichten Glauben beigemessen haben; warum willst du nun nicht ebenfalls an die unsrigen glauben?"

Wenn einige Wilden in unsere Städte kommen, sammelt sich unser Pöbel um sie her, begafft sie gierig und wird ihnen durch Drängen lästig, während sie wünschen, ungestört unter sich oder einigen wenigen Personen zu seyn. Diese Wirkung unserer Neugierde scheint ihnen eine Unhöflichkeit, und sie schreiben dieselbe dem Mangel an Unterricht in den ersten Regeln der Höflichkeit und der guten Sitten zu. "Wir sind, sagen sie, eben so neugierig wie ihr, und wenn ihr in unsere Dörfer kommt, sind wir eben so begierig euch zu sehen; allein zu dem Ende verstecken wir uns hinter Gesträuch, vor dem ihr vorübergehen müßt, und wir drängen uns niemals an und um euch."

Auch die Art, wie sie untereinander ihre Dörfer betreten, hat ihre besonderen Regeln. Es wird den wandernden Fremdlingen als ein grober Verstoß wider die Höflichkeit ausgelegt, wenn sie stehendes Fußes in ein Dorf hineingehen, ohne von ihrer Ankunft einen Wink zu geben. Nahen sie sich daher demselben bis auf den Bereich der Stimme, so bleiben sie stehen, erheben ein Geschrei, und verweilen auf ihrem Stande, bis man sie hereinnöthiget. Gewöhnlich gehen ihnen zwei Greise entgegen und geleiten sie hinein. In jedem Dorfe befindet sich immer eine leere Wohnung, das Fremdenhaus genannt; hier werden sie hineingeführt. Die Greise gehen nun von Hütte zu Hütte, um allen Einwohnern anzukündigen, daß Fremdlinge angekommen, daß sie wahrscheinlich ermüdet und hungrig sind. Nun schickt ihnen ein Jeder sogleich was er nur an Lebensmitteln und Fellen zum Lager missen kann. Wenn die Fremdlinge sich durch Ruhe und Essen erquickt haben, werden Pfeifen und Taback herbeigeschafft, und nun erst, aber nie früher, beginnt die Unterredung. Sie hebt mit den Fragen an: Wer seyd ihr? Wohin gehet die Reise? Was giebt's Neues? Und gewöhnlich schließt sie mit Dienstanerbietungen. Bedürfen die Fremdlinge eines Führers oder anderer Dinge, um ihre Reise fortzusetzen, so befriediget man darin ihre Bedürfnisse, und fordert ihnen für die genossenen Hülfsleistungen nie etwas ab.

Diese Gastfreundlichkeit, welche man eine öffentliche nennen kann, und von ihnen als eine Haupttugend betrachtet wird, wird nicht bloß von Dorfschaften, sondern auch von einzelnen Wilden mit eben dem Eifer ausgeübt. Hier ein Beispiel davon, welches ich unserm Dolmetscher, Conrad Weiser, verdanke: Er hatte lange unter den sechs Nationen gewohnt, war fast zum Eingebornen geworden, und sprach die Sprache Mohock mit großer Fertigkeit. Als er einst das Indianerland durchreiste, um eine Botschaft unserer Statthalter an den zu Onandaga versammelten Rath zu überbringen, hielt er bei der Niederlassung Canassatego's an, der zu seinen ehemaligen Freunden gehörte. Der Indianer umarmte ihn, streckte Felle auf die Erde hin zum Sitze für den Gast, setzte ihm gekochte Bohnen und Wildprett nebst einem Getränk von Rum und Wasser vor. Als er sich nun erquickt und seine Pfeife angezündet hatte, begann Canassatego die Unterredung und fragte ihn, wie er sich seit der langen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, befunden habe, woher er komme, welches der Be-

weggrund seiner Reise sey u. s. w.? Conrad beantwortete all die Fragen, und da die Unterredung zu stocken anfing, so sprach der Indianer, um sie zu verlängern: Conrad, du hast lange unter den Weissen gelebt, und du kennst ein wenig ihre Gebräuche und Sitten. Ich bin zuweilen in Albany gewesen, und habe bemerkt, daß sie alle sieben Tage einmal ihre Läden verschließen, und sich in einem großen Hause versammeln. Warum das? sage mir, und was treiben sie dort? — Sie versammeln sich dort, sagte Conrad, um gute und nützliche Dinge anzuhören und zu erlernen. — Ho! erwiderte der Indianer, das haben sie dir gewiß eben so weiß gemacht, wie mir! Allein ich bezweifele sehr die Wahrheit ihres Vorgebens, und will dir meine Gründe angeben.

"Letzthin reiste ich nach Albany, um meine Felle zu verhandeln, und dagegen Decken, Messer, Schießpulver, Rum u. s. w. einzukaufen. Du weißt, daß ich gewöhnlich mit Hans Hanson meine Geschäfte abmachte; allein diesmal bekam ich Lust, es mit einem andern Handelsmann zu versuchen. Jedoch ging ich zuerst zu Hans, und fragte ihn, was er mir für meine Biberfelle geben wolle? Er antwortete mir, er könne für das Pfund nicht mehr als vier Schilling bezahlen; allein, setzte er hinzu, jetzt kann ich mich nicht auf Geschäfte einlassen, denn es ist heute der Tag, an dem wir uns versammeln, um gute Dinge zu erlernen, und ich gehe sogleich in die Versammlung. — Wohlan, sagte ich bei mir selbst, da wir heute keine Geschäfte machen können, so kann ich ja ebenfalls in die Versammlung gehen, und ich begleitete ihn. Ich erblickte einen langen und schwarzgekleideten Mann, der kerzengerade stand und zum Volke mit sehr zorniger Miene redete. Ich verstand nichts von dem, was er sagte; allein da ich bemerkte, daß er mich viel ansah und auch Hanson anblickte, so glaubte ich, er möchte wohl darüber böse seyn, daß ich da war. Ich ging daher fort, setzte mich vor dem Hause nieder, schlug mir Feuer an und rauchte meine Pfeife bis zum Schlusse der Versammlung. Auch kam es mir noch so vor, als wenn der schwarze Mann so etwas von den Bibern erwähnt habe, und ich gerieth auf den Gedanken, daß der Biberfellhandel wohl der Gegenstand ihrer Versammlung seyn könne; daher ich auch sogleich, wie sie herauskamen, meinen Handelsmann anredete: Nun, Hans, sagte ich zu ihm, ich hoffe, ihr habt den Beschluß gefaßt, mir für das Pfund etwas mehr als vier Schilling zu geben. Nein, erwiderte er, selbst das

kann ich euch nicht zahlen, ich kann euch höchstens nur drei Schilling und sechs Pence geben. Darauf wandte ich mich an mehrere andere Kaufleute, die mir alle das nämliche Liedchen pfiffen: drei Schilling und sechs Pence, drei Schilling und sechs Pence. Ich sah nun ganz deutlich ein, daß mein Argwohn gegründet war, daß alles, was sie da von den guten Dingen schwatzen, so sie in ihren Versammlungen zu hören vorgeben, ein eiteles Vorgeben sey, und daß sie dabei keinen andern Zweck haben, als sich über die Mittel zu berathen, die Indianer in Betreff des Preises der Biberfelle hinter's Licht zu führen. Paß auf, Conrad, und du wirst mir beipflichten. Versammelten sie sich bloß deswegen so oft, um gute Dinge zu erlernen, so müßten sie doch wohl jetzt schon ein wenig davon behalten haben; allein sie sind dir noch so ganz rein unwissend in allem, was gute Dinge betrifft. Du kennst unsere Gebräuche: wenn irgend ein Weisser, der in unserm Lande reiset, in eine unserer Hütten tritt, so behandeln wir ihn, wie ich dich behandle; wir trocknen seine Kleider, wenn sie durchnäßt sind, wir erwärmen ihn, wenn ihn friert, wir geben ihm zu essen und trinken, damit er seinen Hunger und Durst stille, wir strecken ihm weiche Felle hin, damit er darauf ausruhe, und für alles das verlangen wir nie das Mindeste. Aber ich, komme ich nach Albany in das Haus eines Weissen, und verlange Essen und Trinken, gleich heißt es: Habt ihr Geld? und habe ich keines, so sprechen sie zu mir: Packe dich, du Indianischer Hund. — Du siehest also wohl, daß sie noch nicht jene ersten guten Dinge erlernt haben, welche wir alle wissen, ohne erst in eine Versammlung zu gehen, weil unsere Mütter uns dieselben von Kindesbeinen an gelehrt haben. Unmöglich können daher ihre Versammlungen den angegebenen Zweck oder nützliche Folgen haben; sie haben keinen andern Zweck als den, **Mittel ausfindig zu machen, um die Indianer in Betreff des Preises der Biberfelle hinter's Licht zu führen.**

Endlich hat man auf dem Théatre français den **tollen Tag**, oder **Figaro's Hochzeit** von Beaumarchais aufführen sehen. Zwei Jahre hindurch ward dies Lustspiel von der Censur hin- und her geschaukelt, in eben dem Augenblick, wo die Schauspieler sich anschickten, die Rollen zu vertheilen, gehemmt, darauf eingeübt,

um bloß auf dem kleinern Hoftheater gegeben zu werden, kurz vor der Vorstellung verboten, und das mit einem Aufsehen und mit Formen, welche nur in den allerwichtigsten Staatsangelegenheiten, wobei der Name und die imponirende Gewalt der königlichen Majestät aufgeboten werden, üblich sind.

Als Herr v. Vaudreuil dieses Stück auf seinem Landsitze geben ließ, äußerten wir schon damals, wie der dort errungene Erfolg noch einst der Hauptstadt zu Statten kommen würde. Zwar hatten die meisten Zuschauer das Stück für höchst unmoralisch und auf einer öffentlichen Schaubühne der Aufnahme unwürdig erklärt; allein wir kannten die genialen Kräfte und Hülfsmittel des Herrn Caron v. Beaumarchais; wir wußten, daß all das Uebel, was man von seinem Werke sagen konnte, ihm weit weniger Sorge machte, als die gänzliche Vergessenheit, zu welcher die letzten königlichen Verbote dasselbe zu verdammen schienen. Die Vorstellung auf dem Landsitze des Grafen v. Vaudreuil hatte es dieser Vergessenheit entrissen, und weiter verlangte auch der Verfasser von Figaro's Hochzeit nichts. Seine Gewandheit, eine Ueberfülle von Mitteln, welche er stets in Bereitschaft hat, um sich in die Zeit, in den Charakter der Personen und Umstände zu schicken, eine Zähigkeit, deren Verwegenheit beispiellos ist, alles verbürgte uns, daß seine Hülfsquellen und seine nie außer Fassung zu bringende Halsstarrigkeit den Hindernissen und Schwierigkeiten von Seiten der Regierung vollkommen das Gleichgewicht halten, und seiner Eigenliebe sogar zu einem neuen Sporn dienen würden; denn Beaumarchais hatte längst, und mit weit mehr Recht als so viele andere dramatische Schriftsteller, zu sich selbst gesagt: Ganz Europa hat die Augen auf meine Hochzeit und auf mich gerichtet; die Ehre meines Ansehens hängt davon ab, daß mein Stück gegeben wird — es soll gegeben werden; und der Ausgang hat die Meinung, so er von seinen Kräften hegte, gerechtfertigt.

Die geschichtliche Zergliederung aller von ihm angewandten Intrigen, um sein Stück auf die Bühne zu bringen, die Wahl und Mannichfaltigkeit der Triebfedern, so er in Bewegung gesetzt, um gewissermaßen über die Regierung und die öffentliche Meinung den Sieg davonzutragen, würde unstreitig einen ziemlich pikanten, ziemlich wissenswerthen Cursus von Unterhandlungen abgeben; allein nur er weiß alles was er zu thun gehabt, alles, was er gethan hat, um sein hochwichtiges Vorhaben durchzusetzen. Wir

wissen bloß, daß der Großsiegelbewahrer und der Polizeiminister sich der Vorstellung des Figaro beharrlich widersetzt haben; daß der Baron v. Breteuil, der anfänglich gegen das Werk ziemlich stark eingenommen war, die Zurücknahme der feierlichen königlichen Proskription veranlaßt hat; daß, bevor dieser Minister sich zu Gunsten des Stücks erklärte, er eine Vorlesung des Stücks verlangt, bei welcher mehrere Schriftsteller gegenwärtig waren; daß Beaumarchais, der in dieser Sitzung mit der Erklärung begonnen hatte, wie er sich unbedingt allen Ausmerzungen, allen Verbesserungen, deren die Herren sein Werk für empfänglich halten würden, im Voraus unterwerfe, am Ende die geringsten Einzelnheiten mit einer Gewandheit, einer Kraft der Logik, einer so unwiderstehlichen und verführerischen Scherz- und Redekunst vertheidigt hat, daß er seinen Censoren den Mund gestopft und seinen Figaro ganz und schier erhalten hat. Man behauptet, daß das, was Beaumarchais in dieser Sitzung zur Apologie seines Stücks gesagt, in Hinsicht des Witzes, der Originalität und selbst des Komischen, bei weitem alles übertreffe, was sein neues Lustspiel an komischer Kraft und Frohsinn darbietet. Uebrigens hat noch nie ein Stück ein solches Zuströmen veranlaßt; ganz Paris wollte die famöse Hochzeit sehen, und das Haus war in eben dem Augenblicke angefüllt, wo die Thüren desselben sich öffneten; kaum gelang es der Hälfte von denjenigen, die es von acht Uhr des Morgens an belagert hatten, einen Platz ausfindig zu machen; die Meisten drangen mit Gewalt hinein, und warfen ihr Geld den Thürstehern zu. Es ist unmöglich, umschichtig demüthiger, kecker, zudringlicher zu seyn, um bei Hofe eine Gnade zu erbetteln oder zu ertrotzen, als es alle unsere jungen vornehmen Herren waren, um sich bei der ersten Vorstellung des Figaro einen Platz zu sichern; mehr denn eine Herzogin hat sich an diesem Tage überglücklich geschätzt, noch da ein Plätzchen zu finden, wohin Frauen von Stande sich eben nicht zu versteigen pflegen, nämlich neben öffentlichen Dirnen und Tänzerinnen.

Figaro's Hochzeit hat einen wirklich erstaunenswürdigen Erfolg gehabt. Dieser Erfolg, der sich lange bewähren wird, muß vorzüglich der Conception des Werkes selbst beigemessen werden, einer Conception, die eben so toll und ausgelassen als neu und originell ist. Es ist ein Imbroglio, dessen leicht aufzugreifender Faden eine Menge eben so drolliger als unvorhergesehener Situa-

tionen herbeiführt, den Knoten der Intrige unaufhörlich künstlich zusammenzieht, und am Ende zu einer zugleich klaren, sinnreichen, komischen und natürlichen Entwickelung führt; eine nicht ganz leicht zu lösende Aufgabe in einem Stücke, dessen Gang so seltsam verwickelt ist. Mit jedem Augenblick scheint die Handlung zu Ende zu gehen, und jedesmal knüpft sie der Verfasser durch fast unbedeutende Wörter wieder an, die aber neue Scenen ohne Anstrengung vorbereiten, und alle handelnde Personen in eine eben so lebendige, eben so pikante Lage versetzen, als die so eben durchgespielten. Durch diesen auf der Französischen Bühne gänzlich unbekannten Gang, wovon das Spanische und Italienische Theater selbst nur wenig gute Muster aufzuweisen haben, ist es dem Verfasser gelungen, die Zuschauer viertehalb Stunden lang zu fesseln und zu ergötzen.

Was nun jene Immoralität anlangt, deren Anstößigkeit die Schicklichkeit und der Ernst unserer Sitten so laut erhoben haben, so muß man gestehen, daß das Werk im Ganzen gerade nicht zur strengsten Gattung gehört; es ist ein Gemälde unserer gegenwärtigen Sitten, der Sitten und Grundsätze der feinsten Gesellschaft; und dieses Gemälde ist mit einer Keckheit, einer Naivheit gezeichnet, welche man, strenge genommen, nicht von der Bühne ausschließen konnte, wenn der Zweck des Komikers der ist, die Gebrechen und Thorheiten seines Zeitalters zu bessern, und nicht bloß sich darauf beschränken soll, dieselben aus Neigung und zur Kurzweil zu malen. Beaumarchais, indem er uns den ränkevollen und schamlosen Charakter seines geistreichen und gewandten Figaro's darstellt, einen Graf Almaviva, der seiner Gattin überdrüßig ist, deren Cameristin verführt, dabei noch hinter die Tochter seines Gärtners herjagt; einen Pagen, schön wie der Liebesgott, jung wie dieser, verliebt in die Gräfin, und für jedes Weib überhaupt erglühend; eine Gräfin Almaviva, zärtlicher und reizbarer, als unsere Sitten es den Weibern, besonders den verheirateten, auf der Bühne verstatten — Beaumarchais, indem er alle diese entweder schon verderbte oder der Verderbniß nahe Personen zusammenhäuft, und sie bloß mit einer Schaar von Gimpeln oder Schelmen umringt, hat gewiß keineswegs die Absicht gehabt, ein wesentlich moralisches Stück zu liefern. Allein findet man nicht in mehrern Lustspielen von Regnard, Le Sage, Dancourt, selbst in

einigen von Molière, üppigere Situationen und unanständigere Einzelnheiten?

Uebrigens sind es warlich nicht jene etwas gewagten Situationen und einige weniger sittenlose als drollige Züge, die so lange die Vorstellung dieses Lustspiels verzögert haben. Der Verfasser hat sich darin die schneidendsten Sarkasmen gegen alle diejenigen erlaubt, die das Unglück gehabt haben, sich sein Mißfallen zuzuziehen; er hat seinem Figaro die meisten Begebenheiten in den Mund gelegt, die seine eigene Existenz so seltsam berühmt gemacht haben; er behandelt mit einer bisher beispiellosen Keckheit die Großen, ihre Sitten, ihre Unwissenheit und Niederträchtigkeit; er wagt es, frohgemuth über die Minister, die Bastille, die Preßfreiheit, die Polizei und selbst die Censoren sich auszusprechen. So etwas zu wagen, und mit Erfolg zu wagen, war nur Beaumarchais vorbehalten.

Wenn die Regierung den guten Geist gehabt, die Vorstellung des Figaro zu gestatten, ohne die Weglassung einiger anzüglicher Späßchen zu verlangen, die im Grunde nie sehr gefährlich werden können; wenn der Baron v. Breteuil geglaubt hat, wie Figaro sagt, daß nur kleinen Männern vor kleinen Schriften bange, so hat das Publikum nicht dieselbe Nachsicht gezeigt mit dem im Dialog unbegreiflichen Gemisch von den feinsten, oft zartsten Zügen, und solchen Dingen, die den schlechtsten Ton und den schlechtsten Geschmack verrathen. Mitten unter dem allgemeinen Gelächter und Beifallklatschen, welche die eben so neuen als wahrhaftig komischen Situationen erregten, womit dieses seltsame Werk angefüllt ist, hat das Parterre mit einer wirklich bewundernswürdigen Richtigkeit und Schnellfertigkeit des Takts die meisten derjenigen Stellen aufgegriffen, welche bereits vorher von den geschmackvollsten Kunstrichtern bei den verschiedenen gehaltenen Vorlesungen verdammt worden waren. Beaumarchais hat nicht geglaubt, der Energie widerstreben zu müssen, mit welcher das Publikum das Ausstreichen derselben von ihm gefordert hat.

Figaro wird unaufhörlich fortgespielt, und scheint selbst die Erwartungen des Verfassers zu übertreffen. Dieser sagte letzthin: *Es giebt noch etwas Tolleres als mein Stück, nämlich der Erfolg desselben.* Fräulein Arnoud hatte diesen vom ersten Tage an vorhergesehen: *Es ist ein Stück, das funfzigmal hinter einander wird ausgepfiffen werden.* Man

versichert, daß der König geglaubt habe, das Publikum würde dasselbe strenger richten. Er fragte den Marquis v. Montesquiou, der so eben in die erste Vorstellung sich begeben wollte: Nun, wie denken Sie, daß es dem Stücke ergehen wird? — Sire, ich hoffe, es wird fallen. — Auch ich, erwiderte der König.

Da der Großsiegelbewahrer sich immer hartnäckig der Vorstellung dieses Lustspiels widersetzt hatte, so sprach eines Tages der König in dessen Gegenwart: Sie sollen es noch erleben, daß Beaumarchais gegen den Großsiegelbewahrer das letzte Wort behalten wird.

Antwortschreiben Beaumarchais an den Herzog v. Villequier, der ihn um seine kleine Loge für Frauen ersucht hatte, die ungesehen Figaro sehen wollten.

"Ich achte nicht auf Frauen, Herr Herzog, die sich erlauben einem Schauspiel beizuwohnen, das sie für unanständig halten, aber doch insgeheim sehen wollen; auf dergleichen Launen nehme ich keine Rücksicht. Ich habe mein Stück dem Publikum gegeben, um es zu ergötzen und nicht um es zu belehren, nicht um Zimperlieschen das Vergnügen zu verschaffen, sich in einer verdeckten Loge insgeheim daran zu erlaben und nachher in Gesellschaft recht viel Böses davon zu sagen. Die Ergötzlichkeiten des Lasters mit der äußern Würde der Tugend zu vereinigen, darin besteht die Kunst unsers Zeitalters. Mein Stück ist nicht zweideutig, man muß es anerkennen oder meiden.

„Ich empfehle mich, Herr Herzog, und behalte meine Loge."

So ist dieser Brief acht Tage lang in Paris herumgewandert und sogar bis nach Versailles gedrungen, wo man ihn denn, wie er das verdient, gewürdigt hat, nämlich als das Produkt einer seltenen Impertinenz; er ist um so insolenter befunden worden, da man wußte, daß sehr vornehme Frauen die Erklärung von sich gegeben hatten, daß, wenn sie sich entschlössen, Figaro zu sehen, dies nur in verdeckter Loge geschehen würde. Nachdem Beaumarchais sich dieser neuen Kränze des Ruhms erfreuet hatte, mochte er sie nun seinen eigenen Bemühungen oder denen seiner Freunde

verdanken, hat er sich genöthigt gesehen, öffentlich bekannt zu machen, daß jener berüchtigte Brief nie an einen Herzog oder Pair, sondern an einen seiner Freunde in der ersten Aufwallung gerichtet worden sey. Dieser Freund nun soll ein Parlements-Präsident seyn. Der Zorn der Höflinge hat sich sogleich gelegt, und man hat mit nachsichtsvollem Lächeln gesprochen: nun, wenn die Antwort bloß an einen Parlementsmann war, so ist daran nichts auszusetzen. — Jedoch hatte Beaumarchais seinem Widerrufe noch die kleine Bemerkung angehängt: daß er keinesweges gemeinet sey, weder Inhalt noch Ausdruck des Briefes abzuleugnen.

* * *

Bericht der mit der Prüfung des thierischen Magnetismus vom Könige beauftragten Commissarien, gedruckt auf königlichen Befehl.

Der König hatte am 12. März Aerzte der Pariser Fakultät ernannt, um eine Prüfung des von Deslon ausgeübten thierischen Magnetismus anzustellen und Ihm davon Rechenschaft abzulegen; und auf den Antrag dieser vier Aerzte, Majault, Sallin, D'Arcet und Guillotin (*), hatte der König fünf Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Franklin, Le Roy, Bailly, De Bory und Lavoisier, ihnen als Gehülfen beigesellt. Der Name der bei der Untersuchung und Zergliederung der angeblichen Entdeckung gebrauchten Gelehrten, und die Wichtigkeit des zu lösenden Problems, ob jenes neue und allgemeine Agens der Natur wirklich vorhanden sey oder nicht, reichten schon hin, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den bevorstehenden Bericht aufs höchste zu spannen. Wir wissen bereits, daß Deslon selbst die genauere Prüfung veranlaßte, und das in dem Augenblick, wo Mesmer eine Subskription eröffnete, die fast an dreihundert Namen zählt. Die in die Geheimnisse des thierischen Magnetismus Eingeweiheten verkündigten davon allenthalben Wunderdinge, und mehrere derselben hatten die Manipulation dieses Magnetismus in den meisten unserer Provinzen verbreitet.

(*) Der Angeber der Guillotine, übrigens ein menschenfreundlicher Mann, der erst vor wenigen Jahren verstorben ist. Oeffentliche Blätter haben ihn während der Revolution guillotinirt.

Unter diesen Umständen ist der Bericht mit wahrer Gier aufgenommen worden; es ist ein treffliches Muster der Methode, welche immer jene für öffentliche Belehrung bestimmten Gattungen von Arbeiten leiten sollte. Der mit der Redaktion beauftragte Bailly hat die Kunst gehabt, die Trockenheit der Materie durch die Annehmlichkeiten eines eleganten und einfachen Styls zu verschönern. Nachdem derselbe eine schnelle Uebersicht der Lehre von dem von Mesmer angeblich entdeckten Agens gegeben, führt er seine Leser zur öffentlichen Behandlung des Magnetismus, und beschreibt die bei der Behandlung angewandten Mittel: "Ein mit „Wasser angefülltes Bakett, aus welchem mehrere gebogene und „bewegliche eiserne Stäbe hervorgehen, welche man gerade auf den „leidenden Theil hin richtet; Stricke, womit ein Jeder sich um„wickelt; die Kette, so man bildet, indem man sich bei der Hand „hält, und wobei man den Daumen zwischen den Zeigefinger und „den Daumen des Nachbars festdrückt; durch diesen Druck des „Daumens theilt sich der linksher empfangene Eindruck rechtshin „mit, und macht auf diese Art die Runde."

"Ein Fortepiano stehet in einem Winkel des Saales; man „spielt darauf verschiedene Melodien in verschiedenen Bewegungen, „und fügt zuweilen die Stimme zu den Tönen des Instruments."

"Alle, die da magnetisiren, halten in der Hand einen zehn „bis zwölf Zoll langen eisernen Stab."

Dies sind die großen Mittel, welche gebraucht werden, um jene Erscheinungen hervorzubringen, die so viel Köpfe exaltirt haben. Die Commissarien haben, vermittelst eines Elektrometers und einer nicht magnetisch gestrichenen eisernen Nadel, sich die Gewißheit verschafft, daß das Bakett nichts Elektrisches oder Magnetisches enthält; Deslon hat überdies dabei die Erklärung gegeben, daß das Bakett kein physisches Agens enthalte, das im Stande wäre, zu den angekündigten Wirkungen des Magnetismus beizutragen, und die Commissarien haben sich davon überführt.

Hierauf entwickelt der Bericht die Art und Weise, den Magnetismus zu erregen und zu leiten.

Die um das Bakett herum zahlreich geordneten Kranken empfangen den Magnetismus durch die im Bakett ruhenden eisernen Stäbe, deren zugeründete Spitzen sie an den leidenden Theil anlegen — durch den um ihren Leib geschlungenen Strick — durch die Vereinigung ihres Daumens mit dem Daumen des Nachbars —

durch die Töne des Fortepiano. Auch werden sie noch direkt magnetisirt vermittelst des Stabes und Fingers des Magnetisirenden, welche dieser vor dem Gesichte, über oder hinter dem Kopfe der Patienten hinundherbewegt, wobei er die Direktion der Pole beobachtet. "Aber hauptsächlich werden sie magnetisirt — durch „die Anlegung der Hände, durch den Druck der Finger auf die „Weichen und die Gegenden des Unterleibes; einen Druck, der oft „lange Zeit und zuweilen Stunden lang fortgesetzt wird (*)."

Nun besonders bieten die Kranken jenes mannichfaltige Gemählde von verschiedenen Krisen dar. Einige empfinden gar nichts, andere husten, spucken, fühlen eine örtliche oder allgemeine Hitze, oder werden von Krämpfen gerüttelt oder gequält. Diese Krämpfe greifen um sich; je nachdem das Temperament beschaffen ist, zittern oder rollen die Augen wild, wird ein durchdringendes Schmerzensgeschrei ausgestoßen, strömen Thränen, hört man Schlucken und unmäßiges Lachen.

Dies sind die Wirkungen, welche die Commissarien bei der öffentlichen Behandlung wahrgenommen haben, und sie haben bemerkt, daß die Frauen überhaupt am empfänglichsten dafür waren. Sie haben sich bemühet, die Ursachen davon aufzufinden, und der wesentliche Zweck ihrer ersten Versuche ist der gewesen, sich der Existenz des sie erzeugenden Agens zu versichern; vermittelst der Sinne haben sie dasselbe nicht ausmitteln können — denn dies Fluidum ist keinem der Sinne erreichbar; und da dessen Aktion nur durch die Aktion wahrzunehmen ist, welche es an belebten Körpern ausübt oder auszuüben scheint, so haben die Beobachter den Mitteln nachgeforscht, so dieselbe vorbereiten, und haben dieselben Wirkungen zergliedert ohne Beihülfe des Magnetismus — und so die Täuschung zerstört.

Sie haben ihre ersten Versuche an sich selbst gemacht, haben sich zu verschiedenenmalen von Deslon magnetisiren lassen, wobei sie auf ihrer Hut gewesen sind, auf das, was unterdessen in ihrem Innern vorging, nicht zu sehr zu merken; keiner von ihnen hat das Geringste empfunden; oder wenigstens so etwas empfunden, welches sich eignete, der Aktion des Magnetismus beigemessen zu werden. — Darauf

(*) Drängen sich etwa die Frauen darum so sehr nach dem Magnetismus? Ob das wohl unsere einfältigen Großmütter gethan hätten?

haben sie sich entschlossen, von der öffentlichen Behandlung acht verschiedene Subjekte zu isoliren, um zu sehen, ob der Magnetismus sich thätig bezeige ohne das Miteingreifen der Wirkungen, welche ganz natürlich Nachahmung, Einbildungskraft hervorbringen, die besonders bei schwächlichen und reizbaren Temperamenten so mächtig sind, wenn deren von den Nerven so abhängige Beweglichkeit noch überdies durch Reibungen aufgeregt wird, die an denjenigen Theilen des Körpers Statt finden, mit welchen diese Nerven in der engsten Verbindung stehen, oder die wohl gar der Sitz der allerreizbarsten sind.

Gern führte ich hier alle die verschiedenen Versuche an, welche mit eben so viel Sorgfalt als Scharfsinn, und fast immer in Deslons Gegenwart, angestellt worden sind. Das Ergebniß derselben ist folgendes: Diejenigen Subjekte, die am meisten daran gewohnt waren, jene Erschütterungen, jene Krisen, jene Krämpfe und Convulsionen — diese einzigen in die Sinne fallenden Beweise von der Existenz des Magnetismus — zu erfahren, sobald sie von einander und besonders von der öffentlichen Behandlung isolirt wurden, haben von allem dem wenig oder gar nichts empfunden. Die Kinder, deren zarte Organisation so schwach und reizbar ist, die aber für vorgefaßte Meinungen weniger empfänglich sind, sind aus eben dem Grunde der Macht des Magnetismus unerreichbar. Diese Bemerkung hat die Commissarien vermocht, verschiedenen Personen, welche sie magnetisiren wollten, die Augen zu verbinden; von dem Augenblick an wurden die meisten des Einflusses des Magnetismus unfähig. Eine einzige Frau, der man die Hände in die Weichen legte, hat gesagt, sie fühle darin Hitze, sie würde eine Ohnmacht bekommen; und dies geschah wirklich. Sobald sie sich wieder erholt hatte und ihr die Augen verbunden worden waren, hat man ihr weis gemacht, daß Herr Deslon, den man entfernt hatte, sie noch magnetisire, und dieselben Zufälle haben wiederum Statt gefunden. Die Commissarien haben Versuche dieser Art an mehrern von Deslon selbst gewählten Subjekten vervielfältiget, und besonders an einem Mädchen, welchem sein bloßer Anblick, selbst nur die Idee oder das Bewußtseyn seiner Gegenwart Krämpfe verursachte. Diese Dirne hat, mit verbundenen Augen, die furchtbarsten Krämpfe bekommen, als man ihr gesagt hat, Herr Deslon, den man entfernt hatte, magnetisire sie, ist aber zu ihrer ganzen Besinnung zurück-

gekehrt,

gekehrt, und hat sich im Zustande der vollkommensten Ruhe befunden — als der wieder eingetretene Deslon in der Entfernung von ein paar Zollen sie wirklich magnetisirt hat. — Darauf hat Deslon einen der Bäume in Franklins Garten magnetisirt. Ein junger Mann, auf den bisher diese Gattung von Magnetismus die größte Kraft ausgeübt, hat dessen Wirkungen gespürt — aber nur bei den nicht magnetisirten Bäumen, hingegen bei den wirklich magnetisirten nichts empfunden, und ist erst in Krisis gerathen am Fuße eines Baumes, der von dem magnetisirten 24 Fuß weit entfernt war.

Zufolge einer Menge eben so mannichfaltiger als bemerkenswerther Versuche, und zufolge des Geständnisses Deslons selbst, ein Geständniß, das seiner Rechtlichkeit Ehre macht, wenigstens seine Unbefangenheit darthut, erklären die Commissarien, daß sie der Meinung sind: "Die Berührung, die Einbildungskraft, die „Nachahmung sind die wahren Ursachen derjenigen Wirkungen, „welche man jenem neuen Agens, bekannt unter dem Namen des „thierischen Magnetismus, zuschreibt; und die Einbildungskraft ist „wohl die vornehmste der drei Ursachen dieses Magnetismus ...." Sie schließen ihren Bericht mit den Worten: "Wir glauben uns „verpflichtet, noch als eine wichtige Bemerkung hinzuzufügen, daß „die Berührungen, die wiederholte Aufregung der Einbildungs„kraft, um Krisen zu erzeugen, Schaden anrichten können; daß „der Anblick dieser Krisen ebenfalls verderblich ist, jener Nachah„mung wegen, welche die Natur uns zum Gesetz gemacht zu ha„ben scheint, und daß folglich jede öffentliche Behandlung, wobei „die üblichen Mittel des Magnetismus angewandt werden, in die „Länge nur höchst traurige Folgen haben kann."

Dies ist das Ergebniß eines Berichtes, auf welchen unmittelbar der Bericht der königlichen medizinischen Sozietät gefolgt ist, welche der König zur Prüfung des thierischen Magnetismus ebenfalls aufgefordert hatte. Dieser ganz ähnliche Bericht, was Hauptinhalt und Identität der Thatsachen anbetrifft, ist nicht mit der Klarheit abgefaßt, wie derjenige, von dem ich so eben Rechenschaft abgelegt habe. Die Commissarien der königlichen Sozietät haben zu sehr von den rein theoretischen Ansichten der Kunst Gebrauch gemacht, um Mesmers Meinungen und Ansichten zu bestreiten, anstatt die Thatsachen und deren Ursachen ohne allen Systemgeist zu zergliedern. Das Ergebniß ihrer Untersuchungen spricht ein

noch weit positiveres Verdammungsurtheil über den Gebrauch des angeblichen thierischen Magnetismus.

Diese beiden Berichte haben in der öffentlichen Meinung eine gewaltige Revolution hervorgebracht. Die zahlreichen Abonenten Mesmers, deren Eigenliebe bei weitem mehr durch das Lächerliche gekränkt wird, welches das Publikum über ihre Leichtgläubigkeit ausschüttet, als durch das Geld, was es ihnen gekostet hat, sind fast die Einzigen, die da noch glauben, daß es möglich sey (wäre es auch nur, um zum schlechten Spiele gute Miene zu machen), die angebliche Existenz des thierischen Magnetismus noch ferner zu behaupten. Was nun den Erfinder dieser Lehre selbst anlangt, so verhielt sich der ganz ruhig mitten in dem Ungewitter, das seine Baketts bedrohet, und schien seiner Sache ganz gewiß zu seyn, den Ertrag einer mit einer solchen Kunst ausgedachten und geleiteten Operation, wodurch derselbe sich stets von allen Leuten seines Gelichters auszeichnen wird, glücklich in den Hafen zu lootsen. Gern wäre er auf einem Landgute sitzen geblieben, das sechs Stunden Weges von Paris entfernt ist, und wo er sich mit der Magnetisirung eines Baumes beschäftiget, der noch weit größere Wunder verrichtet, als alle die zu Paris operirten; allein seine Abonenten haben seine Ruhe gestört, und ihn gezwungen, auf eine Antheilnahme zu verzichten, die sie allein dem Gelächter preisgiebt. Mit Recht haben sie geglaubt, sie seyen es ihrer Eigenliebe schuldig, den Sturz des Magnetismus wenigstens etwas ehrenvoller zu machen, und sie haben versucht, dessen Schnelligkeit durch das Schleppende der Justizformen aufzuhalten.

Dem zufolge hat Mesmer bei dem Parlement eine Bittschrift eingereicht, worin er sich, wie billig, darüber beschweret, daß man es sich herausgenommen habe, den Meister, den Erfinder der erhabensten Lehre nach dem unvollständigen Verfahren eines treulosen Zöglings zu beurtheilen. Er bittet das Parlement, "im Namen der Menschheit, deren Diener und Vertheidiger er sich in diesem Augenblicke zu wagen glaubt, "ihm ganz beliebige Staatsbeamte oder Vorgesetzte zu ernennen, "denen er den Zustand seiner Kranken, von Aerzten beurkundet, "seine Art und Weise sie zu behandeln, die von glaubwürdigen "Personen bescheinigten Zeugnisse über die Fortschritte ihrer Krankheit und ihrer Genesung, zur Prüfung unterwerfen wolle; sich "überdies erbietend, der ihm ernannten Commission einen Plan

„vorzulegen, welcher die einzig möglichen Mittel angebe, unfehl„bar die Existenz und Nützlichkeit seiner Entdeckung zu erweisen, „u. s. w."

Diese mit grosser Schlauheit entworfene, und, einige Gedunsenheit abgerechnet, ziemlich gut stylisirte Bittschrift (*), ist vom Parlement angenommen worden, welches, ohne sich an Mesmers Anerbietungen zu kehren, ihm gebietet sein Verfahren vier Aerzten, zwei Chirurgen und zwei Apothekern mitzutheilen, um, auf deren Berichterstattung, dasjenige zu verfügen, was dem Parlement Rechtens scheinen wird.

Der von der medizinischen Fakultät gefaßte Entschluß, durch ein Dekret den Mesmerianismus zu ächten und ihren Mitgliedern die Praxis desselben zu untersagen, die Verbindung von dreißig Aerzten, die dieses Verfahren bei Mesmer oder Deslon studirt und ausgeübt hatten, und ihre Bereitwilligkeit, sich dem gegebenen Dekret zu unterwerfen, schließen ganz natürlich von der Theilnahme an der Untersuchung ein Korps aus, das diese Lehre bereits in Verruf gebracht und sich zum Kläger Mesmers aufgeworfen hat. Die königliche medizinische Sozietät und die königliche Akademie der Wissenschaften befinden sich in dem nämlichen Falle; folglich bleiben in dieser Angelegenheit keine andere Sachverständige zu erwählen übrig, als die Wundärzte und Apotheker in Paris. Auf diesem Wege nun werden Mesmers Abonenten ganz unfehlbar sich des Trostes erfreuen, den Mesmerianismus erlöschen zu sehen, bevor noch das Parlement über die erhabene Entdeckung ein Urtheil fällen kann. Der Meister wird in Frieden seiner dreißigtausend Louisd'or sich erfreuen, indem er stets seinen Verkleinerern das Ungesetzmäßige in dem Berichte der verschiedenen Commissionen entgegenhalten wird; und ein paar arme Schlucker werden fortfahren ein paar arme Gimpel zu magnetisiren, bis die Regierung, das Siegel der Narrheit an das Verbannungsurtheil der Baketts hängend, befiehlt alle magnetische Breterbühnen in Paris zu schließen, und sie bloß noch an Jahrmarktstagen auf eben den Schauplätzen gestattet, wo man den Pöbel für sein Geld mit Riemchenstecherei ergötzt.

(*) Man schreibt sie Bergässe zu, Parlementsadvokaten und einem der Hauptzöglinge Mesmers.

Als La Fayette sich bei seiner zweiten Reise nach Nordamerika bei dem Könige beurlauben wollte, sprach der König, der ebenfalls kein Freund des magnetischen Unwesens ist, zu demselben: Was wird Washington sagen, wenn er erfährt, daß Sie Mesmers Apothekergehülfe geworden sind?

Der König wünschte, daß sein erhabener Gast, der Graf v. Haga (König von Schweden), vor dessen Abreise noch den jungen Vestris möchte tanzen sehen, der mit einem etwas gelähmten Beine so eben aus London zurückgekehrt war. Dreimal erhielt er den Befehl dazu, sogar zuletzt mit dem Zusatze, er möchte tanzen so gut er könne. War es nun Eigensinn oder wirklich gänzliche Unmöglichkeit, genug, der Künstler weigerte sich hartnäckig, aufzutreten. Der Baron v. Breteuil schickte ihn nun zur Strafe in das Gefängniß La Force. Ganz Paris gerieth hierüber in Schrecken und Zwietracht, aber nichts gleicht der Bestürzung der gesammten Künstlerfamilie. Ach! sagte lo diou de la danse, mit gebrochenem Herzen und thränendem Blick, ach! dies ist der erste Zwist unsers Hauses mit dem Hause Bourbon!

Anstatt ihn ins Gefängniß zu schicken, sagte der Marschall v. Noailles, hätte ich ihn stehendes Fußes in einen Postwagen schieben lassen, mit einem Polizeibeamten, der ihn nach Stockholm geleitet und nicht eher wieder zurückgebracht hätte, bis er so lange vor dem Könige von Schweden gesprungen, als es seiner Majestät nur belieben mochte.

Bei der Vorstellung der Oper Castor und Pollux, welche man zu Ehren des Grafen v. Oels (*) gab, hatte dieser Prinz neben sich den Sohn der Frau v. Sabran, und ergötzte sich ungemein an der Aufmerksamkeit und Neugier des Kindes. — Aber wer ist denn der Castor und Pollux? — Zwei Zwillingsbrüder. — Was heißt das, Zwillingsbrüder? — Zwei Kinder, die aus einem Ey entstanden sind. — Aus einem Ey? — Ja, und auch du bist aus

(*) Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen. Zur Zeit der Revolution verweilten der Chevalier v. Bouflers so wie die Gräfin v. Sabran lange Zeit bei ihm in Rheinsberg.

einem Ey entstanden ..... Während das Kind über eine so wunderseltsame Entstehung stuzte und nachdachte, flüsterte der Chevalier v. Bouflers ihm schnell folgendes Inpromptu zu:

Wie ich entstand, ist ganz und gar nicht neu,
es ging mir da wie jedem andern Wichte.
Daß aber Du entstand st aus einem Adlerei,
beweist Dein Adlerblick, beweiset die Geschichte.

Auf dem Italienischen Theater wird in dem Stücke: die neuern Doktoren Mesmer nebst Consorten dem Gelächter des Publikums mit großem Erfolge preisgegeben. Die Regierung begünstiget wohlweislich die Verspottung einer Narrheit, der auf diese Weise am schnellsten gesteuert wird.

1785.

Zusammentreffen zweier Freunde, vom Chevalier v. Bouflers.

Zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten, trafen an der Börse zusammen. Wie geht's dir, sprach der eine? — Nicht allzugut, sagte der andere. — Sehr schlimm. Was hast du denn gemacht, seitdem ich dich zum letztenmal sah? — Ich habe geheiratet. — Sehr gut. — Nicht allzugut, denn ich habe eine böse Sieben geheiratet. — Sehr schlimm. — Nicht allzuschlimm, denn ihre Aussteuer beträgt zweitausend Louisd'or. — Sehr gut. — Nicht allzugut, denn ich habe einen Theil davon auf Schafe verwendet, die insgesammt an den Pocken gestorben sind. — Sehr schlimm. — Nicht allzuschlimm, denn der Verkauf der Felle hat mich mehr als schadlos gehalten. — Sehr gut. — Nicht allzugut, denn das Haus, worin die Schaffelle und das Geld lagen, ist abgebrannt. — Ach! sehr schlimm. — Nicht allzuschlimm, denn meine Frau war auch darinnen.

Epigramm der Frau v. Rulhière auf die Marquise Du Deffant.

Als sie noch Augen hatte, damals schon
war sie ein schadenfrohes Lästermaul.
Nun ist sie blind, jedoch nicht zungenfaul,
und daher die Verläumdung in Person.

Schreiben des Abbe Delille an Frau v. Vaines.

Constantinopel.

Es ist Pflicht und Trost für Verbannte, die Feierlichkeiten und Feste ihrer Heimat gewissenhaft zu begehen. Sie wissen, gnädige Frau, wie heilig mir die Dienstage waren; es ist mir nicht mehr vergönnt, sie mit Ihnen zu feiern, allein ich geselle mich im Geiste und im Herzen zu denen, die sich dieses Glückes erfreuen. Auch gedenke ich der so gewissenhaft beobachteten Montage, und die Woche kommt mir endlos vor, seitdem zwei Tage weniger darin sind.

Unsere Reise ist sehr glücklich abgelaufen; ein günstiger Wind hat uns über das schönste Meer unter dem schönsten Himmel nach Maltha getrieben. Ich brannte vor Begierde, zu sehen diese Stadt, ihren prächtigen Hafen, ihre hohen weissen Mauern, die binnen acht Tagen mich vollends blind gemacht haben würden, und ihre schönen mit Quadersteinen gepflasterten Straßen, die treppenartig auf- und niederwärts gehen. Noch weit begieriger war ich, ihre Sitten und bizarre Constitution kennen zu lernen, wonach, Dank sey es den vom Großmeister allein verliehenen Comthureien, der Militärgeist vom Geist der Intrigue verschlungen wird; wonach die Artigkeit des neuen Ritterthums zum Theil die Barbarei des Mönchthums beibehält; wonach man ein geschworner Feind eines jeden Ungetauften ist, aus Beruf und Ueberlieferung verfolgt; wonach die Armuth unermeßliche Reichthümer besitzt, und die Ehelosigkeit eine ganze Stadt zum Harem hat.

Ich würde glauben, Ihnen darüber zu viel Böses gesagt zu haben, hätten nicht die Ritter selbst mir dessen noch weit mehr davon gesagt. Uebrigens ~~sind mehrere~~ unter ihnen ungemein artig, einige höchst liebenswürdig, alle insgesammt außerordentlich

gastfreundlich und in dieser Hinsicht ganz ihrer Stiftung würdig. Wider ihre Person habe ich nichts, viel aber gegen ihren Stand, und es thut mir leid, daß die einzige noch heut zu Tage bestehende Schule des Heroismus eine Stiftung gegen die Menschheit ist.

Wir haben die Stadt verlassen, um ein zwar barbarischeres aber auch weit interessanteres Land zu sehen — das schöne Griechenland, wo wenigstens die Trauer durch Rückerinnerungen gemildert wird. Die erste Insel, auf die man trifft, ist Cerigo, einst unter dem Namen Cythere so berühmt. Allein sie entspricht sehr schlecht ihrem Rufe; unsere Romanen- und Operndichter würden ein wenig stutzen, wüßten sie, daß diese in der Fabel und in ihren Versen so wonnigliche Insel nur ein nackter und dürrer Fels ist. Warlich, man hat sehr wohl daran gethan, dorthin den Tempel der Liebesgöttin zu versetzen; denn wer könnte es dort wohl ohne den Zauber der Liebe aushalten?

Die anderen Inseln sind ihres Rufes würdiger, und die Fruchtbarkeit ihres Bodens, der Vortheil ihrer Lage, die Schönheit ihres Himmels, die Milde ihrer Luft, verschönert durch alles was die Fabel an Zauberei und die Geschichte an Interesse aufzuweisen hat, gewähren eines der entzückendsten Schauspiele, die nur der Phantasie und den Augen schmeicheln können. Allein ich konnte nicht, gleich den Andern, mich ihrer erfreuen; ein Jeder betrübte mich unbarmherzig mit einem Wonnegenusse, den ich nicht zu theilen vermochte. Man sprach zu mir: Dort ist die Heimat Sappho's, Anakreons, Homers! Ach! ich war blind, wie dieser, und nie war mir meine Blindheit schmerzlicher gewesen. Indessen entdeckte ich doch so ungefähr die Lage der Orte, und sah das alles ein wenig besser, als in Büchern.

Endlich mußten wir bei widrigem Winde anlegen, in sofern man widrig einen Wind nennen kann, der uns vergönnt hat, uns Athen zu besehen.

Vergebens würde ich es versuchen, Ihnen meine Gefühle zu schildern, als ich den Fuß auf diesen berühmten Boden setzte. Ich weinte vor Freuden, ich sah endlich alles, was ich bloß gelesen, ich erkannte alles das wieder, was ich von Kindesbeinen an gekannt hatte, alles war mir zugleich so heimisch und doch so neu; allein was ich nie in meinem Leben vergessen werde, das ist der Eindruck, welchen der Anblick des ersten Denkmahls der auf ewig merkwürdigen Stadt auf mich gemacht hat.

Sie werden vielleicht bemerkt haben, gnädige Frau, daß, wenn wir alle die Wunder lesen, welche man uns von den Alten erzählt, uns stets, wenn auch nicht ein gewisser Unglaube, doch wenigstens eine Art von Zweifelsucht übrig bleibt, welche dem Genusse nachtheilig ist und die Bewunderung stört; ihre Größe selbst thut ihnen Abbruch, und man fürchtet, es möchte sich in ihre Geschichte etwas Fabel eingeschlichen haben. So ist mancher Reisende in Aegypten angelangt, eingenommen gegen alles, was man uns von dessen Herrlichkeit erzählt; allein da stehen die Pyramiden, die nun alles übrige beurkunden, und der entschiedenste Unglaube scheitert an diesen Massen.

Das habe ich in Athen erfahren, weniger riesenhaft durch seine Denkmähler, allein wahrhaft größer als Aegypten. Die Sitten, die Regierung der Athener, selbst ihre Stadt, alles das ist nur noch in einigen Trümmern vorhanden; aber kaum hatte ich sie erblickt, so verbreitete sich die Idee des Großen und Hehren über alles, was ich nicht gesehen und auch nicht mehr sehen konnte. Die drei einzigen vom Jupitertempel übriggebliebenen Säulen haben mir alles wahrscheinlich gemacht, so strahlen diese Ueberbleibsel von Pracht und Einfachheit. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesen hohen und schönen Säulen vom allerreinsten Parischen Marmor, so anziehend durch ihre Schönheit, durch die von ihnen verzierten Tempel, durch die Rückerinnerung der schönen Jahrhunderte, die sie dem Gedächtnisse zurückrufen, und besonders durch die Betrachtung, daß die mehr oder weniger getreue Nachahmung ihrer schönen Verhältnisse zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Maaßstab des guten und schlechten Geschmacks war und bleiben wird. Ich durchlief sie, berührte sie, maß sie mit unersättlicher Gier; waren sie gleich als Trümmer hingesunken, ich hielt sie dennoch für unvergänglich, ich wähnte meinem Namen Unsterblichkeit zu verleihen, wenn ich ihn diesem Marmor eingrübe; aber bald ward ich mit Betrübniß meine Täuschung inne. Diese köstlichen Ueberbleibsel haben mehr denn einen Feind, und ihr furchtbarster ist nicht die Zeit; die rohe Unwissenheit der Türken zerstört oft an einem Tage, was so viele Jahrhunderte verschont hatten. Vor der Thür des Commandanten habe ich eine jener herrlichen Säulen hingestreckt gefunden; eine Zierde des Jupitertempels sollte eben dessen H a r e m ausschmücken. Der Minerventempel, das schönste Werk des Alterthums, dessen Pracht den Perikles in die

Unmöglichkeit versetzte, Rechnung abzulegen, steckt in einer Citadelle, die zum Theil auf Kosten des Tempels erbauet worden ist. Wir sind zu demselben auf einer Treppe hinaufgestiegen, die aus seinen Trümmern zusammengesetzt ward. Unsere Füße traten auf Basreliefs von Phidias und Praxiteles; um an der Entweihung nicht Theil zu nehmen, schlich ich entweder nebenhin oder that gewaltige Sätze. Neben dem Tempel ist ein Pulvermagazin angelegt; in den letztern Kriegen der Venetianer hat eine Bombe das Magazin gesprengt, und mehrere bis dahin vollkommen wohlerhaltene Säulen niedergestürzt. Ich gerieth in Verzweiflung, als man eben, wie wir aus dem Tempel hinabstiegen, den Befehl gab, für unsern Gesandten die Kanonen zu lösen, denn ich war besorgt, daß der Luftdruck den Tempel vollends erschüttern möchte, und der Graf v. Choiseul-Gouffier erzitterte vor den ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen.

Der Theseustempel, der, einige schiefstehende Säulen abgerechnet, welche ein Erdbeben aus ihrer Lage gerückt hat, die ganze Festigkeit eines neuen Gebäudes mit dem Anziehenden des ehrwürdigsten Alterthums vereinigte, ist gegenwärtig der nämlichen Barbarei preisgegeben. Das schöne von so vielen Jahrhunderten verschonte und von so vielen großen Männern betretene Marmorpflaster, wird auf Befehl eben desselben Commandanten aufgerissen, der in seiner groben Unwissenheit nicht einmal die Sträflichkeit seines Frevels ahnt.

Nächst diesen Tempeln schaut man noch mit Vergnügen siebzehn Marmorsäulen, die von hundert und zehn übrig geblieben sind, und einen Tempel Hadrians, wie man sagt, stützten. Davor liegt eine Dreschtenne, gepflastert mit den prachtvollen Ueberbleibseln des Denkmahls. Mit Schmerz unterscheidet man noch darin zahllose Bruchstücke der herrlichsten Skulpturen, womit der Tempel geschmückt war. Zwischen zwei dieser Säulen war vor einigen Jahren, um in der Höhe zu leben nnd zu sterben, ein Griechischer Eremit hinaufgeklettert, und brüstete sich hier mit den Huldigungen eines ihn fütternden Pöbels mit weit mehr Stolz, als dessen jemals Miltiades und Themistokles über die Huldigungen Griechenlands empfanden. Diese Säulen, selbst in ihrer Pracht, erregen einem Jammer. Ich fragte, wer sie so verstümmelt habe, denn daß es die Zeit nicht gethan hatte, war leicht zu unterschei-

den; man gab mir zur Antwort, daß man die abgelöseten Stücke zu Kalch brenne. Ich weinte vor Wuth.

Die ganze Stadt bietet ähnliche Jammerscenen dar. Da ist kein Pfeiler, keine Stufe, keine Thürschwelle, die nicht von antikem Marmor, und nicht aus irgend einem Denkmahl mit Gewalt herausgerissen wäre; allenthalben siehet man die Armseligkeit der neuen Bauten mit der Herrlichkeit der antiken Gebäude auf das bizarreste gepaart. Ich habe es mit angesehen, wie ein Spießbürger über Säulen, die einst den Augusttempel stützten, einen Fußboden von kiehnenen Planken anlegte. Die öffentlichen Spaziergänge und Plätze, die Straßen sind mit diesen Trümmern angefüllt, die Mauern davon aufgebauet; mit Entzücken und Wehmuth zugleich erkennt man eine anziehende Inschrift, die Grabschrift eines großen Mannes, einen Arm, einen Fuß, die vielleicht Minerva oder Venus angehörten; dort den noch Leben athmenden Kopf eines Rosses; hier köstliche Caryatiden, gleich gemeinen Back- oder Feldsteinen, in die Mauer gefugt. Auf einem Hofe erblicke ich einen Springbrunnen von Marmor, ich trete hinzu: es war einst ein prächtiges mit schönen Skulpturen geschmücktes Grabmal; ich sinke auf meine Knie nieder, ich küsse das Grabmal; in meinem unbedachtsamen Eifer stoße ich den Wasserkrug eines Kindes um, das mir hohnlächelnd zusah; vom Lächeln geht es zum Weinen und Schreien über; zum Unglück hatte ich nichts bei mir, womit ich es hätte besänftigen können, und schwerlich würde es sich zufrieden gegeben haben, wenn einige Türken, die ganz gutmüthige Leutchen sind, ihm nicht mit Schlägen gedrohet hätten.

Auch muß ich Ihnen noch einen Zug meiner religiösen Vorliebe für das Alterthum erzählen. In dem Augenblick, wo ich mit freudigem Herzklopfen Athen betrat, schienen mir dessen unbedeutendste Ueberbleibsel eben so viel Heiligthümer. Sie kennen die Geschichte jenes Wilden, der noch nie in seinem Leben Steine gesehen hatte; ich machte es eben so wie er, ich füllte gleich Anfangs meine Rock- und dann meine Westentaschen mit Bruchstükken von gemeisseltem Marmor; und nachher, ganz wie der Wilde, warf ich alles wieder fort, nur mit größerm Leidwesen, als jener.

Um die Barbarei zu vollenden, haben die Albaneser an diesen Küsten zuweilen mörderische Streifzüge gethan, und man hat versucht, sich hintern Mauern eine Schutzwehr zu verschaffen: das bejammernswürdige Alterthum hat auch hierzu die Kosten hergeben

müssen, und die Vertheidigung der neuen Stadt hat der alten manches herrliche Denkmahl gekostet.

Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, dieses lange Schreiben, dessen Langweiligkeit Ihnen vielleicht ein Land widrig macht, für welches ich Ihnen Zuneigung einflößen wollte. Um Sie mit demselben wieder auszusöhnen, werden Sie nächstens aus jenen schönen Inseln von deren herrlicher Sonne gereiften Wein erhalten. Wenn Sie ihn trinken werden, gedenken Sie alsdann meiner mit Ihren Freunden. Herr v. Choiseul ersucht Sie, ein Fläschchen Rosenessenz anzunehmen; es sind in diesem Fläschchen weit mehr Rosen enthalten, als man deren in den von mir besungenen Gärten finden könnte.

Meine elenden Augen trüben sich; ich vermag nicht weiter zu schreiben, und das macht mich traurig.

Der Französische Gesandte, Marquis v. Valory, als er sich bei Friedrich dem Großen beurlaubte, fragte denselben, ob er nicht irgend einen Seiner Preußischen Majestät recht angenehmen Auftrag an den König von Frankreich ihm ertheilen wolle. — Ach! erwiderte Friedrich, **könnten Sie doch bei ihm eine zweite Widerrufung des Edikts von Nantes bewirken** (*)!

Wenn von Vermögen die Rede ist, sagt Franklin, **heißt genug gerade nur etwas mehr, als man hat.**

Man sprach letzthin in Gegenwart des Fräuleins Arnoud von La Harpe's trauriger Krankheit (eine Art Aussatz), einer im Alterthum sehr berühmten Krankheit: **Ja**, bemerkte sie, **es ist der**

(*) Etwas Aehnliches sagte er zu zwei vornehmen Franzosen, die in den Jahren 80, wo man die Protestanten in Frankreich wieder zu beunruhigen anfing, ihn besuchten. **Ich höre, man macht wieder dumme Streiche bei Ihnen. Es soll mir lieb seyn, wenn Sie mir recht viele Franzosen zutreiben; ich werde sie mit offenen Armen aufnehmen, aber, wohlverstanden, nur solche, die Psalmen singen — nicht solche, die Ave Maria beten.**

Aufsatz, und das ist das Einzige, was er von den Alten hat.

Die verstorbene Herzogin v. Orléans gab endlich auf dem Sterbebette den dringenden Bitten ihrer Umgebungen nach, und ließ den Pfarrer von Saint-Eustache kommen. Dieser gute Pfarrer trug ihr eine Menge Dinge vor, die er für erbaulich hielt, und sagte jedesmal dabei, sie kämen von Gott. Die Fürstin schien mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören: Wie! Herr Pfarrer, das alles hat Gott gesagt? — Ja, königliche Hoheit. — Wissen Sie auch das gewiß? — Ja, ganz gewiß, königliche Hoheit, Gott selbst.

Man spricht in diesem Augenblick viel von zwei jungen Frauenzimmern, wovon das eine Pamela und das andere Herminia heißt, die, nachdem sie unter dem Namen zweier Englischer Waisen von der Gräfin v. Genlis erzogen worden, gegenwärtig als die eigenen Kinder dieser Dame auftreten. Ihr ehelicher Gatte hat sie so eben öffentlich anerkannt, und Frau v. Montesson (*) steuert sie aus, wie sie das mit deren ältern Schwestern gethan hatte. Die Bosheit macht darüber ihre Commentare nach Belieben, und setzt hinzu, der Herzog v. Chartres (Philippe Egalité) gebe dem Marquis dafür 100,000 Thaler, daß er so gut ein Geheimniß bewahrt, welches man von seiner väterlichen Zärtlichkeit gefordert habe. . . .

Heinrich IV war eilf Jahr alt, als man ihm das Leben des Camillus und Coriolan vorlas. La Gaucherie, dessen Erzieher, fragte ihn, welchem von den beiden Helden er wohl am liebsten gleichen möchte. Ohne sich zu besinnen, entschied er für den ersten, und, indem er auf die Thaten der beiden Männer wieder zurückkam, äußerte er eben so viel Enthusiasmus für den Edelmuth des einen, als Unwille gegen die Empörung des andern. La Gaucherie sprach zu ihm: Sie haben aber selbst einen

---

(*) Eine Dame, die dem Großvater des jetzigen Herzogs v. Orléans heimlich angetrauet worden war.

Coriolan in Ihrer Familie, und erzählte ihm darauf die Geschichte des Connétable v. Bourbon. . . Während der Erzählung ward der Jüngling unruhig, ging ungestüm im Zimmer auf und nieder, setzte sich, stand auf, stampfte mit den Füßen, und der Unwille entlockte ihm Thränen, welche er zwar zu verbergen suchte. Endlich ergreift er eine Feder, nähert sich einem an der Wand hängenden Stammbaum des Hauses Bourbon, durchstreicht den Namen des Connétable, und schreibt an die Stelle Ritter Bayard.

In seinem 24. Jahre schrieb er an den Herrn v. Batz, der ihm sein Schloß angeboten hatte: "Ungeachtet Ihr zu denen des „Papstes gehöret, so mißtraue ich Euch dennoch nicht, wie Ihr „das besorgt. Wer schnurgerade seinem Gewissen folgt, der gehört meiner Religion an, und ich gehöre zu der Religion derer, „die wacker und gut sind.

Nicolas Thomas Barthe, Verfasser mehrerer Lustspiele und flüchtiger Poesien, ist 51 Jahr alt gestorben. Der heisse Himmel der Provence, unter welchem er geboren war, indem er seinen Kopf und seine Phantasie exaltirte, hatte höchst widrig auf sein Gemüth gewirkt. Er war von einer unglaublichen Heftigkeit, und die Ausbrüche derselben stellten in der Regel ihn in einen höchst lächerlichen Schatten, ohne Andern eben nachtheilig zu werden; es war das Zürnen und die Ungeduld eines verzogenen Kindes.

Wenn die Liebe zu den Wissenschaften und zur Berühmtheit seine Lieblingsneigung war, so hatte diese Leidenschaft doch drei oder vier sehr gefährliche Nebenbuhlerinnen, Spielsucht, Schmauslust und hauptsächlich die entschiedenste, kleinlichste und komischste Persönlichkeit, wie sie vielleicht noch nie auf der Schaubühne uns dargestellt worden ist.

Seine Verkehrtheiten waren Folgen seines Charakters, seiner Gewöhnungen; es fehlte ihm weder an Herzensgüte, noch Gerechtigkeitsliebe, noch Gefühl sogar. Er besaß Freunde, deren Nachsicht er oft ermüdete, aber deren Anhänglichkeit er sich zu erhalten werth war. Seit langer Zeit mit dem tugendhaften Thomas verbunden, begleitete er diesen auf mehreren Reisen, welche der immer kränkelnde Freund zu machen genöthiget war. Tischte man ihnen irgend eine leckere Creme auf, so machte er freilich die Por-

tion seines Freundes so winzig als möglich; indessen hatte er doch immer, um sich nicht von ihm zu trennen, alle Ergötzlichkeiten, die ihn an Paris fesselten, für denselben fahren lassen.

Eine seiner Lieblingsausgaben (er besaß väterliches Vermögen) bestand darin, einen Mittagsschmaus zu geben; aber auf der Liste seiner Gäste, welche er eigenhändig aufsetzte, unterließ er niemals, Ich oben an zu schreiben. Er war sehr kurzsichtig; wenn er am äußersten Ende der Tafel eine Schüssel nicht erkennen konnte, so fragte er seinen Bedienten: habe ich davon gegessen? Bringe sie mir gleich her . . .; und nachdem er sie mit aller Gemächlichkeit untersucht hatte, schickte er sie ohne alle Umstände wieder zurück, und ließ die Person, vor welcher die Schüssel stand, ersuchen, ihm davon vorzulegen.

Colardeau hatte zu seinen Freunden gehört, aber er sah ihn nur noch selten. Als Barthe erfuhr, daß Colardeau auf dem Sterbebette lag, fliegt er hin zu diesem, und da er ihn noch bei Gehör findet, spricht er zu ihm: Ich bin untröstlich darüber, Sie so krank zu finden, und doch möchte ich Sie so gern um eine Gefälligkeit ersuchen, nämlich meinen persönlichen Mann sich vorlesen zu lassen. — Aber, Lieber, bedenken Sie doch, daß ich höchstens nur noch ein paar Stunden zu leben habe. — Leider ja; aber gerade aus dem Grunde möchte ich so gern noch vorher Ihr Urtheil über mein Lustspiel hören . . . . . Er ließ nicht los, so daß der Sterbende in die Vorlesung einwilligen mußte, und nachdem er sie bis ans Ende schweigend angehört hatte, sagte er zu ihm: Es fehlt in Ihrem Stücke ein Zug noch, aber ein höchst köstlicher. — Nun, lassen Sie hören. — Der, einen sterbenden Freund zu zwingen, noch die Vorlesung eines Lustspiels in fünf Akten anzuhören.

Bei großer Lebendigkeit und Schlagfertigkeit des Geistes erlaubte er sich nie einen Einfall, der kränken konnte; man kennt von ihm kein einziges bitteres Epigramm; allein wenn er glaubte, einen guten Einfall gehabt zu haben, dann unterließ er nie das eine seiner großen weissen Augen, mit einer Lorgnette bewaffnet, die Runde in der Gesellschaft machen zu lassen, um die Stimmen zu sammeln. Als einst Herr v. Monticour, dessen Kaltblütigkeit so beissend war, diese Lorgnette auf sich gerichtet sah, brachte er ihn ganz außer Fassung, indem er gar ruhig und höflich zu ihm sagte: Herr Barthe, ich lache nicht.

Seine größten Versündigungen bestanden in Jachzorn, Unruhe und Häkelei, allein ohne Galle und Bosheit. Er hatte sich verheiratet; allein es ist leicht begreiflich, daß seine Gattin es nicht lange bei ihm auszuhalten vermochte. Als von der Trennung die Rede war, machte sie die Entdeckung, daß er den größten Theil ihrer Aussteuer als Leibrente auf seinen eigenen Kopf angelegt hatte — und dies bloß der Gewohnheit zufolge nur immer auf sich bedacht zu seyn. Kaum hatte man ihm jedoch die Ungerechtigkeit einer solchen Zerstreutheit bemerklich gemacht, so eilte er so schnell als möglich, sie wieder gut zu machen.

Zur Zeit, als er sich noch mit Heroiden und Idyllen beschäftigte, erblickte Dorat ihn eines Abends vor dem großen Bassin des Luxembourg, wie er, gleich einem Wüthenden, mit den Füßen stampfte und sich die Arme rang. Er tritt ihm näher: Ei, mein Himmel, was fehlet Ihnen, Lieber? — Ich möchte gleich rasend werden: da stehe ich hier seit fast einer Stunde und glotze den Mond an. Sie wissen, was der den Deutschen Teufelskerls alles für schöne Sachen eingiebt! Mir nichts, gar nichts; ich bleibe kälter und dummer als ein Stein, und hole mir obenein den Schnupfen. Hole doch der Teufel den Mond sammt allen den Dichtern, deren Empfindsamkeit mich rasendtoll macht!

Seine Kunst zu lieben, oder vielmehr, zu verführen, ist noch die vollendetste seiner Arbeiten. Herr v. Choisy, nachdem er dies Gedicht gelesen, richtete an Barthe Verse, worin er denselben den Sieger Bernards und Ovids nannte. Ha! Sieger! sprach Barthe, nein, das ist zu stark, allzu stark, das müssen Sie abändern. — Nun, wenn Sie es schlechterdings verlangen, so will ich Rival setzen .... — Unterdessen war von andern Dingen die Rede. Nach einigen Augenblicken nähert Barthe sich dem Lobpreiser wieder, und spricht mit sanftem und freundlichen Tone: Sieger ist doch harmonischer.

Der beständige Sekretär der Akademie, Marmontel, machte in der letzten Sitzung folgendes bekannt:

"Eine Person (*) vom höchsten Range, die aber nicht genannt seyn will, setzt eine goldene Medaille, 3,000 Franken an

(*) Der Graf v. Artois.

„Werth, für diejenige Schrift in Versen aus, in welcher man, „nach dem Urtheil der Akademie, die heroische Aufopferung des „Prinzen Maximilian Julius Leopold v. Braunschweig, der, „als er zweien von dem Oderstrom fortgerissenen Landleuten zu „Hülfe eilte, in den Fluten seinen Tod gefunden hat, am würdig„sten preisen wird.“

1786.

Caroline v. Lichtfield, herausgegeben von der Uebersetzerin Werthers. Dieser kleine Roman, der hier zu Lande ein ganz außerordentliches Glück macht, und zum Theil mit Recht, ist von einer Lausanner Dame, einer Frau v. Crousaz, Tochter eines Herrn Pollier, der ebenfalls eine schätzbare Schrift, über den Einfluß der Sitten auf die Regierung, herausgegeben hat. Frau v. Crousaz war vor einigen Jahren nahe daran, selbst die Heldin eines sehr schönen Romans zu werden: sie hatte Mylord Galloway, der erst sechszehn bis siebzehn Jahr alt war und seine Studien zu Lausanne machte, eine gewaltige Leidenschaft eingeflößt; die Heldin selbst war ungefähr fünf und zwanzig Jahr alt. Der junge Lord entführte sie und schickte sich eben an, sich in einer benachbarten Dorfkirche mit ihr trauen zu lassen, als der Justizamtmann des Orts, vom Erzieher des jungen Lords aufgeregt, Mittel fand, den Knoten des Romans zu durchhauen, und den jungen Ehelustigen über Hals und Kopf nach London zu befördern.

Bevor ich nach Paris kam, sagte Herr v. Caraccioli, gegenwärtig Premier-Minister des Königs von Neapel, machte ich mir vom Liebesgott eine höchst verführerische Idee; ich malte ihn mir als den reizendsten der Götter, und sah ihn wirklich prangen mit himmelblauen Flügeln, einem stralenden Köcher und goldenen Pfeilen. Allein als ich ihn recht scharf ins Auge faßte, da ward ich gewahr, daß Amor bloß ein kleiner recht garstiger Savoyarde war, der des Morgens durch alle Gassen trollte, und von Haus zu Haus Zettelchen abgab.

Eben-

Ebenderselbe wiederholte gern jenes Wort einer Frau, daß in Frankreich der Methusalem der Liebesgötter nur das Alter von sechs Tagen erreiche.

Die Neugierde, sagt Dubucq, ist ihrer Natur zufolge Selbstmörderin, und die Liebe ist bloß Neugierde.

Voltaire hat fast immer nachgeahmt, aber mit welcher Geisteskraft und Ueberlegenheit! Er ist, sagte Dubucq, wie der falsche Amphytrion; obgleich ein Fremdling, spielt er im Hause doch stets den Herrn. Wer sich als Jupiter fühlt, kann schwerlich eine andere Rolle spielen.

Montesquieu, um die grausamste aller Tyranneien zu schildern, diejenige nämlich, welche unter dem Deckmantel der Gesetze verübt wird, sagt, sie erschlage den Schiffbrüchigen mit dem Brete, auf welchem er sich schwimmend zu retten gedachte. Dubucq zufolge, hat Moses diese Ansicht noch kräftiger in jenem heiligdunkeln Gesetze des Levitikus ausgedrückt: Du sollst das Zicklein nicht in der Milch seiner Mutter sieden.

Mit Wohlgefallen wiederholte man allenthalben aus der Oper Castor und Pollux jene beiden Verse aus der Hymne an die Freundschaft:

Die höchste Wollust wärest du,
wofern der Mensch unschuldig wäre.

Dubucq fand das immer einen derben Nonsens, den er mit dem bekannten Einfall jenes Schäfers verglich, der da sagte, daß, wenn er König wäre, er seine Schafe nur zu Pferde hüten wollte.

Als ich den Numa-Pompilius des Herrn v. Florian las, sagte letzthin die Königin zu dem Baron v. Besenval, war mir immer dabei zu Muthe, als äße ich Milchbrei. Richtiger kann man schwerlich den Ton des Werks angeben.

Der Magnetismus hat so eben in der Person Deslon's seinen zweiten Propheten verloren; dieser Arzt, von einer rüstigen Constitution, und erst 45 Jahr alt, trug auf seinen Schultern, seit Mesmers Hedschira, die ganze Bürde des Apostolats allein. Die magnetische Glut, die unaufhörlich in ihm loderte, hat sein Blut entzündet, und ihm auf einmal zugleich eine Brustkrankheit, ein bösartiges Fieber und eine Steinkolik zugezogen. In dieser Verwickelung von Krankheiten, die vielleicht den gewöhnlichen Heilmitteln der Fakultät nicht gewichen haben würde, hat er auch beharrlich diese zurückgestoßen, und vier seiner magnetisirenden Zöglinge haben rastlos an ihm die Allgewalt jener großen Kunst geübt, bis endlich der Tod erfolgt ist. Weit entfernt, einige Zweifel über die unfehlbaren Wirkungen der magnetischen Kraft zu erregen, hat dieser erlauchte Tod nur dazu gedient, dieselbe zu bestätigen. Vier oder sechs Wochen vor der großen Krisis hatte er über seinen Zustand eine Somnambüle befragt; sie hatte geweissagt, daß der große Mann, der damals sich ganz wohl befand, baldigst von einer sehr schweren Krankheit befallen werden, und es sehr schwer halten würde, ihn zu retten. Der Doktor Deslon selbst theilte die Weissagung dem Grafen v. Artois mit, dessen Hausarzt er war, und der im Scherze sich nach dessen magnetischen Erfolgen erkundigte. Auf die Art und Weise, wie der arme Doktor sich die trübselige Prophezeihung zu Gemüth gezogen, wäre es wohl eben nicht zu verwundern, wenn seine befangene Phantasie die Erfüllung derselben beschleuniget hätte, und er so als Opfer seiner eigenen Narrheit gefallen wäre.

Grabschrift auf Friedrich den Großen.

Hic cinis, nomen ubique (*).

Diderot.

Der Künstler, der um das Ideal eines Kopfes des Aristoteles oder Platon verlegen gewesen wäre, hätte schwerlich einen seiner Studien würdigern Kopf, als den des verstorbenen Diderots fin-

---

(*) Wenn ich nicht irre, aus Birkenstocks Lapidar-Denkschrift.

den können. Seine breite, erhabene, freistehende und sanft gewölbte Stirn trug das unverkennbare Gepräge eines unbegrenzten, lichtvollen und fruchtbaren Geistes. Lavater glaubt darin einige Spuren eines schüchternen, wenigunternehmenden Charakters zu erkennen, und diese Ansicht, welche er sich bloß nach einigen Gemälden gebildet hatte, hat uns stets von einem höchst schlauen Beobachter gedünkt. Seine Nase war von einer männlichen Schönheit, der Umriß des obern Augenliedes voller Zartheit, der gewöhnliche Ausdruck seiner Augen gefühlvoll und sanft; allein, wenn sein Kopf zu glühen anfing, dann schossen Feuerströme aus ihnen; sein Mund athmete ein anziehendes Gemisch von Feinheit, Anmuth und Gutherzigkeit. So viel Vernachläßigtes auch in seiner Haltung war, so lag doch in der Art, wie er den Kopf trug, und besonders wenn er mit Lebendigkeit redete, viel Adel, Kraft und Würde. Es scheint fast, als wäre der Enthusiasmus der natürlichste Zustand seiner Stimme, seiner Seele, aller seiner Züge gewesen. Im Zustande der Kälte oder der untheilnehmenden Ruhe hätte man leicht etwas Zwangvolles, Linkisches, Schüchternes, wohl gar Erkünsteltes an ihm wahrnehmen können; er war nur Diderot, nur er selbst, wann die Macht seiner Gedanken ihn aus ihm selber hervorhob.

Um von dem Umfange und der Fruchtbarkeit seines Geistes nur einigermaßen sich eine Idee machen zu können, wird es hinreichen, einen schnellen Ueberblick, nicht auf alle seine Erzeugnisse, sondern auf die einzigen von ihm bekannten Schriften zu werfen (*). Derselbe Mann, der den Plan zum schönsten Denkmahl entwarf, welches jemals ein Jahrhundert zum Ruhme und zur Belehrung des Menschengeschlechts errichtet, der selbst einen großen Theil desselben ausführte, hat zwei Theaterstücke in einer ganz neuen Gattung gedichtet, denen der strengste Geschmack zum wenigsten große dramatische Wirkungen, einen von Wärme und Leidenschaft glühenden Styl nicht streitig machen kann; derselbe Mann, dem wir so viele Aufsätze aus der spitzfindigsten Metaphysik verdanken — in seinen Briefen über die Blinden, die Tauben und Stummen, in seinen Philosophischen Gedanken, in seiner Dolmetschung der Natur, in jener Men-

(*) Jacques le Fataliste, la Religieuse, seine Salons u. s. w. sind erst lange nach seinem Tode erschienen.

ge von Artikeln, welche er über die Geschichte der alten Philosophie für die Encyclopädie geliefert hat; eben derselbe hat auch die deutlichste, genauste und umständlichste aller jemals vor ihm gewagten Beschreibungen aller Künste und Handwerke gemacht. Seitdem ist freilich diese Arbeit sehr vervollkommnet worden; allein darf man es vergessen, daß vor Diderot über diesen Gegenstand noch nicht eine lesbare Seite geschrieben worden war? Derselbe Mann, der uns so viele mit Kenntnissen, Belesenheit und Philosophie angefüllte Schriften hinterlassen, ja selbst eine Sammlung mathematischer Aufsätze, welche ich oft lobpreisend von unserm ersten Mathematiker habe anführen hören, hat außerdem noch Mährchen, Romane geschrieben, und unter diesen besonders einen voller Originalität, poetischer Glut und Ausgelassenheit; mit einem der besten moralischen Bücher, die in unserer Sprache existiren, seinem Versuch über die Regierung des Claudius und Nero, hat er seine literärische Laufbahn beschlossen.

Bedenkt man, daß so viele Schriften, und Schriften von so ganz verschiedener Gattung, von einem Manne herrühren, der der Composition lange nur diejenige Zeit widmen konnte, welche er seinen Berufsgeschäften, der Erhaltung seiner Familie, abmüßigte, der späterhin nur die wenigen Augenblicke dazu verwendete, welche ihm die Zudringlichkeit der Ausländer, die Unbescheidenheit seiner Freunde, und hauptsächlich die außerordentliche Sorglosigkeit seines Gemüths ihm übrig ließen, so wird man gestehen müssen, daß wenig Wesen mit einem weitumfassenden Geiste, mit einer seltenern und leichtern Produktionskraft ausgestattet wurden (*).

Diderots Genie glich jenen Sprößlingen hochadlicher Familien, die, im Schooße der Pracht und des Ueberflusses geboren und erzogen, ihr Vermögen für unerschöpflich halten, und daher ihren Launen keine Grenzen setzen, in ihre Ausgabe keine Ordnung bringen. Zu welch einer Höhe würde dieses Genie sich nicht aufgeschwungen haben, zu welchem Unternehmen wären wohl seine Kräfte nicht zureichend gewesen, hätte er zur Vervollkommnung

(*) Die beredte Apologie des Abbe de Prades, eine der besten polemischen Schriften des Jahrhunderts, war das Werk von ein paar Tagen; die erhabne Lobrede auf Richardson, das eines Morgens; kaum verwandte er vierzehn Tage auf seine geschwätzigen Kleinodien. Grimm.

seiner eigenen Werke nur die Zeit und Kräfte verspart, welche er unaufhörlich Jedem verschwendete, der Rath und Einsicht sich bei ihm holte. Was er anfänglich aus bloßer Gutherzigkeit, aus Gewöhnung, aus Charakterschwäche gethan hatte, das that er späterhin aus unvermeidlicher Nothwendigkeit, aus Grundsatz, und in dieser Hinsicht hat er sich höchst naiv selbst gezeichnet: "Man „stiehlt mir nicht mein Leben weg, sagt er, ich gebe es Preis; „und was kann ich Besseres thun, als demjenigen eine Portion „davon abzugeben, der mich der Ehre werth achtet, sich von mir „dies Geschenk zu erbitten? .... Das ist nicht die Hauptsache, „daß ein Ding von mir oder einem Andern gethan, sondern daß „es gethan und wohlgethan werde, sey dies nun von einem Biedermann oder selbst von einem Schurken. ... Man wird mich, „dies räume ich ein, weder jetzt loben, wo ich lebe, noch dann, „wann ich nicht mehr leben werde, allein ich werde Achtung vor „mir selber haben, und man wird mich um somehr liebgewinnen. „Der Austausch des Wohlthuns, dessen Lohn sicher ist, gegen „Berühmtheit, welche man nicht immer, und nie ohne Ungemach, „erhält, ist kein so übler Tausch. ... Vielleicht suche ich durch „scheinbare Gründe mich selbst zu täuschen, und gehe ich mit meiner Zeit nur darum so verschwenderisch um, weil ich zu wenig „Werth darauf lege; ich vergeude nur das, was ich verachte; man „ersucht mich darum, wie um eine Lumperei; und als solche gebe „ich es denn auch hin (*)." (Könnte man nicht das, was er hinzusetzt, für Gewissensreue halten?) "Dem muß wohl so seyn, „da ich an Andern das tadele, was ich an mir billige."

(*) Dies hielt seinen Muth und seine Geduld in den zwei Jahren aufrecht, wo er sich fast ausschließlich mit der philosophischen und politischen Geschichte der beiden Indien beschäftigte. Wer weiß es nicht jetzt, daß fast ein ganzes Drittheil dieses Werks ihm angehört? Ich selbst habe ihn vor meinen Augen einen großen Theil desselben machen sehen. Er selbst erschrak oft über die Kühnheit, mit welcher er seinen Freund Raynal reden ließ; aber wer, sagte er zu ihm, wer wird den Muth haben, darunter seinen Namen zu setzen? — Ich, erwiderte der Abbe, ich, nur immer zu! — Wer erkennt nicht in dem Buche De l'Esprit und im Système de la Nature jede herrliche Seite, die von Diderot herrührt, und nur von Diderot allein herrühren kann? Wollte ich ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Einschiebsel anfertigen, so würde ich viele Undankbare nennen, und dies würde die Manen meines Freundes betrüben. Grimm.

Die Umstände, die Gewöhnungen des Lebens, welche diese Umstände nöthig machen, haben unstreitig einen großen Einfluß auf den Charakter, den Umfang oder die Grenzen unserer Fähigkeiten; allein die Natur selbst hat sie zuweilen auf eine ganz eigene Art modifizirt, und vergebens würde man für dergleichen Sonderbarkeiten eine andere Entstehung aufspüren wollen. War jemals ein Geistesumfang geeignet, alle Ideen, welche die menschlichen Kenntnisse zu umfassen vermögen, aufzunehmen und zu befruchten, so war es der Diderots; er war von Natur der encyclopädischste Kopf, der vielleicht je existirt hat: spitzfindige Metaphysik, tiefsinniger Kalkul, ungeheuere Belesenheit, poetische Conception, Geschmack an Künsten und Alterthum — so mannichfaltig alle diese Gegenstände auch waren, sein Geist ergriff sie insgesammt mit derselben Energie, mit derselben Heißgier, mit derselben Gewandheit und Gefügigkeit. Aber seine Gedanken wuchsen umschichtig bei ihm dermaßen zur Leidenschaft an, daß es eher das Ansehen gewann, als bemächtigten sie sich seines Geistes, als daß sein Geist sich ihrer bemächtiget hätte. Seine Ideen waren stärker als er, sie rissen ihn fort, ohne daß es ihm möglich war, sie aufzuhalten oder zu ordnen.

Erinnere ich mich Diderots, der unermeßlichen Mannichfaltigkeit seiner Ideen, der erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, des schnellen Aufschwungs, der Glut, der ungestümen Gährung seiner Phantasie, des Zaubers und der wilden Sprünge seiner Plauderei, so wage ich es, seine Seele mit der Natur zu vergleichen, so wie er selbst diese sah, reich, fruchtbar, üppig an Keimen aller Art, sanft und wild, einfach und prunkend, gut und erhaben — allein ohne irgend ein herrschendes Prinzip, ohne Gebieter und ohne Gott.

Ich bin eben nicht geneigt, über den Unglauben meines Zeitalters hier zu jammern; der Aberglaube hat unter den Menschen so viel Unheil angerichtet, daß man es schon der Vernunft Dank wissen muß, daß es ihr endlich gelungen ist, dessen Joch abzuschütteln. Allein so gern ich auch allen Menschen es verzeihe, wenn sie nichts glauben, so denke ich doch, daß es zur Ehre Diderots, ja daß es vielleicht selbst zur Ehre des Zeitalters, zu wünschen sey, er wäre nicht Atheist gewesen. Der hartnäckige Krieg, zu dem er sich wider Gott verpflichtet glaubte, raubte ihm die köstlichsten Augenblicke seines Lebens, machte ihn häufig den Wissen-

schaften und Künsten abspenstig, ließ ihn besonders das Talent vernachlässigen, das ihm den meisten Ruhm sichern zu müssen schien. Er hatte sich zum Philosophen gemacht, und die Natur hatte ihn zum Redner und Dichter bestimmt. Und wer wagt es zu bezweifeln, ob er nicht in einem entferntern Zeitalter ein wakkerer Kirchenvater geworden wäre? Er war nicht weniger geeignet, in die Fußstapfen eines Luther und Calvin zu treten, wenn er größerer Ausdauer fähig gewesen wäre, oder wenn er nicht im Charakter eben so viel Schwäche gehabt hätte, als seinem Geiste Kraft und Festigkeit eigen waren.

Alle Tugenden, alle schätzbare Eigenschaften, die keine lange Verfolgung derselben Ideen, keine große Beharrlichkeit in den Neigungen erfordern, waren Diderot natürlich. Er vergaß sich selbst eben so häufig, wie die meisten Menschen immer nur an sich selbst gedenken. Es behagte ihm, sich Andern nützlich zu machen, ganz eben so wie man an einer angenehmen und heilsamen Leibesübung Behagen findet. Alle Schlauheit, alle Thätigkeit des Geistes, welche man gewöhnlich zur Gründung seines eigenen Emporkommens aufbietet, die benutzte er zum Dienste des Ersten Besten, der ihm in den Wurf kam; oft sogar überschritt er hierin das Maaß. Eine recht verwickelte Intrigue, wenn er sie geeignet glaubte, ihn zu diesem Ziele zu führen, lieh dem Vergnügen, mit welchem er zu dienen strebte, ein neues Interesse. Schüchtern und linkisch in allem, was seinen eigenen Vortheil betraf, war er das nie, wenn es den Vortheil Anderer galt. Ist er gut? Ist er schlecht? dies ist der Titel eines kleinen Lustspiels, worin er sich selbst zeichnen wollte. Er besaß in der That mehr Sanftheit als wirkliche Güte, zuweilen die Bosheit und den Zorn eines Kindes, aber besonders eine unerschöpfliche Biederkeit und Treuherzigkeit.

Mit der größten Ehrlichkeit fühlte er sich zur Liebe gegen seinen Nächsten hingezogen, bis er ganz triftige Gründe hatte, ihn zu verachten oder zu hassen; aber auch selbst dann, wenn er die gerechtste Ursache zu klagen hatte, vergaß er es sehr häufig. Die Sache mußte sich wohl so verhalten, da, so oft er glaubte, dessen im Ernste gedenken zu müssen, er sich es zum Gesetz gemacht hatte, es in eine eigens dazu bestimmte Schreibtafel einzutragen; allein diese Schreibtafel blieb in einem Winkel seines Schreibepults stecken, und nur höchst selten fühlte er das Bedürfniß, sie

hervorzuholen. Nur ein einzigesmal that er es in meiner Gegenwart, bloß um des unglücklichen J. J. Rousseaus Vergehungen gegen ihn mir auseinanderzusetzen.

Diderot unterhielt sich weniger mit den Menschen als mit seinen eigenen Ideen. Leidenschaftlicher Wortführer des Materialismus, war er nichts destoweniger in seiner Art zu empfinden und zu seyn der enschiedenste Idealist; er war es wider seinen Willen kraft des unbezwinglichen Uebergewichts seines Charakters und seiner Phantasie. Den größten Reiz hatte für ihn der Cirkel, worin er gewöhnlich lebte, weil dies der einzige Tummelplatz war, wo sein Genie sich seinem natürlichen Ungestüm hingeben und sich frei und ungehindert entwickeln konnte. Als das zunehmende Alter seinen Kopf abgekühlt hatte, schien ihm die Gesellschaft ziemlich gleichgültig zu werden; oft sogar fand er darin mehr Abspannung als Genuß, und kehrte mit Wonnegefühl in seine gelehrte Klause zurück. Seine Bücher, die den Wohlthaten Catharina's zum Vorwande dienten, einige einsame Wanderungen, eine recht trauliche Plauderei, besonders mit seiner Tochter, wurden von nun an seine süßesten Erholungen. Diese so zärtlich geliebte und seiner Liebe so würdige Tochter war bis auf den letzten Augenblick die Wonne und der Trost seines Lebens; mit ihrer Hülfe hat er mit unzerstörbarer Geduld und Sanftheit die langwierigen Schmerzen und die peinliche Langeweile einer Krankheit ertragen, deren Ausgang er schon längst ohne Furcht und Schwäche vorhergesehen hatte.

Antonio Maria Gasparo Sacchini, geboren zu Neapel 1734, ist am 8. Oktober in Paris verstorben. Als er zehn Jahr alt war, trat er in eines jener Conservatorien, worin sich jene Menge von Virtuosen und Componisten ausbilden, die bestimmt sind, durch ganz Europa den Ruhm einer im Schooße des schönen Italiens entstandenen Kunst zu verbreiten. Die ansehnlichen Summen, so sie jährlich in ihre Heimat zurückbringen, sind für dieselbe auch wohl der Berücksichtigung werth.

Seine ersten Lehrjahre verwandte Sacchini im Conservatorio von Loretto auf das Studium der Geige. Er erwarb sich eine ungemeine Stärke auf diesem Instrument, und vielleicht verdankte er seitdem diesem ersten Erfolg die glückliche Leichtigkeit, mit welcher er der Instrumentalpartie seiner Compositionen jene brillante, feu-

reiche und männichfache Instrumentirung ertheilte. Die Natur je: doch berief Sacchini zu einem seltenern Talent, als dem der Exekution. Einer der größten Lehrer des Contrapunkts, die jemals in Italien gelebt haben, und der auch der Lehrer Pergolesi's, Piccini's, Guglielmi's, Traetta's, u. s. w. gewesen war, der berühmte Durante hörte einige Arien, welche Sacchini in müßigen Augenblicken komponirt hatte, und die sein höheres Talent verriethen. Sacchini mußte sogleich die Geige aufgeben, um sich ausschließlich dem Studium des Contrapunkts zu widmen. Im Jahr 1750 trat er aus dem Conservatorio, und gab sechs Jahre darauf zu Neapel eine komische Oper, sein erstes großes Werk, mit Erfolg. Charakter und Geschmack bestimmten ihn indessen mehr für die ernste Gattung. Er komponirte für die Theater von Rom, von Neapel und Venedig die Opern Semiramis, Artaxerxes, den Cid, Andromache, Crösus, Olympias, Armida, Hadrian u. s. w. Hierauf ward er nach Braunschweig berufen, wo sich damals ein glänzender Hof befand, und verweilte dort vier Jahr. Liebe zur Heimat trieb ihn nach Venedig zurück, und er ward als Lehrer in einem Conservatorio angestellt. In dieser der Ausbildung junger Mädchen bestimmten Schule entwickelte Sacchini das Talent, welches er dem Unterrichte des Durante verdankte, durch die Art und Weise wie er die Chöre von mehr als dreißig Oratorio's behandelte, welche er für das Conservatorio komponirte und von demselben ausführen ließ. Von Venedig ging Sacchini nach Rom, und von hier nach England, das die Künste, für welche es Enthusiasmus heuchelt, fürstlich bezahlt. Hier verweilte er zwölf Jahr und komponirte, unter andern, die Opern Tamerlan, Antigonus, Perseus, Montezuma, Eriphyle u. s. w., deren Ruf bald nach Frankreich hinübereilte. Er war begierig, diese Heimat der schönen Künste zu sehen, in welcher zwar keine einzige Kunst geboren worden, die aber sie insgesammt vergöttert, und mehrere derselben vervollkommnet hat (die Musik jedoch abgerechnet). — Im Jahr 1780 erschien er in Paris, und traf daselbst seinen ehemaligen Schulgesellen und Nebenbuhler, Piccini, an. Dieser war eben noch in heftigem Hader mit den Anhängern Glucks, die ihm den Erfolg seines Roland's, Atys und seiner Iphigenia in Tauris streitig zu machen suchten. Piccini bewog seinen Landsmann, seine Talente auf unserer lyrischen Bühne zu versuchen, und empfahl ihn besonders der Königin, die ihn höchst gütig auf:

nahm, und ihm ein Gehalt von 6000 Franken versicherte. Nun gab er seine Oper Renaud. Der bei den drei ersten Vorstellungen zweifelhafte Erfolg ward endlich zum vollständigsten Triumph. Piccini war vor Freuden außer sich; er sah in dem Erfolg der ersten Composition seines Freundes einen Beweis mehr zu Gunsten der Italienischen Musik, und er war weit davon entfernt zu glauben, daß die Gluckisten in diesem Erfolge Sacchini's ein Mittel sich an ihm selbst zu rächen aufsuchen würden. Gluck, dem die auf unserer lyrischen Bühne bewirkte Revolution einen Ruhm sichert, den man ihm vergebens streitig zu machen sucht, war vom Schlage gerührt worden; seine Anhänger konnten von dem großen Manne nun keine neue Compositionen mehr erwarten, die doch so unumgänglich nothwendig waren, um die Aufmerksamkeit eines Publikums wieder zu spannen, das der Bewunderung seiner Meisterwerke bereits müde war. Piccini gewann von Tage zu Tage mehr Stimmen; die götterähnliche Verehrung Glucks war keine ausschließliche mehr, und Piccini drohete mit seiner neuen Oper Dido. So viele erneuerte Erfolge waren zu kräftige Beweise gegen die Lehre derer, die den schneidenden Machtspruch gethan hatten, daß die Italienische Musik keine dramatische sey noch seyn könne; sie glaubten nun, die Ehre ihrer Meinung, noch mehr als Glucks Ehre selbst, verlange, daß sie schleunigst dem wiederauflebenden Erfolge seines Nebenbuhlers einen Mann entgegenstellten, dessen Talent seiner Sekte Gegenstände der Vergleichung, und besonders neue Mittel der Herabwürdigung darbieten könnte. Diesen Mann vermochten sie nun nicht unter den Nationalcomponisten ausfindig zu machen; der Erfolg Renaud's, der so eben Sacchini's großen Ruf rechtfertigte, weit mehr als ihr eigener Geschmack, zeigte ihnen denjenigen an, den sie Piccini entgegenstellen konnten. Sacchini ward bald umgarnt. Sein schwaches, mehr reizbares als eifersüchtiges Gemüth, ließ sich leicht überreden, daß sein Landsmann, sein Jugendfreund, der ihm eine Lage in Frankreich gesichert hatte, neidisch auf seine Erfolge sey und dieselben herabzusetzen sich bemühe. Von nun an mied er Piccini. Diesem Schisma verdanken wir eine dritte Partei, die der Sacchinisten, eine Art von Halbgluckisten, die jedoch bloß durch ihre Eifersucht gegen Piccini dieser Partei angehören. Sacchini gab nun Chimene, Dardanus und endlich seinen Oedip auf Colonos, der seinen frühen Tod uns um so betrauernswerther macht.

Sacchini ist an einer zurückgetretenen Gicht gestorben, welche man mit einem bösartigen Fieber verwechselt hat. Der edle Piccini hat im Journal de Paris eine Denkschrift auf den Verstorbenen abdrucken lassen, die Beiden Ehre macht.

"In allen Produkten Sacchini's (sagt unter andern Piccini) „bewundert man mit Recht jenen leichten Gang, jenen melodi„schen Gesang, jenen bald ernsten, bald heitern, brillanten, pathe„tischen, verliebten, düstern und immer so schön durchgeführten Cha„rakter; jene bezaubernde Manier, seine musikalischen Phrasen an„einander zu ketten, ohne daß jemals das Ohr darunter leidet, „selbst in den schneidendsten Uebergängen, welche er stets so ge„schickt vorzubereiten und aufzulösen weiß; jene herrliche Präcision, „an der nichts wegzuschneiden noch zuzusetzen, an der alles vollen„det ist; endlich den Reichthum seiner so wohl vertheilten und mit „einer solchen Gewandheit angepaßten Begleitungen, daß sie nie „die Gesangpartie beeinträchtigen können, welche er immer als „Hauptsache betrachtet und mit eben so viel Grazie als Adel be„handelt hat."

Sacchini war eher groß als klein, sein Gesicht, eben so edel als anziehend; sanft und ruhig, verrieth jedoch eine glühende und leidenschaftliche Seele. Die Liebe, die allen seinen Werken ein so lebendiges Gepräge aufgedrückt hat, beherrschte ihn mit ungewöhnlicher Gewalt. Der ungestüme Drang dieses Gefühls hat zuweilen seiner Thätigkeit und seinem Ruhme Abbruch gethan, indessen wußte er durch die ungeheuere Leichtigkeit, die besonders alle Meister aus seiner Schule auszeichnet, diesen Nachtheil wieder auszugleichen. Unter mehrern Zügen aus seinem Leben, so die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen könnten, will ich bloß an das erinnern, was ihm in Mailand begegnete. Er war dorthin berufen worden, um die erste Oper zu komponiren. Er verliebte sich sogleich in die erste Sängerin, und ihre Reize machten ihn den Zweck seiner Reise und seinen Vertrag mit dem Unternehmer des Theaters vergessen. Kurz vor Eröffnung desselben, begab sich der Unternehmer zu Sacchini, um mit diesem den Tag der ersten Repetition seiner Oper festzusetzen. Sacchini gestand ihm, daß er noch nicht eine einzige Note gemacht habe. Man denke sich die Verzweifelung eines Mannes, der sich plötzlich zu Grunde gerichtet sieht; er gerieth in Wuth gegen den sorglosen und verliebten Sacchini; allein die schöne Sängerin, in deren Armen er Oper und Welt vergessen

hatte, hemmte die Zornausbrüche des Unternehmers, indem sie zu ihm sprach: Schließen Sie uns beide nebst zwei Kopisten ein, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sacchini nur mit der fertigen Oper hier heraus soll. Und in der That, ohne sich auch nur einen Augenblick von seiner Armide zu trennen, komponirte er mit einer solchen Schnelligkeit, daß die beiden Kopisten nur mit Mühe zu folgen vermochten. In vierzehn Tagen war die Oper beendigt, ins Reine geschrieben, einstudirt und auf die Bühne gebracht; und diese Oper ist Olympias, eines seiner Meisterwerke.

1787.

Bruchstück aus einem Schreiben Diderot's an dessen Freundin, Fräulein Voland.

Grand-Val (Landhaus des Barons v. Holbach), den 20 Oktober 1760.

.... Gegen sieben Uhr setzte man sich zum Spiele nieder, und Le Roy, Grimm, Abbate Galiani und ich plauderten. Ho! diesmal sollen Sie mir den Abbate kennen lernen, den Sie bisher vielleicht bloß für ein lustiges Männchen gehalten haben. Er ist etwas Besseres als das.

Es war zwischen Grimm und Le Roi die Rede von dem Genie, das da schafft, und der Methode, die anordnet. Grimm hat einen eigenen Widerwillen gegen die Methode; ihm zu folge ist sie die Schulfüchserei der Wissenschaften; wer weiter nichts als anzuordnen verstehe, möge eben so gut die Hände in den Schooß legen; wer bloß vermittelst angeordneter Dinge sich unterrichte, bleibe lieber unwissend. — Aber die Methode giebt doch den Dingen erst Werth. — Und verhunzt sie. — Ohne sie hat man keinen Gewinn. — Als einige Anstrengung, und auch das um so besser. Wozu ist es denn auch nothwendig, daß so viele Leute mehr als ihr Handwerk verstehen? ...... Sie sagten eine Menge Dinge, welche ich Ihnen nicht berichte, und würden noch fortstreiten, wenn Abbate Galiani sie nicht unterbrochen hätte, wie folgt:

Freunde, es fällt mir da eine Fabel ein, hört zu; vielleicht wird sie ein wenig lang ausfallen, aber auch nicht langweilen.

Es erhob sich einst tief im Walde ein Streit über den Gesang zwischen der Nachtigall und dem Kukuk. Jeder Theil streicht seinen Gesang heraus. Welcher Vogel, sagte der Kukuk, hat wohl einen so leichten, so einfachen, so natürlichen und so abgemessenen Gesang, wie ich? Welcher Vogel, sprach die Nachtigall, hat ihn süßer, abwechselnder, glanzvoller, leichter, rührender, als ich?

Der Kukuk.

Ich spreche nur wenig Worte, aber sie haben Gewicht, Ordnung, und man behält sie leicht.

Die Nachtigall.

Ich schwatze gern, aber ich plaudere immer etwas Neues und ermüde nie durch Einförmigkeit. Ich erheitere den Wald, der Kukuk verdüstert ihn. Der Unterricht seiner Mutter klebt ihm so fest an, daß er auch nicht einen Ton wagen darf, den er nicht von ihr erlernt hat. Ich weiß nichts von einem Lehrer, kümmere mich viel um Regeln, denn gerade wenn ich mich darüber hinwegsetze, errege ich am meisten Bewunderung. Welche Vergleichung seiner langweiligen Methode mit meinen glücklichen Abschweifungen!

Mehreremale setzte der Kukuk an, um die Nachtigall zu unterbrechen, aber die Nachtigallen singen in einem fort und hören nicht — das ist so eine Eigenheit von ihnen. Die unsrige, von ihren Ideen hingerissen, verfolgte dieselben, ohne sich auf die Einwürfe des Nebenbuhlers einzulassen. Jedoch kamen sie, nach einigem Hinundherreden, überein, die Entscheidung einem dritten Thiere zu überlassen. Aber wo werden sie diesen eben so unterrichteten als unparteiischen Richter finden? denn so was hält nicht wenig schwer. Sie machen sich zu dem Ende auf.

Als sie über eine Wiese zogen, erblickten sie einen Esel, so ernst und feierlich als nur einer zu sehen ist; seit der Erschaffung der Gattung hatte noch keiner so lange Ohren getragen. Ha! sprach der Kukuk, welch ein Fund! Unser Streit betrifft eine Ohrensache, dort stehet unser Richter, Gott schuf ihn wohl ganz absichtlich für uns.

Der Esel atzte sich gerade. Es war ihm wohl schwerlich eingefallen, daß er einst noch über Musik absprechen würde, allein die Vorsehung treibt wohl noch ganz andere Späßchen. Unsere beiden Vögel lassen sich vor ihm nieder, äußern einige Schmeiche-

kleien über seinen Ernst, sein gesundes Urtheil, sie tragen ihm den Gegenstand ihres Streites vor, und bitten ihn demüthigst sie anzuhören und dann zu entscheiden. Allein der Esel, der kaum das schwerfällige Haupt umdrehte, und ruhig seinen Schmaus fortsetzte, gab ihnen durch das Schütteln seiner Ohren zu verstehen, daß ihn hungere und er heute keine Audienz ertheilen könne. Die Vögel lassen nicht nach, der Esel graset ruhig fort; indem er fortgraset, füllt sich sein Magen. Am Wiesenrain standen einige Bäume: Wohlan, sprach er zu ihnen, begebet euch dorthin, ich werde nachkommen; da mögt ihr singen; während ich meiner Verdauung warte, will ich euch zuhören, und euch dann meine Meinung sagen. Die Vögel ziehen flugs nach den Bäumen hin, und lassen sich darauf nieder. Der Esel schreitet ihnen nach mit dem Ernst in Miene und Gang eines Senators; er langt an, streckt sich gemächlich hin und spricht: Hebet an, der Senat hört euch zu.... Er bildete den gesammten Senat.

Der Kukuk sprach: Gestrenger Herr, von meinen Worten darf kein einziges überhört werden. Fassen Sie wohl den Charakter meines Gesanges auf, und geruhen Sie besonders die Kunst und Methode desselben zu bemerken; drauf, indem er sich in die Brust warf, und wiederholentlich mit den Flügeln klatschte, sang er: Kukuk, Kukukuk, Kukuk, Kukukukuk, Kukukuk, Kukuk; und nachdem er dies auf alle nur erdenkliche Weise kombinirt hatte, schwieg er.

Ohne alle Einleitung singt die Nachtigall los, schwingt sich zu den kühnsten Modulationen hinauf, schwelgt in den neusten und kunstreichsten Akkorden, in unabsehbaren Läufen und langausgehaltenen Noten; bald hörte man ihre Töne tief in die Kehle hinabgleiten und dort leise noch schwirren, gleich einem Bache, dessen Gelispel zwischen Kieseln dahinstirbt; bald erhob sich ihre Stimme wieder, schwoll allmälig je mehr und mehr an, füllte die Lufträume aus und schwebte wie unbeweglich darin; abwechselnd war sie schmelzend, hüpfend, brillant, pathetisch, und stets malte sie, welchen Charakter sie auch immer annehmen mochte. Allein ihr Gesang war nicht für Jedermann.

Von ihrem Enthusiasmus hingerissen, würde sie noch singen; aber der Esel, der schon mehrmals gegähnt hatte, unterbrach sie und sprach: Es ahnt mir fast, als könnte das, was ihr da gesungen habt, recht schön seyn, aber ich verstehe mich nicht darauf;

es kommt mir so kunterbunt, so verworren, so unzusammenhängend vor; ihr mögt leicht mehr verstehen, als euer Nebenbuhler, allein er hat mehr Methode als ihr, und ich, ich halte große Stücke auf die Methode.

Und der Abbate, sich gegen Le Roy wendend, und auf Grimm mit den Fingern zeigend, der da, spricht er, ist die Nachtigall, ihr seyd der Kukuk, und ich bin der Esel, der euch gewonnenes Spiel giebt. Empfehle mich.

Die Schwänke des Abbate sind nicht übel, aber er spielt sie meisterhaft; es ist vor Lachen kaum auszuhalten. Sie hätten ihn sehen müssen, wie er seinen Hals in die Höhe reckte, um die Flötenstimme der Nachtigall nachzumachen, wie er sich in die Brust warf, um den rauhen Ton des Kukuks wiederzugeben, wie er seine Ohren zu spitzen und zu verlängern suchte, und dem dämischen und klotzigen Ernste des Esels nachahmte, und das alles so natürlich, so ganz ohne alle Absicht; eine ächte Pantomime von Kopf bis zu Fuß.

Le Roy fand es gerathen, die Fabel zu loben und zu belachen.

Garrick pflegte zu sagen, London ist gut für Engländer, Paris hingegen für Allewelt.

Einige Personen versichern, dieser Tage einen Kupferstich gesehen zu haben, der einen wohlbeleibten Pächter mitten auf seinem Viehhofe, von Hühnern, Truthähnen und Enten umgeben, vorstellt, mit folgendem Zwiegespräch darunter:

Der Pächter.

Meine Lieben, ich habe euch alle um mich versammelt, um zu erfahren, mit welcher Tunke ich euch schmausen soll.

Ein Hahn (mit geschwollnem Kamm).

Aber wir wollen nicht geschmaust seyn.

Der Pächter.

Ihr weicht von der Hauptfrage ab (*).

(*) Man erräth leicht, daß vom Könige die Rede ist, den man hier beschuldigt, die Versammlung der Notablen zusammenberufen zu haben, um der Nation neue Steuern aufzulegen.

Anekdote aus den Briefen Diderot's an Fräulein Voland.

Jemand, es war, glaube ich, der Doktor Gati, erzählt uns folgenden Zug: Sie müssen zuförderst wissen, daß die Senatoren von Venedig die elendsten Sklaven ihrer Würde sind; bei Lebensstrafe dürfen sie mit keinem Ausländer plaudern, wofern sie nicht sogleich sich selbst angeben, und sagen, daß sie von ungefähr einen Franzosen, Engländer oder Deutschen angetroffen, dem sie ein Wörtchen gesagt haben. Die Wohnung irgend eines fremden Gesandten zu betreten, ist ein Hauptverbrechen. Ein Senator liebte eine Frau seines Standes und ward von ihr geliebt. Jeden Abend, gegen Mitternacht, ging er aus, in seinen Mantel gehüllt, allein, ohne Diener, um ein paar Stunden bei ihr zuzubringen. Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, mußte er entweder einen großen Umweg machen, oder durch das Wohnhaus des Französischen Gesandten gehen: die Liebe erblickt keine Gefahr, und die glückliche Liebe zählt jeden verlornen Augenblick ängstlich. Unser verliebter Senator stand keinen Augenblick an, den kürzesten Weg zu wählen; er ging mehrmals durch des Gesandten Wohnhaus; endlich ward er erspähet, angezeigt und verhaftet. Man befragt ihn: mit einem Wort konnte er die Geliebte seines Herzens um Ruf und Leben bringen und sich retten; er schwieg, und ward enthauptet.

Bittschrift an den Baron v. Breteuil (*).

Ewr. Exzellenz

Bittet mit der tiefsten Unterwürfigkeit Denis Topineau, Bürger zu Paris, und daselbst wohnhaft in der Straße Poitou, im Hause des Hutmachers, und berichtet:

Wie derselbe am gestrigen Tage, um ein Uhr Mittags ungefähr in einer Nebenallee des Boulevard Saint-Honoré dahingezogen, um mit seiner Frau, die zugekocht hatte, die Suppe zu verzehren,

(*) Kein Scherz. Fräulein Rosalie, Schauspielerin auf der Italienischen Bühne, hat auf sieben bis acht Tage in das Gefängniß La Force wandern müssen. Grimm.

zehren, er an nichts dachte, als eine Kutsche, die in der Nebenallee vor einer Hausthür hielt, plötzlich daher gefahren gekommen, ihm mit der Deichsel in die Rippen gerathen ist, und ihn zu Boden geworfen hat, so daß er alle vier Hufe gen Himmel gestreckt. Der Bittsteller hat über Hals und Kopf seine arme Seele Gott befohlen, denn er hat sich für mausetodt, wenigstens für krumm und lahm gehalten. Jedoch hat er sich mühsam wieder aufgerichtet, mit Hülfe wackerer Leute, die ihn nach seinem Hause gebracht haben, unter dem Arm. Als seine Gemahlin ihn in diesem Zustande hat zurückkommen sehen, mit der dreckigen und zerrissenen Hose, hat sie ein Zetergeschrei gemacht, und ist ohnmächtig geworden. Man hat den Apotheker an der Ecke geholt, der ihn untersucht und an ihm eine gewaltige Quetschung entdeckt hat, auf welche einer seiner Gehülfen einen Umschlag von Schweizer Wundbalsam gelegt, wobei er gesagt, er würde sechs Wochen lang viel daran ausstehen, aber das thäte nichts. Als sie das gesehen, hat Madam Topineau sich etwas zufrieden gegeben; die Nachbaren und sie wollten ihm eine Ader öffnen lassen, aber er hat nicht gewollt, dieweil er sich vor dem Aderlasse fürchtet. Der Bittsteller giebt zu, Exzellenz, daß die Schuld nicht an der Kutsche liegt, wenn er nicht gerädert worden, oder wenn er nicht irgend ein Glied weniger hat, und daß er dem lieben Gott eine schöne Opferkerze dafür schuldig ist. Die wackern Leute, die ihn zu Hause gebracht, haben ihm gesagt, der Kutscher, und die Bürgersleute, die drin saßen, und der Mensch, der hintenauf stand, mit einem Scharlachrock, hätten aus vollem Halse über seinen Burzelbaum gelacht; es wären vor der Hausthür in besagter Nebenallee auch noch eine andere Kutsche und zwei himmelhohe Kabriolets da gewesen, die vor Lachen hätten platzen mögen; es wohne in diesem Hause eine Dame, die in Kutschen führe; diese Dame sey ein Freudenmädchen, Namens Fräulein Rosalie; die benannte Kutsche gehöre ihr, oder vielleicht dem Herrn da; man habe zwar auf die Chaussee dieses Theils des Boulevards Quadersteine zum Bau der Magdalenenkirche hingelegt, die indessen die Kutschen nicht verhinderten, sich dort aufzustellen und die Nebenallee frei zu lassen; übrigens sey es weit gerathener, daß besagtes Fräulein Rosalie sich bequeme, über die Nebenallee und die Quadersteine zu Fuße zu gehen, um ihren Wagen am Ende der Chaussee aufzusuchen, als den Pariser Bürgern, die alle Abgaben und Steuern entrichten, und auch bereit-

willig sind, die neue Grundsteuer zu bezahlen, so mir nichts dir nichts über den Leib wegzufahren; dies sey nicht das erste Unglück dieser Art, so wie auch in andern Nebenalleen, namentlich in der Straße Favart, am Italienischen Comödienhause, oder da bei der Oper, Boulevard Saint-Martin, wo ebenfalls Freudenmädchen wohnten; die Nebenallee des Boulevards sey bloß für die Fußleute, und die Kutschen, Kabriolets und Pferde dürften nie hineingehen; daß, wenn man ein Freudenmädchen sey, darum noch kein Recht habe, Allewelt kurz und klein zu fahren; dergleichen Erlaubniß ertheilten wahrscheinlich einige Herren Polizei-Commissäre oder Inspektoren, da man es dulde, ohne ein Wort zu sagen, aber sie sey dem Privilegio der Pariser Bürger zuwider; daß die Fußleute doch am Ende die Stärksten seyn würden, wenn sie nur wollten, aber das hieße sich kompromittiren, wenn man sich mit seinem Rohr mit Pferden und anderm Vieh herumprügelte; daß, wenn der König das alles wüßte, er der Unordnung bald steuern würde.

Der Bittsteller, der zum Glück mit ein paar Quetschungen und seinen verdorbenen und zerrissenen Hosen davon kommt, wovon er in sechs Wochen geheilt zu seyn denkt, hat zu viel Gefühle, als daß er das Fräulein Rosalie wegen Schadenersatz und Zinsen in Anspruch nehmen sollte; aber da er besorgt ist, er werde ein andermal nicht so leichten Kaufs davon kommen, so ist ihm gerathen worden, seine Zuflucht zu der Bitte zu nehmen, daß es Ewr. Exzellenz belieben möge, dem Könige von seiner Vorstellung Bericht zu erstatten, und nachdem dies geschehen, den Kutschen, Kabriolets und Pferden, von welchem Stande und Range sie auch immer seyn mögen, zu untersagen, die Bürger der guten Stadt Paris unter die Füße zu treten, besagten Kutschen, Kabriolets und Pferden anzubefehlen, sich auf der Chaussee des Boulevards, und nicht in den Nebenalleen, zu halten, ohne daß es ihnen jemals unter irgend einem Vorwande erlaubt sey, die besagten Nebenalleen zu besetzen und dort kunterbunt mit den Fußleuten herumzukollern, zum großen Nachtheile dieser; ebenfalls anzubefehlen, daß die Straßen besser gefegt werden; zur Handhabung der Gerechtigkeit.

Paris ist mit einer neuen Mauer umzogen worden, um der Contrebande bequemer steuern zu können. Man hat dieser Tage folgenden Vers aus Chapelain darauf geschrieben gefunden:

Le mur murant Paris rend Paris murmurant (*).

Der König von Polen antwortete einst dem Grafen von Rzewsky, der zu ihm gesagt hatte: "Sire, an Ihrer Stelle würde ich vom Throne herabsteigen." — Sie könnten leicht Recht haben; allein glauben Sie es mir, lieber Graf, so nahe man auch dem Throne stehen mag, sieht man ihn doch nie von unten herauf so, als wenn man hinaufgelangt ist.

Am 11. September hat man auf der Opernbühne die erste Vorstellung von König Theodor in Venedig gegeben. Das Gedicht ist aus dem Italienischen des Casti übersetzt, die Musik vom berühmten Paësiello.

Dieses Werk verdanken wir gleichsam dem Zufall. Als Paesiello aus Rußland zurückkehrte, wo er sich mit der Schauspieldirektion überworfen hatte, aber mit Wohlthaten von der Kaiserin überhäuft, führte ihn sein Weg über Wien, wo der Kaiser ihn um eine neue Oper ersuchte. Der Kaiser wählte selbst das Süjet; es ist aus jenem so originellen Kapitel des Candide entlehnt, worin Voltaire sechs Souveräne in einem Gasthofe Venedigs zusammen zu Nacht speisen läßt. Das Werk ward mit jener regen Feuerglut der augenblicklichen Begeisterung komponirt, die nur Männern von Genie eigenthümlich ist. Mit eben der Schnelligkeit entstanden die drei Meisterwerke, worauf Italien am meisten stolz ist, die Serva Padrona, die gute Tochter und die Colonie. Die Oper Theodor ward in dem kurzen Zeitraum von sechs Wochen aufgesetzt, eingeübt und vorgestellt. Der glänzendste Erfolg krönte dieselbe in Wien, und in Neapel ganz besonders. Die Königin von Frankreich äußerte den Wunsch, sie auf der Franzö-

(*) Soll dieser unnachahmlich schöne Vers übersetzt werden, so mag er zur Probe allenfalls heissen:

Paris durch Mau'r vermaur't macht mau'n und murr'n Paris.

sischen Opernbühne zu sehen, und so ward sie, obgleich mit grossen Abänderungen im Gedicht, deren Anspielungen man befürchtete, zuerst in Versailles gegeben. Unter andern hat man daraus ganz die Scene weggelassen, wo der Etikette so drollig mitgespielt wird, eine Scene, welche der Kaiser selbst angegeben hatte.

In Paris hat sie jedoch nicht den gehofften Beifall gefunden. Die Schuld liegt bloß an dem Gedicht, dessen Handlung höchst lächerlich aufgefaßt ist. Die Italiener sind in diesem Punkte nicht so ekel, wie wir, die wir immer strenge Durchführung und verständige Anlage, selbst in einem Sanggedicht, verlangen; jene sehen in dergleichen Compositionen bloß auf die Kunst, mit welcher sie ausgeführt worden; und wofern sie in einem Drama nur solche Situationen antreffen, die sich recht geschmeidig der Musik fügen, kümmern sie sich blutwenig um die Wahrscheinlichkeit der Mittel, wodurch dieselben herbeigeführt werden. Der Französische Bearbeiter, Moline, hat die Fehler des Gedichts noch auffallender gemacht durch die Art, wie er Ton und Gattung desselben zu steigern gesucht hat; den Rollen Theodors und Achmets hat er einen Anstrich hoher Würde gegeben, und der ernste Ausdruck der Worte, welche er ihnen in den Mund legt, bildet häufig einen seltsamen Contrast mit der lebendigen, pikanten und komischen Musik jener Rollen im Original: es giebt vielleicht nichts Läppischeres, als diesen Contrast einer Buffa-Musik mit ernsten, hochtrabenden Worten. Daher wahrscheinlich der geringe Erfolg einer der sinnreichsten Compositionen Paësiello's auf der Französischen Opernbühne.

Charade, vom Chevalier v. Lomont.

Mon premier est égal en tout à mon second.
Sans chercher on ne peut trouver ni l'un ni l'autre,
Si, devenant amant, je devenois le vôtre,
de mon tout partagé j'aimerais bien le nom (*).

(*) Chercher.

1788.

Frankreich ganz besonders muß in der Person des zu Wien am 17. November 1787 verstorbenen Ritter's Gluck einen Componisten betrauern, dessen Name in der Geschichte der Musik eine höchst anziehende Epoche bezeichnen wird. Wir mögen hier weder an die Revolution erinnern, welche der Ritter Gluck auf unserer lyrischen Bühne bewirkte, noch an den ungerechten und lächerlichen Hader, dessen Ursache oder Vorwand er war; wir sprechen weder von seinen Werken noch von seinen Erfolgen, denn dies hat der edle Piccini auf eine würdige Weise ausgeführt.

Die schneidenden Urtheile, welche sich die beiden entgegengesetzten Parteien in diesem Kriege erlaubt haben, waren das Werk einiger Literatoren, die nach Berühmtheit, und einiger selbstsüchtiger Menschen, die nach etwas Soliderem jagten. Die beiden ehrwürdigen Männer, für oder wider welche man haderte, haben sich stets einander vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gluck bewunderte den glücklichen und leichten Gesang seines Nebenbuhlers, die Klarheit seines Styls, die Eleganz und Wahrheit seines Ausdrucks; er hatte gesehen, wie in Italien dessen Erfolge bei weitem die seinigen überstiegen, als er dort zum erstenmale auf der Bühne Neapels sein neues dramatisches System in der Oper Orpheus versuchte. Piccini's Sagacität sah ebenfalls ein, daß der neue Gesichtspunkt, aus welchem Gluck eine gesungene dramatische Aktion betrachtete, die Mischung der Chöre mit dem Dialog der Hauptredenden, der raschere Gang der Handlung, die Entwikkelung der Gefühle, welche die verschiedenen Situationen eines interessanten Drama's nothwendig erzeugen mußten, der Musik nur einen weit größern Spielraum geben konnten. Nie hatte er daran gezweifelt, daß, indem man das Verfahren dieser Kunst den Grundregeln der guten Tragödie unterwürfe, sich größere Effekte, ein fesselnderes Interesse, mannichfachere Charaktere, ein weit wahrerer und tieferer Ausdruck ergeben müßten; daß Gluck endlich die Musik zu der erhabenen Anwendung zurückführe, welche die Griechen auf ihrer Bühne davon gemacht hatten, dieser Bühne, die allen übrigen zum ewigen Muster dienen muß.

Jedoch nicht in Italien vermochte Piccini einen Dichter aufzufinden, der geeignet gewesen wäre, seinem Genie zu Hülfe zu kommen. Neapels und Roms Zuhörer waren zu sehr daran gewohnt, in einer Oper nur schöne Melodien finden zu wollen.

Zum Unglück für Piccini, und lange vor dessen Ankunft in Frankreich, hatte Marmontel in der Encyclopädie den Ausspruch gethan: die Einführung der Tragödie auf die Opernbühne sey unthunlich; sie würde nur dazu dienen, die Gattungen zu verwirren, sie zerstöre die musikalische Kunst, und Quinault habe uns die einzigen Muster der Dichtungsart hinterlassen, die zu dieser Kunst passen. Ja, was noch weit stärker als diese hingeworfenen Behauptungen ist, dies war der Umstand, daß Marmontel Piccini sogleich mit sieben bis acht Opern Quinaults entgegen kam. Mit dem Gedichte Roland's mußte Piccini mit einem Nebenbuhler in die Schranken treten, der so eben sich der lyrischen Scene durch einen bis dahin beispiellosen Erfolg bemächtiget hatte: mit einem bedeutungslosen Gedicht hatte er wider Gluck zu kämpfen, der mit dem herrlichen Trauerspiel Iphigenias in Aulis gewappnet war. Der Erfolg Rolands gehörte ausschließlich dem Genie Piccini's; Atys bewies, daß es dem trefflichen Componisten bloß an Gedichten fehle, deren Inhalt anziehender, deren Zuschnitt und Handlung dramatischer wären. Dido, bei welcher Marmontel endlich seine vorgefaßten Meinungen fahren ließ, rechtfertigte allgemein die hohe Idee, welche alle gute Köpfe von Piccini's Talenten hegten.

Zum Ruhme des Ritters Gluck wagen wir es zu wiederholen, da Piccini selbst dessen eingeständig ist, die lyrische Bühne verdankt jenem großen Componisten, was die Französische Bühne Corneille verdankt, und wir glauben, daß Piccini, durch diesen Ausspruch, das Urtheil der Nachwelt ausgesprochen hat; nur Männern von Genie, wie er, kommt es zu, die Dolmetscher desselben zu seyn. Allein was Piccini nicht sagen konnte, was die aufgeklärtesten Männer denken, und was gewiß eben diese Nachwelt bestätigen wird, die stets Recht und Gerechtigkeit übt, ist folgendes: wenn die auf unserer lyrischen Bühne durch den Ritter Gluck bewirkte Revolution, wenn das Gepräge seines Genies, die Herbheit seiner Produkte, das Erhabene seiner Ideen, die Inkohärenz, die Trivialität (warum es verhehlen?) derer, die zuweilen darauf folgen, Züge der treffendsten Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Schöpfer der Französischen Bühne darbieten, so ist es nicht weniger wahr, daß die Oper Piccini das verdankt, was die Französische Bühne dem unnachahmlichen Racine schuldig ist, jene Reinheit, jene sich immer gleichbleibende Eleganz

des Styls, jene köstliche und zarte Regsamkeit des Gefühls, die den Verfasser der Phaedra so ganz eigens charakterisirt, die Gluck wie Corneille abging, und die den Zauber von Piccini's Compositionen ausmacht (*).

Die verstorbene Marquise v. Voyer d'Argenson wohnte einer anatomischen Vorlesung bei, in welcher man das Wenige, was wir von dem geheimnißvollen Mechanismus der Reproduktion wissen, erklärte. Der Demonstrator verfolgte den Lauf des Chylus durch alle Theile des Körpers, bevor derselbe zu seinem letzten Ziele gelangt. Frau v. Voyer rief dabei mit einer Ueberraschung aus, deren Naivheit ziemlich originell dünken mag: Also gehet das auch durchs Herz? Ei, das freuet mich!

Noch ist der Tag zur Aufnahme des Herrn v. Daguesseau in die Französische Akademie nicht bestimmt; indessen hat das Publikum bereits die beiden üblichen Reden verfertiget, die des Aufzunehmenden und die Beantwortung des Direktors. Herr v. Daguesseau wird sprechen: Je suis ici pour mon grand-père (**). — Und ich, wird Herr v. Beauzée demselben antworten, je suis ici, Monsieur, pour ma grammaire (***).

Briefe des Fräuleins v. Tourville an die Gräfin v. Lenoncourt, von Fräulein v. Sommery.

Die Heldin des Romans ist ein ziemlich alltägliches Wesen; hingegen kann man dreist behaupten, daß ihre Rivalin ein Weib ist, wie es deren wenige giebt. In der Verzweifelung ihrer Eifersucht, läßt sie sich das wunderschönste Haar vom Kopfe scheeren;

(*) Grimm war ganz ausschließlich für die Italienische Musik, und so sehr er auch Gluck bewunderte, hat er sich doch mit einigen Härten desselben, wie er es nannte, nie aussöhnen können. Wie sehr hängen unsere ästhetischen Ansichten nicht von der Individualität unsers Charakters ab! Der ästhetische Fanatismus ist bei weitem intoleranter, als der religiöse.

(**) Der berühmte Großkanzler gleiches Namens.

(***) Beauzée war Verfasser einer dickleibigen Grammaire.

und mit so geschorenem Haupte ist sie dreizehn Tage lang beschäftiget gewesen, sich 28 der schönsten Zähne ausziehen zu lassen, und läßt bloß einen Stummel sitzen, um so der Fee Wolfszahn zu gleichen. Nachdem sie Haar und Zähne, künstlich in eine goldene Kette verflochten, ihrer Rivalin zugeschickt hat, giebt sie sich selbst drei bis vier tödliche Dolchstiche.

Ist das Liebe? Nein; aber dergleichen Wahnsinn und Tollheiten heckt man aus, wenn man darauf erpicht ist, nie empfundene Herzensverirrungen zu schildern. Diejenigen, die das Glück haben, Fräulein v. Sommery näher zu kennen, wissen wohl, daß die Schuld nicht an ihr liegt.

Volney, in dessen Betrachtungen über den gegenwärtigen Türkenkrieg, erörtert am Schlusse die verschiedenen Vorschläge, Frankreich zu entschädigen, und verweilt wesentlich bei der Besitznahme Aegyptens, wobei er jedoch große und zahllose Schwierigkeiten voraussieht. Erstlich habe man drei Kriege zu bestehen, von Seiten der Türken, von Seiten der Engländer und endlich von Seiten der Eingebornen selbst, und dieser, dem Anscheine nach der unbedeutendste, sey im Grunde der gefährlichste (*)... "Unsere „Niederlassungen in Indien und auf den Antillen reiben uns auf: „was würde nicht erst das Klima Aegyptens thun? ... Ein „Jahr in's andere gerechnet, müßte man auf die Vernichtung ei„nes Drittheils des Heeres rechnen, nämlich von acht bis zehn„tausend Mann, denn zur Behauptung dieser Eroberung gehören „25,000 Mann."

Ich sehe Gott nicht genug, sagte die Marquise v. Créqui, um ihn über alles, und meinen Nächsten zuviel, um denselben, wie mich, zu lieben. — Dieses Wort erinnert an die Beichte des Präsidenten v. Harlay: "Ich bekenne, ehrwürdiger Vater, daß „ich es nie vermocht habe, Gott über alles, noch meinen Näch-

(*) Dies war unter Napoleon gerade der am wenigsten gefährliche. Das Uebrige traf alles haarklein ein.

„sten, wie mich selbst, zu lieben ..." Nie hat er ein Wort mehr als dies gebeichtet.

Ein Thaumaturge zu Venedig, der sich rühmte, das größte aller Wunder verrichtet zu haben, wagte es einst, diese Wunderkraft an einem Todten zu üben, dessen Leiche eben vorbeigetragen wurde, als er zu dem Volke redete; er forderte den Todten in den dringendsten Ausdrücken mehrmals auf, aufzustehen und nach Hause zu wandern. Allein da der Todte den Tauben spielte, so sprach er mit feierlicher Ungeduld zu seinem Auditorium: Non ho veduto un morto così ostinato (Solch ein halsstarriger Todter ist mir noch nicht vorgekommen!)

Der Graf v. Rivarol bemerkt in einer seiner Schriften, daß, da der gemeine Mann philosophische Schriften gar nicht lese, ein philosophisches Buch nie Schaden anrichten könne. "Daher, setzt „er hinzu, wählt man auch in einem Lande, wo die Presse nicht „frei ist, um den Buchhandel zu bewachen, immer solche Beam„te, die nicht lesen, denn man hat die Bemerkung gemacht, „daß, je weniger ein Mensch lieset, für so gefährlicher hält er die „Bücher, um so geneigter ist er, Allewelt seiner Diätetik zu un„terwerfen."

Die Gesandten Tippo-Saibs haben einer Sitzung der Französischen Akademie beigewohnt. — Als sie den Sturz des Ministers Calonne erfuhren, erkundigten sie sich sehr dringend, ob sie nicht dessen Kopf zu sehen bekommen könnten? Das ist unmöglich, erwiederte man ihnen, denn er hat nie einen gehabt.

Der Griechische Redner Isokrates sagt in seiner Rede über den Frieden: "Man hat mehr denn einmal die Bemerkung ma„chen können, daß diejenigen Völker Griechenlands, welche die „Herrschaft der Meere gehabt, oder es auch nur gewagt haben, „darnach zu streben, in einen schrecklichen Abgrund von Drangsa„len und Leiden gerathen sind. Eine solche Herrschaft ist nicht

„natürlich, es ist eine Täuschung, welche die Menschen dermaßen „blendet und umnebelt, daß sie ihnen den gesunden Menschensinn „raubt, und sie ziehen sich dadurch so viel und so furchtbare Fein„de auf den Hals, daß es ihnen in die Länge unmöglich wird, „Widerstand zu leisten; die Küstenbewohner, die Bewohner der „Inseln, die benachbarten Mächte, selbst die entferntsten, alles „waffnet sich zuletzt gegen diejenigen, welche die Herrschaft der „Meere an sich gerissen haben, wie gegen die Tyrannen des Men„schengeschlechts."

Jemand, dem das Lügen sehr geläufig war, erzählte eine Nachricht. Ich wette, es ist eine Lüge, sagte Martin. — Da hätten Sie Unrecht, flüsterte sein Nachbar ihm ins Ohr, die Nachricht ist völlig gegründet. — Nun, warum erzählt Er sie denn?

Der Herzog v. Saint-Simon schildert in seinen Memoiren die Außenseite des ehrwürdigen Fénélon mit folgenden Worten:

"Seine Physionomie vergaß man nie wieder, wenn man sie „auch nur einmal gesehen hatte; sie vereinigte alles, und die Ge„gensätze widersprachen sich darin nicht; sie verrieth Würde und „Anmuth, Ernst und Frohsinn; man sah in ihr den Gelehrten, „den Bischof, den Mann von Geburt; da zwischendurch las man, „so wie in seinem ganzen Wesen, Zartheit, Witz, Grazien, An„stand und besonders Adel. Es hielt schwer, sich von dieser Phy„sionomie wieder loszumachen."

Der treffliche Schauspieler La Rive hat auf immer der Bühne entsagt, nachdem er in der Rolle des Orosman auf die kränkendste Art ausgepfiffen worden ist. Man bietet zwar alles auf, um ihn wieder auf andere Gedanken zu bringen, allein er ist unerschütterlich, und hat sich unter den Schutz des Erzbischofs begeben. Hier einen höchst edlen Zug seines Collegen Florence: Dieser spielte mit in der Scene, wo La Rive vom Parterre so unanständig behandelt ward; der ergrimmte La Rive rief dabei aus: wohlan, so sollen denn die Niederträchtigen mich nie wiedersehen!

Florence, der die Reizbarkeit des Gemüths desselben kannte, flüsterte ihm leise zu: Aber, Lieber, du irrst dich; mich, mich nur pfeift man aus.

Ein Edelmann aus Dauphiné sagte, um den Vorrang des Adels bei den Ständen zu behaupten: Bedenken Sie all das Blut, welches der Adel in den Schlachten vergossen hat! — Einer vom dritten Stande erwiderte ihm: War das zugleich vergossene Blut des Volks etwa Wasser?

Der Abbe v. Mably glaubte, das Englische System würde nicht zehn Jahr mehr bestehen, und der Schwedische Senat unveränderlich bleiben. Die Schrift, worin er diese Behauptungen aufstellte, war noch nicht vollends abgedruckt, als der Schwedische Senat bereits ausregiert hatte. Man machte Mably darauf aufmerksam, und er erwiderte: Der König von Schweden kann sein Land umgestalten, aber nicht mein Buch.

* * *

1789.

Indem Grimm über die nachgelassenen Werke Friedrichs Bericht erstattet, und besonders bei dem großen Interesse verweilt, welches Friedrichs Correspondenz einflößt, ruft er aus:

"O wie oft erhebt ihn seine Philosophie weit mehr noch als „Thron und Ruhm über jene großen Philosophen, die mit „Schmeicheleien so verschwenderisch umgingen, die so eitel auf „einige schwache Einsichten, so empfindlich gegen die leichtsten Verfolgungen, und immer so schlagfertig waren, Jeden, der nicht „zu ihrer Partei gehörte, auf das bitterste zu verfolgen!"

Am 6. März hat die Comédie française die erste Vorstellung von den beiden Edelknaben, nach dem Edelknaben von Engel, gegeben. Dieses Stück hat, einige Längen und viele unbedeutende Einzelnheiten abgerechnet, großen Beifall gefunden. Die Scene des zweiten Akts, zwischen dem König und dem Edelknaben, ist

wahrhaft neu und rührend; jedoch hat nichts so sehr zum Gelingen des Stücks beigetragen, als die Art, wie es gegeben ward. Fleury, der die Rolle Friedrichs spielte, vereinigte mit der genausten Beobachtung des Kostums auch das Talent einer so vollendeten Nachahmung der Geberden und der Physionomie des Helden, daß er selbst diejenigen Zuschauer zu täuschen wußte, die am häufigsten das Glück gehabt hatten, dem erhabenen Muster sich zu nahen. Man versichert, Fleury habe bei einem der edlen Begleiter des Prinzen Heinrich sich häufig Raths erholt; dem sey wie ihm wolle, so viel schien ausgemacht, daß in dieser Gattung der Nachahmung die Kunst es schwerlich weiter bringen konnte; und das Verdienst, eine so natürliche, so treffende Copie eines Königes darzustellen, der die Bewunderung seines Zeitalters war, so wie er gewiß die Bewunderung aller künftiger Zeitalter seyn wird, schon dieses Verdienst allein würde den Erfolg der Darstellung entschieden haben. Ohne von der Sache etwas vorherzuwissen, ist der Graf v. Oels Zeuge der von der Nation seinem Bruder dargebrachten Huldigung gewesen; man hatte den Marschall, Prinzen v. Beauvau, vermocht, den erlauchten Reisenden in eine Loge zu führen, wo das Publikum sich des Genusses erfreuen konnte, die lauten Beifallsbezeugungen, wovon das Haus unaufhörlich wiederhallte, auf ihn selbst zu richten; sie wurden am lautsten, als am Schlusse des Stücks folgendes Couplet an den Edelknaben gerichtet ward:

Vous allez voir un guerrier
qui sut toujours être invincible,
qui joignant le myrte au laurier
sut être modeste et sensible;
vous allez donc voir ce héros
qui vous reçoit sous ses drapeaux.
Si la gloire vous parait belle,
si vous voulez par des faits brillans
unir les vertus aux talens,
prenez ce héros pour modèle.

Am 26. Februar hielt die Französische Akademie zur Aufnahme des Herzogs v. Harcourt an die Stelle des verstorbenen Marschalls v. Richelieu eine öffentliche Sitzung. Der Graf v. Oels

beehrte dieselbe mit seiner Gegenwart, und war mit allen berühmten Zeitgenossinnen und Schönheiten des Aufzunehmenden, den Damen v. Brionne, v. Harcourt, v. Coaslin, u. s. w., umgeben.

Die Denkrede auf den Marschall v. Richelieu hätte freilich wohl einen reichen Stoff von sinnreichen Zügen, von wenig gemeinen Kontrasten und Zusammenstellungen liefern können; allein die Würde des Orts, und noch mehr der persönliche Charakter des Redners, schienen demselben das einzige Mittel zu untersagen, seinem Süjet ganz das Interesse, so wie ganz die Originalität zu ertheilen, deren dasselbe fähig war. Auch hat sich der Herzog bloß auf die Feldzüge des Marschalls beschränkt, und dabei das Schreiben Friedrichs an diesen mitgetheilt, welches leicht unter allen Zeugnissen für den Marschall das ehrenvollste seyn möchte. Der Uebergang zur Hervorhebung der Verdienste des Prinzen Heinrich fand sich ganz natürlich.

Auch im Lycée, wo Garat (*) die Geschichte der beiden Gracchen vortrug, benutzte dieser die Gegenwarr des Prinzen, um dessen Antheil an den militarischen Arbeiten und Erfolgen seines erhabenen Bruders gehörig zu würdigen.

Selbst Duverrier hielt in seiner Vertheidigungsrede für Kornmann, bei Erwähnung des Prinzen v. Nassau, eine feurige Lobrede auf die mannichfachen Verdienste und Tugenden des unter den Zuhörern anwesenden Prinzen Heinrich, die viel Lokalkenntnisse verrieth.

Einige Ansichten über die Ursachen der gegenwärtigen Revolution.

Mehrere Umstände haben unstreitig die beginnende Revolution begünstigt. . . . . Der der Jugend so natürliche Geist der Unabhängigkeit war am Hofe der vorherrschende Ton geworden, und dieser Geist ward immer regsamer durch den nicht zu verkennenden Einfluß vieler junger Männer, die dadurch die Häupter ihres Hauses wurden: mehrere erlauchte Familien des Königreiches glaubten ein Recht zu haben, über ausschließliche Auszeichnungen der Hofgunst Beschwerde zu führen. . . . Um ungestörter sich dem

(*) In der Revolution Justizminister.

Lebensgenusse hinzugeben, schüttelte man die Fesseln der Etikette ab. Noch nie war das Geld so verschwendet worden, und nie war diese Verschwendung weder den wesentlichsten Zweigen des Nationalhandels, noch jenem äußern Prunk, der zwar nicht die Würde ausmacht, jedoch die in die Augen fallendste und täuschendste Darstellung derselben ist, weniger ersprießlich gewesen. Der Hof war vielleicht liebenswürdiger; allein gewißlich hatte er denjenigen Schleier der Täuschungen gelüftet, der am geschicktesten ist, jene Art von monarchischer Abgötterei zu nähren, woraus Ludwig XIV. eine der ersten Stützen seiner ungeheuern Macht zu bilden gewußt hatte ....

Der Kontrast zwischen der Sparsamkeit, der Strenge der Grundsätze Neckers, und dem Leichtsinn, der Unbesonnenheit, der Verschwendungssucht eines seiner Nachfolger, mußte nothwendig merklich auffallen; dies geschah in noch höherem Grade durch die Nothwendigkeit, in welche sich der erste versetzt sah, seine ministerielle Consistenz mit allen Kräften der öffentlichen Meinung zu stützen, durch die Unbesonnenheit, mit welcher der zweite es sich herausnahm, dieser ersten Gewalt Trotz zu bieten, dieser Quelle aller übrigen, indem er plötzlich das Uebermaaß der Unordnung aufdeckte, indem er dasselbe vielleicht übertrieb, um sich neue Hülfsquellen vorzubereiten, indem er endlich zum Kern der versammelten Nation sprach: seit drei Jahren habe ich euch hintergangen, aber der König wußte mit darum. Jetzt haben wir ein noch weit dringenderes Interesse, euch von neuem zu hintergehen; trauet uns daher frisch wieder! ... Dies ist genau die Quintessenz der seltsamen Rede Calonne's an die Versammlung der Notabeln; auch zweifelte der besonnene Pitt, beim ersten Ueberlesen derselben, keineswegs daran, daß es ein satyrisches Pamphlet gegen den Minister, dessen Verfasser, sey. Ich glaube in der That nicht, daß jemals ein öffentlicher Beamter Keckheit und Wahnsinn zugleich zu einer solchen Höhe hinaufgeschraubt habe; und noch weit einleuchtender ist es mir, daß unter allen ministeriellen Rasereien gerade jene sich am meisten eignete, das königliche Ansehen zu untergraben, dasselbe in den Augen der Nation und der fremden Mächte herabzuwürdigen. Die Folgen, welche die Verabschiedung dieses prassenden Ministers nach sich zog, der Groll und die Unvernunft seiner Creaturen, die nun entstehenden Spaltungen in den traulichsten Umgebungen des Königs und der Königin,

vermehrten ungemein den verderblichen Eindruck, indem auf einmal Geheimnisse zur Sprache kamen, welche ein tiefer Schleier jetzt mehr denn jemals hätte decken sollen, indem man mit boshafter Schlauheit ganz falsche Gerüchte ausstreute, die, mit erwiesenen Thatsachen verbunden, mehr oder weniger Glauben gewannen, und daher in mehr denn einer Rücksicht jene öffentliche Meinung, die zugleich so furchtbar und so empfindlich geworden war, verwundeten ......

Das Parlement, mit den höchsten wie mit den niedrigsten Volksklassen befreundet, glaubte sein Ansehen, ja seine ganze Existenz gefährdet, und trat gegen das ministerielle Ansehen in die Schranken. An das Parlement schloß sich Adel und Geistlichkeit, die gleiche Besorgniß mit demselben theilten, an, und alle sahen für sich keine andere Rettung mehr, als an die Nation zu appelliren, und die Nation, die schon so lange nichts mehr war, fing endlich an zu merken, sie müsse, ja sie könne wohl Etwas seyn.

Noch nie hatte ein Minister so viel Talent, als Brienne, an den Tag gelegt, um eine große politische Maschine gänzlich aus ihren Fugen zu reissen. In ein paar Monaten wußte er es dahin zu bringen, daß auch nicht ein einziger Regierungszweig mehr an seiner Stelle und irgend einiger Thätigkeit fähig war. Das Parlement adoptirte plötzlich ein seinem Interesse ganz zuwiderlaufendes System, ein System, welches dasselbe unzähligemale anathematisirt hatte. Der Adel machte auf einmal Miene, sein Interesse von dem des Thrones trennen zu wollen. Selbst der militärische Geist schien sich einer Art von Patriotismus hinzugeben, der vielleicht an sich ganz löblich seyn mag, jedoch schwer mit dem Geiste der Subordination sich verträgt, ohne welchen weder Disciplin noch Armee Statt finden kann. Die Geistlichkeit predigte nicht mehr Gehorsam, der Soldat zeigte sich weniger geneigt, denselben aufrecht zu erhalten; am bemerkenswerthesten dabei ist der Umstand, daß dieser allgemeinen Unzufriedenheit die der öffentlichen Freiheit günstigsten Erklärungen vorhergegangen waren: der König hatte kurz zuvor mehr Opfer gebracht, als man deren je von irgend einem seiner Vorgänger hätte erwarten dürfen... Allein man stand wohl in dem Wahn, daß so große Opfer nicht natürlich, nichts als Blendwerk seyen, und das ewige Hinundherschwanken des Ministers mochte dies leicht glauben machen, mußte nothwendig die Besorgnisse und das Mißtrauen vermehren. Brien-

ne's tolles Benehmen brachte zuletzt den Hof wie die gesammte Nation zur Verzweiflung. — In dem Augenblick, wo alle Canäle des Staatskredits versiegt waren, ward Necker zurückberufen; und diesmal mehr als Minister der Nation denn als Minister der königlichen Gewalt.

Dies sind gewissermaßen nur die Lokal- und persönlichen Umstände, die zu der gegenwärtigen Revolution am meisten beigetragen zu haben scheinen, da die Ursachen und deren Einfluß uns näher liegen und um so leichter in die Augen springen müssen. Jedoch kann man sich unmöglich es verhehlen, daß das Prinzip einer so erstaunlichen Revolution in allgemeinen Ursachen aufgesucht werden müsse, deren weniger schnelle, weniger leicht zu erspähende Einwirkung wesentlich kräftiger und unwiderstehlicher ist. Es giebt deren hauptsächlich zwei, die besonders in die Augen springen müssen, nämlich die ungeheuren Fortschritte der Aufklärung und das nicht weniger ungeheure Anwachsen der öffentlichen Schuld. Was Buffon, Rousseau, Montesquieu und besonders Voltaire, der das bewundernswürdige Talent besaß, große Wahrheiten nicht allein Jedermann zugänglich zu machen, sondern alle Classen von Lesern lebhaft dafür zu gewinnen, in jener Hinsicht bewirkt haben, ist zu allgemein bekannt. Es ist daraus eine Masse von Licht hervorgegangen, welche keine menschliche Gewalt auszulöschen vermögend war, eine Freiheit zu denken, welche die Fesseln, so man ihr anzulegen suchte, nur noch kühner und anlockender machten. Diese Stimmung exaltirte sich noch durch Geschmack am Reisen, durch die Errichtung der Clubs, durch die von den Männern eingeführte Sitte, mehr unter sich selbst zu leben, durch alle Narrheiten der Anglomanie; denn welche Revolution könnte in Frankreich wohl Statt finden, an welcher die Mode nicht größern oder gringern Antheil hätte?

Der Amerikanische Krieg, der die beiden reichsten Völker Europa's zu Grunde richtete, um die Unabhängigkeit des ärmsten Volkes des Erdbodens auf immer zu sichern, dieser für die daran theilnehmenden Könige so thörigte Krieg mußte nothwendig deren Völkern ersprießlich werden: er hat die Constitution Englands gerettet und Frankreich eine Constitution gegeben; denn wem leuchtet es wohl nicht ein, daß, ohne das ungeheuere Deficit seiner Finanzen, weder Generalstände, noch Versammlung der Notabeln, noch Necker, noch Calonne, eingetreten wären? Welche Gerech-

tigkeit

tigkeit man dem Finanzverprassen dieses letztern auch widerfahren lassen mag, so bleibt es doch ausgemacht, daß, ohne den kostspieligen Krieg, in welchem man eine Macht zu bekämpfen hatte, welcher die Reichthümer und der Credit zweier Welten zu Gebote standen, die gewöhnlichen Hülfsquellen hingereicht haben würden, alles Unheil, das nur einer schlechten Verwaltung beigemessen werden kann, wieder auszugleichen.

Der Verkehr Frankreichs mit England und Amerika, sagte ein sehr geistreicher Mann, ward für ersteres das, was für den Sohn eines reichen Bürgerlichen der Verkehr mit einigen vornehmen Herren ist; eine solche Traulichkeit richtet den Bürgerlichen gewöhnlich zu Grunde, bildet ihn aber mehr oder weniger aus, giebt seinen Manieren mehr Ungezwungenheit und Freiheit, und zuweilen gar seiner Denkungsart mehr Adel und Hochgefühl.

Frau v. Aligre speiste ihre Gäste ziemlich kümmerlich ab, aber desto mehr ward an der Tafel der Nächste verlästert. Wahrhaftig, bemerkte der Herzog v. Lauraguais, wenn man hier zu seinem Brodte nicht den Nächsten äße, müßte man ja verhungern.

Der Großsiegelbewahrer fragte einst den Grafen v. Mirabeau, was für ein Mann dessen Bruder, der Vicomte, sey. Frei herausgesprochen, erwiderte Mirabeau, würde mein Bruder in jeder andern Familie für einen guten Kopf und einen schlechten Kerl gelten, aber in der unsrigen ist er nur ein ganz gewöhnlicher Alltagsmensch.

Einer von den zu Deputirten erwählten Landleuten, deren Distrikt Herr v. Coigny präsidirte, schien eben nicht der pfiffigste zu seyn. Nun, sprach Herr v. Coigny, der bei der Tafel ihn an seine Seite eingeladen hatte, was werden Sie denn bei den Generalständen in Vorschlag bringen? — Die Abschaffung der Tauben, der Kaninchen und der Mönche. — Das ist ja eine drollige Zusammenstellung. — Eine ganz einfache, gnädigster Herr: die ersten fressen unsere Feldfrüch-

te in Körnern, die zweiten grün, die dritten in Saz- ben auf.

Der Graf v. Oels begegnete in den Sälen von Versailles dem Kanzler Séguier, der die geheime Geschichte des Berliner Hofes unter dem Arm hatte. Der König hatte ihm so eben die Schandschrift eingehändiget, um sie der Ahndung des Gesetzes zu überliefern. Herr Graf, sprach der Kanzler, indem er dem Prinzen die beiden Bände zeigte, das ist Schmutz, aber er fleckt nicht.

Das letzte Werk des Herrn v. Pauw (*) über die Griechen verräth zwar nicht eine so besonnene, so pünktliche Gelehrsamkeit, wie die Reise des jüngern Anacharsis, auch ist der Styl desselben bei weitem nicht so rein und zierlich; Pauw verspricht bloß philosophische Untersuchungen; der Anacharsis sollte alles Interesse eines Romans haben. Dessen ungeachtet ist Pauw's Schrift unendlich anziehender, und dies ist sehr natürlich, weil sie durch originelle Ansichten und pikante Zusammenstellungen weit öfter unsere Aufmerksamkeit rege macht; weil eine bloße Erörterung, wofern sie nur Leben und Seele verräth, weit mehr Regsamkeit hat, als ein ungeheurer Wust von aufgeschichteten Thatsachen, die von allem Interesse, von aller dramatischen Handlung entblößt sind.

Mylady Craven (**) in ihrer Reise nach der Crimm und Constantinopel drückt sich über die Schönheiten des großherrlichen Harems folgendergestalt aus:

"Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Natur „mehrern dieser Weiber alle Anlagen zu großer Schönheit verlie- „hen hat; allein die so plump aufgelegte weisse und rothe Schmin-

---

(*) Canonicus zu Xanten im Clevischen, wegen seines Geistes von Friedrich hochgeschätzt. Seine Schriften sind in Französischer Sprache, außer einer kleinen höchst witzigen Deutschen Abhandlung: Beweis, daß die Westphälinger unsern Herrn Jesum gekreuziget haben.

(**) Nachherige Gemahlin des Marggrafen von Anspach-Bayreuth.

„ke, ihre unter zwei dicke schwarze Striemen versteckten Augen„braunen, ihre durch Tabackrauchen geschwärzten Zähne; ihre ganz „rundgewölbten Schultern, machen sie eher häßlich als hübsch. „Der letzte Uebelstand rührt von der Gewohnheit her, daß sie von „Kindesbeinen an, wie die Schneider, gekauert sitzen. Das „schwarze Pulver, womit sie oberhalb der Augenlieder sich Striche „ziehen, giebt ihren Augen ebenfalls einen Ausdruck der Härte. „Ihre Fragen sind eben so albern, als ihr Putz gesucht und über„laden ist: Bist du verheiratet? Hast du Kinder? Bist du nicht „krank? Gefällt dir Constantinopel? Darin bestehet ihre ganze „Unterhaltung. Die Türkischen Weiber verbringen den größten „Theil des Tages im Bade oder vor dem Putztisch; das erste „welkt ihre Reize, der zweite zerstört deren Wirkung; der häufige „Gebrauch des warmen Bades erschlafft alle Spannkraft, und „diese Weiber erscheinen mit neunzehn Jahren älter, als ich."

Die Benennung **Aristokrat** hat zu allgemein und unbestimmt geschienen, um damit die verschiedenen, jenem System ergebenen, Deputirten zu bezeichnen; daher sagt man, Herr von Esprémesnil sey ein Aristocrâne (*); Herr v. Entragues, der beständig hinundherschwankt, ein Aristopie (**); Herr v. Crussol, der kein Wort, ohne dabei auszuspucken, sprechen kann, ein Aristocrache (***).

Wenn in der Versammlung ein Redner zu schlecht oder zu lange spricht, pflegt der Präsident zu klingeln und zur Ordnung zu rufen. Als letzthin Herr v. Montboissier, der den Vorsitz führte, sehr wortreich redete, berührte er, wahrscheinlich maschinenmäßig, ziemlich stark die Klingel. Man wagte die Vermuthung, der Herr Präsident langeweile sich wahrscheinlich selbst; dieser Einfall machte einen solchen Eindruck auf die ganze Versamm-

(*) Ein Erznarr; er war auch ein eifriger Schüler Mesmers.

(**) Erzelster.

(***) Erzspucker.

lung, daß es dem Redner schlechterdings unmöglich ward, den Faden seiner Rede wieder anzuknüpfen.

Wissen Sie wohl, Mylord, sagte der Vicomte v. Noailles zum Herzog v. Dorset, als er mit diesem über die im July vorgefallene Revolution sprach: Wissen Sie wohl, Mylord, daß diese Geschichte auch Ihrem Lande zur Freiheit verhelfen könnte?

Paul Dietrich, Baron v. Holbach, Mitglied der Akademie zu Berlin, Petersburg, Manheim, war in der Pfalz geboren. Von seiner zartsten Jugend an in Frankreich erzogen, hat er dort den größten Theil seines Lebens zugebracht, und ist am 21. Februar 1789 in Paris, 66 Jahr alt, verstorben. Er hat zwei Söhne und zwei verheiratete Töchter hinterlassen.

Ich habe wenig so gelehrte und so allgemeingelehrte Männer angetroffen; ich habe deren nie gesehen, die es mit so weniger Eitelkeit und Ruhmsucht waren. Ohne das lebendige Interesse, welches er an den Fortschritten aller Wissenschaften nahm, ohne den ihm zur Natur gewordenen Drang Andern alles mitzutheilen, was ihm ersprießlich schien, hätte er seine ungeheuere Belesenheit wohl schwerlich jemals verrathen. Es verhielt sich mit seiner Gelehrsamkeit wie mit seinem Vermögen, sie waren Anderer, wie sein Eigenthum, nie zum Prunk ..... nie hätte man dieselben geahnt, hätte er sie nur verborgen halten können, ohne seinem Selbstgenusse und besonders dem Genusse seiner Freunde zu schaden.

Dem Baron v. Holbach verdankt man größtentheils die schnellen Fortschritte, welche Naturgeschichte und Chemie seit dreißig Jahren in Frankreich gemacht haben; er übersetzte die vorzüglichsten Schriften, so die Deutschen über diese in Frankreich ziemlich vernachläßigten Wissenschaften bekannt gemacht hatten, und diese Uebersetzungen sind mit trefflichen Noten bereichert. Man benutzte sie zu der Zeit, ohne zu wissen, wem man sie zu verdanken hatte; kaum weiß man es gegenwärtig.

Jetzt mag es wohl zu sagen erlaubt seyn, daß er der Verfasser des berüchtigten Système de la Nature ist, dieses Buches, das vor ungefähr zwanzig Jahren in Europa ein so außerordentliches Aufsehen machte. Dieses Aufsehen verleitete auch nicht einen Augenblick seine Eigenliebe zum Ausschwatzen; und genoß er sehr lange das Glück, daß man in dieser Hinsicht nicht einmal Verdacht auf ihn warf, so verdankte er dies mehr noch seiner eigenen Bescheidenheit, als der Vorsicht seiner Freunde. Ich liebe nicht die in diesem Buche mit so vielem Fanatismus, so vieler Keckheit, so großer Weitschweifigkeit vorgetragene Lehre; allein alle diejenigen, die den Verfasser gekannt haben, müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehen, daß keine persönliche Rücksicht, keine Berechnung des Eigennutzes oder der Eigenliebe ihn zu diesem traurigen System verleitet haben. Seine Absichten dabei waren die lautersten von der Welt.

Sein gesellschaftliches System und seine allgemeine Moral erregten weit weniger Aufsehen. Sein System der Natur schmeichelte den Leidenschaften dadurch, daß es alle bisherige Schranken niederriß; und als er nun durch die beiden darauf folgenden Schriften neue Schranken errichten wollte, mißfiel er nothwendig denen, die so was nicht leiden mögen. Auch ist ja in allen Dingen das Niederreissen weit leichter und schneller gethan als das Aufbauen. Auch von Seiten des Vortrages zeichnet sich das erste Werk von den beiden andern höchst vortheilhaft aus, weil an jenem Diderot bei weitem mehr Antheil hat als an diesen.

Es mußte dem Baron v. Holbach wenig Mühe kosten, an die Herrschaft der Vernunft zu glauben, denn seine Leidenschaften und Neigungen (nach den unsrigen beurtheilen wir ja immer nur die des Nächsten) waren gerade der Art, wie sie seyn müssen, um das Uebergewicht der guten Prinzipien geltend zu machen. Er liebte das weibliche Geschlecht, er liebte die Freuden der Tafel, aber keine dieser Neigungen hatte ihn unterjocht. Er vermochte nicht, irgend Jemand zu hassen; jedoch kostete es ihn große Ueberwindung, seinen Abscheu vor allen Beförderern des Despotismus und des Aberglaubens zu verhehlen; sprach er davon, so artete die natürliche Sanftheit seines Gemüths in Bitterkeit und Kampflust aus. Eine seiner lebendigsten Leidenschaften, besonders in seinen letzten Lebensjahren, war die Neugier; er war lüstern nach Neuigkeiten, wie Kinder nach Spielwerk, und aus eben dem

Grunde war er nicht allzu ekel in der Wahl; gute oder schlechte, lügenhafte oder wahre, hatten sie alle Reiz für ihn, ja, was noch mehr, da war fast keine, welche er nicht für baare Münze angenommen hätte. Es schien, als habe er den Glauben, den er nicht den Verheissungen einer andern Welt schenken wollte, ganz für die Klätschereien der Zeitungen und der Kaffeehäuser aufgespart. Er fand ein besonderes Behagen daran, sich recht umständlich eine Thatsache erzählen zu lassen, deren Falschheit alle Umstände ganz klar bewiesen. Sie wissen, was man sich gestern erzählt hat? — Nein. — Keine Lügen. — So? Na, erzählen Sie dennoch. .... Wie oft habe ich ihn dadurch auf mich böse gemacht, daß ich mit einem über Tisch hingeworfenen Worte ihm eine ganze lange Geschichte über den Haufen warf, an der er sich am Morgen im Palais-Royal gar königlich erlabt hatte! So machen Sie es immer, sagte er dann schmollend zu mir; Sie selbst bringen nie etwas zu Markte, und verderben Andern den Spaß mit Ihrer ewigen Zweifelsucht (*).

Holbach hatte die berühmtesten Männer des Landes, Helvetius, Diderot, D'Alembert, Condillac, Turgot, Buffon, Rousseau, und mehrere ausgezeichnete Ausländer, wie Hume, Garrick, Galiani, u. s. w. (**), zu Freunden. Wenn der Zauber eines so trefflichen Umganges ganz dazu geeignet war, seinem Geiste mehr Kraft und Umfang zu geben, so ist es nicht weniger erwiesen, daß unter diesen erlauchten Männern kein einziger war, dem er nicht viel brauchbare und bemerkenswerthe Dinge nachzuweisen und zu lehren im Stande gewesen wäre. Er besaß eine sehr schöne Büchersammlung, und sein herrliches Gedächtniß war ein reichhaltiges Repertorium aller Kenntnisse, welche Studium darin aufgespeichert hatte; mit Leichtigkeit wußte er stets herauszufinden, was des Behaltens werth oder unwerth war. Welches System meine Phantasie nur immer aushecken mag, sagte mir mehrmals Diderot, bin ich gewiß, daß mein Freund Holbach mir Thatsachen und Autoritäten ausfindig macht, um dasselbe zu rechtfertigen.

(*) Diese Stelle müßte eigentlich dem Système de la Nature als Vorrede vorgesetzt werden.

(**) Sein Haus war lange die gastfreundlichste Herberge für die Encyclopädisten, und deren berühmteste Synagoge. Leider verlor sie etwas von ihrem Glanz, als die Ausstattung seiner Kinder den Baron v. Holbach zwang, die Kunst seines Koches zu beschränken. Grimm.

Von ihm sagte Madam Geoffrin mit jenem originellen Mutterwitze, der oft ihre Urtheile charakterisirte: Ich habe nie einen Mann gesehen, der so einfach gewesen wäre.

Einer der achtungswerthsten Züge in seinem Charakter war seine Wohlthätigkeit. Naigeon (*) erzählt davon im Journal de Paris folgendes schöne Beispiel:

In seinem geselligen Kreise befand sich ein Gelehrter (Herr S.), der seit einiger Zeit ihm in sich selbst gekehrt, schweigsam und höchst trübsinnig vorkam. Holbach eilt hin in dessen Wohnung. "Ich mag nicht, spricht er zu ihm, ein Vertrauen erzwingen, welches Sie mir zu schenken nicht für dienlich zu halten scheinen; ich ehre Ihr Geheimniß, allein ich sehe Sie niedergeschlagen und leidend, und Ihre Lage beunruhigt, martert mich. Ich weiß, Sie sind nicht reich, und Sie mögen Bedürfnisse habe, die mir unbekannt sind; hier bringe ich Ihnen 10,000 Franken, die unbenutzt bei mir liegen, die anzunehmen Sie mir nicht verweigern werden, und die Sie mir heute oder morgen einmal zurückzahlen mögen, wenn Sie jemals zu Vermögen gelangen." ... Gerührt, wie billig, von einem so edeln Verfahren, versichert ihm sein Freund, wie er keinesweges in Geldnöthen sey, wie sein Kummer aus einem ganz andern Quell fließe, und nimmt das ihm gemachte Anerbieten nicht an. Vergessen hat er es jedoch nicht, und er selbst hat mir den schönen Zug mitgetheilt.

Anekdote über die eiserne Maske.

La Borde, ehemaliger Kammerdiener des Königs, hat unter den Papieren des Marschalls v. Richelieu ein Originalschreiben der Herzogin v. Modena, Tochter des Regenten, Herzogs v. Orléans, an den Marschall, der damals ihr anerkannter Anbeter war, gefunden. Dieses Schreiben hebe mit folgenden in Ziffern versteckten Worten an:

"Hier haben Sie endlich die berüchtigte Geschichte. Ich habe das Geheimniß errungen. Es hat mir ungeheuer gekostet." .... (**)

(*) Späterhin Herausgeber der Werke Diderots.

(**) Einige Geschichtsforscher erzählen — was es ihr gekostet habe.

Hierauf folgt die Geschichte der eisernen Maske, nach der, vom Gouverneur derselben, auf dem Sterbebette gemachten Erklärung:

"Während der Schwangerschaft der Königin erschienen zwei Hirten und begehrten den König zu sprechen, und erzählten diesem, wie sie eine Offenbarung gehabt, vermittelst deren sie in Erfahrung gebracht, daß die Königin mit zwei Dauphins schwanger gehe, deren Geburt einen Bürgerkrieg erregen und das ganze Königreich in Unordnung und Gefahr bringen würde. Der König schrieb sogleich an den Cardinal v. Richelieu, welcher demselben antwortete, sich nicht zu ängstigen, und ihm die beiden Männer auszuliefern; er wolle sie in Sicherheit bringen und sie nach Saint Lazare schicken."

"Kurz nach der Mittagstafel des Königes gebar die Königin einen Sohn (Ludwig XIV.) in Gegenwart aller der von Amtswegen bei dergleichen Entbindungen anwesenden Personen, und es ward darüber das herkommliche Protokoll aufgenommen."

"Vier Stunden nachher erschien Madam Perronet, die Hebamme der Königin, vor dem Könige, welcher vesperte, und meldete demselben, wie die Königin neue Geburtswehen fühle. Er ließ den Großkanzler holen und begab sich mit diesem zur Königin, die von einem zweiten Sohne genas, welcher schöner und munterer als der erste war. Diese Geburt ward in einem Protokolle beurkundet, und dieses unterzeichnet vom Könige, dem Großkanzler, Madam Perronet, dem Arzte und einem Herrn vom Hofe, der in der Folge zum Gouverneur der eisenen Maske ernannt und mit derselben eingesperrt wurde, wie man sogleich ersehen wird."

"Der König selbst setzte, zu drei verschiedenen Malen, mit dem Großkanzler die Formel des Eides auf, welchen er alle diejenigen schwören ließ, die bei dieser zweiten Entbindung gegenwärtig gewesen waren; sie mußten nicht allein schwören, daß sie dieses wichtige Geheimniß nie anders als auf den Fall entdecken wollten, wenn der Dauphin mit Tode abgehen sollte, sondern auch, daß nie davon, selbst unter sich, geredet werden dürfe. Das Kind ward der Madam Perronet mit dem Befehl übergeben, wie sie aussagen solle, das Kind sey ihr von einer Hofdame anvertrauet worden."

"Als das Kind das Alter erreicht hatte, wo es Männern übergeben werden mußte, vertraute man es jenem Manne an, der bei dessen Geburt zugegen gewesen war, und er begab sich mit seinem Zögling nach Dijon, und von hier aus unterhielt er eine fortgesetzte Correspondenz mit der Königin Mutter, dem Cardinal Mazarin und dem Könige. Selbst in dieser Eingezogenheit verleugnete er den Hofmann nicht: er äußerte beharrlich gegen den jungen Prinzen diejenige Ehrfurcht, welche ein Höfling gegen Jemand beobachtet, der sein Beherrscher werden kann. Diese Rücksichten und Ehrfurchtsbezeigungen, welche sich der Prinz nicht an einem Manne erklären konnte, den er für seinen Vater hielt, gaben Veranlassung zu häufigen Fragen über seine Geburt, seinen Stand. Die Antworten waren nie befriedigend. Eines Tages ersuchte der Prinz seinen Gouverneur um ein Gemälde des Königes (Ludwig XIV.); der nicht wenig betretene Gouverneur antwortete mit Gemeinplätzen, und dazu nahm er jedesmal seine Zuflucht, wenn der Prinz ein Geheimniß zu entschleiern suchte, dem dieser täglich eine größere Wichtigkeit beilegte. Der Jüngling war der Liebe nicht unzugänglich; seine ersten Huldigungen galten einem Kammerzöfchen im Hause; er bat sie, ihm ein Gemälde des Königs zu verschaffen; anfänglich weigerte sie sich dessen, und führte ihm den gegebenen Befehl an, daß keiner von den Bewohnern des Hauses ihm etwas verabreichen solle, wofern der Herr nicht zugegen wäre. Er ließ nicht los, und sie gab endlich nach. Bei Erblickung des Gemäldes fiel ihm seine Aehnlichkeit mit dem Könige gewaltig auf, er ging zu seinem Gouverneur, wiederholte seine gewöhnlichen Fragen, allein diesmal weit dringender und kecker; von neuem verlangte er ein Gemälde des Königes. Der Gouverneur wollte wieder Ausflüchte suchen: Sie hintergehen mich, sprach er zu ihm; da, sehen Sie ein Gemälde des Königs, und ein an Sie gerichtetes Schreiben entschleiert mir ein Geheimniß, das Sie mir länger zu verhehlen vergebens sich bemühen. Ich bin des Königs Bruder, ich will gleich fort von hier, ich will an den Hof und meinen Rang anerkannt wissen. (Der Gouverneur sagt in seiner auf dem Sterbebette gegebenen Erklärung, er habe nie entdecken können, durch welches Mittel sich der Prinz den Brief verschafft; er wisse nicht, ob er vielleicht nicht eine Kassette eröffnet, worein er alle Briefe des Königs, der Königin und des Cardinals Mazarin gelegt, oder ob er den ihm

vorgezeigten Brief aufgefangen habe). Er schloß den Prinzen wieder ein, und schickte sogleich einen Eilboten nach Saint-Jean-de Luz ab, wo sich gerade der Hof aufhielt, um den Pyrenäer Frieden und die Vermählung des Königes zu unterhandeln. Die Antwort des Königes war ein Befehl, den Prinzen sammt dessen Gouverneur aufzuheben, die nach den Inseln Sainte-Marguerite abgeführt und späterhin in die Bastille gesetzt wurden, wohin der Gouverneur der Inseln Sainte-Maeguerite ihnen folgte."

La Borde, der Ludwigs XV. Vertrauen lange genossen, hat obige Erzählung mit den Unterredungen, welche er mit dem Könige über die eiserne Maske gehabt, zusammen gehalten, und diese mit jener ziemlich übereinstimmend gefunden.

So oft seine Neugierde ihn antrieb, mit dem Könige über das merkwürdige Ereigniß zu sprechen, ertheilte ihm Ludwig XV. jedesmal die Antwort: Ich bedauere ihn, allein seine Einkerkerung ist nur ihm allein nachtheilig gewesen und hat großes Unglück verhütet; du darfst die Geschichte nicht wissen. — Zugleich erzählte der König ihm, wie neugierig er in seiner Kindheit gewesen, von der eisernen Maske etwas Näheres zu erfahren, und wie man ihm immer gesagt habe, er dürfe das Geheimniß vor seiner Mündigkeit nicht wissen; an dem Tage, wo dieser Zeitpunkt eingetreten, habe er die Mittheilung gefordert, alle Höflinge hätten mit Fragen ihn bestürmt, und er habe ihnen geantwortet: Ihr dürfet die Geschichte nicht wissen.

La Borde hat in den Registern von Saint-Lazare nachgeschlagen, allein diese Register gehen nicht bis auf Ludwigs XIV. Geburt zurück.

Der Maler Claude Joseph Vernet ist am 3. Dezember 1789 zu Paris in seinem 76. Jahre verstorben.

Er gehörte zu der kleinen Anzahl Menschen, die fast mit der Geburt ihre künftige Bestimmung verrathen. Sein Vater war Maler in Avignon, dessen Talent und Vermögensumstände mittelmäßig. Vernets Mutter hat oft ihrem Sohne erzählt, das Spielzeug, woran er sich am meisten ergötzt, und womit sie den kleinen Schreier jedesmal zum Schweigen gebracht habe, sey einer der Pinsel seines Vaters gewesen. Mit fünf Jahren fing Vernet an,

Figuren zu zeichnen, und seine Mutter zeigte ihm, als er aus Italien zurückkehrte, mehrere Köpfe, welche er in jenem Alter gezeichnet, und sie sorgfältig aufgehoben hatte. Zwischen sieben und acht Jahr erhielt er eine kleine Staffelei und Palette. Zur Belohnung seiner Zeichnungsstudien gewährte sein Vater ihm die Erlaubniß, die Skizzen, mit denen er am meisten zufrieden war, zu malen. Er bestimmte ihn für die Geschichtsmalerei, und die Anlagen des Sohnes schienen dem nicht zu widersprechen. Seine Fortschritte darin waren sogar so schnell und unverkennbar, daß die Freunde seines Vaters diesen vermochten, ihn frühzeitig nach Rom zu schicken. Der Jüngling verließ Avignon in einem Alter von funfzehn und einem halben Jahre. Sein Vater hatte ihm ein Duzend Louisd'or geschenkt und ihn einem Fuhrmann empfohlen, der sich anheischig machte, ihn nach Marseille zu bringen. Vernet hat mir (*) oft erzählt, daß diese Reise seiner künftigen Bestimmung die erste Richtung gegeben habe. Die Provence, die fast vor den Thoren Avignons liegt, bietet den Wanderern Erscheinungen und Landschaften dar, die gegen die des Comtats merklich abstechen. Der Führer des jungen Vernets konnte diesen nur mit Mühe davon abhalten, daß er bei jedem Schritte stillstand, um jene Gruppe von Bergen zu zeichnen, deren Gestaltung und leblose Nacktheit die Nähe des Meeres verkünden, während die daran gränzenden Ebenen eine Vegetation darbieten, welche die Glut der schönsten Sonne üppig hervortreibt, und Wege, die mit Granatbäumen und andern würzigen Gesträuchen eingefaßt sind. Vernet hat nie den Eindruck vergessen, den der erste Anblick des Meeres auf ihn machte, als ihm dasselbe von der Visto, einem von Marseille zwei Stunden entlegenen Berge, herab in die Augen fiel. Natur und Kunst haben hier eines der herrlichsten Gemälde aufgestellt, so es nur in der Welt geben kann. Vernet stürzte aus seinem Wagen, setzte sich unter einen Felsen, der ihn vor der Sonne schützte, und zeichnete frisch darauf los, ohne sich an die Bitten und Vorstellungen seines Führers zu kehren. Nur mit einbrechender Nacht und halb todt vor Hunger, begab er sich nach dem Gasthofe, wohin der Führer ihm vorangefahren war. Am folgenden Morgen kaufte sich Vernet Farben und Leinwand, und schloß sich sieben Tage lang ein, um das ab-

(*) Pitra, Verfasser des Aufsatzes, und ein vertrauter Freund Vernets.

scheußlichste Seestück zu malen, was er je, sagt er, gemacht habe, das er jedoch gern wieder gehabt hätte, als zehn Jahr späterhin er von Rom nach Marseille zurückkehrte, und seinen berühmten Sturm malte.

Im Hafen von Marseille schiffte sich Vernet nach Rom ein. Das Schiff bestand einen schrecklichen Sturm, vor welchem das Schiffsvolk erbebte, den Vernet hingegen als einen herrlichen Fund betrachtete. Er ließ sich an den Mast festbinden, sich von dem Sturm gewaltsam hinundherschaukeln und ungeheure Wasserfluthen über sich wegrollen. Konnte er auch in diesem Augenblick keinen der Effekte des empörten Meeres zeichnen, so sah er sie doch und prägte sie tief in sein Gedächtniß, das noch nie etwas vergessen hatte. Diesem bestandenen Abenteuer verdanken wir vielleicht die eben so zahlreichen als mannichfaltigen Gemälde, welche er von jenen erhabenen Naturereignissen gemacht hat.

In Rom machte er Zeichnungen, welche er schlecht los ward. Seestücke überhaupt können nur von Kennern gehörig gewürdiget werden; diese Gattung bedarf mehr, als jede andere, der Farben, um wenig geübten Augen aufzufallen, und der Kraftaufwand verräth sich darin nicht so leicht, wie in historischen Zeichnungen. Vernet versuchte nun kleine Seestücke zu malen, und schätzte sich lange Zeit sehr glücklich, wenn er für das Stück ein bis zwei Zechinen erhielt. Sein Vater schickte ihm kein Geld mehr, und Vernet, der kaum so viel verdiente, daß er sich nur düftig das Leben zu fristen vermochte, schickte sich bereits an, in seine Heimat zurückzukehren, als man ihm den Rath ertheilte, zwei kleine ganz allerliebste Seestücke einem Cardinal, der die Künste liebte, vorzulegen. Vernet ward vom Thürsteher zurückgewiesen und zog trübselig dahin, als ein ihm aufstoßender Freund ihn belehrte, daß man zu einem Fürsten der Kirche nicht anders wie zu jedem weltlichen gelange. Er kehrte zu der Eminenz zurück, gab den Leuten desselben die bona mancia (*), und ward vorgelassen. Der Cardinal betrachtete die Gemälde, gab ihm den Werth derselben, und versetzte unsern jungen Maler in großes Staunen, als er befahl, demselben vier Louisd'or zu zahlen. Zu seiner Freigebigkeit fügte der Cardinal eine Menge Schmeicheleien, und gründete Vernets Ruf.

Aufgemuntert und in Thätigkeit gesetzt, suchte Vernet mit verdoppeltem Eifer sein Talent zu vervollkommnen. Vorzüglich

(*) Trinkgeld.

richtete er sein Hauptstudium auf jenen Theil der Kunst, der die so verschiedenen Töne des Himmels oder der Atmosphäre umfaßt, deren Effekt auf die Umgebungen von einer so hohen Wichtigkeit ist. Er hat mir erzählt, daß er die Verschiedenheit der Tinten des reinsten Himmels nur durch die unausgesetzten Studien erlernt, welche er in den so sehr verschiedenen Umgebungen Roms getrieben habe. Eines Tages hatte er den reinsten Himmel gemalt, und sein Gemälde hatte ihn von der höchsten Wahrheit gedünkt. Er kehrte am folgenden Tage an dieselbe Stelle zurück, der Himmel war unbewölkt wie am vorigen Tage, die Luft eben so rein, und dennoch bot ihm sein Gemälde nicht jene Wahrheit des Tons und des Lichts dar, die ihn den Tag zuvor so selig gemacht hatte; alle Gegenstände seines Gemäldes zeigten ihm Tinten, ganz von denen verschieden, welche er so glücklich aufgefaßt zu haben wähnte. Ueberzeugt von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Farben der Atmosphäre, welche so flüchtig und von der der Winde so abhängig ist, geriet er auf den Einfall, beständig ein Taschenbuch mit sich herum zu tragen, in welches er nicht allein die verschiedenen Tinten der Himmelsbläue, sondern auch die mannichfaltigen Töne und die Zufälligkeiten des Lichtes, welche die Verschiedenheit der Himmelsfarbe auf die umgebenden Gegenstände hervorbrachte, sorgfältig eintrug. Aus dieser Gedächtnißtafel (*) schöpfte Vernet gleichsam die Luft seiner Gemälde und jene tiefe Kenntniß der Lichteffekte, deren Wahrheit seine Meisterwerke so ganz eigenthümlich auszeichnet.

Aehnliche von Malern zu oft vernachläßigte Studien bewirkten Vernet einen schnellen Ruf. Er war erst zwanzig Jahr alt, und schon wurden seine Talente sehr geschätzt; allein Vernet liebte Vergnügungen, arbeitete nicht fleißig und ging nicht haushälterisch mit seinem Gelde um. Er wohnte bei einem Perrückenmacher, der, wie fast alle Römer, die Malerei liebte, und sich was damit wußte, einen berühmten Künstler in seinem Hause zu haben. Vernet hatte eine mehrmonatliche Miete noch nicht entrichtet. Sein

(*) Es war, sagt ein Artikel des Moniteur, ein A. B. C. von Tönen, das er allenthalben mit sich trug, und enthielt eben so viel Buchstaben als Tinten. Sah er in vollstem Glanze die Sonne auf- oder untergehen, ein Gewitter herannahen oder entweichen, so öffnete er seine Gedächtnißtafel, und las mit Schnelligkeit alle Tongradationen des Himmels daraus her. Grimm.

Wirth besuchte ihn häufig und sah schweigend zu, wenn er malte. Vernet glaubte endlich, diese häufigen Besuche gälten der rückständigen Miete, und sprach darüber mit ihm. Sein Wirth gestand ihm freimüthig, er habe die Miete sich anhäufen lassen, weil er wünsche, von ihm ein Gemälde dafür zu haben, welches er ihm auch leichter geben könne, als eine Summe Geldes, deren Auszahlung ihm beschwerlich fallen müsse. Vernet versprach, den geäußerten Wunsch zu befriedigen, allein der Wirth ersuchte ihn auf der Stelle um das eben fertig gewordene Gemälde, und der Maler sagte es ihm zu, ohne daran zu denken, daß er es bereits dem Cardinal, seinem Beschützer, versprochen hatte. Seine Eminenz erscheint, ist bezaubert, erkennt das Gemälde für sein Meisterstück, und giebt seinen Leuten Befehl, es in den Wagen zu tragen; als der Perrückenmacher sich dem Cardinal zu Füßen wirft, ihn beschwört, sich seiner zu erbarmen, und mit einem Thränenstrom ihm ankündiget, wie er den Verlust des Gemäldes nicht überleben werde. Vernet erzählt nun den Hergang der Sache, und von der Kunstliebe des Perrückenmachers gerührt, überläßt der Cardinal diesem das Gemälde. Es ist ein Tagesanbruch und eines der besten Gemälde, welche Vernet in Rom zurückgelassen hat.

Unser junger Maler liebte leidenschaftlich die Musik. Ein enges Freundschaftsband knüpfte ihn an Pergolesi, und so zärtlich liebte er diesen, daß man es nicht wagen durfte, dessen Namen zu nennen, ohne Vernet Thränen zu entlocken. Sie lebten fast ununterbrochen beisammen. Der Maler hielt sich ein Fortepiano, bloß um seinen Freund zu ergötzen, und so befanden sich ebenfalls bei dem Tonkünstler Staffelei und Paletten; der eine musizirte, während der andere malte, und Vernet hat mir oft gesagt, daß diese Augenblicke für sein Genie und Herz die glücklichsten gewesen seyen; Pergolesi's Gesänge hauchten ihm das Gefühl der schönsten Natur ein: und oft, sagte er, verdankte ich die süßesten Tinten und deren zarten Einklang dem Eindrucke, welchen die Zauber der Harmonie und die süße Stimme meines Freundes auf mich machten. Auf diese Weise sah Vernet das Stabat und die Serva Padrona entstehen: dies Intermezzo erhielt sogleich den allgemeinsten Beifall; allein das Stabat, welches er für ein unbedeutendes Nonnenkloster gemacht hatte, worin seine Schwester Nonne war, ward höchst kalt aufgenommen. Pergolesi, indem er dies Meisterwerk schnell hinwarf, hatte damit bloß eine unbedeu-

tende Gefälligkeit erweisen wollen, und spottete seines Freundes, der sich über einen Erfolg betrübte, der nicht dessen hohen Erwartungen entsprochen hatte. Vernet war es, der das erhabene Stabat noch einmal Dilettanti hören ließ; ohne Vernet blieb das Werk in dem Kloster vergraben, für welches es gemacht worden war. Es erhielt den ausgezeichnetsten Beifall; man betrachtete es von nun an als das Meisterwerk Pergolesi's, und die Nachwelt wird dieses Urtheil bestätigen, weil das, was in den Künsten wirklich schön ist, nie von den Launen der Mode abhängt.

Vernet's musikalisches Gefühl und Vorliebe für die Tonkunst machten, daß er Grétry, bei dessen Ankunft in Paris, mit offenen Armen entgegenkam: er errieth dessen Talent, weissagte dessen Erfolge, und ich habe ihn oft sagen hören, daß einige Gesichtszüge Grétry's, dessen zarter Körperbau, und besonders mehrere seiner einfachen und ausdrucksvollen Gesänge, ihn schmerzlich an den unsterblichen Mann erinnerten, dem die Musik ihre höchste Gewalt zu verdanken gehabt, da sie Pergolesi'n jene Aufmerksamkeit auf den Ausdruck der Worte und jene Instrumentirung in den Begleitungen verdankt, wozu dieser große Mann Italien die ersten Muster geliefert hat.

Eine Brustkrankheit hat Vernet plötzlich aus unserer Mitte entrückt. Er war ein guter Gatte, guter Vater, ein vortrefflicher Freund. Er sagte einst von sich selbst: In fast allen Theilen der Gattung, welcher ich mich gewidmet habe, stehen viele Künstler weit über mir; allein ich darf mir schmeicheln, glaube ich, daß kein Einziger sie insgesammt in demselben Grade vereiniget habe, und dadurch mag ich wohl einige Vorzüge vor denselben verdienen.

Das patriotische Geschenk.

Ein armer Bürger und ein wackrer Patriot
sprach einst zu Necker, der, zu ziehen aus der Noth
das theure Vaterland, die Viertelsteu'r vorschlug:
Schaut hier mein Eheweib, es ist so schön wie klug;
ein guter Bürger muß zum Beitrag sich bequemen:
anstatt des Viertels, mögt ihr meine Hälfte nehmen.

Die langen Gesichter.
Ein tragi-politi-komisches Drama, vorgestellt auf der Nationalbühne von den großen Comödianten des Vaterlandes. 86 Seiten.

Es ist eine bloße Carrikatur, ein erster Entwurf, dessen Idee jedoch komisch, und dessen Ausführung leicht und aufgeweckt ist. Der Verfasser läßt La Peyrouse nach Frankreich zurückkehren. Es ist gerade in den ersten Tagen des Oktobers, und ihn begleitet ein junger Indianer, den die herrlichen Schilderungen, welche man ihm von dem wonniglichen Lande gemacht, dahin lockt. Bewundern wirst du besonders, spricht zu ihm der wackere Seemann, die Urbanität, die Sanftheit dieses liebenswürdigen Volkes, dessen Abgötterei gegen seinen König, jenen pikanten und sinnreichen Witz, der die Hauptstadt zum Tempel der Künste erhebt, entzückende Schauspiele, eine noch erstaunenswürdigere Polizei, eine Menge von Fremden, welche Freudengenuß und Sicherheit herbeilocken. Rühren wird dich die schmeichelhafte Aufnahme, womit dieses hochherzigeVolk meine ausgestandenen Beschwerden und Gefahren belohnen wird .... Ein gemeiner Kerl, der ein paar Worte aus dieser Unterredung aufgeschnappt hat, hält ihn für einen Aristokraten, und eilt, Leute herbeizurufen, um ihn festzunehmen. Der Pöbel umringt den Reisenden, und schreit ihm zu: herunter mit der weissen Kokarde! Man reißt sie ihm ab, nimmt ihm seine Schnallen, seine Uhr, man plündert eben so den jungen Indianer mit den Worten aus: du mußt ein patriotisches Geschenk machen. Die Patrouille kommt darüber zu; Herr Straßenwart kommandirt dieselbe. Ach! mein Herr, ruft ihm La Peyrouse entgegen, Sie kommen recht gelegen, um mich aus den Händen dieser Spitzbuben zu ziehen! ... Mäßigen Sie sich, mein Herr, erwidert der Offizier der Nationalgarde, diese Spitzbuben sind Menschen. Die Rechte des Menschen werden jetzt gehandhabt, es bleibt mir bloß der Weg der Vorstellung übrig, bis das Martialgesetz wird proklamirt werden. ... Unterdessen schreit der Pöbel in einem fort: Es ist ein Aristokrat, fort mit ihm an die Laterne! ... Geduld, meine Herren, spricht Herr Straßenwart, ich komme nicht hieher, mich dem souveränen Willen der Nation zu widersetzen, aber Sie werden sich doch nicht weigern, zuförderst diesen Mann anzuhören.

Nun

Nun befragt er ihn. Wer sind Sie, mein Herr? — Mein Herr, ein Reisender. — Sie sind also mit einem Reisepaß von Ihrem Distrikt versehen? — Was heißt das? — Sie wissen ja, seitdem wir frei sind, daß man nicht mehr ohne Erlaubniß seines Stadtviertels oder seiner Parochie reisen darf? — Die Antworten La Peyrouse's scheinen keinesweges befriedigend, und Herr Straßenwart spricht zu seiner Schaar: Meine Herren Soldaten, merken Sie, wenn ich bitten darf, auf das Commando: Erzeigen Sie mir die Ehre, den Mann da zu umzingeln.... Ein Grenadier übersetzt das Commandowort in verständliche Worte; und, um den ganz verblüfften La Peyrouse, der wie ein Verbrecher fortgeschleppt wird, in etwas zu trösten, spricht Herr Straßenwart zu ihm: Es ist freilich ein Unglück für Sie, daß Sie in einem schlimmen Augenblick hieher gekommen sind, denn da stehen Sie nun zwischen den Rechten des Menschen und dem Martialgesetz mitten inne. — Erklären Sie mir alle die Räthsel. — Nun, so hören Sie: Wir haben die Rechte des Menschen erlangt; von dem Augenblick an regiert und verübt alles, was ihm gefällt, das was Sie in Ihrer aristokratischen Sprache Spitzbuben und Lumpengesindel nennen; geht's zu bunt her, dann publizirt man das Martialgesetz; das ist so ein Pfiff der Aristokraten, weil man alsdann alles niederhaut oder zusammenschießt, wodurch denn eine Art von Gleichgewicht und Ausgleichung Statt findet, u. s. w.

1790.

Voltaire schreibt im Jahre 1764, unter andern, folgendes an den Marquis v. Chauvelin, Französischen Gesandten im Haag.

"Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution aus, die unfehlbar eintreten wird, und deren ich mich als Zeuge nicht erfreuen werde.

„Die Franzosen gelangen spät zu allem, aber sie langen doch am Ende an.

„Das Licht hat sich allmälig dermaßen verbreitet, daß man bei der ersten Gelegenheit losbrechen wird; und dann wird es bunt hergehen.

„Die jungen Leute sind zu beneiden, sie werden schöne Sachen erleben (*)."

(*) Allerdings, die Permanenz der Guillotine und, Gott weiß, wie viele

Rede des Grafen Mirabeau, in der Morgensitzung am 11. Juny, über den Tod Benjamin Franklin's.

Franklin ist todt. . . . Zurückgekehrt in den Schooß der Gottheit ist der Geist, der Amerika frei machte, und über Europa Lichtströme ausgoß.

Der Weise, der zwei Welten angehört, der Mann, um den sich die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche streiten, behauptete allerdings einen erhabenen Standpunkt unter dem Menschengeschlecht.

Lange genug haben die Staatskabinette den Tod derer angekündiget, die nur in einer prunkenden Leichenrede groß erschienen. Lange genug hat Hofsitte gleisnerische Trauer angeordnet. Nationen müssen nur die Trauer ihrer Wohlthäter tragen. Die Stellvertreter der Völker müssen deren Huldigung nur die Heroen der Menschheit anempfehlen.

Der Congreß hat in den vierzehn vereinigten Staaten für den Tod Franklins eine zweimonatliche Trauer anbefohlen, und Amerika zollt in diesem Augenblick diesen Tribut der Verehrung einem der Väter seiner Verfassung.

Wäre es Unser nicht würdig, meine Herren, uns dieser religiösen Handlung anzuschließen, Antheil zu nehmen an dieser vor dem Angesicht der Welt dargebrachten Huldigung, welche den Rechten des Menschen so wie dem Weltweisen gilt, der am meisten dazu mitgewirkt hat, die Eroberung derselben über den ganzen Erdkreis zu verbreiten? Altäre würde das Alterthum jenem gewaltigen Genie errichtet haben, welches, zum Besten der Menschheit, mit seinen Gedanken Himmel und Erde umfassend, den Donner und die Tyrannen in Schranken zu halten vermochte. Das aufgeklärte und freie Europa ist wenigstens einen Beweis des Andenkens und der Trauer einem der größten Männer schuldig, die jemals der Philosophie und der Freiheit gefrommt haben.

Millionen erwürgter oder elend gemachter Menschen abgerechnet. Die süßen Träume der Philosophen arten beim Erwachen in eine garstige Wirklichkeit aus.

Ich trage darauf an, daß ein Beschluß abgefaßt werde, wie die Nationalversammlung drei Tage lang die Trauer um Benjamin Franklin anlegen solle.

(NB.) Die Nationalversammlung hat den Antrag des Grafen Mirabeau durch Akklamation angenommen und einstimmig dekretirt.

Auf dem Aushängeschilde eines Mannes, der wilde Thiere für Geld sehen ließ, stand auch der große königliche Tiger. Um nicht in den bösen Geruch des Royalismus und Aristokratismus zu kommen, ward der Tiger umgetauft, und nun heißt es auf dem Schilde der große National-Tiger.

Einige Anekdoten aus England, vom Jahr 1790.

Aus einem Tagebuche Grimm's.

Man gab auf der Bühne ein Stück mit Paësiello's Musik. Diese ward lebhaft beklatscht, ungeachtet es mir unmöglich war, darin die köstliche Melodie Paësiello's zu erkennen, alle Gesänge glichen mehr oder weniger der Musik eines Englischen Contretanzes. Ueberdies taugt die Englische Sprache noch viel weniger zur Musik, als die Französische.

Es war nach der Genesung des Königs im Schauspiel Sitte geworden, bei jeder Vorstellung God save the King zu fordern. Als ich einst zugegen war, verlangte man dasselbe Lied mit wiederholtem und ungeheurem Geschrei. Diesem steuerte plötzlich die sehr durchdringende Stimme eines Mannes, der mit seinem mürrischen und ungeduldigen Tone, worüber alles in Gelächter ausbrach, ausrief: God save the King. God save us all!

Die Französische Revolution fand anfänglich in England allgemeinen Beifall, und man machte auf alle Ereignisse derselben satyrische Gemälde und Zerrbilder. So sah man auf einem dieser letztern einen unglücklichen Fürsten genöthiget, die Constitution zu

verschlucken, welche Philipp Capet und der ältere Riquetti (*) demselben eben nicht auf die manierlichste Art zusteckten; der despotische Ekel dawider war unter dem schmutzigsten Bilde ausgedrückt, und dabei ging dem Fürsten ein Zettel mit den Worten aus dem Munde: Denkt ihr denn, daß so etwas wie eine gebratene Lerche hinabgleitet?

Ein Mitglied vom Hause der Gemeinen hatte eines Vergessens wegen vor den Schranken des Hauses knieend Abbitte thun müssen. Als er sich wieder erhob, wischte er die Beinkleider mit dem Ellenbogen ab, und sagte dabei ziemlich vernehmlich: Sah ich doch in meinem Leben noch nicht ein solches Schmutzloch!

Anacharsis in Paris, oder Schreiben von Jean Baptiste Cloots (**) an einen Deutschen Fürsten.

Schwerlich kann man mit mehr Enthusiasmus alle die Seligkeiten schildern, deren die Hauptstadt sich gegenwärtig erfreut. Um vollends seinen erlauchten Korrespondenten zu verführen, verheißt er demselben, daß bei den Jakobinern, diesem Club der Ekel-freunde der Constitution, er seinen Vetter, den Prinzen v. Hessen, den wir den Bürger Hesse nennen, zwischen dessen Schneider und Schuhmacher sitzend treffen wird. Nun zweifle mir noch Einer, nach einem so unverhofften Glücke!

Ein Mann, der des Glaubens war, daß Mirabeau die Zusammensetzung des neuen Ministeriums betrieben habe, bezeugte demselben seine Verwunderung darüber, wie er solche Männer habe wählen können. Sehen Sie denn nicht, erwiderte ihm Mirabeau, daß das bloß Bediente sind, die auf ihre Herren warten?

(*) Familienname Mirabeau's.

(**) Ein Deutscher Querkopf, reich und von Geburt, den die Revolution nach Paris lockte, wo er sein Vermögen versplitterte und seinen Kopf der Guillotine hingab. Er hatte von einer öffentlich von ihm gegebenen Posse den Beinamen des Redners des Menschengeschlechts erhalten. Bekannter ist er unter dem Namen Anacharsis Cloots.

Grimm's und Diderot's

Correspondenz

von 1753 bis 1790,

an einen

regierenden Fürsten Deutschlands

gerichtet.

Zweiter und letzter Band.

Jede Zeit besteht aus zwei Theilen, dem Schluß der vergangenen und dem Anfang der folgenden Periode.

Jean Paul.

Brandenburg, 1823.
Gedruckt und verlegt von Wiesike.

Vorerinnerung.

Als ich vor drei Jahren Grimm's und Diderot's Correspondenz im Auszuge herausgab, glaubte ich den Waizen von der Spreu des Originals so gut gesichtet zu haben, daß keine ersprießliche Nachlese mehr möglich wäre. Gleichwohl, da ich seitdem im Originale hin und wieder las, und darin noch so manche schöne Aehre, so manch nettes Körnlein gewahrte, wandelte mich als gewissenhaften Haushalter einerseits Reue an über die Wähligkeit meines Sichtens und Sammelns (mitten im Ueberflusse wird man ja so leicht kießättig), andrerseits Lust das von mir Dahintengelassene demüthig nachzuho-

len. Dazu kam der für mich aufmunternde Beifall, mit welchem mehre der preiswürdigsten Männer deutscher Nation meine erste Bearbeitung aufgenommen hatten. Und so ist denn dieses zweite und letzte ganz in dem nämlichen Geiste gearbeitete Bändchen entstanden, das sich den Beifall der Kenner nicht weniger wünscht.

Der mir seit dem Abdrucke des ersten Bandes zu Theil gewordene Supplementband vom ehemaligen kaiserlichen Bibliothekar Barbier zur Original-Correspondenz hat mir keine weitere Ausbeute gewährt, als daß ich den seit vielen Jahren aus dem Buchhandel gänzlich verschwundenen geistreichen Aufsatz Grimm's: der kleine Prophet von Boehmischbroda daraus übersetzt, und diesem zweiten Bändchen angehängt habe. Außerdem enthält jener Supplementband noch: 1) Briefe über die deutsche Literatur im Jahre 1750, allenfalls für Franzosen brauchbar; 2) Ueber das lyrische Drama; 3) Briefe an Friedrich II., von geringer Bedeutung; 4) Nachträge zu den sechszehn Bänden der Correspondenz, von denen kei-

ner die Aufnahme verdiente; und endlich 5) Anmerkungen zu der gesammten Correspondenz, ohne allen Werth für den deutschen Leser. Herr Barbier erscheint darin als ein höchst gewissenhafter Bibliothekar, der in seiner Bibliothek gut Bescheid weiß (was nicht allenthalben üblich ist), die unbekanntesten Namen aller längst vermoderten Schriftsteller, die Titel aller todt zur Welt gekommenen Geistesprodukte anzugeben versteht, alles berichtigt, wonach wir nicht fragen, hingegen jedesmal unsere Neugier im Stiche läßt, wenn es z. B. darauf ankommt, uns den bloß mit einem Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen eines vornehmen oder noch lebenden Taugenichts deutlich auszubuchstabiren. So weit meine Bekanntschaft mit der französischen Sitten- und Literaturgeschichte zureicht, habe ich diesem Uebelstande abzuhelfen gesucht, wie dies auch bereits im ersten Bande der Fall gewesen ist.

Dem achtungswürdigen Rezensenten von Grimm's Correspondenz in der Hallischen Literatur-Zeitung bezeige ich dadurch meinen Dank, daß ich dem von ihm mit

Recht gerügten Mangel eines alphabetischen Registers mit dem zweiten Bande abgeholfen habe. Sein Beifall ist mir um so schmeichelhafter gewesen, da Er selbst mit der französischen Literatur innigst vertraut, und sein Kunstrichteramt als ein Ehrenmann übend, jedem wohlgemeinten Streben gern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Den Wortklaubern und Geistesarmen habe ich nichts zu sagen, weder im Guten noch im Bösen.

Hat Göthe einst, wie er selbst erzählt, Grimm's und Diderot's Correspondenz im Original (*) mit großem Bedacht eifrig studirt, und sich dankbar daran auferbaut, so kann ja wohl für uns, die wir mit Recht jedes Thun und Lassen des herrlichen Kopfes anstaunen, aus der deutschen Bearbeitung der Correspondenz auch jetzt noch einiger Gewinn abfallen. Wie anziehend übrigens das Werk in mehrfacher Hinsicht für

---

(*) Barbier berichtet, daß Grimm von seiner an Fürsten gerichteten Correspondenz mehre Abschriften habe anfertigen lassen, die gegen Zahlung von dreihundert Franken jährlich an begüterte und leckere Privatpersonen vertheilt worden, woraus die gedruckte Correspondenz eigentlich entstanden sei.

ihn gewesen, erhellet zum Theil aus dem von ihm selbst in Kunst und Alterthum erwähnten Umstande, daß er eines Tages wohlgelaunt, halb im Scherz, halb im Ernst, die in der Correspondenz vorkommenden lobenden und tadelnden Ausdrücke ausgezogen, davon ein alphabetisches Verzeichniß geordnet, und, zu seinem Befremden, eine bei weitem mehr scheltende als ehrende Terminologie gesammelt habe. Da er über diesen Gegenstand sich noch näher zu erklären gedenkt, bemerke ich bloß in Beziehung auf sein Befremden, daß ein kritisches Werk, wie das Grimmsche und jedes andere der Art, ja nothwendig mehr Tadel als Lob, mehr Schelt- als Schmeichelworte, mehr Wermuth als Honigseim, enthalten müsse, und zwar vielleicht aus eben dem Grunde, warum Dante's Hölle uns weit lebendiger und mannichfaltiger ergreift, als dessen Paradies, das Danziger Gemälde der Verdammten weit phantasiereicher und erwecklicher ist, als das der Seligen, und endlich selbst die mit Zahn und Kralle gerüsteten Xenien die zahmen an Zahl und Ergötzlichkeit sehr überwiegen.

In der Kunst stehen nun einmal die Wölfe und Affen bei weitem höher als die Schafe, und längst hat das blutgierige Trauerspiel und das schadenfrohe Lustspiel in allen Ländern der Welt die lammfrommen Schäferspiele verdrängt. Ja selbst im alltäglichsten Verkehr wird das Schaf für uns nur dann erst interessant, wann es geschoren oder geschunden wird.

B.

1753.

Am Eingange der Tuilerien sitzt in einer Tonne ein Blindgeborner, der sich damit beschäftiget, daß er allerlei kleine Spielereien verfertigt und zuweilen mit den Vorübergehenden plaudert. Auch Piron, unter andern, hat mit demselben lange Unterredungen gehabt. Der Blinde, der ihn oft versicherte, wie gut er dessen Talent für die Dichtkunst kenne, hat ihn vermocht, für ihn Verse zu machen, welche seit einigen Tagen auf der Tonne aufstehen. Sie scheinen mir höchst naiv und einfach.

Christen, die ihr wandelt hier,
schenkt ein klein Almosen mir:
hört auf eines Blinden Flehen.
Seh ich gleich den Geber nicht,
Gott wird ihn gewißlich sehen,
ihm vergelten vor Gericht.

Diderot hat für den Vorhang des neuen Opernsaales folgende Inschrift vorgeschlagen:

Hic Marsyas Apollinem.

Hier wird Apoll vom Marsyas geschunden.

1755.

Abbé Prevot hat in einem Journale eine Behauptung aufgestellt, die es verdient, näher geprüft zu werden. Er glaubt, daß in Italien die Mangelhaftigkeit des geselligen Umganges die Fortschritte der komischen Bühne gehemmt habe. Er konnte füglich

hinzusetzen — in allen übrigen Theilen Europa's; denn der gesellige Verkehr ist dort eben so mangelhaft wie in Italien, und die komische Bühne ebenfalls nicht weiter vorgeschritten. In der That, ungeachtet es in den Lustspielen anderer Nationen, und in den spanischen Stücken besonders, treffliche Späße und höchst komische Einzelnheiten giebt, muß man doch gestehen, daß, Dank sei es dem Genie Moliere's, nur auf der französischen Bühne das Lustspiel eine gewisse Stufe der Vollendung erreicht hat; und auf der andern Seite, stellt Jedermann, und das mit Recht, Frankreich über alle Länder der Welt, was den Zauber, die Milde und die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens betrifft. Es könnte daher wohl die Frage entstehen, ob beide Erscheinungen Hand in Hand gehen, ob die eine nothwendig die andere erzeuge? Abbé Prevot beweist seine Behauptung auf folgende Art: Die Scene, sagt er, hat schwerlich einen größern Umfang als die Sitten; und in einem Lande, wo man sich wenig mittheilt, wo die Weiber, ohne welche es keine wahre Geselligkeit giebt, lange unter einer Art Verschluß gelebt, und immer noch einer großen Zurückhaltung unterworfen sind, was bleibt da zu malen übrig? Nichts als ganz allgemeine Thorheiten oder Mängel, die gewissen Gewerben von Natur ankleben. Eine wahrlich höchst unergiebige Quelle, wenn man dagegen jene Menge von Charakteren hält, welche das tägliche Treiben einer durch beide Geschlechter belebten Geselligkeit den ächten Sittenmalern eben so mannigfaltig als reichlich in die Hände liefert. . . . . Das ist der Vortheil des geselligen Verkehrs; allein zwei Seiten darauf scheint unser Verfasser sich zu widersprechen, und das, was er so eben erst aufgestellt hatte, wieder umzustoßen. Trotz allen Mängeln der italienischen Bühne, sagt er, muß man dennoch gestehen, daß sie nicht nur einige gute Stücke besitzt, sondern auch, daß die Charaktere darin bei weitem schärfer ausgeprägt als in den unsrigen sind. Eine übertriebene Aengstlichkeit lenkt uns oft von dem vorgesteckten Ziele ab. Unsere Sitten, weniger kräftig als die unserer Nachbaren, geben unserm Pinsel zu viel Schüchternheit. Aus Furcht, wir könnten leicht der Natur zu nahe treten, bekommen wir sie nicht zu Gesicht. Diese Besorgniß ist Schuld, daß wir häufig diesseit des Tragischen zurückbleiben, und noch weit häufiger sind unsere Charaktere im Komischen nur durch höchst schwache Schattirungen von einander unterschieden, weil es unseren Gemälden so wie unsern Empfin-

dungen an Innigkeit und Tiefe gebricht. Die höchste Abgeschliffenheit, welche die Natur modelt und mildert, macht, daß diese an Gehalt und Gepräge einbüßt. . . . Das sind die großen Nachtheile des geselligen Verkehrs, denn man darf keineswegs daran zweifeln, daß diese Abgeschliffenheit, diese Schüchternheit des Genies, diese übertriebene Aengstlichkeit und Verschämtheit, ihren Ursprung bloß unserer Sitte verdanken, unser Leben in Gesellschaft und einem unausgesetzten Verkehr u. s. w. zuzubringen. Was ergiebt sich denn aus dem System des Abbé Prevot? Es hat fast das Ansehn, als habe er es selbst nicht allzusehr ergründet und aufgeklärt. Hier ist es in zwei Worten: Unter einem Volke, wo das gesellige Leben noch nicht zur Reife gediehen, wo der tägliche und gegenseitige Verkehr weniger als in Frankreich erleichtert und festgestellt ist, giebt es mehr Charaktere, mehr Originale, markirtere Sitten; daher würde dort ein Mann von Genie mehr Muster und einen weit ausgedehnteren Spielraum für seine Talente antreffen. Allein, da unter einem solchen Volke der Verkehr schwieriger ist, und die Gelegenheiten, sich mitzutheilen, weniger häufig vorkommen, so würde es einem Manne von Genie nicht so leicht werden, wie unter uns, Beobachtungen anzustellen, dieselben nach Willkühr zu wiederholen und nachzumalen. Freilich fragt es sich dabei, ob dieser Nachtheil nicht geringer sei als derjenige ist, daß es uns an wahrhaft originellen Charakteren und scharfgeprägten Sitten gebricht. . . . . Ich wünschte wohl, daß Jemand sich die Mühe geben möchte, diese Frage aus einem höhern Gesichtspunkte zu erfassen, und uns die Vortheile und Nachtheile des täglichen Verkehrs auseinanderzusetzen, so wie des Einflusses, der daraus entspringen würde für unsern Charakter, unsern Geist, unsern Geschmack, unsere Erzeugnisse aller Art, unsere Leidenschaften, unsere Weise zu fühlen, zu urtheilen und zu handeln. Dies gäbe Stoff zu einem ansehnlichen Werke, und wäre eine Aufgabe für unsere besten Köpfe. Unterdessen, daß sich Jemand findet, der sich einer für das Publikum so ansprechenden Arbeit unterzieht, wollen wir einige darauf Bezug habende Fragen untersuchen, und besonders auf einige Nachtheile aufmerksam machen, welche der Geist des Beisammenlebens zur Folge gehabt, und von denen uns zu heilen es nicht mehr möglich ist.

1. Jemehr unter einem Volke der gesellige Verkehr sich vervollkommnet, um so weniger Charaktere trifft man unter diesem

Volke an, um so oberflächlicher oder abgerundeter sind dessen Sitten. Ich denke mir einen einsam lebenden Philosophen, der, nachdem er scharf nachgedacht über die menschliche Natur, über die Fähigkeiten unsers Körpers und unsers Geistes, sich urplötzlich in unsere Pariser Zirkel versetzt sähe. Die ersten Tage über möchte er sich wohl in gewaltiger Verlegenheit befinden, und seine Verlegenheit könnte um so länger anhalten, je bescheidener und je mißtrauischer er in seine eignen Einsichten wäre. Anfänglich würde er finden, daß Allewelt sich ähnlich siehet; allein das Drolligste in seiner Lage wäre wohl dieses, daß es ihm überaus schwer fallen würde, zu sagen, ob er unter Leuten von Geist oder einer Rotte von Pinseln sich befinde. Da Jedermann wie Jedermann spricht, und Allewelt dieselbe und nämliche Haltung und Miene hat, wie wäre es ihm da noch möglich, gleich beim ersten Anlauf den ächten Geist vom unächten, nämlich von der Phrasenmacherei, zu unterscheiden? Nach vielen Versuchen und langem Nachdenken, würde er allmälig beginnen, den Unterschied zwischen dem guten und dem schlechten Ton, dann den der Charaktere und der Neigungen, und endlich den des ächten Geistes und des Geschnatters, zu fühlen. In der That, damit der gesellige Verkehr bestehen könne, müssen alle zu sehr hervorstechende Ecken der Charaktere abgestumpft werden, und Allewelt sich ähnlich sehen; denn, um in der Gesellschaft sich behaglich zu fühlen, muß man von Kindesbeinen an lernen, seinen Willen dem allgemeinen Willen unterzuordnen, und damit endigen, daß man keinen eignen mehr hat. Da nun Jeder seinerseits sich in dieser Gefälligkeit und in diesem immerwährenden Opfern übt, muß nothwendig daraus eine allgemeine Aehnlichkeit entstehen, und ein Jeder muß seinerseits etwas von seinem Charakter einbüßen, besonders aber von jenem originellen Anstrich, den man, hat man ihn einmal, nie wieder los werden kann. Aus dem Grunde ist unsere Höflichkeit, worauf wir so großen Werth legen, so verschieden von der Urbanität der Alten, die, da sie an der Staatsverwaltung Theil nahmen, und folglich gewichtigere Gegenstände auf ihren Schultern ruheten, nicht Zeit hatten, aus einem Zirkel in den andern zu hüpfen, ihren Müssiggang und ihre Geschäftslosigkeit zur Schau umherzuschleppen, und mithin sich nicht in der Nothwendigkeit befanden, ein fortdauerndes Studium aus der Unterdrückung oder Verhüllung der angebornen Neigungen zu

machen; damit die Eitelkeit Anderer nicht verletzt werde. Von dem Augenblick an, wo ein Mensch dem allgemeinen Willen die Spitze bietet, und es sich gelüsten läßt, einen Willen für sich allein zu haben, heißt es sogleich: der Mensch ist in der Gesellschaft ganz unausstehlich. Aber diese übertriebene Aengstlichkeit, welche zur Folge hat, daß wir im täglichen Verkehr die Unähnlichkeit der Weise Anderer mit der unsrigen so ungeduldig ertragen, nachdem sie die Charaktere aus der Gesellschaft verbannt, hat die Langeweile und die Einförmigkeit darin einquartiert, und wir suchen den traurigen Wirkungen dieses Ungemachs vermittelst eines eiteln und unruhigen Treibens abzuhelfen, indem wir in einem fort unsern Platz wechseln, von einem Gegenstande zum andern hinüber flattern — ohne wahren Genuß, ohne Bedürfniß, ohne Beweggrund. . . .

II. Aus eben den Gründen sind der Geist und die Vollendung des geselligen Verkehrs dem Genie und dessen Aufschwunge nicht weniger entgegen; auch ragen unter uns die erhabenen Geister nur dadurch hervor, daß sie alle Hindernisse überwältigen, und alle die Hemmketten von sich werfen, welche unsere Gesetze der Klugheit, des Betragens und des Anstandes, ihnen unaufhörlich anlegen möchten. Alle gewöhnliche Köpfe, die, mit Beibehaltung ihrer Urkraft, noch was ganz Wackeres erzeugt haben würden, schmiegen sich unter das Joch jener tyrannischen Gesetze, und sinken zu Boden, aus Mangel an Spannkraft. Allein nie wird euch ein durch seinen Geist berühmter Mann aufgestoßen seyn, der nur aus dem allgemeinen Ton gepfiffen hätte. In seinem Wesen behält er stets etwas Absonderliches bei, das ihn sogleich vor allen Andern auszeichnet. Woher nähme er auch, in der That, die Zeit und den Muth, die Manieren Anderer sich anzueignen, und aus dergleichen Armseligkeiten sich ein Studium zu machen? Und was ist wohl noch von einem Manne zu erwarten, der die Geduld hat, sich darin fein fleißig zu üben, eine Verbeugung wie alle Uebrigen zu machen? Ich kann nicht umhin, hier im Vorbeigehen ein Paradoxon aufzustellen, welches näher geprüft zu werden verdient, nämlich: bei gegenwärtiger Bewandniß der Dinge, und da der Geist des geselligen Verkehrs unaufhörlich in uns das Genie erstickt, ist wohl nichts der Erhaltung desselben so günstig, als etwas geschwächte Sinne. So wird ein äusserst blödes Gesicht euch daran hindern, tausend kleine

Manieren, tausend Armseligkeiten zu bemerken, und nie kann es euch gelüsten, dieselben euch anzueignen, weil sie stets euerm Blicke entgangen sind. So wird ein etwas stumpfes Ohr euch verhindern, die Verschiedenheit der Töne zu unterscheiden, und ihr seid vor der Sucht, euch darin zu üben, gesichert, weil ihr nicht habt darauf merken können. Auf diese Weise wird euer mitten in der Gesellschaft in sich selbst konzentrirtes Genie seine Kraft und Zuversicht bewahren, und von den Gefahren rings herum nichts zu besorgen haben. . . . .

III. Anfänglich sollte man glauben, nichts sei den Fortschritten des Geschmacks günstiger, als die Vollendung des geselligen Verkehrs. Diese immerwährende Mittheilung unserer Weise zu fühlen und zu urtheilen müßte natürlich unseren Empfindungen und Urtheilen mehr Schärfe verleihen; besieht man das Ding bei Lichte, so werden wir finden, daß der Geist des geselligen Verkehrs denselben sehr entgegen ist. Aus unserer Sitte, in Gesellschaft zu leben, entspringen zwei Nachtheile. Der erste ist dieser, daß wir oberflächlich und frivol bleiben; nichts ergreift uns lebendig, nichts ziehet uns ganz besonders an; eine weibische Weichlichkeit und Trägheit schleichen in die Zirkel der Müßiggänger, entnerven bald unsere Seele und rauben ihr das Empfindungsvermögen, und unser in Traum versenkter Geist schwatzt lieber in den Tag hinein, als daß er wachend sich anstrengte, etwas zu ergründen; die männliche und angreifende Schönheit alles dessen, was groß ist, erschüttert uns nicht mehr, wir bleiben am Winzigen kleben, und unser Geschmack wird kleinlich, schwankend, und berührt nichts als Oberflächen. Ein anderer nicht weniger gefährlicher Nachtheil, und demüthigender noch, ist der, daß sich in allen Gattungen der Literatur, der Künste und Gewerbe ein erkünstelter und widernatürlicher Geschmack einschleicht, der seine Entstehung dem Gehirn irgend eines Pedanten verdankt (denn deren giebt es in allen Klassen und allen Gewerben), und, ohne weitere Prüfung, bei der Menge Eingang findet. Auch sieht man unter uns nichts so häufig, als daß ein Tropf, der die Beharrlichkeit hat, einige Zeit hindurch Dasselbe zu wiederholen, am Ende zahlreichen Anhang findet, und zwar nicht bloß unter den noch größern Tröpfen, sondern unter einer Menge ganz gescheidter Leutchen, die aber die Mühe der Selbstprüfung scheuen, und bei sich selbst sprechen: Er muß ja wohl Recht ha-

ben, sonst würde er sein Urtheil nicht mit so viel Zuversicht aussprechen, aber er ist seiner Sache gewiß. So sehen wir die willkührlichsten und ungegründetsten Meinungen zu Axiomen sich erheben, die keine weitere Erörterung gestatten, und auf welche die Dummheit nun Gebäude aller Art errichtet, welche der gesunde Menschensinn verleugnet und die Zeit zusammenstürzt. Auf diese Art entstehen gewisse Rufe im geselligen Verkehr, die an Schimmer und Dauer ganz den Irrlichtern ähnlich sind, und denen zufolge ein Zirkel es nie wagen dürfte, über die Schrift oder das Stück des Tages sein Urtheil auszusprechen, bevor man nicht den Ausspruch des Herrn N. N. vernommen, dem allein das Recht zugestanden worden, den Ton anzugeben, und der unter allen den Gimpeln gewöhnlich der gräßeste ist. Auch urtheln wir täglich ab über die Künste, die Wissenschaften, die Schauspiele, indem wir bloß die Regeln befolgen, welche Pedanterei und Albernheit aufgestellt, Frivolität und Trägheit anerkannt haben, obgleich wir uns sehr verwundern möchten, wenn man uns nach dem Grunde fragte, und wir sogar auch nicht einen einzigen vernünftigen angeben könnten. Ich spreche nicht von einem andern noch weit erheblichern Nachtheile, wenn jedoch es wahr ist, daß die Meinung und der Geschmack der Leute von gemeinem Schlage für die Fortschritte der Künste ganz gleichgültig seien, nämlich: der Mann von Geist, der frühzeitig daran gewöhnt wird, die Eindrücke Anderer aufzunehmen, und seinen Geschmack und sein Urtheil nach denen des Publikums zu modeln, büßt die Jungfräulichkeit seiner Ideen ein, und, indem er sie mit denen im Publikum festgestellten vermengt, beraubt er uns des großen Vortheils, welchen ein überlegener Geist seinem Zeitalter verschaffen muß, indem er demselben die Gegenstände aus einem neuen Gesichtspunkte zeigt. . . . Es ist klar, daß alle große Werke, alle Erzeugnisse des Genies in einem Lande Gefahr laufen, wo der Geist des geselligen Verkehrs allen Charakteren, allen Neigungen Ketten anlegt. Das Genie ist von Natur etwas rauh und spröde; je zahmer und glätter es wird, um so mehr büßt es an Energie und Kraft ein; auf der andern Seite, wie Abbe Prevot es sehr richtig bemerkt, müssen alle Erzeugnisse, die bloß der Tändelei gewidmet sind, die flüchtigen Poesien, die Versuche u. s. w., in einem Lande sehr weit gediehen seyn, wo die Gesellschaft der Hauptzweck ist. . . .

IV. Es wäre überflüssig, noch hinzuzufügen, daß in einem solchen Lande es einem an Zeit gebricht, kräftige und anhaltende Leidenschaften zu haben. Die Zerstreuung schlingt alles hinab; sie zwingt euch, mit jedem Augenblick die Gegenstände zu wechseln, und das ohne wahren Genuß, ohne Bedürfniß. Gerade die Leidenschaften entwickeln das Genie und erzeugen Großes und Schönes; und von allen Lastern ist die Flatterhaftigkeit das verderblichste, weil sie alle Tugenden schwankend und unnütz macht, und man nie einen Augenblick auf ein Volk rechnen kann, das ohne Festigkeit, ohne Consistenz ist.

Versuch eines Kinder-Catechismus,

von Abbé Raynal.

1. Es ist so süß, zu leben, zu denken, zu empfinden! Ich will leben, um der Natur zu gehorchen; denken, um die Wahrheit zu erkennen; empfinden, um die Tugend zu lieben.

2. Ich will Gutes thun, weil das zu thun angenehm ist; das Böse will ich unterlassen, weil es das Herz mit Schreck und Bitterkeit erfüllt.

3. Am Morgen will ich mein Herz der Freude öffnen, daß ich lebe und die Macht habe, Gutes zu thun; am Abend will ich mich dem Schlafe überlassen mit dem Wonnegefühl, daß ich in Unschuld gelebt habe. Den folgenden Tag will ich daran arbeiten, das Gute zu thun, welches ich den vergangenen Tag nicht gethan habe.

4. Aller Güter des Lebens will ich mich ohne Hochmuth und Ungerechtigkeit erfreuen; alles, was ich nicht habe, will ich ohne üble Laune und ohne Murren entbehren.

5. Wahrheit, sei du die Leuchte meines Verstandes. Tugend, sei du die einzige Nahrung meiner Seele. Wohlwollen, Liebe, Freundschaft, seid ihr das einzige Geschäft meines Lebens.

6. Lieben will ich die Menschen, weil sie Meinesgleichen sind; das Daseyn Anderer soll mein Daseyn verschönern; ausdehnen will ich mein Wohlwollen auf alle Menschen, auf daß es meinem Herzen nie an Liebe gebreche.

7. Ist es wahr, daß die Menschen schlechter sind, als sie waren, so sollen Nachsicht und Sanftmuth meine unzertrennlichen Begleiter seyn, damit die Laster und die Mängel Anderer mich nicht zwiefach unglücklich machen.

8. Anderer Wohl soll auch mein Wohl seyn, denn ich werde ihr frohes Herz erblicken; den Unglücklichen will ich beklagen, dem ich nicht zu helfen vermag; seinen Kummer will ich mit ihm theilen, weil das sein Herz erleichtern wird; den Gottlosen und dessen Handlungen will ich vergessen, weil ich ja sonst ihn hassen müßte.

9. Ich will nur leben, um das zu lieben, was gut und liebenswürdig ist; mein Herz will ich verschließen dem Gift des Hasses und des Neides, damit mein Herz nicht verderbt werde; die Ungerechtigkeiten Anderer will ich erdulden, ohne mich zu beklagen, weil ihre Bosheit sie schon unglücklich genug macht.

10. Im Glücke will ich milde und gefühlvoll seyn, um mich dessen werth zu machen; im Unglücke geduldig und muthig, um es zu überwinden.

11. Murren will ich nicht über die Ereignisse des Lebens, weil ich weder Ursach noch Endzweck kenne. Bedenken will ich die Unermeßlichkeit des Weltalls und dessen Abgründe, um mich von dem hoffärtigen Wahn zu heilen, als sei ich Etwas. Aber auch bedenken will ich, wie sorglich die Natur ihre kleinsten Geschöpfe pflegt, auf daß ich mich nicht verlassen wähne.

12. Es soll meine Erholung seyn, daß ich die Ordnung und die Herrlichkeit der Natur beschaue, damit ich stets Veranlassungen habe, mich zu freuen. Alle lebendige und leblose Wesen gehorchen ihrem Gesetze, und finden ihr Glück in ihrem Gehorsam. Ihrem Willen will ich mich unterwerfen, damit auch ich glücklich sei.

13. Bewundern will ich die Arbeiten und die Tugenden des Menschen, und seinen Muth und seinen Geist, und die Erhabenheit seiner Gedanken, und mich freuen, daß auch ich ein Mensch bin. Aber du, o Mensch, der du zu dem Schlamme des Lasters und der Schlechtigkeit dich herabgewürdigt hast, dein Andenken sei vertilgt aus meinem Gedächtnisse, auf daß ich nicht über mein Wesen erröthe.

14. Hoffnung, erfülle du mein Herz mit der Gewißheit, daß ich mein Leben in Unschuld hinbringe, damit ich Lust bekommä,

zu leben. Nie ermüde mein Herz vom Gutesthun. Das Leben will ich als ein flüchtiges Gut betrachten, so ich ohne Murren zurückgeben muß, weil ich werde dasselbe ausgekauft und genossen haben.

15. Du, der du meine Schicksale lenkst, trage mir die Erfüllung recht vieler Pflichten auf, auf daß mein Herz recht viele Veranlassungen zur Freude habe. Lieber ende mein Daseyn, als daß ich ein Verbrechen begehe. Nie möge ich so unglücklich seyn, daß ich das Unglück eines lebendigen Wesens verursache. Nie soll die Falschheit Zutritt zu meinem Herzen haben, die Lüge nie meine Lippen berühren, denn ich kann ja dann nur mich glücklich fühlen, wenn ich so mich zeige, wie ich bin.

Man erinnert sich wohl noch der Hänselei, welche eine Rotte lustiger Vögel mit dem Pfarrer Le Petit van Mont-Chauvet in der Normandie, dem Verfasser des Trauerspiels: David und Bathseba, vorgenommen und ausgeführt hatte. Man hatte ihm, unter andern, weiß gemacht, daß einer seiner Zuhörer, Herr v. Margency, ein Poet von Profession, und für ihn ein gefährlicher Nebenbuhler sei; dergestalt, daß der Pfarrer von dem Augenblick an diesen mit den übertriebensten Schmeichelreden zu kirren suchte, ungeachtet man deutlich sah, daß er auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler einen unaussprechlichen Haß geworfen hatte. Nach beendigter Vorlesung begannen sie einen langen Streit über ihr Handwerk, und überschütteten sich gegenseitig mit Weihrauch. Das Ganze endigte mit einer Herausforderung. Herr v. Margency sagte, er arbeite gegenwärtig an dem Trauerspiele Nebukadnezar, einem höchst schwierigen und zarten Stoffe; wolle der Herr Pfarrer dasselbe Sujet behandeln, so könne man ja in acht Tagen wiederkommen, jeder die erste Scene seines Stücks mitbringen, um sie dem Urtheil der Versammlung zu unterwerfen. Der Pfarrer sagte zu; allein von seinen Kunstrichtern wenig erbaut, verließ er drei Tage nach der Sitzung Paris. Margency arbeitete indessen seine Scene aus, und hat sie seitdem, nebst einer schönen Dedikation, demselben nachgesandt. Der Scherz ist nicht übel gerathen. Hier diese erste Scene, worin Nebukadnezar seine künftige Gemahlin, Isabelle, unterhält.

Nebukadnezar.

Bevor zu Füßen dir ich lege meine Cron',
vernimm mein Wort, Prinzeß, liebreizende Person.
Lang' soll es werden nicht, das glaube du mir nur,
denn ich bin dir sehr kurz, und kurz zwar von Natur.

Isabelle.

Ei,, Prinz, das thut mir leid. . . . Was hast du zu berichten?

Nebuk.

Hör, Fürstin, setze dich, ich will dich unterrichten:
Ich war dir einmal jung, und wunderschön gebaut,
kurzum dem Amor gleich; das sagte man ganz laut.
Sprich, hättest du's geglaubt?

Isab.

Nein, sprech' ich frei heraus,
denn jetzt siehst du, mein Prinz, doch gar zu klatrig aus.

Nebuk.

Nun, nun, nicht allzusehr. . . . Ich folgte meinen Trieben,
fing an aus Leibeskraft dir das Pläsir zu lieben;
ein Muster war mein Hof von Pracht und Eleganz;
da gab's in einem fort Diners, Musik und Tanz;
wohl tausend Dirnen schön, zwar nicht so schön wie du,
von meinen Spenden voll, bedienten mich im Nu.
Ich rühmte überall mein Ansehn, meinen Seckel,
Wuchs, Witz, die Liebchen mein, und bis auf meine Teckel.
Dies Prahlen ward bestraft: der Himmel gar nicht faul
ergrimmte drob gar sehr, und schlug mich auf das Maul.
Genug er strafte mich, und jug mich aus dem Tempel,
um zu statuir'n an mir ein ewiges Exempel.
An einem Tag verlor ich's Regiment des Staats,
in einer Nacht ward ich so rauch wie eine Katz,
auf meinem krummen Leib wuchsen die Borsten mir,
es drangen aus der Stirn zwei Hörner stark und platt,
die einzigen, Gottlob! so je mich thäten zieren.
Prinzeß, so angethan, mußt' ich nun [illegible],

und auf vier Pfoten ich langsam vom Throne kroch
(Verdammter Hochmuth, ach, wohin führst du uns doch!).
Gewiß, Prinzeß, find'st du mein Schicksal allzuhart:
war sieben Jahr ein Beest, bevor dein Sklav ich ward.

Isab.

Ei, ei!... Jedoch, mein Prinz, spukt's etwa noch bei dir?....

Nebuk.

Will nicht verhoffen, daß du spottest, dummes Thier.
Schweig mir gleich mäuschenstill, und halt mich nicht für 'nen Peter.
Rauchhaarig wie ein Bär, und räudig wie ein Köter,
schlich ich nun durch den Wald, durchirrte Berg und Thal,
und fand mein Grasragout auf Feldern überall, u. s. w.

(Hieher gehört eine poetische Prachtschilderei von dem Landleben Nebukadnezars, als Vieh.)

Der Himmel milderte am Ende mein Geschick:
„verlaß den Wald, sprach er, und kehr nach Haus zurück;
„in deinem Kopf, mein Freund, sah's aus doch gar zu kraß,
„um dich davon zu heil'n, versucht' ich's mit dem Gras.
„Des Himmels Rach' verfliegt ja nimmer in der Luft,
„du wähntest dich ein Gott, und warst doch nur ein Schuft;
„mach, packe dich geschwind!" Flugs ohne Sang und Klang
macht' ich mich aus dem Staub; denk dran mein Lebelang.
Zweibeinig und gar flink auf meinen Thron ich kroch,
mein Volk bracht' jubelnd mir ein lautes Vivathoch!
Doch muß ich mich seitdem mit manchen Leiden plagen:
die Menge Gras und Heu verdarben mir den Magen,
bekam die Diarrhöe und Indigestionen;
(denk dir die reichlichen Evakuationen!)
Mein Leibarzt gab mir viel Rhabarber zum Purgiren,
Mein Leibbarbier hatt' auch am Leib viel zu rasiren u. s. w.

So eben ist unsere Literatur mit einem in seiner Art einzigen Werke beschenkt worden. Die Denkwürdigkeiten der Frau v. Staal in drei Bändchen haben ein erstaunliches Glück ge-

macht, und sind es werth. Voltaire's Prose beiseite, kenne ich keine lieblichere, als die Prose der Frau v. Staal. Eine Erzählung wie im Fluge, ein zartes und lebendiges Colorit, mehr denn ein Meisterzug in der Zeichnung, neue, scharfe und wahre Bemerkungen, eine sich stets gleichbleibende Natürlichkeit und Wärme, entscheiden den Werth dieser Denkwürdigkeiten in einem um so ausgezeichneteren Grade, da das Geschichtliche derselben an sich selbst wenig anziehend ist, und keine andere Reitze besitzt als diejenigen, welche die leichte und pikante Anmuth der Frau v. Staal über alles, was ihre Hand berührt, zu verbreiten weiß.

Frau v. Staal, welche vor ihrer Verheirathung Fräulein v. Launay hieß, starb vor fünf Jahren in einem ziemlich hohen Alter. Ohne einen betitelten Namen geboren, ohne Vermögen und fast aller Aussichten beraubt, führte der Zufall sie in ein Kloster zu Rouen. Dort fand sie einen Zufluchtsort, wo sie das erhielt, was wir die beste Erziehung nennen, obgleich unsere beste Erziehungsart noch ziemlich schlecht ist. Diese Erziehung begünstigte die Entwickelung ihres Geistes und ihrer Talente, ward aber auch die Quelle mancher Leiden. Nachdem Fräulein v. Launay die ehrwürdigen Klosterfrauen verloren, welche ihre Erziehung geleitet, aber sie durch übertriebene Zärtlichkeit verhätschelt hatten, nachdem sie tausendfachen Geisteskummer erfahren, wird sie am Ende unter die Kammerfrauen der Herzogin v. Maine aufgenommen. Man kann sich denken, wie sehr sie da an ihrem Platze war! Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das Vergnügen zu rauben, in ihren Memoiren ihr erstes Auftreten selbst nachzulesen, und mit welcher Ungewandheit sie ihr Amt verrichtete. Sie erschien rein blödsinnig. Die Selbsterzählung davon muß Sie entzücken. Ein Brief, den sie ganz zufällig an Fontenelle schrieb, und der von Hand zu Hand ging, entschied auf einmal ihren Ruf, und die große und feine Welt machte gewaltige Augen. Selbst am Hofe der Herzogin hatte keine lebendige Seele so was nur geahnt. Allmälig erwarb sie sich das Vertrauen der Herzogin, wobei sie jedoch immerfort noch alle Widrigkeiten ihrer untergeordneten Stellung zu verschlucken hatte. Sie hatte beträchtlichen Antheil an der Verschwörung der Herzogin gegen den Herzog von Orleans. Gebieterin und Dienerin wurden eingesperrt, Fräulein v. Launay in die Bastille. Hier zeigte sie eine unvergleichliche Festigkeit des Charakters und eine

ungewöhnliche Anhänglichkeit an die Herzogin. Trotz ihren ausgezeichneten Eigenschaften, ihrem musterhaften Betragen und einem ehrenvollen Rufe in der großen Welt, hatte sie eine Menge Hindernisse zu bekämpfen, um sich zur Gesellschaftsdame der Herzogin aufzuschwingen. Endlich, und nicht mehr jung, vermählte sie sich mit einem Herrn v. Staal, einem gebornen Schweizer, der in der Schweizergarde den Rang eines Obrist hatte (*).

Einen Auszug ihrer Denkwürdigkeiten werde ich nicht geben, sondern bloß einige Einzelnheiten anführen. Unsere Portraitmaler sollten wohl bei ihr in die Schule gehen. Denn sie skizzirt ihre Charaktere gewöhnlich in drei Zeilen und mit schlagender Wahrheit. Sie erzählt bloß, lobt und tadelt nie mit Vorbedacht, und trotz dem stellt sie die Wahrheit mit einer seltenen Kunst dar, wie mir dergleichen noch nie vorgekommen ist. . . . Der Charakter der Herzogin v. La Ferte ist so originell, so wahr und komisch, daß man ihn gewißlich mit dem größten Erfolge auf die Bühne bringen könnte. . . . Hier die Art, wie Frau v. Staal, bloß im Vorbeifluge malt; es ist vom Oberpräsidenten v. Memes die Rede. „Er war ein großer Höfling und ein mittelmäßiger Mensch, angenehm von Geist und geselligem Verkehr, „schwach, schüchtern, begabt mit solchen Fehlern, die sich zum „Gefallen eignen, und die Dienstfertigkeit ausschließen.“ . . . Der großherzigste Held in diesen Memoiren ist, meinem Gefühle nach, Herr v. Maisonrouge, Untergouverneur der Bastille, ein glühender Verehrer des Fräuleins v. Launay, aber unglücklich. Dieser wahrhaftige Charakter eines geradsinnigen aber beschränkten Mannes, von einer Herzenseinfalt und Biederkeit, wie sie schwerlich die Phantasie dichten könnte, ist so rührend, so herzergreifend, daß man gewaltsam zu ihm hingezogen wird. Dieser höchst ungewöhnliche Mann starb vor Kummer, als Fräulein v. Launay die Bastille verließ.

Es bleiben mir noch zwei Worte von den übrigen Verehrern unserer Heldin zu sagen. Sie zeichnet uns als etwas ganz Vorzügliches den Marquis v. Silly, den sie leidenschaftlich liebte,

(*) Vielleicht ergötzt den Uebersetzer irgend Jemand, wenn er hier bemerkt, daß sie kurz vorher im Begriffe war, den alten und gelehrten Dacier zu heirathen, wär's auch nur der Wortspielerei wegen.

und der nie sie liebte; troß ihrer glühenden Liebe für denselben, kann sie es doch nicht dahinbringen, daß ihre Leser ihn liebenswürdig fänden. Auch hat man mir versichert, Herr v. Silly sei wenig liebenswürdig, und in Hinsicht seines Aeußern und seines Geistes ein unausstehlicher Pedant, und ehrgeizig aus Charakter gewesen; diese letzte Eigenschaft hat ihm den Kopf verrückt: in einem Anfalle von Wahnsinn hat er sich zum Fenster hinabgestürzt. . . . Der Chevalier v. Menil, ein anderer Anbeter des Fräuleins v. Launay in der Bastille, war, nach Aussage aller, die ihn gekannt haben, der widerwärtigste und unerträglichste Mensch im Königreiche; sein Benehmen gegen seine Geliebte beweist genügend, daß es ein plattes und schlechtes Subjekt war. Dessenungeachtet zog sie ihn jenem biedern Maisonrouge vor.

Uebrigens war Frau v. Staal nichts weniger als hübsch. Auch giebt es Leute, welche behaupten, sie habe im geselligen Verkehr wenig Annehmlichkeiten gezeigt. Freilich mußten Leute voller Ansprüche ihre Geistes-Ueberlegenheit fühlen, und so was regt immer die Galle auf. Cokett war sie wohl nicht wenig; das besagen gar deutlich ihre Memoiren. Sie ward einst von einer ihrer Freundinnen befragt: wie sie in ihren Memoiren das Capitel ihrer Liebschaften abhandeln, und ob sie alle Einzelnheiten und kleine Geheimnisse ausmalen würde? Ich werde dem Publikum bloß meine Büste preisgeben, erwiderte Frau v. Staal (*).

(*) Die Veranlassung zum Schreiben an Fontenelle war kurz diese: In Paris zeigte man allen Neugierigen ein junges sehr reizendes Mädchen, Namens Tetar, wegen eines goldenen Zahnes, der ihr im Munde gewachsen seyn sollte. Auch der gelehrte und geistreiche Fontenelle ging zu ihr hin, untersuchte, fand den goldenen Zahn, und bekräftigte dies öffentlich. Nach einiger Zeit ward die kleine Gauklerin enthüllt, und Fontenelle hatte nicht für Spott zu sorgen. Er ward mit Stichelbriefen überschüttet, unter denen jedoch der des Fräuleins v. Launay, nach Fontenelle's eigenem Geständnisse, sich ganz vorzüglich auszeichnete. Fontenelle produzirte ihn zuerst, und Allewelt nahm Abschrift davon. Dieser Brief steht in den wirklich höchst anziehenden Memoiren, die indessen, glaube ich, ziemlich selten geworden sind. Eine deutsche Bearbeitung derselben wird nächstens erscheinen.

Der hartnäckige Philosoph.

Ein Pfarrer stärkte einen Sterbenden
und sprach: Ihr werdet wieder auferstehn. —
Ehrwürd'ger Herr, das geht unmöglich an;
Nein, nein, das glaube wer da will und kann. —
Wer das nicht glaubt, muß ewig brennen dort. —
Na, na, soll'n sehn, 's ist dran kein wahres Wort.

Bakon sagt irgendwo: Wer sollte es glauben? die Methode, welche den Unterricht abzukürzen scheint, hält die Fortschritte der Wissenschaften auf. Die Regeln sind eben so viele Beschränkungen oder Hemmketten, welche man dem Geist anlegt. Zwar sind eure Schritte abgemessener, allein wie weit werdet ihr damit kommen? Man müßte aus einem so beengten Horizonte heraustreten, und sich in der Sphäre einer gewissen allgemeinen Spekulation ausdehnen.

1756.

Die Chinesen, sagt man, befleißigen sich in ihren Gebräuchen, ihren Erzeugnissen, ihren Künsten und allen ihren Werken einer gewissen bizarren Originalität, welche sie nicht nur hindert, irgend ein fremdes Volk zu kopiren, sondern ihnen sogar die Nachahmung der Natur untersagt. Willst du diese schauen, sprechen sie, so schaue sie an und erfreue dich ihrer nach Belieben, ohne erst mühsam ihr Bild in den Werken der Kunst aufzusuchen. Wähnst du etwa, rufen sie ihren Malern und Dichtern zu, es besser als sie zu machen? — Richtet man seinen Blick auf eine Menge unserer neuesten Produkte, so möchte man fast in Versuchung gerathen, zu glauben, als hätten unsere Dichter und Künstler jene chinesische Maxime in deren ganzem Umfange sich angeeignet. Alles findet ihr in ihren Produkten, nur nicht die Natur und ihren erhabenen Charakter; sie besitzen ein ganz eigenes, wunderseltsames Geheimniß, die Wahrheit zu verletzen, bei jedem Schritte, den sie thun, und ihren Gesetzen recht geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Die

Die Chinesen müßten daher mit dem Unsinn unserer neuen Schauspiele und Dichter höchst zufrieden seyn, wenn es gegründet ist, daß sie die Schönheit eines Produkts nach ihren Maximen beurtheilen, und daß alles Naturwidrige auf ihren Beifall wirklich Ansprüche hat. Traut man jedoch weniger ihren Sentenzen als einem ihrer Produkte, welches seit einiger Zeit in Paris viel Aufsehn gemacht, so muß man einräumen, daß in China, wie in Frankreich, es in den Kunsterzeugnissen nur ein sicheres Mittel zu gefallen giebt, nämlich die Nachahmung der Natur. Bei Gelegenheit des Voltairischen Trauerspiels, l'Orphelin de la Chine, hat man das chinesische Trauerspiel, die Waise aus dem Stamme Tchao, von neuem gedruckt; es war früher vom Jesuiten-Missionair, dem Pater Premare, übersetzt worden. Es zeichnet sich durch jenes Genie aus, welches, indem es die Natur nachahmt, wie sie, das zu schaffen weiß, was gefühlvolle Herzen anregt und hinreißt; besonders merkwürdig ist es durch seine Naivheit und die Wahrheit des Dialogs, zwei unschätzbare und unsern neuern Anfertigern schlechterdings unbekannte Dinge. Entspräche die Anordnung dieses Trauerspiels mehrern darin häufig anzutreffenden erhabenen Stellen und schönen Einzelnheiten, so könnte es dreist mit dem Vollkommensten, so wir in dieser Gattung besitzen, sich messen. Eine der Seltsamkeiten dieses Stücks ist die, daß die handelnden Personen zu singen anfangen, sobald es darauf ankommt, heftige Leidenschaften auszudrücken, so wie Freude, Traurigkeit, Verzweiflung u. s. w. Diese Sitte hat das chinesische Trauerspiel mit der italienischen Oper gemein; denn die Aria der Italiener ist ursprünglich nur der Ausdruck der Leidenschaft und ihrer verschiedenen Regungen gewesen. Steht diese Aria an ihrer wahren Stelle, so beginnt sie stets mit der Leidenschaft; und der Mißbrauch, den mittelmäßige Dichter davon gemacht, stumpft deswegen nicht unser Gefühl ab für den wunderherrlichen Effekt, welchen sie in den Werken der Meister der Kunst hervorbringt. So gelangt Merope, in dem Moment, wo man ihr den Sohn entreißt, und sie aus dem stummen Schmerze erwacht, der alle ihre Gefühle gelähmt hatte, stufenweise zu jenem gewaltsamen, wahnsinnigen und tobenden Schmerze, der uns vor Schrecken und Mitleid erbeben macht; und die Aria beginnt gerade in dem Augenblick, wo die Heftigkeit der Leidenschaft den höchsten Punkt erreicht hat. So gelangt

eine verzagende Liebende, nachdem sie alles verloren, und sich nun ins Gedächtniß all das Gräßliche ihrer Lage nach und nach zurückruft, endlich zu dem Moment, wo sie ihrem Schmerze nicht länger gebieten kann — und hier gerade hebt die Aria an. Dieser bewundernswürdige Gang ist der Gang der Natur, welche dem Genie so in Italien wie in China dieselben Vorschriften ertheilt. Vergebens untersagen es daher die Chinesen ihren Künstlern, die Natur nachzuahmen. Denn es giebt keine Schönheit, zu welcher sie uns nicht das Muster lieferte, und alle Anstrengungen, welche man machen könnte, um sich von ihr zu entfernen und andere Mittel zu rühren und zu gefallen aufzusuchen, werden stets nur eben so viele zum Preise der Natur errichtete Trophäen, und eben so viele Denkmale von der Bizarrerie und dem Kleinigkeitsgeiste beschränkter Sterblichen seyn. In der That, damit die Maxime der Chinesen einen Sinn hätte, müßte es ja den Menschen möglich seyn, Kenntnisse einer andern Gattung zu erlangen, als diejenigen sind, so sie aus der Natur schöpfen, und besonders Ideen aus einer andern Ordnung der Dinge und andere Gesetze zu haben, als diejenigen, welche die Norm der Natur und ihrer Operationen bilden. Nur durch immerwährende Beobachtung und Nachahmung der Natur, wird der menschliche Geist sich stets neue Quellen der Schönheit eröffnen, und in dem Herzen seiner Mitgeschöpfe Eindrücke der Freude oder der Traurigkeit ganz nach seiner Willkühr aufzuregen im Stande seyn.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Utrecht verlangten die Holländer die freie Rückkehr der zu ihnen geflüchteten Franzosen in ihre Heimat. Welche Thorheit! Wer könnte wohl solche Forderung von gescheuten Staatsmännern erwarten? Und dennoch ist sie gegründet, wie wir das aus den Denkwürdigkeiten des Marquis v. Torcy ersehen. Den freien Abzug der übrigen Protestanten des Königreiches hätten sie für das wahre Interesse der Feinde Frankreichs verlangen müssen (*).

(*) Diese Forderung war nur eine der unzähligen Kränkungen, welche man an dem übermächtigen Ludwig XIV., und mit vollem Rechte, verübte.

Es ist noch einmal an der Tagesordnung, die Weiber zu verlästern. Es scheint, als haben die Männer zu allen Zeiten sich mit ihrer Lästerzunge an der Herrschaft rächen wollen, welche die Weiber durch die siegenden Reize der Schönheit und deren unwiderstehliche Zauber über die Männer ausüben. Zur Zeit Ludwigs XIV. waren die Schöngeister unerschöpflich an Epigrammen gegen das liebenswürdige Geschlecht; heut zu Tage, wo alles Philosophie ist, und selbst Weltleute damit Verkehr oder Verstimmung spielen, lästern wir die Weiber ganz methodisch und mit einer in den Augen des wahren Denkers höchst lächerlichen Pedanterei. Indessen läßt man es auch Köpfen von gemeinem Schlage hingehen, daß sie eine schlechte Logik haben, und durch elende Trugschlüsse über das entscheiden, was einzig und allein in das Gebiet des Gefühls einschlägt, so kann man doch dergleichen unmöglich Schriftstellern nachsehen, deren Schriften dazu geeignet sind, Licht zu verbreiten und in allen Dingen der Wahrheit die Ehre zu geben. Den Grundsätzen Buffon's zufolge, ist die physische Verbindung die einzige, so die Natur anerkennt; und jeder andere Verkehr zwischen Mann und Weib, jener Vorzug eines einzigen Gegenstandes vor allen übrigen, jene Anhänglichkeit an den erwählten Gegenstand, trotz allen Hindernissen, jene Wonnegefühle, von denen Liebende so gern und so viel reden, diese ganze zärtliche Philosophie leidenschaftlicher Seelen ist weiter nichts als ein Hirngespinnst, eine erträumte und erkünstelte Glückseligkeit, aus welcher in der Wirklichkeit nur Unglück und Unordnung entsteht. Rousseau zufolge, ist das Weib, von Natur und Temperament schwächer als der Mann, eben dadurch demselben untergeordnet, muß mithin ihm gehorsamen, und ihm alle ihre etwanigen Rechte abtreten. Demselben Grundsatze zufolge, kann die Mutter über die Kinder nicht die Gewalt und das Ansehn des Vaters haben, weil ihre körperliche Schwäche und ihre häufigen Unpäßlichkeiten ihr nicht gestatten, auf jene rüstige Kraft, deren sich der Mann erfreut, Ansprüche zu machen. Das nenne ich mir noch raisonniren! Als wenn in der Natur nur thierische

Schwerlich war es den Holländern Ernst damit, obgleich der Religionseifer der damaligen Zeit wohl einen Verstoß gegen die Politik begehen konnte. Solcher Verstöße sind wir gegenwärtig nicht mehr fähig.

Kraft der Maaßstab der Rechte wäre; oder, um zu Buffon's Meinung zurückzukehren, als wenn es so seltsam wäre, daß Wesen, mit einer Einbildungskraft begabt, deren Wirkungen sie weder verhindern noch gänzlich ersticken können, ihre Glückseligkeit in ideellen Dingen bestehen lassen. Eine solche Art zu philosophiren könnte höchstens für blödsinnige Wesen passen, Wesen, den Thieren selbst untergeordnet, von Gefühl und Denkkraft entblößt, und einzig und allein auf die Gesetze einer dämischen Sinnlichkeit beschränkt. Rousseau's Philosophie mag wohl auf Löwen und Tiger anwendbar seyn, deren Rechte in genauem Verhältnisse mit ihren Kräften stehen, allein sie ist der Vernunft zuwider, und des Anhängers der Gleichheit aller Stände völlig unwürdig.

Stellen wir zwei unumstößliche Grundsätze auf: erstlich ist das Weib in der physischen und moralischen Ordnung der Dinge gerade das, was es seyn muß, und es besitzt alle Vorzüge und Nachtheile, welche einem so konstituirten Wesen eigenthümlich seyn müssen; zweitens, mögen die Wirkungen der Schönheit und der Liebe auch eingebildet seyn, so äußern sie sich doch in der Wirklichkeit, und machen das Glück oder das Unglück des Menschen aus, so lange dessen Sinne der Einbildungskraft untergeordnet sind. Alles, was man übrigens den Weibern nachsagen kann, ist eine Verhöhnung der Vernunft und der Philosophie. Alle Gebrechen, so man ihnen zum Vorwurfe machen kann, sind das Werk der Männer, der Gesellschaft, und einer übelverstandenen Erziehung ganz besonders. Muß man, in der That, sich darüber wundern, wenn man sie voller Arglist, Heuchelei und Ränke siehet, da alle unsere Bestrebungen dahin zielen, ihnen Gefühle einzuflößen, und in ihnen zu nähren, welche die unbilligen Gesetze einer eingebildeten Schicklichkeit ihnen zu verhüllen und zu verheimlichen gebieten. Unaufhörlich getheilt zwischen jenen von der Natur selbst gebotenen Gefühlen und den Gebräuchen, welche eine bizarre Sitte, ein vernunftwidriges Herkommen, zur Pflicht erhoben haben, wie wäre es ihnen da möglich, sich aus einem Labyrinthe herauszuziehen, wo alles Wahre und Naturgemäße Hirngespinnsten und Künsteleien aufgeopfert wird? Man kann behaupten, ohne Nachtheil für uns, daß unsere Erziehung überhaupt höchst elend, und in ihren Grundsätzen dem gesunden Menschenverstande und der Vernunft häufig entgegen ist; allein die der Weiber ist bei weitem jämmerlicher. Verzplittern wir unsere

früheren Jugendjahre damit, daß wir auf gelehrten Schulen Gehaltlosigkeiten erlernen, welche man nicht schnell genug wieder vergessen kann, so flößt man uns doch wenigstens, so bald wir in das öffentliche Leben treten, die wahren Gefühle der Ehre ein, die Pflichten unsers Berufs werden uns auseinandergesetzt, Beispiel und Anleitung wetteifern, uns die gehörige Richtung zu geben, spornen uns an, nach der öffentlichen Achtung zu streben, und uns, wenn auch nicht mit Tugenden, doch wenigstens mit dem Gleichwerthe derselben zu bereichern, wenn nämlich irgend Etwas ein Ersatz für Ehre und Sitten seyn kann. Das Loos der Weiber ist von dem unsrigen sehr verschieden. Gleich uns von ihrer Geburt an aus dem väterlichen Hause verbannt, werden sie in klösterlichen Wohnungen erzogen, wo (und dies ist noch das Unschädlichste, so man davon sagen kann) sie auch nicht eine einzige richtige Ansicht empfangen, weder von ihrem Stande, noch ihren Pflichten, noch von Tugend, noch von Ehre, noch von Schicklichkeit, noch von der Welt, noch irgend einer der Lagen, in welche sie späterhin gerathen, und auf welche man vorbereitet seyn muß, sollen die Gefahren derselben vermieden werden. Die Moral der Weiber beruhet ganz und gar auf willkührlichen Prinzipien, ihre Ehre ist nicht die wahre, ihre Schicklichkeit eine unächte, und ihr gesammtes Verdienst, alle Wohlanständigkeit ihres Standes, bestehet in der Verstellung und der Verlarvung der natürlichen Gefühle, welche eine erträumte Pflicht ihnen zu unterdrücken gebietet, und die sie, trotz allen Anstrengungen, nicht im Stande sind, zu vertilgen. Mit solchen Grundsätzen ausgestattet, werden sie aus dem Kloster gezogen, einem wild-fremden Manne in die Arme geschleudert, und durch ewige und unauflösliche Bande an denselben gekettet. So werden die süßen und heiligen Pflichten der Ehe, durch die Tyrannei unserer Gebräuche und Einrichtungen, schnöde Frevel gegen die Schamhaftigkeit; und das arme Schlachtopfer wird den Begierden des Mannes preisgegeben, welcher, kraft der erworbenen ehelichen Rechte, gewaltsam den Schleier zerreißt, den die Anständigkeit und das Zartgefühl einer ehrfurchtsvollen und verschämten Liebe nur unmerklich und mit schüchternem Mißtrauen zu lüpfen geboten. Nun gerathen Herz, Sinne und schwankende Grundsätze in einen wilden Kampf mit einander. In eine Welt geschleudert, deren Gefahren es nicht kennt, wem soll ein Weib gehorchen,

das sich selbst überlassen, oder einem Manne preisgegeben ist, der das als Pflicht verlangt, was nur das Herz allein dem zart und verschämt Liebenden gewähren kann? Wie wird sie es anfangen, um das herauszufinden, was zum Wesen der Tugend und der Ehre gehört, und das, was nur die Vorschriften jener eingebildeten Pflichten, so man ihrer Kindheit vorgespiegelt, ihr zum Gesetz gemacht haben? Nur zu bald wird sie die Gehaltlosigkeit dieser letztern durchschauen; aber wird sie nun auch nicht ihre Verachtung dagegen selbst auf die unentbehrlichsten Tugenden ausdehnen? Je schwerer und lästiger ihr die Ketten geworden sind, um so leichter wird sie nun alle Schranken überschreiten und alle Fesseln von sich zu werfen suchen; und wirkliche Pflichten mit willkührlichen und aufgedrungenen Satzungen durch einander werfend, oder diese jenen an die Stelle schiebend, wird sie in den Abgrund gestürzt seyn, bevor sie noch zur Besinnung gelangt ist. Wie soll sie wohl, unter diesem Treiben und in diesem Aufruhr, der Verführung der Männer entgehen? Von dem Augenblick an, wo eine junge Frau in das öffentliche Leben tritt, verschwört sich alles wider sie und wider ihre Tugend; man möchte fast sagen, daß die gesammte Gesellschaft bei ihrem Untergange interessirt sei; nur durch das größte der Wunder könnte sie den Schlingen entrinnen, welche von allen Seiten her ihrer Einfalt und ihrer Unschuld gelegt werden. Gewöhnlich beschleunigt sie ihren Untergang um so rascher, je wohlgearteter, geradsinniger und gefühlvoller ihr Herz ist, und ihr Verderben ist unvermeidlich, wird sie nicht frühzeitig eingeweihet in alle Ränke männlicher Schlechtigkeit und die Geheimnisse einer Lasterhaftigkeit, so sie niemals hätte kennen lernen müssen. . . . .

Erwägt man ehrlich die von einer solchen Lage unzertrennlichen Widerwärtigkeiten, weit entfernt, die Weiber zu verlästern, wird man weit eher zu glauben geneigt seyn, daß sie überhaupt und bei weitem besser geartet als die Männer sind. Wenigstens muß man zugeben, daß es deren eine große Menge giebt, die, allen Hindernissen, allen unsern Epigrammen und unserer Prunkphilosophie zum Trotz, die öffentliche Achtung genießen, so wie den Ruhm und die Auszeichnungen, welche der Tugend von Rechtswegen gebühren. Wird dieses liebliche Geschlecht gleichsam durch ein Wunder vom Schiffbruche gerettet, so gereicht dieses Wunder den Weibern zur Ehre. Zweierlei ver-

hindert in der Regel ihren gänzlichen Untergang, ungeachtet alles um sie her dahin zielt. Einzig nur mit sanften und zärtlichen Neigungen beschäftigt, kennt ihr Herz nicht das gewaltsame Spiel des Ehrgeizes und des Eigennutzes, diese beiden Hebel, welche die Welt erschüttern und unaufhörlich jene großen Missethaten und jene dunkeln und gehässigen Laster erzeugen, womit die Männer sich zu besudeln schlecht genug sind.... Dann haben die Weiber überhaupt einen richtigern, raschern und zartern Takt als die Männer, und damit beugen sie in der Regel den größten Unfällen vor. Dieser schwache und zitternde Lichtschimmer des Gefühls leitet tausendmal sicherer und schneller, als jene blendende Fackel des Geistes und der Vernunft. Daher, in der Regel, die ungeheuern Böcke und die halsbrechenden Burzelbäume der Männer, während die Weiber fast immer am Rande des Abgrundes zurückbleiben (*).

Voltaire bestreitet in seinem Gedicht über die Zerstörung Lissabons den Satz: Alles ist gut. Schon einmal habe ich in diesen Blättern bemerkt, daß seine Philosophie kleinlich, engbrüstig und falsch ist. Die Anmerkungen, welche er der neuen Ausgabe hinzugefügt hat, um damit seine Gründe zu stützen, haben mich in meiner Meinung nur bestärkt. Wir wollen sie etwas näher prüfen, denn nur Verirrungen großer Männer verdienen beleuchtet zu werden. Die Verirrungen gewöhnlicher Köpfe fallen Jedermann in die Augen; dieselben bekämpfen, hieße die Eigenliebe selbst der unaufgeklärtsten Leser beleidigen. Der Name eines berühmten Mannes wird für uns ein zureichender Grund, seine Ansichten zu den unsrigen zu machen; wir wagen es nicht, sie zu strenge zu prüfen, sein Ansehn schreckt uns ab,

(*) Jene klösterliche Erziehung ist längst vorüber, wenigstens in katholischen Ländern nicht mehr allgemein; allein welche traurige Folgen erzeugt nicht unter uns das heutige entgegengesetzte Extrem! Vielleicht sind diese Folgen bei weitem verheerender, denn sie weihen von Kindesbeinen an das Herz und die Phantasie des zarten Mädchens in alle Verkehrtheiten, Gemeinheiten und Unsittlichkeiten unserer gesellschaftlichen Umtriebe ein. Dieses frühzeitige, kopf- und herzlose Umhertreiben zerstört im Keime alle Hoffnung kommender Geschlechter.

Ueberdies sind die Verirrungen höherer Geister nicht so leicht aus einanderzusetzen; sie ähneln, besonders wenn sie leidenschaftlos sind, so sehr der Wahrheit, daß man sie nicht sorgfältig genug widerlegen kann.

Wann Leibnitz und Mylord Shaftsbury, so wie Pope, ihr Dolmetscher bei dem Volke, mir sagen: Alles ist gut, so frage ich sie: Was wißt ihr es? Schwerlich werden sie mir jemals diese kleine Frage beantworten. Aber wenn Voltaire dieses Prinzip leugnet, weil Lissabon durch ein Erdbeben zerstört worden, so ist er weit weniger Philosoph als jene, da er den Unstern und die Zerstörung einer gewissen Anzahl von Individuen als ein Uebel des Weltalls betrachtet. Wißt ihr das so gewiß? werde ich ihn fragen. Euer Dünkel ist groß, daß ihr euch in der Unermeßlichkeit für Etwas haltet, und die allgemeine Ordnung der Dinge angreift, bloß weil einige Wesen vernichtet worden, für die ihr euch, mit unwillkührlichem Rückblick auf euch und euere Schwäche, interessirt, da ihr zu derselben Gattung gehört, oder eben so, wie sie, mit Leben und dem Gefühl eures Daseyns begabt seid, und ihr euch daher den nämlichen Gefahren bloßgestellt glaubt. Nicht Dünkel habe ich, erwiedert ihr mir, sondern bloß Gefühl. Gut! So ist es euch denn vergönnt, zu sagen, daß es in dieser Welt ein für jedes Individuum relatives Glück oder Unglück giebt; nur müßt ihr mir nicht behaupten, daß dieses Glück oder Unglück für das Weltall ein Glück oder ein Unglück sei, da ihr das schlechterdings nicht wisset, und es sogar für jede Gattung von Wesen ganz gleichgültig zu seyn scheint. Denkt man dem nur ein wenig nach, so wird man hier die Quelle aller Paralogismen über den Ursprung des Uebels finden. Bemerken Sie, daß Bayle den Streit unentschieden gelassen, nachdem er die verschiedenen Ansichten, worein die Schulen sich theilen, auseinandergesetzt hat, weil Bayle ein ächter Philosoph war. Es giebt Glück und Unglück in der Welt, daran kann wohl keine Seele zweifeln. Man hat alle diese Ideen bunt durch einander geworfen, hat hin und her gestritten, und sich am Ende nicht mehr verstanden.

In der Ordnung der Dinge ist Glück kein Gut, Unglück kein Uebel, wenigstens wissen wir das nicht; es wird bloß dazu rücksichtlich der besondern Lage dieses oder jenes Individuums. Nun ist zwar diese Lage ganz nothwendig, jedoch für die Ord-

nung des Weltalls höchst gleichgültig. Glück und Unglück hängt innigst zusammen mit der Verkettung der physischen Ereignisse und der moralischen Umstände, mit deren Fatalität und unvermeidlichem Zusammentreffen. Das Gute und Böse im Gegentheil hängt mit den allgemeinen Gesetzen zusammen, welche dieses Weltall modifiziren und beherrschen, und dessen Fortdauer in der Erhaltung der einmal bestehenden Ordnung und Harmonie bestimmen. Bevor man entscheidet, ob es ein moralisches Gut und Uebel giebt, müßte man nicht jene allgemeinen Gesetze genau kennen, nicht genau erforschen, welche Macht dieselben angeordnet hat und sie handhabt? Aufrichtig gestanden, wer glaubt wohl, daß wir das jemals in Erfahrung bringen werden? Was uns in dieser Hinsicht irregeführt hat, das ist jener innere, unbegreifliche Trieb glücklich zu seyn. Da uns nichts von dieser Sehnsucht loßzureißen vermag, so glauben wir, das gesammte Weltall müsse kein anderes als dieses Ziel haben, und wir erheben ein Mordgeschrei über physisches und moralisches Uebel, sobald einzelne Umstände sich unserm besondern Wohl entgegenstellen, oder gewisse Ereignisse dem zuwider laufen. Indessen, wollen wir die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind, so werden wir finden, daß eigentlich die Natur alles für sich selbst, und nichts für uns, thut. Einzig nur bedacht auf das Wohl und die Erhaltung der Gattungen, beachtet sie schlechterdings nicht die Erhaltung der Individuen. Unbekümmert um unser Glück, berücksichtiget sie weder unsere Schmerzen noch unsere Leiden, und opfert unaufhörlich das Individuum dem Wohl der Gattung auf. Daher sind wir so unauflöslich an uns selbst gekettet, daß es uns unmöglich wird, im ganzen Ernste auf die Sorge für unsere Erhaltung zu verzichten, selbst dann, wann Nichtseyn für uns ein größeres Gut als das Seyn wäre. Ganz natürlich: denn, wenn diese Anhänglichkeit des Thieres an das Leben Gränzen kennete, oder der Vernunft untergeordnet wäre, würde die ganze Gattung bald Gefahr laufen, zu Grunde zu gehen. Und das ist auch, wie mir däucht, die Quelle unserer Leidenschaften, der Herrschaft der Einbildungskraft und der Täuschungen. Sie beherrschen die Welt, wie man das längst, mit vollem Rechte, gesagt hat. Mit welcher Gewalt werden wir zu Dingen hingetrieben, die unserm Glücke so wenig nothwendig sind! Mit welcher Heißgier sind wir auf die Befriedigung unserer Leiden-

schaften erpicht! Welch ein unaufhörliches Treiben in uns! Nichts schreckt unsern Muth ab; das Langwierige und Schwierige unserer Unternehmungen, die Größe und der Umfang unserer Arbeiten, nichts vermag in uns jenen Durst nach Ruhm, jene Keckheit des Genies zurückzudrängen oder zu erschöpfen. Geschieht das etwa bloß um unser einzelnes Wohl? Um dieses zu befördern, wie wenig von allen den Dingen da brauchten wir wohl! Zwischen zwei Augenblicken hingestellt, sagen uns nicht unaufhörlich Vernunft und Philosophie, daß die Ruhe und der friedliche Genuß unsers Daseyns die einzigen Güter für Wesen sind, die morgen verschwinden sollen, und sich weder ihrer Arbeiten noch des daraus entspringenden Ruhmes erfreuen werden: So klingt die Stimme der Weisheit. Alle unsere Wünsche und Triebe, alle unsere Handlungen sind, den Prinzipien der Weisheit zufolge, nichts als Ungereimtheiten und wahnsinniges Treiben. Wir streben nach der Würde des Weisen; allein, wider unsern Willen, gehorchen wir der Natur, welche dieses Auflodern des Genies zum allgemeinen Ziele ihrer Absichten hinlenkt, in dieser immerwährenden Gährung der Individuen das fordauernde Wohl der Gattung bewirkt, und durch die Arbeiten des gegenwärtigen Geschlechts die Vortheile des kommenden bereitet; und während der Mensch seinen Plänen Ruhe, Gesundheit, Leben, alle wirkliche Güter seiner individuellen Existenz aufopfert, entschädiget sie ihn für alle diese Opfer durch das leise Gesäuster des Ruhmes, oder durch jenen Rausch selbst, der uns immerfort hinundhertreibt und uns so keck und verwegen macht. Mögen wir immerhin nach Herzenslust philosophiren, immerhin Weisheit zu unserer Hülfe herbeirufen, wir müssen uns unserm Schicksale unterwerfen. Wie könnte auch unsere schwache Vernunft den unabänderlichen Gesetzen unserer Bestimmung entgegenwirken? Wir müssen unser Glück fahren lassen, oder dasselbe nur insofern möglich sehen, als wir der Natur gehorchen und deren Absichten befördern. Unser Glück ist ihr gleichgültig, allein alle ihre Bestrebungen sind auf das Wohl unserer Gattung hin gerichtet; suchen wir darin unser persönliches Wohl herauszufinden, und wir werden unsern Beruf erfüllt haben . . . .

Schreiben Diderot's an L.

Ihr Schreiben, mein Lieber, enthält so viele Beschwerden, daß ein dicker Band, wie ich dessen zu schreiben verurtheilt bin, mich kaum abfinden würde, erwiederte ich auf jeden Punkt mehr als vier Worte, so Sie von mir verlangen. Sind Sie unaufhörlich so hülfsbedürftig, wie Sie das versichern, warum warten Sie immer bis auf den letzten Augenblick, um Hülfe herbeizurufen? Ihre Freunde besitzen hinreichend Biedersinn und Zartgefühl, um Ihnen zuvorzukommen; aber in einemfort umherschweifend, wie dies Ihr Fall ist, weiß man ja nie, wo man Sie aufhaschen soll. Bedenken Sie, wann Sie geschrieben, und wann die Geldanweisung erfolgt ist, so werden Sie von selbst einsehen, daß Sie zur Unzeit gemurrt haben. . . . Ich solle mich doch für den leidenden Theil halten, wenn ich das dürfe. Ei, bin ich das etwa nicht seit drei bis vier Jahren, wo ich zur Erwiederung meiner Anhänglichkeit an Sie nichts als Schmähungen empfange? Muß ich nicht jeden Augenblick mich an Ihre Stelle setzen, um das zu vergessen, oder nur darin die natürlichen Wirkungen eines durch Widerwärtigkeiten gallsüchtig und wild gewordenem Temperaments zu sehen? . . . Ich sei ganz unbekümmert, sagen Sie, um die Art und Weise, wie Sie mein Benehmen ansehen: Ich leugne es nicht, es liegt mir weit mehr daran, daß mein Benehmen recht und schlecht sei. So lange ich mir keine Vorwürfe zu machen haben werde, werden die Ihrigen mir eben keine Sorgen machen. Die Hauptsache, mein Lieber, ist die, daß die Ungerechtigkeit nicht auf meiner Seite laste. Ich überspringe die fünf oder sechs folgenden Zeilen, weil sie nicht den gesunden Menschenverstand haben. Wenn ein Mensch hundert gute Gründe anzuführen hat, so kann darunter vielleicht auch ein schlechter sich befinden; und gerade an diesen nur halten Sie sich immer.

Aber sprechen wir von Ihrem Manuskript. Es ist ein Werk, ganz geeignet, mich zu Grunde zu richten. Nachdem Sie wiederholentlich mich mit den scheuslichsten und feinausgesponnensten Schmähungen überschüttet haben, tragen Sie mir die Durchsicht und den Druck Ihrer Schrift an. Sie wissen, daß ich Weib und Kind habe, daß ich auf der Liste verdächtiger Schriftsteller stehe, und Sie mich folglich zu einem Rückfall zu verleiten su-

chen: thut nichts, dergleichen Rücksichten nehmen Sie gar nicht, oder lassen sie unbeachtet. Sie halten mich für einen Blödsinnigen, oder sind selbst einer; doch nein, ein Blödsinniger sind Sie nicht. Nie muß man von einem Andern etwas fordern, was Sie für ihn nicht thun würden, oder Sie laden den Verdacht der Arglist oder Ungerechtigkeit auf sich. Wohl durchschaue ich die Plänchen der Menschen, und helfe sie häufig ihnen ausführen, ohne daß ich mich herablassen sollte, sie über die Geistesbeschränktheit, welche sie mir zutrauen, aus dem Irrthum zu reißen. Mir ist es genug, wenn ich dabei nur einen großen Nutzen für sie, und für mich nur wenige Nachtheile erblicke. Nicht ich bin der Simpel, so oft man mich dafür hält.

In den Augen des Volks ist Ihre Moral scheuslich; in den Augen des Philosophen ist es eine kleinliche, halb wahre, halb falsche, halb engbrüstige. Wäre ich ein Mann, der mit Messen und Predigten sich abgäbe, so würde ich zu Ihnen sagen: Meine Tugend vernichtet nicht meine Leidenschaften, sie mäßiget dieselben bloß, und verhindert sie, die Gesetze des angeborenen Menschensinns zu überschreiten. Ich kenne alle vorgebliche Vortheile eines Sophismas und einer schlechten Handlung, eines recht feinklingenden Sophismas, einer recht versteckten und im Dunkeln schleichenden Schelmerei; allein ich finde in mir einen gleichen Widerwillen gegen ein schlechtes Räsonnement und gegen eine schlechte Handlung; ich stehe zwischen zwei Gewalten mitten inne, deren eine mir das Gute zeigt, und die andere mich zum Bösen hinneigt. Man muß sich entscheiden. Anfangs ist der Moment des Kampfes grausam, allein die Mühseligkeit stumpft sich mit der Zeit ab; es tritt der Zeitpunkt ein, wo die Aufopferung der Leidenschaft keine Ueberwindung mehr kostet; er ist sogar süß, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann: man gewinnt dadurch in seinen eigenen Augen so viel Größe, so viel Würde! Die Tugend ist eine Huldin, an die man sich fest hängt, sowohl dessenthalben, was man für sie thut, als der Reize wegen, so man ihr beimißt. Wehe Ihnen, wenn die Ausübung des Guten und Löblichen Ihnen nicht so geläufig geworden, und wenn Sie nicht einen solchen Vorrath von guten Handlungen besitzen, daß Sie darauf eitel sind, sich unaufhörlich dazu Glück wünschen, sich mit diesem Dunste bis zur Schwärmerei berauschen!

Wir greifen, sagen Sie, zur Tugend, wie der Kranke zur Arzenei, welcher er, folgte man ihm, alles andere und für seinen Gaumen leckerere vorziehen würde. Das kann nur von einem unvernünftigen Kranken behauptet werden. Dessenungeachtet hätte dieser Kranke das Verdienst gehabt, selbst seine Krankheit auszumitteln, die Arzenei dagegen zu errathen, zuzubereiten, glauben Sie wohl, daß er anstehen würde, dieselbe einzunehmen, so bitter sie auch seyn möchte, und daß er nicht seinen Scharfsinn und seinen Muth sich zur Ehre rechnen würde? Was ist ein tugendhafter Mensch? Es ist ein Mensch, eitel auf jene Gattung von Eitelkeit, und nichts weiter. Alles, was wir thun, geschieht für uns; es hat ganz das Ansehn, als opferten wir uns auf, wenn wir bloß an unserer Selbstbefriedigung arbeiten. Es fragt sich nur dabei, ob wir denjenigen einen Weisen oder Wahnwitzigen nennen werden, der sich eine Weise glücklich zu seyn erwählt hat, nämlich die dem Anscheine nach so abentheuerliche sich aufzuopfern. Warum sollten wir sie Wahnwitzige nennen, da sie glücklich sind, und ihr Glück mit dem Glücke aller Andern so genau übereinstimmt? Gewißlich sind sie glücklich; denn, so sauer es ihnen auch werden mag, sind sie doch stets das, was ihnen am wenigsten sauer wird. Aber wollen Sie wohl die Vortheile erwägen, so sie sich verschaffen, und besonders die Nachtheile, denen sie aus dem Wege gehen, so wird Ihnen die Beweisführung, daß sie unvernünftig sind, sehr schwer werden. Unternehmen sie dies jemals, vergessen Sie alsdann ja nicht die Selbstachtung so wie die Achtung Anderer nach deren ganzem Werthe anzuschlagen; vergessen Sie auch nicht, daß eine schlechte Handlung nie unbestraft bleibt, ich sage Nie, weil die zuerst begangene zu einer zweiten stimmt, diese zu einer dritten, und daß man so ganz allmälig der Verachtung seiner Mitgeschöpfe, dem ärgsten aller Uebel, entgegenschreitet. Entehrt in einem geselligen Verein, wird man sagen, trete ich in einen andern ein, wo ich mir schon die Auszeichnungen der Tugend zu verschaffen wissen werde. Reiner Irrwahn! Kann man denn, so ganz nach Willkühr, aufhören schlecht zu seyn? Ist man das einmal geworden, kommt es dann etwa bloß darauf an, um ein guter Mensch zu werden, von einem Orte zum andern zu wandern, oder sich bloß zu sagen: Ich will ein guter Mensch seyn? Der

Stoff hat zu lange in seinen Falten gelegen, als daß sich diese verwischen könnten (*).

Sich von dem Menschengeschlecht absondern und dasselbe hassen, ist keinesweges Eins und Dasselbe. Können Sie mir wohl sagen, ob unter allen Menschen es nur einen einzigen giebt, der Ihnen den hundertsten Theil des Unheils zugefügt, so Sie sich selbst bereitet haben? Ist etwa die Bosheit der Menschen daran Schuld, wenn Sie niedergeschlagen, unruhig, trübsinnig, schmähsüchtig, unstät und sterbenskrank sind? Verzeihen Sie mir die Frage: wir plaudern mit einander, und Sie kennen meine Denkungsart. Wenn boshafte Menschen sich gegen Sie mehr als gegen einen Andern herausnehmen, und das in Folge Ihrer Schwäche und Ihrer Ohnmacht, so ist dies nur das allgemeine Naturgesetz; und dem, nehmen Sie es mir nicht übel, müssen Sie sich unterwerfen. Denn die Abänderung desselben möchte vielleicht weit mehr Unheil erzeugen. Sollte man nicht sagen, die gesammte Natur sei wider Sie verschworen, das Ungefähr habe alle Arten Ungemach auf einen Punkt vereint, um dieselben über Ihr Haupt auszuschütten? Wie, zum Henker, sind Sie zu dem Dünkel gelangt? Mein Lieber, Sie schlagen sich zu hoch an, legen sich im Weltall viel zu viel Wichtigkeit bei. Nehmen wir eine oder zwei Personen aus, die Ihnen gut sind, Sie beklagen, Sie entschuldigen, so ist alles ruhig um Sie her, und Sie können sich gemach auf's Ohr legen.

Was wollen Sie sagen mit all Ihrem Gallimathias von Mitleid, so man nicht mit Ihnen habe, von nachtheiliger Dienstbeflissenheit angeblicher Freunde, von Plänen, Sie zu Grunde zu richten, von Ihnen gelegten Fallstricken, von Abgründen, die Sie mit fortreißen? Ei, Schockschwer ..... so lassen Sie doch ein für allemal Ihre Anschuldigungen, Ihre ewigen Klagelieder, und nähern Sie sich den Menschen, über welche Sie sich beschweren, um dieselben zu sehen, wie sie sind, und hemmen Sie den mit Galle getränkten Strom von Schmähungen, der seit vier Jahren sich unaufhaltsam ergießt.

(*) Hier sucht Diderot zu beweisen, daß das Wort Freiheit ein sinnleeres Wort sei, und es keine freie Wesen geben könne. Ich unterdrücke diese Stelle, weil sie zur Charakterzeichnung Diderot's nicht so wesentlich wie die übrigen Stellen dieses Schreibens ist.

D . . . Ton empört Sie? Aber kennen Sie denn nicht dessen Charakter und Styl? In dem Munde eines biedern aber reizbaren Mannes bedeutet so manches Wort ganz und gar nichts, das in dem Munde eines Sylbenstechers auf das empfindlichste kränkt. Sie brüsten sich mit Ihrer Menschenkenntniß, und doch sind Sie noch so weit zurück, daß Sie nicht einmal wissen, wie Jedermann seine eigene Sprache hat, die nur mit Hülfe des Charakters verdolmetscht werden darf.

Geriethen Sie durch Zufall in irgend eine Verlegenheit, gestattet Ihnen wohl unser Benehmen zu glauben, daß man Sie darin stecken lassen würde? Sie fordern ja von D . . . nur das, was man keiner Seele verweigert, und immer äußern Sie nur Mißtrauen Ihren Freunden; ei, zum Teufel, so gehen Sie doch nur Ihrer Nase nach, und verlassen Sie sich auf Leute, welche Sie bisher noch nicht haben straucheln sehen!

Ich wollte Ihnen bis zu Ende folgen, allein dazu gebricht es mir an Zeit, und Dank Ihrem endlosen Schreiben, bin ich nun selbst in eine ewige Saalbaderei hineingerathen. Indessen wie viele Schmähungen, wie viele argwöhnische Aeußerungen, wie viele eben so lächerliche als boshafte Andeutungen hätte ich Ihnen noch vorzurücken! Aber, erwachen Sie je aus Ihrem Fiebertraum, wie werden Sie da über all die Albernheiten erröthen müssen. . . . Sie wünschen, Sie hätten keine Verpflichtungen gegen mich . . Ich sei zum Theil Schuld an Ihrer übeln Lage . . . ich wolle sie zu Grunde richten. . . Was heißt das? Donner und Wetter! werfen Sie doch alle Schweren. . . . . Phrasen in den Plunder, und vergessen Sie nicht, daß am Ende man auch der Schmähungen satt und überdrüßig wird. In Wahrheit, ich begreife es nicht, wie Sie es wagen dürfen, sich über D . . . Ton zu beschweren, und gegen mich einen so unschicklichen zu gebrauchen.

Die Forderungen Ihres Schreibens werde ich erfüllen. Leben Sie wohl, und halten Sie sich, was Ihre Freunde betrifft, an das Zeugniß Ihres Gewissens. Nicht dieses, sondern Ihr schlechter Kopf hört nicht auf, sie anzuschuldigen. Noch einmal, leben Sie wohl.

Diderot.

Die Feinde der Frau v. Maintenon, die, ohne gerade Königin zu seyn, Gemahlin Ludwigs XIV. war, behaupteten von derselben, sie sei arglistig, ränkesüchtig und scheinheilig. Die Freunde der Wahrheit werden sagen, sie sei bei ihrer Kopfhängerei ganz ehrlich zu Werke gegangen, habe das besessen, was man in der Welt Geist nennt, aber dieser Geist sei kleinlich, gemein, engbrüstig und ohne allen Adel gewesen, im Uebrigen eine ganz erträgliche Frau ohne Talente, wenn nicht etwa für die Intrigue und die Kleinigkeitskrämerei, ohne Tugenden und ohne Laster, eine treffliche Superiorin in einem Weiberzwinger, allein auf einem ganz albernen Standpunkte da, wohin ihre Ränke sie hinaufgehoben hatten. Ihr Betragen ist nichts weniger als vorwurfsfrei, beurtheilt man dasselbe nach den Grundsätzen der Ehre und eines geradsinnigen und edeln Herzens. Um Frau v. Montespan zu stürzen und vom Hofe zu entfernen, sieht man sie auf die frommste Weise von der Welt kabaliren. Es war ihre Wohlthäterin, der sie ihre ganze Existenz verdankte. Zwar handelte sie so gegen Frau v. Montespan, aus reiner Erkenntlichkeit gegen dieselbe. Ein inbrünstiges Verlangen, das Seelenheil des Königs und der Montespan zu fördern, verstrickte Frau v. Maintenon in alle nur mögliche Ränke; allein, sagt jeder Rechtlichgesinnte, Frau v. Maintenon konnte nicht alzuschicklich am Hofe bleiben, nachdem sie ihre Wohlthäterin davon vertrieben hatte. So denken und fühlen Ehre und Biederherzigkeit; allein die Kopfhängerei weiß so was schlauer anzugreifen. Ungeachtet es löblich von Frau v. Maintenon gewesen wäre, ihrer Freundin und Wohlthäterin in deren Verbannung zu folgen, um deren Seelenheil zu befördern, und das Werk ihrer Bekehrung zu vollenden, hält sie es für gerathener, das Seelenheil des Königs dem der Montespan vorzuziehen; denn es leuchtet ja wohl Jedermann ganz klar ein, daß der König, ohne die Leitung und Anführung einer ränkevollen Betschwester, sich schwerlich bekehren konnte, und handelt es sich vom Seelenheil eines Königs, so kann man die bisherigen Freunde mit ruhigem Gewissen ihrer Verzweiflung preisgeben, ohne daß man zu befürchten habe, den Vorwurf der Verrätherei und der Feigherzigkeit auf sich zu laden. Man muß doch gestehen, daß die sogenannten frommen Seelen ihr Er[illegible]heil auf eine gar erbauliche Art zu befördern verstehen. Die zweideutigsten Handlungen werden bei ihnen, der Beweggründe wegen,

zu

zu preiswürdigen; und das, was selbst Leute, die eben nicht das schärfste Zartgefühl haben, als scheuslich betrachten würden, das wagen jene mit frommer Schamlosigkeit, auf Antrieb ihres Gewissens, aus Liebe zu Gott und dem Nächsten. Die gesammte Denk- und Handelsweise der Maintenon trägt das Gepräge der Erhabenheit ihrer Moral. Fenelon und der Cardinal v. Noailles (*) sind ihre Freunde; aber von dem Augenblicke an, wo sie den Verdacht der Neuerungssucht auf sich laden, nämlich, wo die Jesuiten ein Mittel ausfindig gemacht haben, sie beim Könige anzuschwärzen, giebt die Maintenon, aus Gewissenszartheit, dieselben sogleich auf, und bringt damit der Kirche und dem Glauben ein Opfer. Ist diese Moral auch nicht die schönste, so ist sie doch die bequemste.

1757.

Befragt man die Geschichte aller Jahrhunderte, so wird man leichtlich gewahr, daß die beiden Handwerke, für welche der Mensch in der Regel sich am meisten eignet, die des Krieges und der Staatskunst sind: man könnte sie auch sonst noch die Kunst sich zu zerstören und sich hinter's Licht zu führen nennen. Allein räumt man auch der Politik den Umfang und die Würde ein, welche sie ihres Zwecks wegen verdient, nämlich die Wohlfarth der Völker zu befördern, so muß man doch gestehen, daß diese Kunst noch wenig Fortschritte gemacht, und daß eine weise, gerechte und aufgeklärte Regierung immer nur ein liebliches und flitterndes Hirngespinnst bleiben wird. Ich habe zuweilen die Politik mit der Arzeneikunde verglichen. Diese beiden Wissenschaften scheinen zur Aufrechthaltung der Gesellschaft die unentbehrlichsten zu seyn, und sind gerade die unzuverlässigsten, die am wenigsten vervollkommneten. Diese Betrachtung würde höchst niederschlagend seyn, ohne die uns beruhigende Erfahrung. Und diese zeigt uns, daß diejenigen Völker, die nicht die Kunst sich zu verwahren und zu heilen besitzen, doch eben so lange leben,

(*) Auch Racine gehört dazu, den ein unmuthiger Blick des Königs [illegible] frühzeitig ins Grab [illegible]

wie die wohlunterrichtetsten oder den Aerzten am meisten preisgegebenen Nationen; und daß die Staatsmaschine, obgleich in allen Winkeln Europa's nicht allzuwohl gehandhabt, durch ihre Schwäche selbst noch immer fortbestehet. Nun! die Individuen werden von Zeit zu Zeit die Opfer der mangelhaften Kunst und der schlechten Verwaltung. Das Ganze gehet ruhig seinen Gang fort, sobald die Gebrechen nur nicht den höchsten Standpunkt erreichen. Man muß sogar, glaube ich, die Hoffnung aufgeben, jemals die Arzneikunde und die Politik immer mehr glänzende Fortschritte machen zu sehen. Da sie bereits, seit den schönen Tagen Griechenlands, fast gar keine gemacht haben, könnte man nicht ungefähr daraus den Schluß ziehen, daß sie bis zu dem Ziele gelangt seien, welchen die Anstrengungen des menschlichen Geistes in dieser Richtung zu erreichen im Stande sind? In der That, darf man sich schmeicheln, eine große Anzahl Männer hervorragen zu sehen in Wissenschafften, die fast nur auf Muthmaßungen beruhen, und folglich einen hohen Grad von Scharfsinn verlangen, große Talente, eine große Sichtungskraft und eben so viel Tiefe und Gründlichkeit in den Kenntnissen als in der Anwendung der Grundsätze auf besondere Fälle? Mißbräuche und Irrthümer schleichen sich allenthalben ein, und vergiften die Quelle des Lebens und des Glücks der Menschen. Der höhere Geist spürt sie auf und zerstört sie; aber der Troß wird sie nicht einmal gewahr, oder weiß kein Heilmittel dagegen anzugeben. Zum Arzte oder Staatsmanne wird man wie zum Dichter oder Maler geboren, das heißt, man tritt in die Welt mit jener Spürkraft, mit deren Hülfe man die Natur erräth, die Analogien und Aehnlichkeiten gewahrt, aus Thatsachen und Krisen Ergebnisse zieht, in die heimlichsten Schlupfwinkel der Natur und des Menschen dringt; und zu dieser natürlichen Fertigkeit gesellet sich gewöhnlich jene Heißgier, welche dem einen nöthig ist, um eine tiefe Kenntniß des Heilstoffes zu erwerben, dem andern, um bestimmte Begriffe von der Kraft, den Bedürfnissen, den Hülfsquellen der Staatskörper zu erlangen. Zum Unglück für die Menschheit sind die großen Männer zu selten. Kaum erzeugt ein Jahrhundert nur einen einzigen in diesen Zweigen, und gerade aus dem Grunde werden diese immer unvollkommen bleiben. Wie wenig Aerzte seit Hippokrates und Boerhave! Und wer darf nach Solon und Lykurgus genannt werden? Sind diese

Grundsätze richtig, so muß man gestehen, daß unsere Büchermacher warlich ihre Zeit damit vertändeln, wenn sie mit ihren Grübeleien uns eine Kunst lehren wollen, die Talent erfordert, und weder Methode noch allgemeines Prinzip zuläßt. Doch lassen wir die Arzeneikunde bei Seite, und beschäftigen wir uns bloß mit der Politik. Man kann freilich treffliche Werke über jeden einzelnen Theil der innern Staatsverwaltung eines Volks machen; aber allgemeine Lehren geben wollen, dadurch verräth man seine Unkunde, nämlich, daß das Geheimniß, ein Staatsmann zu seyn, sich nicht lehren läßt. Nur in der Geschichte, in den Unterhandlungen, in den Händeln Europa's muß ein Staatsmann die seinem Fache unentbehrlichen Kenntnisse schöpfen. Er würde was Sauberes anrichten, wollte er seine Zuflucht nehmen zu den Elementarbüchern gewisser frostiger Köpfe, die ihn bloß zu falschen Ansichten und unglücklichen Versuchen verleiten würden. Denn alle allgemeine Prinzipien in dieser Gattung können nur höchst unbestimmt und schwankend seyn, und gewöhnlich findet die Regel nicht öfter Statt als die Ausnahme. Derjenige, der auf einen wirklichen Fall eine richtige Anwendung machen kann, hat es warlich nicht nöthig, seine Lektion in dergleichen Schriften aufzusuchen.

Schreiben Fontenelle's an den Marquis v. La Fare (*).

Sie, dessen Phantasie sinnreicher als irgend eine ist, zweifeln ebenfalls geistreicher als andere Leute. Ich freue mich ungemein über Ihre Verlegenheit wegen des unermeßlichen Raumes, der einst erforderlich seyn wird, um alle die Menschen zu fassen, die, da sie seit der Schöpfung nur nacheinander gelebt, doch einen großen Theil des Erdballs eingenommen haben. Bei Ihrem Umfange, wie sollte Ihnen da bei dem Gedränge nicht bange werden? Sollte da ein Jeder eben so viel Raum einnehmen wie Sie, so würde auch mir bange werden, daß es mir an freiem

(*) Ein freundlicher und sehr korpulenter Dichter. Fontenelle war klein und schmächtig.

Spielraum fehlen würde. Nächst Ihnen geziemt es mir ja wohl auch, meine kleine Verlegenheit zu haben. Hören Sie:

Wenn es dem Höchsten gefallen wird, jedem Geiste den Körper zurückzugeben, den er einst beseelt hat, wie uns das verheißen worden, wie mag er das Ding wohl angreifen? Unsere heutigen Leiber sind nur aus den Trümmern der Leiber unserer Väter zusammengesetzt; die nämlichen Stoffe, die zur Bildung der verschwundenen Geschlechter gedient, werden einst zur Zusammensetzung der kommenden Geschlechter gebraucht werden. Der Ewige hat für immer eine gewisse Quantität Stoff erschaffen, die weder zu- noch abgenommen hat, zu welcher nichts hinzugefügt werden wird, und auf welche das Nichts keine Rechte mehr besitzt. Dieser Stoff ist in Elemente vertheilt worden; diese Elemente sind in unaufhörlichem Umlaufe, und gehen bald aus der Zusammensetzung eines Pferdes in die eines Menschen über, aus der eines Menschen in die eines Baumes, u. s. w. Gerade die Verbindung dieser Elemente bildet einen Körper; die Art und Weise dieser Verbindung bildet die Verschiedenheit eines Körpers von einem andern, und die bei jeder Zusammensetzung mehr oder weniger beobachteten Verhältnisse oder Gleichgewichte entscheiden einzig über dessen Dauer.

Diese Elemente, obgleich geschaffen, um in Allem und allenthalben sich zusammenzufügen, sind doch auch wieder bestimmt, untereinander sich aufzureiben. Dasjenige unter ihnen, welches in einem Körper vorherrscht, säet gar bald Zwietracht unter die andern, und nöthigt sie endlich zu einer Trennung, deren Opfer nur das wird, was wir die Form nennen; denn der Stoff, das heißt, die Elemente, sind bestimmt, sich baldigst wieder zusammenzufügen, obgleich verschieden von dem, was sie vorher waren; eben so, wie sie sich untereinander aufreiben, bestimmen sie sich auch wieder untereinander. Siehe da die Haushaltung von Zerstörungen und Erzeugnissen, die alle Augenblicke vor sich gehen, und welche der unwissende Troß für Vernichtung und Schöpfung hält.

Wie wird es nun der Ewige anfangen, um so viele Menschen zu gleichzeitigen zu machen, die nur aus dem Grunde jeder einen eigenen Leib gehabt haben, weil es scheint, als hätten sie ihre Zeit und ihre Maaßregeln recht genau abgepaßt, um sich denselben untereinander abzutreten? Gewiß und wahrhaftig wird er

keine neue erschaffen. Dies vorausgesetzt, weiß ich nur ein einziges Auskunftmittel, und dieses soll Sie und mich aus der Verlegenheit ziehen.

Stehen wir alle einst wieder auf, so ist es ausgemacht, daß unsere Leiber nicht mehr den Bedürfnissen dieses Lebens unterthänig seyn, und nicht mehr von dem Ungemach der Himmelsstriche und der Jahreszeiten zu leiden haben werden; unempfindlich aus dem Grunde gegen Kälte und Hitze, bedürfen wir dann nicht mehr des Wassers, um uns zu erfrischen und anzufeuchten, nicht mehr der Sonne, um uns zu erwärmen; befreit von der Nothwendigkeit zu essen, wird die Erde, diese gemeinsame und freigebige Mutter, uns unnütz werden; jene Hügel, so die meisten zum Gebrauche der sterblichen Menschen erschaffene Thiere beherbergen, jene Gebürgsmassen, so die Schätze in sich schließen, welche die Habsucht uns unentbehrlich macht, alles das muß ja für uneigennützige Unsterbliche ganz wegfallen; dann brauchen die Himmel und ihre Leuchten uns keine Stunden mehr anzuzeigen, brauchen uns nicht mehr mit ihrem wechselnden Fackelschein Licht zu spenden, da alsdann der Urheber alles Lichts geruhen wird, selbst uns zu erleuchten; dergestalt also, da uns dies alles alsdann ganz entbehrlich seyn wird, auch alles dies aufhören muß; die Ordnung und die Harmonie des Weltalls werden umgekehrt und ineinander geworfen seyn; alles überhaupt wird zu Stoff, zu einer unförmlichen Masse, zu einem Chaos, ganz wie am ersten Schöpfungstage, werden.

Glauben Sie nicht, daß der Schöpfer aus allen diesen Stoffen so viel Menschen, als er deren bedarf, werde bilden können? Und auch der Raum, um den Sie verlegen sind, wird sich ganz gemächlich ausfindig machen, da alsdann selbst in der Welt nur das sich befinden wird, was gegenwärtig, wo wir zusammen plaudern, darin ist. Zwar wird die Menschenanzahl unendlich größer seyn, aber verschwunden sind alsdann auch alle Gebürge, alle Felsmassen, alle Wälder, alle Gebäude u. s. w. Der Stoff wird nur Menschen zusammenfügen, und folglich wird der Raum auch nur Menschen zu fassen haben. Sollte es jedoch, aller weisen Vorsicht ungeachtet, an Stoff mangeln, so brauchte der weise Künstler die Leiber ja nur etwas sparsamer einzurichten. Im Nothfalle könnten Sie vier Mann aushelfen, und, im Vertrauen gestehe ich Ihnen, ich hoffe sogar, Sie dort so fein-

wächsig, wie ehedem, wieder zu schauen; dort wird der Herzog v. Roquelaure mit einer Nase einherstolziren, und der Herzog v. Etrees nur eine einzige haben; und sind Geister von gewissem Range dort eben so selten wie heut zu Tage, und dieselben unentbehrlich, so können Sie wieder manchem lieben Nachbarsmann damit aushelfen, ohne daß Ihnen deshalb bange werden darf. Noch weiß ich nicht, ob in dieser allgemeinen Umwälzung die Damen ihr Geschlecht beibehalten werden, oder ob nur denjenigen, die gebührlich gelebt haben, die männliche Bildung bewilligt werden wird. Ich will nach ihrem Schicksal bei der ersten langen Plauderei, so ich mit meinem Genius haben werde, mich erkundigen; aber ist das, was er mir offenbaren wird, nicht zu ihrem Vortheil, so erwarten Sie nicht, daß ich aus der Schule schwatzen werde.

1759.

Philidor ist unstreitig ein größerer Schachspieler als Tonkünstler. Als man im verwichenen Jahre den schönen Feldzug am Rhein des Prinzen Ferdinand von Braunschweig herausstrich, bemerkte dabei Philidor mit ziemlich selbstbehaglicher Miene: Nun ja...., den Thurm gebe ich ihm vor. — Vielleicht spielt er jetzt mit dem Prinzen gerade auf.

Gemälde-Ausstellung zu Paris im Jahr 1759.

Diderot an Grimm.

Hier ungefähr erhalten Sie, was Sie von mir verlangt haben. Ich wünsche, Sie können Gebrauch davon machen. Viel, viel Gemälde, mein Lieber, viel schlechte Gemälde. Ich lobe gern; bewundern macht mich glücklich; ich wollte ja nur glücklich seyn und bewundern.... Hier ein Gemälde der Frau v. Pompadour, steif und frostig! Ein zimperliches Gesicht, ein gar gespitztes Mäulchen, kleine Händchen, wie die eines dreizehnjährigen Kindes, ein ungeheurer fächerförmiger Reifrock, eine

erlassene mit Blumen übersäete Robe, wohl nachgeahmt, aber von schlechter Wahl. Ich mag in der Malerei die blumigten Stoffe nicht leiden; es gebricht denselben immer an Einfalt und Adel. Das Portrait hat eine Höhe von sieben und einem halben Fuß, und sechstehalb Fuß Breite; denken Sie sich den Raum, den dieser Reifrock mit Blumengewinde einnimmt. . . Es ist von Michel Vanloo. — Von Restout ist ein Haman aus dem Palaste des Ahasveros heraustretend, und ergrimmt, daß Mardachai nicht vor ihm niederkniet; so spricht wenigstens das Gemälde-Verzeichniß, allein die Leinwand verräth nichts davon. Verneigte sich die sich öffnende Menge vor dem stolz vorüberschreitenden Manne, und man erblickte nur einen einzigen Aufrechtstehenden darunter, so würde man sagen, siehe da den Mardachai. Der Maler hat das Gegentheil gethan: ein Einziger beugt das Knie, alles Uebrige steht, und man sucht vergeblich nach der Hauptperson. Im Uebrigen kein Ausdruck, alles wild durcheinander, eine düstere Farbengebung, eine nächtliche Beleuchtung. Dieser Künstler verbraucht mehr Oel auf seiner Lampe, als auf seiner Palette.

Endlich haben wir es gesehen jenes berühmte Gemälde Jason und Medea, von Carl Vanloo. O des Jammers! mein Lieber. Es ist eine Bühnen-Decoration mit aller ihrer Lügenhaftigkeit, ein unerträglicher Farbenprunk, ein Jason von einem unbegreiflichen Blödsinne. Der Gimpel zieht sein Schwert gegen eine in den Lüften dahineilende Zauberin, welche er nicht mehr erreichen kann, und die seine erwürgten Kinder zu seinen Füßen zurückläßt. So ist es recht! Verzweifelnde Arme mußte er gen Himmel ausstrecken, mit rückwärts gesenktem Haupte, mit starrendem Haar, mit offenem Munde, der einen langen Schmerzensschrei ausstößt, mit wildstierem Auge. . . Und dann eine kurze, steife, eingeschnürte und mit Stoffen überladene Medea; eine wahre Coulissen-Medea; nicht ein Tropfen Blut fällt von der Spitze des Dolchs auf ihren Arm hernieder, kein Wirrwarr, kein Schrecken. Man schaut, wird geblendet, und bleibt eiskalt. Die Draperie um den Leib hat ganz das Matte und den Wiederschein eines Panzers; er scheint von Messing zu seyn. Im dem Vordergrunde liegt auf den mit seinem Blute benetzten Stufen ein sehr schönes Kind hingestreckt; aber ohne alle Wirkung. Dieser Maler denkt und empfindet nicht: ein

Wagen von ungeheurer Wucht. Wäre dieses Gemälde Tapisserie-Arbeit, so müßte man dem Färber einen Ehrensold zahlen. Lieber mag ich seine Badenden; es ist ein anderes Gemälde, das zwei aus dem Bade steigende Weiber darstellt, eine von vorn, der man ein Hemde überreicht, und die andere von hinten. Diese hat keine Anmuth im Gesicht; der untere Theil der Hüften ist platt; sie ist schwarz und ihr Fleisch schlaff; die Hand der andern ist mir, wo nicht gelähmt und zu klein, wenigstens widrig vorgekommen; sie hat gekrümmte Finger; warum hält sie sie nicht ausgestreckt? Das Gemälde athmet Wollust, allein vielleicht fesselt uns weniger das Talent des Künstlers als unser Laster; die Farbe hat viel Glanz. Die mit dem Bedienen der Hauptfiguren beschäftigten Weiber sind mit Besonnenheit behandelt, wahr, natürlich und schön, ohne von den Hauptfiguren abzulenken.

Von Jeaurat. Karthäuser in Gebet vertieft. Kein Schweigen, keine rauhe Wildniß, nichts, was an die göttliche Gerechtigkeit mahnt, keine Idee, keine tiefe Anbetung, keine innere Anschauung, kein Schrecken, keine Extase. Das alles hat der Mann nicht geahnt. Sagte ihm sein Genius nichts, warum ging er nicht zu den Karthäusern hin? Dort hätte er gesehen, was seine Einbildungskraft ihm versagte. Aber glauben Sie, daß er es gesehen haben würde? Wenn es wenig Leute giebt, die es verstehen, ein Gemälde anzuschauen, giebt es etwa viel Maler, welche die Natur anzuschauen verstehen?

Hier eine Vestalin von Nattier — und Sie denken sich sogleich Jugend, Unschuld, Unbefangenheit, zerstreutes Haar, einen weiten Faltenwurf, ein über das Haupt gezogenes und einen Theil der Stirn verhüllendes Gewand; etwas Blässe, denn Blässe kleidet wohl die Frömmigkeit so wie die Zärtlichkeit. Nichts von alle dem. Dagegen ein zierlicher Kopfputz, ein ängstlich angeordneter Anzug, alle Gefallsüchtelei einer Toiletten-Nymphe, und Augen voller Wollüstigkeit, um nur nichts Aergeres zu sagen.

Der Wunderteich von Vien ist eine große nicht verdienstlose Composition. Die ganze rechte Seite ist mit einem Haufen bunt durcheinander geworfener Figuren verwirrt, ohne Wirkung und ohne Geschmack; allein die Farben sind mir wahr vorgekommen. Ueber den Kranken schwebt sehr gut ein Engel in der Luft; hinter Christus steht ein Apostel in Flachsblüthenfarbe gekleidet,

den Le Sueur nicht verschmähen, aber vielleicht zurückfordern würde; und in der Mitte ein auf der Erde sitzender Kranker, der Effekt macht. Zwar ist er stämmig und frisch, und Sophie (*) hat Recht, wenn sie sagt, daß, wenn er krank ist, er nur an Hühneraugen leiden könne..... Eine Auferstehung des Lazarus. Erinnern Sie sich eines ähnlichen Gemäldes von Rembrand? Jene fernstehenden Jünger, jenen Christus im Gebet, jenes Haupt, eingehüllt in das Sterbetuch, wovon man nur den Obertheil gewahr wird, und jene beiden Entsetzen erregenden Arme, die aus dem Grabe sich erheben?

Von La Grenee eine Venus in der Schmiede zu Lemnos, und ein Urtheil des Paris. Hätte ich das Herniedersteigen der Venus in die Schmiede zu Lemnos zu malen gehabt, da würde man unter Felsenmassen die Schmiede in Feuerglut erblickt haben, Vulkan stehend vor seinem Amboße, die Hände gelehnt auf seinen Hammer, die ganz hüllenlose Göttin ihm das Kinn streichelnd; hier die Arbeit der Cyklopen plötzlich ruhend, einige derselben auf den Gebieter hinblickend, und ob der Verführungsscene schelmisch lächelnd; andere würden dem glühenden Eisen Funken entlockt, und die umhersprühenden Funken die Amoretten auseinander gesprengt haben: in einem Winkel hätten die jachernden Kleinen die Werkstatt des Schmiedegotts etwas in Unordnung gebracht; und wer hätte es mir verwehrt, daß einer der Cyklopen eines derselben beim Flügel erhaschte, um es abzuküssen? Der Stoff gehörte der Poesie und Phantasie an, und beide hätte ich zu benutzen gesucht. So hingegen ist es eine große und nackte Leinwand, worauf einige müßige und stumme Gestalten sich verirren. Man beachtet weder Vulkan noch die Göttin; ich weiß nicht einmal, ob Cyklopen da sind. Die einzige etwas auffallende Figur ist ein im Vordergrunde stehender Mann, der einen vorn mit Eisen zugespitzten Balken aufhebt.... Und jenes Urtheil des Paris, was soll ich Ihnen davon sagen? Mir däucht, der Schauplatz mußte eine abgelegene Landschaft seyn, schweigsam, öde, aber üppig; die Schönheit der Göttinnen den Zuschauer wie den Richter in Schwanken erhalten; und der wahre Charakter des Paris nur durch einen genialen Einfall

(*) Vermuthlich die bekannte Opernsängerin Sophie Arnuld.

angedeutet werden. Aber da Greuze hat sich die Sache zu leicht gemacht, und alles das nicht einmal geahnt.

Von Chardin eine Rückkehr von der Jagd, mehreres Wildpret, ein junger zeichnender Künstler, von der Rückseite gesehen, eine Dirn mit Tapisserie beschäftigt, und zwei kleine Fruchtstücke. Allenthalben Natur und Wahrheit; fühlte man Durst, so geriethe man leicht in Versuchung, die Flaschen beim Halse zu ergreifen; die Pfirsiche und Weintrauben erwecken Eßlust und locken die Hand. Chardin ist ein Mann von Geist, hat die Theorie seiner Kunst inne, malt in einer ihm eigenthümlichen Manier, und seine Gemälde werden einst gesucht werden. Seine Behandlung kleiner Figuren ist eben so groß und kühn, als wären sie Ellen hoch. Diese Behandlungsart hängt keineswegs von dem Umfang der Leinwand und der Größe der Gegenstände ab. Bringt eine heilige Familie Raphaels auf einen noch so kleinen Maaßstab, und die Größheit der Behandlung wird dessenungeachtet nicht zerstört werden.

Etwas Schönes ist das Portrait des Marschalls v. Clermont-Tonnerre, von Aved gemalt. Er stehet neben seinem Zelte, in Halbstiefeln, mit seinem Büffelkoller und dem ledernen Gewehrgehenk. Ich wünschte wohl, Sie sähen, mit welcher Farben-Wahrheit, mit welcher Einfachheit das alles ausgeführt ist. In der Nähe gesehen, scheint die Gestalt etwas länglicht; allein es ist ein Portrait, vielleicht ist der Mann wirklich so. Und dann, treten Sie nur einige Schritte zurück, und der Fehler, wenn es einer ist, wird verschwunden seyn. Es thut mir nur leid, in einem Feldlager ein so kunstvolles und gelocktes Haargebäude zu sehen. Die Perrücke da hätte Van-Dyck, glaube ich, ein wenig zerzauset. Aber vielleicht bin ich zu schwierig.

Bachelier hat eine große und schlechte Auferstehung gemacht. Herr Bachelier, auf mein Wort, kehren Sie zu Ihren Tulpen zurück: in Ihrem Gemälde trifft man weder Colorit, noch Composition, noch Ausdruck, noch Zeichnung an. Der Christus da ist ja ganz auseinander gerenkt; es ist ein Patient, dessen Gliedmaßen schlecht wieder eingebracht worden. Auf die Art, wie Sie dies Grab geöffnet haben, ist das Hinaussteigen wirklich ein Wunder; und ließe man die Gestalt ihrer Geberde gemäß reden, [illegible] den Zuschauern [illegible] Empfehle

mich, meine Herren, bin Ihr gehorsamer Diener; es will mir unter Ihnen nicht behagen, daher mache ich mich wieder aus dem Staube.

Wir haben eine Menge Seestücke von Vernet gehabt; einige lokal, andere ideal; und in allen dieselbe Einbildungskraft, dieselbe Glut, dieselbe Besonnenheit, dasselbe Colorit, dieselben Einzelnheiten, dieselbe Mannichfaltigkeit. Der Mann muß mit einer wundervollen Leichtigkeit arbeiten. Sie kennen sein Talent. Es steht ganz enthüllt da in vierzehn oder funfzehn Gemälden. Nach seiner Willkühr empören und besänftigen sich die Meere, schwärzt sich der Himmel, leuchten die Blitze, rollt der Donner, heult der Sturm, gerathen die Schiffe in Flammen; man hört das Rauschen der Fluten, das Jammergeschrei der Sinkenden; man sieht ... man sieht alles, was Er nur will.

Die Malereien aus der Naturgeschichte von Madam Vien haben das erwünschte Verdienst, Geduld und Genauigkeit. Ein Portefeuille ihrer Arbeiten würde eben so lehrreich seyn, als eine Naturalien-Sammlung, würde das Auge lieblicher ansprechen, und sich wenigstens einer längern Dauer erfreuen.

Von Deshays ein Hektor todthingestreckt am Ufer des Skamander; er ist garstig, widrig und grausenerregend, ein ganz gemeiner Missethäter, der aus dem Galgen gefallen ist... Von demselben eine Wanderung im Gebürge. Ueber die Figuren wage ich kein Urtheil zu fällen, aber die Landschaft halte ich für schön; mehr denn einmal hat sie mich hingelockt. Bäume, Felsen, Gewässer machen einen schönen Effekt. Es ist Poesie in der Composition, Kraft in den Farben. Vergleicht man dieses Stück mit seinen übrigen, so ist man geneigt, zu glauben, es sei nicht von ihm. O der schönen Wildniß! Meine Phantasie ergötzt sich an ihr. M*** sagt, es sei eine Phantasie. Ich glaube es gern.

Hagar von Abraham in die Wüste gejagt; sie irrt in der Wüste umher, Hunger und Durst preisgegeben, und entfernt sich von dem sterbenden Knäbchen: welch ein Stoff! Jammer und Mangel, Verzweifelung, Tod! Auf Apollo's Befehl, verurtheilen wir den Herrn Parocel, Verfasser dieser elenden Composition, sie so lange zu belecken, bis alles verwischt ist, und untersagen demselben, in Zukunft sich Stoffe zu wählen, die Genie erfordern.

Virginia's Tod von Doyen ist eine unermeßliche mit sehr schönen Dingen angefüllte Composition. Das Hauptgebrechen ist dieses, daß die Hauptfiguren klein, und die Nebenfiguren groß sind. Virginia ist verfehlt. Weder Appius noch Claudius, weder Vater noch Tochter ziehen an, sondern Leute aus dem gemeinen Troß, Krieger und andere Personen herrlich gewählt; und Draperien von überraschender Ründung, Weichheit, Mannichfaltigkeit und köstlichem Farbenton. Seine Gärtenfeier ist kräftig kolorirt, aber ekelt an. Schwammige, eingeschlafene und trunkene Weiber, monstruöse und schlechtgeordnete Fleischmassen; jedoch Wärme, Poesie und Enthusiasmus. Der Mann wird ein großer Künstler werden, oder Nichts; man muß es abwarten. Dilettanten sagen, seine Eitelkeit werde ihn zu Grunde richten; das heißt, er fühlt die Beschränktheit der Herren, und schlägt ihren guten Rath in den Wind. Sie, Sie werden deshalb keine ungünstigere Meinung von ihm hegen.

Eine kleine Geburt von Boucher. Ich gestehe, das Colorit derselben ist falsch, hat zu viel Glanz, das Kind ist rosenfarben, nichts lächerlicher in einem solchen Sujet, als ein höchst zierliches Himmelbette. Aber die Jungfrau ist so schön, so liebevoll, so rührend; es läßt sich unmöglich etwas Zarteres, Schlaueres, Muthwilligeres erdenken, als dieser kleine Johannes, der auf dem Rücken liegt, und eine Kornähre hält. Ich habe immer Lust, mir an die Stelle der Aehre einen Pfeil zu denken. . . . . . Und dann Engelsköpfe, so beseelt, so frohsinnig, so lebendig; das neugeborne Kindlein so über alle Maaßen lieblich. Das Gemälde würde mir, als Eigenthümer, nicht unwillkommen seyn. So oft Sie zu mir kämen, würden Sie Ihren Aerger daran auslassen, aber würden immer wieder darauf hinschauen.

. . . . .

1760.

Ein Wort über die Geschmacksregel des Philosophen David Hume. Man wird in diesem Aufsatze überhaupt eine Menge wackerer Bemerkungen antreffen, allein es ergiebt sich daraus nichts, um eine unabänderliche Geschmacksregel festzustellen. Diderot hat am Schlusse seiner Abhandlungen über die dramatische

Poesie denselben Stoff behandelt. Er bildet sich ein idealisches Muster, aus dem in der Natur zerstreuten Schönen zusammengesetzt, dessen Theile er verbindet und so ein Ganzes zusammenfügt, welches zur Richtschnur seiner Urtheile in Geschmackssachen dienen soll. So lehret man den jungen Leuten, die sich den Künsten widmen, auf die schöne Natur zu merken, nicht bloß in den lebendigen Mustern, die nie ganz makellos sind, sondern mehr noch in den Mustern der Kunst, deren Ganzes aus verschiedenen für vollkommen gehaltenen Theilen zusammengesetzt ist. Diese Methode ist vielleicht nur darum gut, weil unser Auge nicht zart und scharf genug ist, um die Abgeschmacktheit derselben aufzufassen. Könnten wir unsere Organe bis zu einem gewissen Grade schärfen, so möchten wir leicht inne werden, daß die verschiedenen schönen Theile, woraus der akademische Bildner seine Figur zusammengesetzt hat, nicht ein Ganzes zu bilden vermochten, ohne alle Gesetze der Nothwendigkeit, nämlich der Schönheit, zu beleidigen, denn die Nothwendigkeit heißt bald Schönheit, bald Häßlichkeit, bald Laster und bald Tugend. Sind die Prinzipien des englischen Denkers zu vage und unbestimmt, so muß ich wiederum besorgen, daß die Methode des französischen Denkers, Werke des Geschmacks nach einem Idealmuster zu beurtheilen, zu akademisch sei (wenn mir der Ausdruck vergönnt ist), und unsern Ansichten und Urtheilen eine Steifheit und Trockenheit geben möchte, die leicht zur Pedanterei führen könnte. Was ist demnach anzufangen, um in dieser Mannichfaltigkeit von Meinungen und Ansichten — eben so verschieden bei den Menschen wie die Modifikation ihrer Organe — eine zuverläßige Regel ausfindig zu machen, mit deren Hülfe man über den Werth oder Unwerth in Werken des Geschmacks aburtheln könnte? Die Christen haben untereinander eine Gemeine gegründet, so sie die unsichtbare Kirche nennen. Sie bestehet aus allen auf dem Erdboden zerstreueten Gläubigen, die, ohne sich zu kennen, ohne untereinander verbunden zu seyn, dennoch vereinigt sind durch den nämlichen Geist, die nämlichen Hoffnungen, und die kleine Heerde der Auserwählten bilden. Gerade so verhält es sich mit den Leuten von Geschmack. Sie bilden ein seltenes und zerstreutes Völkchen, das sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzt, und die Reinheit seines Ursprungs unbefleckt erhält. Nur dieses Völkchen bestimmt den Werth der geistigen Erzeug-

„hiesei, nur für dasselbe allein haben die großen Männer aller Zeit„alter gearbeitet. Der guten Richter giebt es nur wenige. Um „ein Werk des Genies zu empfinden und abzuschätzen, dazu ge„hört eine tiefe Spürkraft, eine Feinheit des Takts, eine Zart„heit der Organe, welche die Natur nur einer geringen Anzahl „bewilliget, und deren die Menge schlechterdings beraubt ist. „Diese kleine Anzahl Auserwählter bildet das ewig fortdauernde „Urtheil, welches, von Jahrhundert zu Jahrhundert durch jene unsichtbare Kirche bestätigt und bekräftigt, ein Universal-Urtheil „wird. Es springt dabei von selbst in die Augen, daß ein gewis„ser Zeitraum dazu erforderlich ist, um den Werken des Genies „das Siegel der Unsterblichkeit aufzudrücken. Das Böse, so man „denselben in ihrer Neuheit nachsagt, oder der vorübergehende Bei„fall, den sie haben können, entscheiden nichts über ihren Werth „oder Unwerth. Die Menge richtet sie, und ist so was jemals „unwiderruflich? Allein ist das eitele Schreien oder Jauchzen der Menge verhallt, alsdann ertönt das Urtheil der unsichtbaren Kirche, und vervollkommnet sich je mehr und mehr; dann erhebt sich aus irgend einem Erdwinkel ein Schrei der Bewunderung, der ungehört in einer Ferne von tausend Meilen wiederholt wird, und der Mann von Genie spricht: Sieh da meinen Lohn, für die habe ich gearbeitet. Allmälig wird Homer von allen Natio„nen als göttlich betrachtet; Miltons Gedicht, von dessen Geburt an im Staube vergessen, tritt wieder an das Licht, und erhält die ihm gebührende Ehre. Nicht als ob es heut zu Tage mehr Leute gäbe, die fähig wären, den Werth der Ilias oder des verlornen Paradieses zu empfinden. Man täusche sich ja nicht: der große Haufe schwatzt nur auf Treue und Glauben nach. Das Ansehn der Richter hält das eigene Urtheil der Menge ge„fesselt, sie verehrt, was sie nicht selbst erkennen kann, und wagte sie es, nur im geringsten über die Schranken zu setzen, so würde man bald sehen, wie ihre Urtheile von den Beschlüssen der uni„versellen Vernunft abweichen. Nie gewahrt man diese Verschie„denheit besser, als in jenen nichtsnützigen Streitigkeiten, wo man einen Mann von Genie einem andern gegenüberstellt, einen Alten einem Neuern, und die so viele frostige und geschmacklose Abhandlungen erzeugt haben. Alsdann wird man mit Erstaunen gewahr, daß die nämlichen Leutchen, die insgesammt, z. B. sich für Bewunderer Racine's ausgeben, nichts als schwankende Prin-

zählen haben, daß sie alle den Dichter aus ganz widersprechenden Gründen schätzen, und daß, unter allen diesen angeblichen Bewunderern Racine's, es deren oft nicht zwei giebt, die dessen wahre Schönheiten anders als aus Ueberlieferung und auf Anderer Treue und Glauben empfunden. Man hat demnach mit Recht behauptet, daß der wahre Geschmack eben so selten wie das Genie sei. Witz und Geist, auf die stößt man öfter. La Motte-Houdart klügelt gar wunderfein über Homers Ilias; seine Beweisgründe sind nach allen Regeln der genauesten Dialektik; nur Schade, daß der Mann so hölzern und stumpffühlig (*) ist. Welches wäre denn wohl das Kriterium, das uns in unsern Urtheilen leiten, für uns die Stelle von Diderots Idealmuster vertreten, und uns vergewissern könnte, daß wir in der That Geschmack haben? Quintilian spricht, daß derjenige, der Cicero mit großem Vergnügen lese, das Recht habe, sich für sehr geschickt zu halten. Diese Regel muß auf alle große Männer ausgedehnt werden, deren Werke die Ehre der Unsterblichkeit errungen haben. Enthüllt euch ein inneres Gefühl deren Schönheiten, werdet ihr davon lebendig und aufrichtig ergriffen, so habt ihr das Recht, euch der kleinen Anzahl derer beizugesellen, deren Stimme das Urtheil der Nachwelt bestimmen muß.

Voltaire's Geschichte Peter's des Großen ist zwar kein gelungenes Werk (**), liest sich jedoch mit Vergnügen von Anfang bis zu Ende. Ein Mann von Geist hat darüber ein feines Urtheil gefällt, indem er sagte: daß, wenn alle Zeitungen so abgefaßt wären, er keine einzige ungelesen lassen würde.

Der Graf von Caylus hat so eben in der Malerakademie für die Zöglinge einen Preis gestiftet. Derjenige von ihnen, der

(*) Bitte um Verzeihung, wenn das Wort nicht ganz deutsch gefunden werden sollte.

(**) Ist je einem Manne von Geist, und unter so drückenden Bedingungen, eine bestellte Arbeit gelungen? Freilich hätte er sie ablehnen müssen.

im Kopfe irgend eine beliebige Leidenschaft am besten ausgedrückt haben wird, soll den Preis erhalten. Diese Stiftung ist nicht so schön und vortheilhaft, als man es anfänglich glauben sollte. Wir bewundern die Zeichnung der Alten, und man gesteht allgemein ein, daß die Neuern nur in sofern sich Lob verdient, als sie sich den erhabenen Meisterwerken Griechenlands genähert haben. Studirt man diese Muster, so gewahrt man an denselben einen allgemeinen Charakter, nämlich den der Ruhe, den auch die Raphaele, die Guido's, und die andern höhern Geister des neuern Italiens nachgeahmt haben. Die Alten studirten die schönen Formen, indem sie die menschliche Gestalt immer im Zustande der Ruhe zeichneten, und das gerade müßte man unsern Jünglingen anempfehlen. An den Ausdruck und die Leidenschaft muß nur dann erst gedacht werden, wenn man im Zeichnen der ruhigen Figur weit vorgeschritten ist. Die Leidenschaft zersetzt und verändert die Züge, sie drängt alle Gestalten aus ihrer natürlichen Stellung heraus; aber bevor man die Wirkung dieser oder jener Leidenschaft auf die menschliche Gestalt studirt, muß man sie erst im Zustande der Ruhe gründlich kennen lernen, sonst ist es nicht möglich, der Leidenschaft ihren Charakter zu geben, und statt der Erhabenheit, welche sie fordert, verirrt man sich bald in das Manierirte, das Gesuchte und Geleckte, und in alle Labyrinthe der Mittelmäßigkeit.

Unsere Maler wähnen in ihren Gemälden recht viel Wärme angebracht zu haben, wenn sie alle Figuren derselben recht scharf abdrechseln, alle Stellungen recht anspannen und kontrastiren; allein dies ist nicht der Ausdruck der Natur. So zeichneten nie Poussin und Le Sueur, die einzigen Franzosen, deren Genie Italien bewundert hat. Unsere Maler sind ein wenig weit von der Nachahmung jener großen Meister entfernt, und diejenigen unter ihnen, die dabei ehrlich zu Werke gehen, gestehen ohne Umschweif, daß Raphael ihnen frostig vorkomme. Hätten sie uns demnach Paulus im Areopagus vorzustellen gehabt, sie würden sie sich ganz anders dabei benommen haben, als jener große Mann, dessen Gemälde, seiner Erhabenheit wegen, Jedermann mit Bewunderung ergreift. Sie, sie würden alle ihre Figuren in einer erzwungenen Stellung gezeichnet, und des Glaubens gewesen seyn, als hätten sie den trefflichsten Ausdruck herausgefunden, da sie doch allerwärts nur die Phantasie eines ärmseligen

Malers anstatt der Natur und des Genies gezeigt hätten. Ziehen wir daher den Schluß, daß der Graf v. Caylus mit seiner Stiftung eines solches Preises unsern Zöglingen einen sehr übeln Dienst geleistet, und daß, weit entfernt, zu den Fortschritten der Kunst beizutragen, er die Verderbniß des Geschmacks dadurch beschleunigt haben wird, daß er junge Leute auffordert, die Leidenschaft auszudrücken, bevor sie noch die schönen Formen in der ruhigen Natur gründlich studirt haben.

1763.

Ein namenloser Schriftsteller hat so eben, man weiß nicht warum, ein gedrucktes Schreiben an den Marquis v. Lire gerichtet. Er beweiset darin mit plattem Gewäsch, daß die höchsten Staatsämter wie die kleinsten gewöhnlich nur Dummköpfen anvertraut würden, und die Würdigsten immer leer ausgingen. Ist dem also, so kann unser Autor unmöglich brodlos umherirren.

Das Opernhaus ist niedergebrannt. Da es anfänglich an Wasser gebrach, so behauptete man, daß das ganz natürlich zuginge: denn wie konnte man vermuthen, daß eine Eisgrube Feuer fangen könne? — — Der Abbe v. Galiani war der Meinung, man müsse die französische Oper vor die Thore, dem Stiergefechtplatz gegenüber, verlegen, weil, wie er sagt, alles Lärmende und die Ohren Beleidigende nicht in die Stadt gehöre.

Der Abbe v. La Marre, dessen vermischte Schriften so eben erschienen sind, war ein ziemlich schlechtes Subjekt. In dem Feldzuge von 1747 folgte er der Armee nach Böhmen, wo er sein Leben beschloß. In einem hitzigen Fieberanfall stürzte er sich zu Prag aus einem zweiten Stockwerk auf die Straße hinunter; einige Lesarten meinen, er sei von einem übelgelaunten

Ehemanne herabgestürzt worden. Er starb mit den Worten: „Ich glaubte das zweite Stockwerk nicht so hoch hier zu Lande.“

Ein Jahrhundert, worin Carl XII., Peter der Große und Friedrich gelebt und gewirkt haben, ist kein an großen Fürsten unfruchtbares Jahrhundert. Jedoch ist es bemerkenswerth, daß Carl XII., bei mehr in die Augen fallenden als gehaltvollen Eigenschaften, mehr ein Romanenheld als ein großer Regent, die Gestalt Europa's umgeändert haben würde, hätte er nicht auf seinem Wege einen so seltenen, so außerordentlichen Mann, wie Peter, angetroffen; und Friedrich, erhaben in allen seinen Unternehmungen, groß in allen Zweigen, Held, König, Gesetzgeber, kriegeskundig, Philosoph, der, mit einem Worte, außerordentlichste Mann, der jemals in der Geschichte aufgetreten — der, durch eine nicht weniger merkwürdige Seltsamkeit, alle große Feldherren des Jahrhunderts auf seiner Seite, und nie sich gegenüber, weder im Cabinette, noch in den militairischen Operationen, irgend einen Mann traf, dessen Talent mit dem geringsten seiner Talente verglichen werden könnte (*), wird jedoch keine für Europa merkliche Revolution hervorgebracht haben, nimmt man nicht etwa diejenige aus, die eine nothwendige Folge des Einflusses seines Ruhms und des Ansehns seines Hauses ist. So hängt alles von den Umständen ab. Und vielleicht hat die Eroberung Asiens Alexander nicht die Hälfte der Anstrengungen des Genies gekostet, deren Friedrich bedurfte, um zwischen den Ufern der Oder und Elbe dem so hartnäckigen und so wiederholten Andrange aller Streitkräfte Europa's die Spitze zu bieten.

(*) Das ist zu viel, und schmälert eher Friedrichs Ruhm, als daß es ihn vermehren sollte. Daun, Laudon, Kaunitz u. s. w. waren gar tüchtige Männer; nur mußte Friedrich sie gebrauchen. Welch eine Kraft, welchen Enthusiasmus würde Er nicht in jedem von ihm besiegten Heere geweckt haben! Ein Menschenalter ist dahingeschwunden, und noch immer glühet unser Herz und unsere Phantasie unwandelbar für Ihn. Kopf und Phantasie werden sich einst mit Napoleon stark beschäftigen, allein das Herz wird dabei ewig aus dem Spiele bleiben.

1764.

Sonderbar ist es, daß Robertson seine Geschichte von Schottland in einem schottischen Dorfe, dem er als Pfarrer vorstand, geschrieben hat, und nie in London gewesen ist. Wie mag er denn zu jener Anmuth, jener Eleganz des Tons und Styls, jenem Colorit gekommen seyn, der seine Leser entzückt, und den man nur, wie das behauptet wird, im Verkehr mit der großen Welt und der feinern Gesellschaft erlernt? Mit Zartheit und Regsamkeit des Gefühls erlangt man Leichtigkeit, Eleganz und Anmuth selbst in einer Wildniß, und ohne jene Eigenschaften bleibt man schroff, trocken und abstoßend in der Heimat des Geschmacks. Alles ist Talent.

Algarotti ist unlängst in Italien mit Tode abgegangen. Dieser Mann ist in Europa berühmt geworden durch seine Verbindungen und seinen Aufenthalt bei einem großen Monarchen. Er hat in seiner Muttersprache einen Newtonianismus für die Damen geschrieben; es sind Unterhaltungen, worin er Newton's System erklärt, so wie Fontenelle in seinen Welten das System Descartes auseinandergesetzt hatte. Es ist, so wie seine übrigen Aufsätze über Poesie und schöne Künste, heut zu Tage gänzlich in Vergessenheit gerathen.

Er hat sich folgende Grabschrift bestellt: Hier ruhet Algarotti, aber nicht ganz. Dieses Epitaphium kann christlich oder fromm scheinen; allein eitel, wie man das behauptet, kommt es mir nicht vor. Ueberdies glaube ich auch, daß es nur eine Parodie auf die Grabschrift ist, welche ein anderer berühmter Italiener, dessen Name mir nicht beifällt, auf seinen Grabstein setzen ließ: Hic jacet . . . totus (Hier ruhet . . . ganz). Abbe v. Galiani meint, Algarotti's Epitaphium gehöre von Rechtswegen Farinelli, Caffarelli oder Salimbeni, an.

Johann Philipp Rameau, berühmt in den Jahrbüchern der französischen Tonkunst, ist, zwei und achtzig Jahr alt, gestorben. Man hat von demselben mehre theoretische Werke über die Tonkunst, eine große Menge Opern, eine Sammlung Clavierstücke und anderer musikalischer Produkte. Rameau hat in Frankreich das Schicksal aller großen Männer gehabt; er ist lange mit Erbitterung verfolgt worden. Weil Lully unter Ludwig XIV. Quinault's lyrische Gedichte platt psalmodirt hatte, gab man Rameau Schuld, er vernichte den guten Geschmack des Gesanges, und habe der französischen Oper einen tödtlichen Stoß beigebracht. Alle seine Compositionen sanken anfänglich zu Boden, und erhoben sie sich auch später wieder, so galten seine Bewunderer nichts destoweniger für Ketzer, ja fast für schlechte Bürger. Als nachher die italienische Musik in Frankreich Fortschritte machte, gingen Rameau's heftigste Feinde von ihrer Erbitterung zur blindesten Bewunderung über, ließen Lully im Stiche, und setzten Rameau's Name und Berühmtheit den Anhängern der italienischen Musik entgegen. Auch dies ward gleich einer Nationalangelegenheit behandelt, und es war ein Nationalschimpf, eine ultramontanische Musik der Musik eines Franzosen und eines Greises vorzuziehen. Seitdem schrieben alle Journalisten, und diejenigen besonders, die den armen Rameau am meisten zerrissen hatten, alle Monat einmal in die Welt hinein, Rameau sei der erste Tonkünstler Europa's. Jedoch kannte Europa seinen ersten Tonkünstler kaum dem Namen nach.

Rameau hat mehre theoretische und sehr dunkele Schriften über das Prinzip der Harmonie hinterlassen. Die Journalisten behaupten, er habe in diesem Zweige die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Das ist wieder eine andere der Tonkunst erwiesene Wohlthat, von welcher alle Conservatorien Italiens und alle Musikschulen Deutschlands schlechterdings nichts erfahren haben. Ich betrachte den Erfinder des Contrapunkts als ein eben so großes Genie, wie Pythagoras; aber ich vermag nicht einzusehen, wozu Rameau's angebliche Entdeckungen jemals werden nützen können. In seinen Opern hat dieser berühmte Mann alle seine Vorgänger durch die Wucht seiner Harmonie und seiner Noten platt niedergedrückt. Man hat von ihm sehr schöne Chöre. Lully wußte nur mit Hülfe des Basses eine leiernde Stimme schwebend zu erhalten; Rameau fügte beinahe allenthalben Orchester-

Begleitungen hinzu. Zwar sind dieselben von ziemlich schlechtem Geschmack, sie dienen öfter dazu, die Stimme zu ersticken, als sie zu unterstützen, und das hat denn die Opernsänger genöthiget, jenes Geheul und Gebrüll auszustoßen, die alle zartfühlende Ohren zur Verzweifelung bringen. Man geht aus einer Oper Rameau's hinaus, ganz von Harmonie berauscht, und betäubt von dem Lärmen der Stimmen und der Instrumente. Sein Geschmack ist immer gothisch, sein Styl immer schwerfällig, mag er einen lieblichen oder kräftigen Stoff zu bearbeiten haben. Es gebrach ihm nicht an Ideen, aber er wußte nichts damit anzufangen. Sein Recitativ ist, wie bei Lully, ein Gemisch von unausgesetzter Widersinnigkeit und einigen glücklichen Deklamationen. In Hinsicht seiner Arien, da der Dichter ihm nie ein anderes Pensum aufgegeben hat, als um ein paar nichtssagende Wörter herumzutändeln, oder den Gesang der Nachtigall durch Flageolets und andere Kindereien dieser Art auszudrücken, so läßt sich davon nichts sagen. Hätte er sich in irgend einer Schule Italiens ausbilden und das darin erlernen können, was Styl und Gedanke in der Musik, was komponiren heißt, so würde er nie gesagt haben, daß jedes Gedicht ihm gleichgültig sei, und daß er sich anheischig mache, die Zeitung in Musik zu setzen. Er hätte der Schöpfer der Tonkunst in seinem Vaterlande werden können, allein er gab sich bloß damit ab, Lully nachzuahmen und ihn zu vernichten.

Rameau's Gemüth war rauh und spröde, jedes zartere Gefühl der Menschheit ihm fremd. Ich war eines Tages zugegen, als er es schlechterdings nicht begreifen konnte, daß man dem Thronerben des Thrones würdige Eigenschaften wünschte. „Was „kümmert mich das?“ sagte er höchst naiv, „da derselbe nur „dann erst regieren wird, wann ich todt seyn werde.“ — Aber Ihre Kinder? — Er begriff es nicht, daß man noch über das Leben hinaus an seinen Kindern hängen könne. Seine vorherrschende Leidenschaft war der Geiz. Er war unempfindlich gegen Ruf, Auszeichnung und Nachruhm; nur Geld wollte er, und er ist reich gestorben.

Er war eben so auffallend durch seine Gestalt, als berühmt durch seine Werke. Weit hochgestalteter als Voltaire, war er eben so hager und dürr wie dieser.

D'Alembert hat zu Friedrichs Gemälde eine Inschrift gemacht, deren letzte Zeilen folgende sind:

Europa, wider Friederich verschworen,
von ihm besiegt, hat ihn zum Lieblinge erkoren.

Gern glaube ich, dem Herrn Marquis v. Pezai zu Liebe, daß er nicht Verfasser einer Heroide ist, die so eben in dem Format und mit den Lieblingsverzierungen der Herren v. Pezai und Dorat erschienen ist. Sie hat die Ueberschrift: Schreiben Kains, nach seinem Verbrechen, an Mehala, seine Gattin. Das nenne ich mir noch einen Einfall, Kain in französischen Versen Briefe schreiben zu lassen. Dieser Kain hat Ehrgefühl; er spricht wie ein junger Husarenoffizier, der eine wackere Erziehung erhalten, und bloß das Unglück gehabt hat, einen dummen Streich zu machen.

1765.

Einiges über die Tragödie.

Die Tragödie war bei den Alten eine Staatseinrichtung, eine religiöse Handlung; bei uns ist es eine Ergötzlichkeit, um damit den Müßiggängern großer Städte die Langeweile auf einige Stunden zu vertreiben. In Griechenland und Rom wohnte das Volk in Masse den Schauspielen bei; die Bühne besuchen, hieß eine Pflicht erfüllen. Heut zu Tage betrachtet ein Theil der Theologen das Besuchen der Bühne als etwas Sündliches, und man muß gestehen, daß sie wenigstens konsequent sind. Uebrigens besucht bei uns nicht das Volk theatralische Vorstellungen, das thut nur eine besondere Cotterie von feinern Weltleuten, Gelehrten und Künstlern, von Personen beiderlei Geschlechts, denen Rang oder Vermögen es vergönnt hat, ihren Geist auszubilden; es ist der Kern der Nation, zu welchem sich eine kleine Anzahl von Leuten gesellt, welche dem Volke durch Stand oder Verkehr angehören.

Aus einem so ganz verschiedenen Zwecke ergiebt sich ein Unterschied, der auf den Charakter der neueren Tragödie nothwendig Einfluß gehabt haben muß. Man glaube nur ja nicht, daß, nachdem sie zum Zeitvertreibe, zur Spielerei herabgesunken ist, sie die Würde und Wichtigkeit einer öffentlichen religiösen Einrichtung habe beibehalten können. Könnte das Volk zu Athen oder Rom unsere pathetischsten Tragödien, die, so wir Meisterwerke nennen, vorstellen sehen, so müßte es ohne allen Zweifel glauben, das alles sei bloß zur Ergötzung einer Kinder-Versammlung bestimmt. Und noch dazu würde der Sohn eines römischen Bürgers, mit einer freisinnigen Erziehung angethan, nicht wenig sich lustig machen über die Winzigkeit unserer Triebfedern, unserer Maximen, unserer Emphase, so wie über alle jene prunkvollen Armseligkeiten, welche die Composition einer neuern Tragödie in sich schließt, und welche er nicht für würdig genug halten würde, damit seine Kindheit zu belustigen. Denn da jene Kinder eine mit den Staatsgrundsätzen übereinstimmende, eine einem Volke, das über das Loos der Welt entschied, geziemende Erziehung genossen, so besaßen sie ein gereifteres und ausgebildeteres Gehirn, wann sie des Mannes Gewand anlegten, als solches bei vielen unserer längst für reif gehaltenen Männer, nach einer langen und mühsamen Erfahrung, anzutreffen ist. Schon das Mißverhältniß allein, welches zwischen den Tragödienmachern in Athen und Paris statt findet, kann den unermeßlichen Zwischenraum begreiflich machen, der zwischen ihren Werken liegen muß. Bei den Griechen war der Dichter ein Staatsmann, der, grau geworden in den gewichtigsten Aemtern der Republik, die demselben noch übrig gebliebenen Tage eines glorreichen Lebens dem Unterricht des Volks widmete, indem er Tragödien dichtete. Man vergleiche nun mit einem solchen Manne die berühmtesten unserer Dichter, den großen Corneille, den göttlichen Racine, den hochstrahlenden Voltaire, und man kann versichert seyn, daß die öffentliche Verehrung, die Würde und Wichtigkeit des bekleideten Amts, einen mächtigen Einfluß haben werden auf den Charakter der Erzeugnisse, und es daher den Neuern unmöglich werde, mit Vortheil gegen die Alten anzukämpfen. Die griechische Tragödie wird ewig eine Schule der Moral und der Philosophie bleiben, werth, von Männern besucht zu werden; die unsrige stets eine Sammlung von Gemeinplätzen und nichtsnützigen Gemeinsprüchen. Nicht

das Genie wird unsern Dichtern gefehlt, sondern der Geist der Religion und der Regierung wird allenthalben die dramatische Kunst entwürdigt haben.

Wir haben mithin uns arg an dem Geschmack versündiget, als bei Wiederauflebung der Künste wir die alte Tragödie auf unsern Bühnen eingeführt haben. Wie fühlte man denn nicht, daß sie weder dem Zwecke unserer Schauspiele, noch den Zeiten, noch den Orten ihrer Darstellung angemessen war? War es nicht vorherzusehen, daß die so entartete Tragödie bald zum Kinderspiele herabsinken würde?

Und dies ist geschehen. Unsere Tragödie hat einen ganz eigenen Codex: Die Begebenheiten ereignen und verketten sich darin ganz anders, als in der moralischen Welt. Die Personen handeln nach ganz andern Beweggründen, als diejenigen sind, so die Handlungen der Menschen bestimmen; ihre Reden gleichen nicht denen, welche der Eigennutz, die Leidenschaft, die Wahrheit der Lage einflößen; das Gesammtsystem der neuern Tragödie ist ein konventionelles und phantastisches, wozu es kein Muster in der Natur giebt. Erzählte uns ein gescheuter Mensch in ganzem Ernste, daß in Europa sich ein wichtiges Ereigniß so zugetragen habe, wie dies der Fall in unsern am besten intrigirten Tragödien ist, so würde dieser Mensch mit seinem Märchen uns Jammer erregen. Erörterte ein Minister, ein Staatsmann eine große Angelegenheit im Geschmacke der berühmten Scene des Sertorius, welche man unaufhörlich als ein Meisterwerk der Politik anpreisen hört, wir würden ihn in Kindheit zurückverfallen wähnen; glichen die Reden eines in Nöthen versunkenen oder durch eine furchtbare Leidenschaft aufgeregten Mannes einer tragischen Tirade, anstatt uns für sich zu gewinnen, würde er nur unser Lachen erregen.

Alles ist in unserer Tragödie falsch geworden. Die Unächtheit der Begebenheiten ist durch emphatische und sententiöse Reden gestützt worden; Natur, Wahrheit, Einfachheit, sind schlechterdings verschwunden; selbst das Werkzeug, dessen man sich für die dramatische Sprache bedient hat, widerstrebt den ersten Ergebnissen des Geschmacks, deren Grundlage der gesunde Menschensinn ist. Wäre zu Athen ein Dichter auf den Gedanken gerathen, eine Tragödie in heroischen Versen oder Alexandrinern zu schreiben, so hätte man ihm zuverläßig den Vorwurf gemacht,

daß er nicht einmal die Anfangsgründe seiner Kunst verstehe, und er würde unfehlbar ausgepfiffen worden seyn. Die Griechen besaßen einen viel zu zarten, vervollkommneten Geschmack, als daß sie es nicht hätten fühlen sollen, wie für die dramatische Poesie eine Versgattung gehöre, die dieselbe so wenig als möglich von der gewöhnlichen Rede entferne, und ihr die Natürlichkeit, Bestimmtheit und Biegsamkeit derselben erhalte. Alle diese Vorzüge hatte der Jambus: nebst der Mensur besaß er alle Charaktere der gewöhnlichen Rede; er vereinigte die Wahrheit der Natur und die Läge der Nachahmung.

Die gereimten Alexandriner der französischen Tragiker haben alle diese Vorzüge vernichtet. Der Alexandriner ist zu lang, zu klangreich, zu harmonisch, zu abgerundet, zu vollendet, als daß er für die Einfachheit und Energie der dramatischen Rede passe. In ruhigen Momenten hat dieser Vers zu viel Pomp; er prunkt in einem fort; in den leidenschaftlichen Momenten verhindert er die Rede, sich mit der Gefügigkeit und Schnelle zu zerschellen, welche die verschiedenen Anfregungen des Gemüths erfordern; er zwingt gewissermaßen die Leidenschaft zu einem einförmigen und taktmäßigen Schritte. Seine übermäßige Länge hat auf der Bühne die Poesie der Beiwörter, die der Wahrheit des Dialogs so entgegen ist, eingeführt; fast immer ist der erste Vers nur des zweiten wegen gemacht. Der Sinn ist zu Ende, und aus dieser Weise, je zwei und zwei daherzuschreiten, entstehet die allerermüdendste Eintönigkeit. Man lese die schönsten Verse Racine's; wie sie das Ohr ausfüllen und bezaubern! Allein es ist nichts weiter als Sang und Klang; es sind nicht die wahren Töne der Natur. Diese hat ich weiß nicht was Schöneres, weniger Geordnetes, Wilderes, Erhabeneres, so ich in Shakespears schönen Stellen erblicke, allein bei unsern tragischen Dichtern vergebens suche. Ein berühmter Künstler, deutschen Ursprungs, der aber in London gelebt und dort unlängst verstorben ist, der berühmte Hogarth (*), durch das Genie und den Witz seiner Compositionen bekannt, hat ein mit außergewöhnlichen Ideen angefülltes Werk über das Schöne geschrieben. Man erblickt darin unter andern einen Kupferstich, worauf ein

(*) Hogarth ward 1697 in London geboren.

französischer Tanzmeister der schönen Bildsäule des Antinous gegenüber steht; er beschäftigt sich damit, derselben den Kopf fein aufrecht zu rücken, die Schultern abzuschleifen, Arme und Beine an Ort und Stelle zu bringen, und sie, mit einem Wort, in einen eleganten und süßlichen Geck zu umwandeln. Diese Satyre ist eben so fein wie originell. Jedoch zweifle ich sehr daran, daß unser berühmter Marcel der Haltung des Antinous nachgeholfen hätte. Allein man setze an die Stelle des Antinous der athenischen Melpomene Bildsäule, und nenne die Tanzmeister Corneille und Racine, und das Symbol wird nicht allzusehr von der Wahrheit abweichen.

Ich bin überzeugt, die französische Tragödie werde von Natürlichkeit entblößt bleiben, so lange sie vom Alexandriner Gebrauch macht. Dessen Eintönigkeit und Unnatur werden selbst auf die Deklamation und das Spiel der Künstler ihren Einfluß erstrecken. Jene wird zum geschmacklosen und einförmigen Gesange, diese zu einem ganz genau berechneten Mechanismus voller Symmetrie und Zierlichkeit werden, und alles wird der Unnatur des Tons vollkommen entsprechen. Nothwendig muß die Geberde manierirt seyn, wenn die Rede es immerfort ist. Die wahre theatralische Rede ist ein Gemisch von Geberden und Worten. Das ist das ächte Kennzeichen der Natursprache; Gesicht, Haltung, Geberde sagen eben so viel und mehr noch als der Mund. So wie die Leidenschaft wächst und sich entwickelt, gebraucht sie nur noch einige energische und sparsame Worte; allein ihr zu Gebote stehet eine Unendlichkeit von Geberden, die weit beredter und furchtbarer sind, als die hochtrabendsten Reden. In Shakespeares schönen Stellen findet man jene Zwischenräume von einem Wort zum andern, welche nur der geniale Schauspieler allein auszufüllen vermag. Aber in Racine's schönsten Stellen bleibt dem Künstler nichts zu thun übrig: der Dichter hat alles gesagt, er ist vollendet; allein er ist frostig in Vergleich mit demjenigen, der, indem er es versteht, den Gang der Natur nachzuahmen, auch so wie sie tiefe und dauernde Eindrücke hervorzubringen weiß.

Anna Grandjean, zu Grenoble geboren, wird als Mädchen getauft, und als solches bis zum vierzehnten Jahre erzogen. Auf einmal wähnt sie, eine Verwandlung und Revolutionen zu spüren, welche ihr so wie ihren Aeltern Zweifel über ihr Geschlecht beibringen. Der Beichtvater wird um Rath gefragt, und entscheidet dahin, man müsse Anna Grandjean als Knabe kleiden. Plötzlich sieht sie sich in Johannes Baptista Grandjean umgewandelt. Ihre Neigung gegen Weiber, ihre Abneigung gegen Männer, scheinen diese Umwandlung zu beurkunden. Johannes B. Grandjean, nachdem er einige Zeit hindurch mit Fräulein Antonia Legrand Liebeshändel gepflogen, verheiratet sich ganz arglos und mit Einwilligung seiner Aeltern mit Fräulein Franziska Lambert. Diese Ehe dauert zwei bis drei Jahr. Die beiden Gatten lassen sich zu Lyon nieder. Der Zufall führt auch dahin Fräulein Antonia Legrand, die erste Huldin des Johannes B. Grandjean. Diese, erfahrner als Frau Franziska Grandjean, behauptet gegen die letztere, daß ihr Ehemann kein ächter Mann sei. Diese Einflüsterung erregt Bedenklichkeiten in den beiden Gatten. Sie wenden sich von neuem an die Kirche. Während der Gewissensrath erwägt, hin- und herschwankt, Canons und Dekretalen befragt, wird die Sache in Lyon lautbar. Der Substitut des Generalprokurators zieht sie an sich, ist blödsinnig genug, wider Johann B. Grandjean eine Klage anzustellen, und die Richter zu Lyon benehmen sich dabei so unsinnig, daß sie einen armen Teufel, der selbst nicht weiß, ob er Mann oder Weib ist, zum Halseisen, zur Peitsche und Verbannung verurtheilen — dieweil er das Sakrament der Ehe entheiligt habe. Wahrscheinlich hat das erlauchte Tribunal zu Lyon es für dringend nothwendig erachtet, durch eine strenge Züchtigung alle Dirnen abzuschrecken, die auf das Gelüst verfallen könnten, sich mit Dirnen zu verheiraten, oder vielmehr, indem dasselbe die Beschlüsse seines Generalprokurators bestätigte, haben die Richter bloß darthun wollen, daß man noch blödsinniger als jener Herr seyn könne, was jedoch nicht allzuleicht war. Dem sei, wie ihm wolle, Johannes B. Grandjean hat an das Pariser Parlement appellirt, und dieses hat das Urtheil so eben kassirt, die Ehe für null und nichtig erklärt, den Johannes B. Grandjean freigesprochen, und, um doch auch ein Zipfelchen vom Eselsohr zu zeigen, demselben geboten, wieder Frauenkleider anzulegen.

Diese letzte Klausel ist etwas gar Seltsames: denn, zufolge der Beschreibung, welche man uns von den Geschlechtsorganen des Johannes Baptista giebt, wenn er auch nicht Mann ist, so ist er doch warlich eben so wenig ein Weib. Es ist ein vollkommner Hermaphrodit, und da seine Neigung gegen die Weiber vorherrscht, und er deren nie für Männer gefühlt hat, so springt es in die Augen, daß die Frauenkleidung ihm alle mögliche Bequemlichkeiten verschaffen werde, sein Gelüst zu befriedigen. Gewisse Sänger Italiens stehen in dem Rufe, abgesehn von ihrer Stimme, den Frauen willkommen zu seyn. Johannes Baptista, zu Anna Grandjean geworden, wird, ohne Sang und Klang, derselben Annehmlichkeiten und derselben Vorzüge sich erfreuen können.

Dieser Handel hätte nie in einem aufgeklärten Jahrhundert in einen öffentlichen Prozeß ausarten müssen. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein Hirt vor dem Berner Rath der Bestialität angeklagt wurde. Unsere altklugen Ahnherren, von der Fackel des kanonischen Rechts geleitet, haben in ganz Europa den Feuertod für dieses Vergehen festgesetzt. Der Berner Rath hielt es nicht für zweckdienlich, sich nach jener uralten Weisheit zu bequemen. Er ließ den Hirten über die Grenze schaffen, und legte eine Geldbuße von zehn Thalern Jedwedem auf, der es wagen würde, dessen Verbrechen zu erwähnen. Unsere wälschen Richter würden nicht so übel daran thun, wenn sie sich zuweilen etwas bei ihren Nachbarn umsähen.

Unsere Optimisten mit ihrem: Alles ist auf das Bestmögliche, sind im Grunde nicht weniger lächerlich als die Anhänger der Endursachen. Diese sind wenigstens tröstlich, und besonders behagt mir jener Kapuziner, der, als er über die Nothwendigkeit der Buße predigte, also sprach: „Meine geliebten Zuhörer, bewundert und segnet die göttliche Vorsehung, die den Tod an das „Ende des Lebens gerückt hat, auf daß wir Zeit gewönnen, uns „darauf vorzubereiten.“ Die Mehrheit unserer Metaphysiker raisonnirt nicht gescheuter.

Fräulein Doligny ist, vor zwei Jahren, zum Mitgliede des Théatre français aufgenommen worden, um dort die zarten und naiven Rollen zu spielen. Diese junge Künstlerin ist zum Abgott des Publikums geworden. Wetten möchte ich indessen nicht darauf, daß dieser Enthusiasmus lange anhalten werde: denn ich befürchte, daß, wenn sich ihr schöner Teint verliert, auch alles Beifalljauchzen, dem Talente zu Trotz, dahinschwinde. Auch däucht sie mir ein wenig monoton, und ihre Rede etwas singend. Ohne gerade hübsch zu seyn, hat sie so viel Jugendfrische, eine so einnehmende Figur, einen so rührenden Ton, etwas, ich weiß nicht, so Edles in ihrer Aussprache und Rede, daß sie hinreißt und bezaubert. Das sind jedoch keinesweges ihre Gefährtinnen und Nebenbuhlerinnen auf der Bühne. Da diese sich des Vorrechts der ältern Dienstanstellung erfreuen, eines gar preislichen Vorrechts in einem Verein, wo Talente allein entscheiden, so verhindern sie die neue Künstlerin, so sehr sie nur können, diejenigen Rollen zu spielen, die derselben zu günstig seyn möchten, und lieber setzen sie sich der Gefahr aus, sich auspfeifen zu lassen, als daß ihr Beifall gezollt werde. Dann hat auch Fräulein Doligny ihnen gegenüber noch das Unrecht einer musterhaften Aufführung, und daß sie bis diesen Augenblick noch keinem Vorschlage zu ihrem Emporkommen, auf Kosten ihrer Tugend, hat Gehör geben wollen. Man behauptet, der tugendhafte Freron, bekannt wegen seiner Tugendliebe so wie wegen seines Fanatismus für die reinen Sitten, indem er in seinem unsterblichen Journal über Fräulein Doligny's musterhaftes Betragen sein höchstes Entzücken ausgelassen, sei von seiner Inbrunst für die Keuschheit ein wenig zu sehr fortgerissen worden, und das Publikum habe in seiner Philippika wider die sittenlosen Schauspielerinnen die berühmten Jugendverirrungen des Fräuleins Clairon zu erkennen geglaubt. Gewiß ist es, daß die erlauchte Künstlerin über den tugendhaften Freron Beschwerde geführt hat, und daß dieser würdige Lobredner der Keuschheit der Schauspierinnen in das Fort-l'Eveque gesteckt worden ist, weil er Fräulein Clairon gelästert. Nun werfe sich noch Einer zum Apostel der Tugend auf! Erfahrung und vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des gegenwärtigen Zeitalters hätten ja längst schon dem guten Wasp (*) einen

(*) Oder Wespe, so heißt Frerons Name in der Ecossaise statt Frelon, den die Polizei gestrichen hatte, bloß wegen zu großer Aehnlichkeit.

Wink darüber geben müssen, wie weit sicherer es sei, einen Voltaire, Diderot, D'Alembert und Helvetius in's Gesicht zu schlagen, als sich an einer Comödiantin zu vergreifen.

* * *

Die Wahrhaftigkeit der Geschichte gebietet hier zu bemerken, daß der tugendhafte Freron nicht nach dem Fort-l'Eveque gewandert ist. Denn als er eben dahin abgeführt werden sollte, hat ihn der Polizeibeamte am Podagra leidend gefunden. Dem zufolge hat man ihm einige Tage zu seiner Genesung bewilligt, und die tugendhafte Tagesblattlaus hat diese Galgenfrist wohlweislich benutzt, um die Beschützer in Bewegung zu setzen. Selbst das Mitleid der Königin hat er zu erregen gewußt, die darum ersucht hat, daß man ihm Gnade angedeihen lassen möchte, in Rücksicht seiner hohen Frömmigkeit und seines glühenden Eifers gegen die Philosophen, die, wie Allewelt weiß, die einzigen gefährlichen Feinde des Menschengeschlechts sind. Die Königin Cleopatra-Clairon, getäuscht in ihrer Rache durch die Milde der Königin Leczinska, hat flugs wieder mit der Drohung begonnen, wie sie der Bühne den Rücken für immer kehren wolle, jedoch bald darauf sich wieder besänftigen lassen, weil ihr wohl am Ende die Betrachtung eingefallen ist, daß Größe und Erhabenheit sich leider nicht mit Unmilde und Unversöhnlichkeit verträgt. Man behauptet, daß der liebenswürdigste unserer Staatsminister (*) an sie folgende Anrede gehalten, die wahrscheinlich auf das Gemüth der großen Künstlerin ihre Wirkung hervorgebracht hat: „Fräulein, wir geben alle beide Vorstellungen auf einer großen „Bühne; es ist bloß der Unterschied zwischen uns, daß Sie Ihre „Rollen selbst wählen, und, sobald Sie sich nur zeigen, rauschenden Beifall erhalten; ich dagegen kann nicht über meine „Rollen gebieten, und kaum trete ich auf, so werde ich ausgepfiffen. Dessenungeachtet bleibe ich auf meinem Posten, und, „wollen Sie mir glauben, so werden Sie es eben so machen." — Diese Rede hat großes Glück im Publikum gemacht.

(*) Wahrscheinlich der Herzog v. Choiseul.

Am Fastelabend hat man von dem hochgepriesenen National-Trauerspiel: Die Belagerung von Calais, von Du Belloi für die untern Volksklassen eine Freivorstellung gegeben. Die Infantinnen des Fischmarktes haben dem gemäß den ersten Logenrang eingenommen. Darauf sind eingezogen mit klingendem Spiel die Herren Kohlenbrenner, und mit allen ihrem Range gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen worden. In den Zwischenakten hat Fräulein Clairon dieser erlauchten Gesellschaft zu trinken kredenzt; auch hat die hohe Versammlung allen Schauspielern und allen Tiraden des Trauerspiels rauschend Beifall geklatscht. Am Schlusse hat man gerufen: „Vivat der König und „Ihro Gnaden Herr Du Belloi!" und der Verfasser ist gezwungen worden, hervorzutreten. Auch hat man mit großem Geschrei den Verfasser des kleinen Stücks (*) zu sehen begehrt. Allein Fräulein Hus ist mit der trübseligen Kunde hervorgetreten, wie der Verfasser bereits vor funfzig Jahren des Todes verblichen sei. Hierauf hat man geschrien: „Vivat Fräulein Hus und alle königliche Prinzessinnen!"

Die sechs Commissarien der medizinischen Fakultät, zur Hälfte Schelme, zur Hälfte Blödsinnige, die sich wider die Blatternimpfung erklärt, haben ihre Berichterstattung herausgegeben, deren Ergebniß dieses ist, daß man in Frankreich die Blatternimpfung nicht einmal dulden müsse. Diese sechs Commissarien sind L'Epine, Astruc, Bouvart, Baron, Verdelhan und Macquart. Ihre Namen verdienen aufbewahrt zu werden, weil es schwer seyn würde, schamlosere Betrüger aufzufinden; denn sie haben hundert elende hundertmal widerlegte Mährchen wiederkäut, und alle Thatsachen mit einer unglaublichen Frechheit verfälscht. Daß Astruc und Bouvart, die von Seiten des moralischen Rufes nichts mehr zu verlieren haben, sich ein solches Verfahren erlauben, hat Niemand befremdet, weil sie sich von jeher, in wissenschaftlicher Hinsicht, mit frechen Lügen und Verdrehungen

(*) In Frankreich wird nach einer Tragödie stets noch ein kleines Lustspiel gegeben.

durchgeholfen haben. Einer der feurigsten Apostel der Inokulation, La Condamine, hat es für Pflicht gehalten, über die Berichterstattung der sechs Schelme seinen Witz auszulassen. Er hat in Versen die Geschichte des Haders über das Milchbrod, der vor hundert Jahren alle Gemüther aufregte, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Das Milchbrod hat in Paris nur dann erst Glück gemacht, als es durch einen Parlements-Beschluß verboten worden ist. Wohl hatte Fontenelle Recht, wenn er behauptete, daß die Thorheiten der Väter für die Kinder verloren gehen. La Condamine's Witz hat allenthalben Eingang gefunden.

Die Gazette de France beschäftigt sich seit einiger Zeit damit, daß sie in ihren Jahrbüchern Heldenthaten einer neuen Gattung der Nachwelt überliefert. In jedem neuen Zeitungsblatte trifft man eine pathetische Erzählung von den Verheerungen des reißenden Thieres im Gevaudan, und von den heroischen und denkwürdigen Thaten, welche die Wuth dieses Thiers veranlaßt. Bald ist es eine Mutter, die mit unglaublichem Muthe drei ihrer Kinder vertheidigt; ein andermal schlägt ein Trupp von fünf Kindern das reißende Thier in die Flucht. Das älteste unter ihnen, der hochgefeierte Portefaix, der noch nicht ganz eilf Jahr alt ist, verrichtet Wunder der Tapferkeit, und liefert der Gazette de France den Stoff zu einem Artikel voller Heroismus. Da die Verfasser der Gazette nur Geschichtschreiber sind, so könnte man sie fragen, auf wessen Treue und Glaube sie so viel Wunderdinge nacherzählen? Denn alle Heldenthaten des jungen Portefaix hören auf, wofern nur ein einziger glaubwürdiger Zeuge dabei zugegen gewesen... Wahrscheinlich würde dieser Zeuge, durch seine Hülfleistung, ihn dessen überhoben haben, so viel Beweise von einer Unerschrockenheit zu geben, die seinem Alter nicht angemessen ist. Also auf das Zeugniß von fünf Kindern erzählt man dergleichen Wunderthaten! Zu diesen fünf Kindern füge man noch die Kinder hinzu, die die Gazette de France zusammenstoppeln, so wie diejenigen Kinder, die dergleichen Armseligkeiten ganz ehrlich glauben, und man hat da ein ganz artiges Häufchen Kinder beisammen.

Herr

Herr v. Buffon, der nicht ganz so viel Geschmack am Wunderbaren findet, als die Verfasser der Gazette de France, behauptet, die Geschichte des reißenden Thieres im Gevaudan sei bloß die Geschichte mehrer großer Wölfe, die mit des Frühlings Rückkehr wieder verschwinden würden. Das Volk dort zu Lande behauptet im Gegentheil, das reißende Thier sei ein vermummter Zauberer, der gar nicht zu vertreiben sei. Ein Landmann, ein rechtlicher und glaubwürdiger Mann, hat sogar vor Gericht ausgesagt, das Thier, indem es mit einem gewaltigen Satz vor ihm vorbeigesprungen, habe ihm dabei ins Ohr geraunt: „Gelt! „springe ich nicht recht wacker für einen neunzigjährigen Greis?"

Die Philosophin aus Liebe, oder Briefe zweier leidenschaftlich und tugendhaft Liebender, zwei Bände. Das ist der Titel eines neuen Romans, den man dem Fräulein Mazarelli, gegenwärtig Frau Marquise von Saint-Chaumont, zuschreibt; denn in diesem Zeitalter der Schicklichkeit giebt es Leute, die ihre Geburt nicht abhält, ein gesetzmäßiges Band mit Hetären zu knüpfen, deren körperliche Reize lange Zeit hindurch ein öffentliches Möbel gewesen sind, welches man täglich dem Meistbietenden feilgeboten und preisgegeben hat. Ein solcher Handel ist freilich einträglicher als der mit elenden Romanen. Frau v. Saint-Chaumont hat dem Herrn Baculard d'Arnaud das Geheimniß pathetisch zu seyn abgestohlen. Dieses Geheimniß bestehet in Gedankenstrichen und Druckerpunkten. In allen leidenschaftlichen und furchtbaren Momenten giebt es wohl schwerlich etwas Beredteres, als jene mit Punkten unterbrochenen Stellen. Seite 146 und 147 des zweiten Bandes trifft man den Anbeter der Philosophin aus Liebe auf dem Punkte, gehangen zu werden. Man denke sich den Zustand der Philosophin in dieser gräßlichen Lage, nach dem, was sie selbst an ihre Freundin schreibt: „Es ist zwei Uhr nach Mitternacht" spricht sie, „und noch habe ich kein Auge geschlossen." Und das ist für diesmal ihr herbstes Mißgeschick, denn hundert drei und vierzig auf diesen beiden halben Seiten mit Genie vertheilte Punkte sagen — alles Uebrige, und warlich besser, als es die Frau Marquise v. Saint-Chaumont hätte sagen können.

Die Lobredner des Descartes treffen in dessen Leben auf einen Punkt, auf den sie besonders ihre Aufmerksamkeit zu richten haben, nämlich seine Anwendung der Algebra auf die Geometrie, welches seine Erfindung ist. Darin hauptsächlich hat er sich als Schöpfer und als ein Mann von großem Genie gezeigt; und dieser Ruhm wird ihm verbleiben, wann alle Lobreden auf ihn längst verhallt seyn werden, und keine Spur mehr von seinen Ansichten und Träumereien anzutreffen seyn wird.

Ich saß im Schauspiele neben einem höchst ernsten Manne, und jauchzte vor Wonne über die kunstreiche Manier, mit welcher Preville die unbedeutendsten Einzelnheiten seiner Rolle hervorzuheben und alle Armseligkeiten derselben dem Publikum vor dem Munde wegzustipitzen verstand. Da haben Sie recht, sprach zu mir der Mann im höchsten Ernste, Preville ist zum Küssen. Ich glaube, Gott verzeihe mir die Sünde, daß, wenn er seinen Kopf darauf setzte, er sogar aus dem Vater Unser etwas machen könnte.

Als J. J. Rousseau auf seiner Flucht aus Frankreich einige Tage in Strasburg verweilte, besuchte ihn auch Herr Angar und sprach zu demselben: Sie erblicken in mir einen Mann, der seinen Sohn nach den Grundsätzen erzogen, so er das Glück gehabt hat, aus Ihrem Aemil zu schöpfen. J. J. Rousseau hat ihm darauf erwiedert: Desto schlimmer, mein Herr, für Sie und Ihren Sohn, desto schlimmer.

1766.

Die Denkwürdigkeiten einer Nonne, von ihr selbst geschrieben und von Herrn v. L. gesammelt, sind von einer höchst vorzüglichen Plattheit. Man trifft darin eine Liebende, die, wenn man sie ärgert, immer auf der Stelle ein Austreten

der Galle zu Gebote hat, welche sie über ihre Verfolger ausspeit. Ihr Geliebter hatte sich auf ein Dach gerettet, und dort, auf einen Schornstein sich stützend, hört er das Gewinsel seiner unglücklichen Huldin. Flugs lassen ihn seine Kräfte im Stiche, die Füße wanken unter ihm, und er stürzt ohnmächtig durch den Rauchfang zu den Füßen seiner Innigstgeliebten, mit Blut und Ruß bedeckt.

Man muß hier das Andenken einer sonderbaren Heilung aufbewahren, welche der berühmte Tronchin, gegenwärtig Oberarzt des Herzogs v. Orleans, vor Kurzem bewirkt hat. Ein Prämonstratenser-Prior zu Blois litt seit mehrern Jahren an unerträglichen Kopfschmerzen. Diese Schmerzen waren so übermäßig, daß, in den fast täglich wiederkehrenden Anfällen, der Leidende oft in Versuchung gerieth, sich den Kopf gegen die Wand zu zerschellen. Gewitterluft, so wie überhaupt jede plötzliche Veränderung der Atmosphäre, wirkten höchst nachtheilig auf ihn. Nachdem Tronchin den Zustand und die Symptome der Krankheit sorgfältig geprüft, hat er dem Leidenden angerathen, sich zwei Nerven ausschneiden zu lassen, den einen mitten auf der Backe, den andern mehr nach dem Ohre zu. Der Chirurgus Louis hat, unter Tronchins Augen und Leitung, die Operation vollzogen. Sie hat außerordentliches Aufsehen gemacht. Die medizinische Fakultät, in Verzweifelung über die glänzenden Erfolge eines so furchtbaren Nebenbuhlers, hat nichts außer Acht gelassen, um dieses Unternehmen anfänglich lächerlich, und zunächst gehässig zu machen. Allein der Prior ist nicht einen Augenblick in Gefahr gewesen, ist gegenwärtig vollkommen wieder hergestellt, und leidet an keinem Kopfweh mehr. Ich habe Tronchin erzählen hören, wie er im Laufe seiner Praxis viermal Gelegenheit gehabt, diese Operation anzuordnen; der erste Versuch sei an der Gattin des Geschichtschreibers Rapin v. Thoyras vollzogen worden, sei aber nicht gänzlich geglückt, weil er bloß den Backennerven habe ausschneiden lassen; allein die andern Versuche, wobei beide Nerven herausgenommen worden, seien jedesmal ganz vollkommen gelungen. — Was der Belesenheit unserer medizinischen Fakultät zur unendlichen Ehre gereicht, ist

dieses, daß sie von dieser Operation nie ein Wort vernommen, daß nie ein Wundarzt in Frankreich dieselbe verrichtet hat, und daß unter den Einhundert' und sechzig Doktoren, woraus die Pariser Fakultät bestehet, auch nicht ein einziger weiß, welches die Symptome des Kopfschmerzes sind, so man durch diese Operation heilen kann.

Der berühmte Quacksalber Printemps, Soldat in den französischen Garden, hatte vor einigen Jahren einen ungeheuern Zulauf. Er vertheilte unter alle seine Patienten eine Ptisane, die aus nichts weiter als einer Abkochung von Heu in Wasser bestand; vermuthlich hielt er seine Patienten für Hornvieh, und darin mochte er wohl nicht allzusehr irren. In Kurzem setzte ihn diese Abkochung von Heu in Stand, gutes trockenes Futter zweien Pferden zu geben, so er vor einen stattlichen Wagen spannte, in welchem er seine Kranken besuchte, während mancher Professor der Fakultät seine Besuche zu Fuße und von Koth triefend machen mußte. Auch gab die Fakultät bei dem Marschall v. Biron eine Bittschrift ein, um Printemps zu zwingen, Wagen und Pferde zu verabschieden, und alles Heu nur seinen Patienten zu gute kommen zu lassen.

Der Vater des berühmten Maupertuis war ungemein geizig. Maupertuis schleppte demselben tagtäglich zu Tische einige Schöngeister, welche er in den Kaffeehäusern oder auf den Spaziergängen aufgerafft hatte. Das junge Volk schmauste, zechte nach Herzenslust, und hatte des Guten nie genug; und das verursachte denn dem Vater Maupertuis bitteres Herzeleid. D'Alembert allein hatte sich dessen ganze Gunst erworben. Der D'Alembert ist ein allerliebster Junge, sagte er zum Sohne: das trinkt keinen Wein, keinen Kaffee; so was bei Tische zu sehen, macht eine wahre Wonne...

Ein ungemessenes Streben nach Berühmtheit hat die Tage Maupertui's, des Sohnes, vergiftet und verkürzt. Um bemerkt zu werden, spielte er in Allem den Sonderling. Besonders suchte

er unter dem Volke Aufsehn zu erregen, und zeigte sich auf allen Spaziergängen und an allen öffentlichen Orten in der auffallendsten und buntscheckigsten Tracht. Die Gesellschaft Seinesgleichen war ihm zuwider. Auf jeden literärischen Ruhm eifersüchtig, fühlte er sich stets gedrückt unter denjenigen, die ihm denselben streitig machen oder mit ihm theilen konnten. — Er gab vor, eine heftige Leidenschaft für eine junge Lappländerin gefaßt zu haben, welche er mit nach Frankreich gebracht hatte, und die dort gestorben ist. Gern sang er ein Liedchen, welches er für sie am Pole gedichtet hatte, und das der Aufbewahrung werth ist:

Zu fliehn die Liebe,
vergebens eilt man
zum Pole hin.
Götter! ist's möglich
dort anzutreffen
Paphos, Cythera!

Im Schnee und Eise
des Poles Spitze
entzückt mich Stinchen;
ihr stralend Auge
verwandelt alles
in glüh'nde Zone.

Das Tagsgestirn
entzieht mir freilich
sein helles Antlitz;
doch Stinchens Liebreiz
vertritt die Stelle
der Himmelsleuchte.

Bald scheint die Sonne,
nachtlose Tage
erwarten mich;
die langen Tage
gar kurz mich dünken
bei meinem Stinchen.

1767.

Ich behaupte, es sei unmöglich, die Metamorphosen zu übersetzen, wofern man nicht ein eben so großer Dichter wie Ovid selbst ist: wie könnte man sonst in eine andere Sprache jenes köstliche Colorit übertragen, welches das besondere Verdienst dieser herrlichen Dichtung ausmacht? Ein Mann, der es werth wäre, dieselbe zu übersetzen, müßte ja auf jeder Seite verzagen; nur ein von Frost starrender Pedant ist im Stande, geduldig ein Werk zu vollenden, das nur in so fern ihm behagen kann, als er dessen Schwierigkeiten nicht zu würdigen weiß.

Was die Frage betrifft, ob die Vermischung des tragischen und des komischen Styls in demselben Stücke dem guten Geschmacke entgegen sei, so wird ein wackerer Kunstrichter es nicht wagen, sie allzuleicht abzufertigen. Es ist ausgemacht, daß Fürsten und Personen von hohem Range ernste Angelegenheiten, angreifende und unglückliche Ereignisse in einem edeln und pathetischen Tone abhandeln; der Ton der Subalternen ist sehr verschieden; und man spricht nicht in den Vorzimmern der Herrscher so wie in ihrem Staatsrathe. Auch ist es bemerkenswerth, daß die französische Tragödie das einzige existirende Drama ist, das diese Einförmigkeit des Tons angenommen, der ihr dann jene höchst matte und oft ermüdende Einförmigkeit der Farben mitgetheilt hat.

1768.

Nachdem der Herzog v. Randan, Gouverneur der Franche-Comte, der vor Kurzem den Titel Herzog v. Lorges angenommen, zu Anfange des Jahres zum Marschall ernannt worden, hat die Provinz bei dieser Veranlassung ihm Freudenfeste geben wollen. Allein die Strenge der Jahreszeit berücksichtigend, hat er gebeten, daß man die dazu bestimmte Summe zur Unterstützung der Armen verwenden möchte. Dieses gute Werk hätte in Paris wohl einiges Aufsehn machen können, allein es hat gar

nicht aufkommen können gegen ein Mährchen, das zu gleicher Zeit ruchtbar geworden, und mehre Tage hindurch dem Publikum Stoff zur Plauderei gegeben hat. Man erzählte sich, wie Fräulein Guimard, eine hochgefeierte Operntänzerin, sich durch eine der seltensten Handlungen der Wohlthätigkeit verewigt habe. Der Prinz v. Soubise verehrt ihr an jedem Neujahrstage irgend einige Kleinodien zur Bescherung. Diesmal bat sie sich die Bescherung in baarem Gelde aus, indem sie ihm zu verstehen gab, dessen bedürftig zu seyn. Dem zufolge übersandte ihr der Prinz sechstausend Franken. Mit diesem Gelde versehen, macht sich Fräulein Guimard mutterseelen allein auf die Beine, klettert zu den höchsten Stockwerken ihres Wohnviertels hinauf, erkundigt sich nach Allen, denen der harte Frost dieses Winters beschwerlich fällt, beschenkt jede hülfsbedürftige Familie so reichlich, daß sich dieselbe nähren, erwärmen und sogar kleiden kann, und spendet so in ein paar Tagen nicht bloß die sechstausend Franken, welche sie empfangen hatte, sondern noch zweitausend Franken darüber aus ihren eigenen Mitteln. Man behauptete, alle diese Thatsachen habe die Polizei selbst beglaubiget; denn die Tugend verheimlicht gern ihre wohlthätigen Werke, und nie würden wir von Fräulein Guimard selbst den ehrenvollen und rührenden Gebrauch ihrer Bescherung erfahren haben.

Eine solche preiswürdige That muß meine Leser mit Bewunderung ergreifen; gewiß schreien Sie vor Wonne und Entzücken laut auf; die Entrechats des Fräuleins Guimard adeln sich in Ihren Augen, und ich, ich habe Lust, hier die Rolle jenes guten Dorfpfarrers zu übernehmen, der, als er seinen Bauern das Leiden unsers Herrn gepredigt hatte, und dieselben über das Uebermaaß der Leiden Ströme von Thränen vergießen sah, plötzlich mit seiner Rede einhielt; denn die Thränen seiner Gemeinde jammerten ihn, er konnte es nicht über sein Herz bringen, sie so betrübt zu entsenden, und sprach daher folgendergestalt zu ihr: Meine geliebten Kinder, weinet indessen nicht allzusehr, weil ja doch leicht möglich die Sache sich nicht ganz so verhält.

Mir ist herzlich bange, daß es mit der schönen That des Fräuleins Guimard fast dieselbe Bewandniß habe. Alles, was ich davon mit Gewißheit habe in Erfahrung bringen können, beschränkt sich darauf, daß, als einst ihr Bedienter sich nach be-

endigter Oper nicht zu ihrer Bedienung einfand, sie ihn deshalb ausschelten wollte; daß er sich damit entschuldigte, wie er eine Mutter habe, die durch Krankheit und strenge Kälte sich im höchsten Elende befinde; daß hierauf die mitleidsvolle und weichfühlende Guimard ihrem Bedienten befohlen, sie zu seiner Mutter zu führen, und daß sie diese während ihrer Krankheit sehr sorglich unterstützt habe.

Mithin beruhigen wir uns! Vielleicht auch möchte es eben nicht so erbaulich seyn, als man es denken sollte, daß eine Operndirne so mir nichts dir nichts in acht Tagen achttausend Franken an Almosen ausgeben könnte. Gewiß ist es, daß ich von jeher dem Fräulein Guimard sehr zugethan gewesen bin, und daß sie höchst liebenswürdig seyn muß, denn sie hat viel Freunde, obgleich diese behaupten, daß ihre übertriebene Hagerkeit sie einer Kreuzspinne ähnlich mache. Man sagt, der Ton ihrer Stimme sei dumpf und rauh, und das ist freilich in meinen Ohren ein schreckliches Verbrechen; allein, da ich nie ihre Sprache vernommen habe, so hat jener Fehler nicht meine Leidenschaft für sie schwächen können.

Auch zweifle ich, daß der Selbstmord an sich selbst auf der Bühne sehr anziehend sei. Er ist in der Wirklichkeit weder moralisch noch pathetisch. Was erlerne ich daraus, oder was geht mich das an, daß ein Mensch, den das Leben anekelt, oder den Verzweiflung der Sinne beraubt, sich umbringt? Ist meine Neugierde über die Umstände eines nicht sehr gewöhnlichen Ereignisses befriedigt, so denke ich nicht weiter daran, und bleibe dagegen ziemlich gleichgültig. Wollt ihr durch einen Selbstmord mein Gemüth aufregen, so sei es der Tod des jüngern Cato, weil damit Roms Schicksal enge verknüpft ist; allein was liegt mir daran, daß ein gewissenloser Spieler sich vergifte? Ich gewahre nur einen schlechten Kerl weniger in der Welt, und vergesse ihn augenblicklich.

Man bemerke nur, wie viel furchtbare und schauderhafte Mittel unsere dramatischen Dichter aufbieten, um eine ganz unbedeutende Wirkung hervorzubringen, und es muß von selbst einleuchten, daß diese Methode der sicherste Beweis von der Nichts-

nüzigkeit unserer Schauspiele ist. Mit Dolchen und Giftkelchen jagt man nur Kindern Schrecken ein, und je geistesärmer der Dichter ist, um so mehr Gewicht und Vertrauen legt er auf dergleichen Mittel, um so häufiger vervielfacht er diese. Dem Genie stehen andere Auskunftmittel zu Gebote; und eine Versammlung von Männern, eine Nation mit Energie und Charakter ausgestattet, würde Spiegelfechtereien verschmähen, die nur Kindern Bange machen können. Vor einer solchen Versammlung würde die Tragödie des Spielers bloß ein einfaches und wahres Gemälde der traurigen und unausbleiblichen Folgen der Leidenschaft des Spiels seyn. Diese Folgen sind weder Gift noch Dolch, sondern Verachtung und Armuth, Niederträchtigkeit und Herabwürdigung. Seelenverhärtung und Verlust eines jeden rechtlichen und tugendhaften Gefühls würden das Gift seyn, worüber der Zuschauer erbeben würde: das ist die einzige Katastrophe, womit ein Spieler bedrohet wird; und es ist nicht wahr, daß der Spieler Beverley mitten in seiner Spielwuth nur einen Funken Zärtlichkeit für seine Gattin, seine Kinder und seine Freunde hegen könne. Aber wann werden wir Schauspiele bekommen, die nicht mehr Kinder einschrecken, sondern kräftig genug sind, auch Männer anzuziehen, zu rühren und, wenn es seyn muß, in Schrecken zu setzen? Wir werden sie haben, wann die Regierung den öffentlichen Unterricht als die erste und wichtigste der Pflichten der Gesetzgebung, und als das gelindeste und sicherste Mittel, ihr Ansehn zu bevestigen, betrachten wird. Dann wird sie die schönen Künste zu ihrer wahren Bestimmung zurückrufen, und deren Erzeugnisse zu den Fortschritten der Nationalmoral dienen lassen; dann werden die Schauspiele ein Lehrkursus politischer und moralischer Institutionen werden, und die Dichter nicht mehr bloß Männer von Genie, sondern wahre Staatsmänner seyn. Ich gestehe, daß die kräftigsten und aufgeklärtesten Regierungen Europa's noch weit von diesen Grundsätzen entfernt sind; dagegen sind aber auch, troz der Eitelkeit unserer gegenseitigen kleinlichen Ansprüche, unsere neuern Nationen eine Vereinigung von Kindern, zum Theil roh, zum Theil Wilde, zum Theil durch Luxus entnervt und vor der Zeit gealtert; und unter allen Wissenschaften ist die öffentliche Moral noch am weitesten zurück.



Ein schlechter Spottvogel hat erzählt, ein vom Spleen geplagter Britte sei in Paris gerade am Tage der ersten Vorstellung des Spielers von Saurin eingetroffen; die Aerzte hätten demselben die Reise nach Frankreich als ein Heilmittel für seinen Trübsinn angerathen; er habe das französische Schauspiel in der Hoffnung besucht, sich einmal recht auszulachen, aber da er unvermuthet alles Düstere und Schwarze des englischen Trübsinns dort angetroffen, habe sein Uebel sich dermaßen verschlimmert, daß er sich, gleich nach der Rückkehr aus dem Schauspiele, in seinem Gasthofe erhenkt habe. Man hat dieses Mährchen belacht; indessen gebe ich dem Spottvogel zu bedenken, daß in ganz Europa keine Nation so leidenschaftlich das Trauerspiel liebt, als die französische, und daß sie dieses keineswegs verhindert, zugleich die heiterste Nation in Europa zu seyn. Ich bemerke demselben ebenfalls, daß Regnard (*) und die meisten komischen Dichter von gallsüchtigem und melancholischem Temperamente waren; und daß der höchst heitere Voltaire nur Trauerspiele mit Erfolg geschrieben, und das heitere Lustspiel die einzige Gattung ist, die ihm nie hat gelingen wollen. Sintemalen der da lacht und der da lachen macht, zwei ganz verschiedene Menschen sind.

1769.

Hier ist in zwei Oktavbänden ein historisches Lexikon aller berühmter Frauen erschienen; eine elende Compilation. Zufolge der Rechnung des Verfassers hat es mehr denn dreitausend berühmte Frauen gegeben, von Eva angerechnet bis auf Madam Denis, Voltaire's Nichte, mit eingeschlossen.

Ich traue nie den Plagiats-Anschuldigungen, ich verachte sogar die Leute, die dergleichen vorbringen, und noch mehr ihre Sachwalter, die Blätterstoppler, die so was wiederholen. Der

(*) Moliere, das Non plus ultra der neuern Komiker, war ein höchst ernster, in sich gekehrter und wenig redseliger Mann.

Reiche beklagt sich nicht darüber, daß man ihm ein paar lumpige Thaler gestohlen, nur arme Schlucker, die nichts zu verlieren haben, erheben ein Mordgeschrei über Diebstahl. Sie sind gerade wie jener Bettler, der von seinem Kumpan sagte: „Es ist „ein Schuft, ich habe ihm zwei Pfennige geliehen, und kann „keinen Groschen von ihm wiederbekommen.“

Der Chevalier v. Beauveau hatte es nicht für dienlich erachtet, Geld für schmucke Kleider auszugeben, um dem Vermählungsfeste des Herzogs v. Chartres, bei welchem der gesammte Hof zugegen war, beizuwohnen. Als man ihn fragte, ob er nach Versailles fahren würde, antwortete er mit folgendem Stegreif:

Der König kommt ja nie zu mir,
drum meid' auch ich des Königs Thür.
Erblickt man mich nicht in Versailles,
geschieht es bloß aus Repressaille.

Man kann sagen, daß die ganze Familie Beauveau das Talent der Poesie besitzt. Die Marquise v. Boufflers, die Schwester des Chevalier v. Beauveau und Mutter des berühmten Chevalier v. Boufflers, richtete vor Kurzem folgendes Inpromptu an ihren Schwiegersohn, der bei einem Besuche sie etwas langeweilt hatte:

Herr Eyce, bleib Er lieber fort;
doch kommt Er, spar' Er seine Wort';
Er rühmt ja immerfort nur sich,
und rühmet nie im Leben mich.

Loiseau v. Mauleon, einer der ehrenvollsten Vertheidiger des unglücklichen Calas, hat in zwei Quartbänden die Mémoires et Plaidoyers der berühmtesten Prozesse, in welchen er als Vertheidiger aufgetreten ist, gesammelt. Diese Sammlung ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern der Verfasser beschenkt damit bloß seine Freunde, oder auch, wen danach gelüstet. Als ich ihn fragte, warum er nicht jedem Memoire das

dadurch veranlaßte Urtheil angehängt habe, hat er mir erwiedert: „Zur Ehre der Richter.“ Loiseau ist einer der größten Biedermänner des Königreichs. Er treibt die Strenge der Ehrlichkeit und der Uneigennützigkeit bis zu jenem romanhaften Punkte, der dem Eigner allein Nachtheil bringt, ihn schlechterdings außer Stande setzt, sich zu bereichern und emporzuschwingen, ihn aber zu einem höchst anziehenden Manne macht. Loiseau verlor seine Mutter vor ungefähr zwei Monaten; er liebte sie zärtlich, ehrte sie, betete sie an; es war keine leidenschaftliche Zuneigung, sondern ein wahrer Kultus. Ungeachtet ich wenig mit ihm verkehre, da mir sein Verlust zu Herzen ging, glaubte ich ihm meinen Antheil an seinem Schmerze bezeugen zu müssen. Nach einem Monat machte er mir den Gegenbesuch; ich fand ihn so niedergeschlagen, so bestürzt, so tief betrübt, so einfach und so rührend im Ausdrucke seines Schmerzes, im Lobe seiner Mutter, daß ich den Tod einer Frau, so ich nie gesehen, ich mochte wollen oder nicht, mit lautem Schluchzen beweinte (*).

Souvenirs de la Marquise de Caylus.

Frau v. Caylus war die Mutter jenes Grafen v. Caylus, der vor wenigen Jahren starb, und sein Leben damit zugebracht hat, Künste und Wissenschaften auf seine Weise zu pflegen und aufzumuntern. Sie war eine Nichte der Frau v. Maintenon, und von dieser erzogen worden. Am Hofe wohnend, selbst ihr Vertrauen bis zu einem gewissen Grade genießend, befand sie sich auf einem Standpunkte, wo sie Manches sehen und erfahren konnte. Frau v. Maintenon ist eine meiner entschiedensten Abneigungen, und das Lesen der Erinnerungen hat meinen Geschmack für dieselbe eben nicht vermehrt. Man gewahrt in allen ihren Handlungen das künstliche Treiben, die Sitten und Gefühle eines recht gewandten, geschmeidigen und schlauen Kammerzöfchens, das durch allerlei kleinliche fromme Ränke es

---

(*) Lieber Leser oder Leserin, ich wünsche dir Grimms warmes Herz und recht viel ähnliche Besuche.

endlich dahin brachte, aus dem Hofe ein Ankleidezimmer zu machen: alles hat, während ihrer Herrschaft, ein so trübseliges, plattes und spießbürgerliches Ansehn, daß man nicht ohne Ekel daran gedenken kann. Ihre Vertheidiger sagen zuweilen, der Weg, den sie zurückgelegt habe, beweise schon allein ihr höheres Verdienst; allein das leugne ich. Wohl ist es wahr, daß aus der Wittwe eines Scarron Königin von Frankreich zu werden, der furchtbarste Sprung ist, der sich nur denken läßt; allein diesmal bedurfte es weiter nichts, als daß die kleinlichen Ränke des Ehrgeizes mit den kleinlichen Umtrieben der Kopfhängerei recht schwesterlich Hand in Hand gingen. Ueberhaupt ist es nicht so gar schwer, für kleinliche Seelen sich bis zu einem glänzenden Standpunkte emporzuarbeiten; großen Seelen wird es bei weitem schwerer, nur die Stelle zu erreichen, auf welche ihr Verdienst sie anweist. Erstlich ist Großherzigkeit der Gefühle fast immer ein unübersteigliches Hinderniß, sich aufzuschwingen; sie untersagt uns tausend bequeme und gefahrlose Schleich- und Kreuzwege; selbst der Geist ist nachtheilig, wird er nicht von einer großen Unerschrockenheit und einer Art von Herzhaftigkeit begleitet, welche rechtliche Leute nicht haben mögen; denn vervielfacht er einerseits die Mittel, so gewahrt er auch andrerseits mit der nämlichen Spürkraft die Hindernisse. Dieser Nachtheil ist groß, und die Vielfachheit der Mittel nicht immer ein Vortheil. Ich bin davon überzeugt, daß, bei näherer Prüfung des Treibens derjenigen, die eine glänzende aber langwierige Bahn zurückgelegt haben, und darauf nur Schritt vor Schritt vorgerückt sind, man in Versuchung gerathen würde, zu glauben, es gebe, um sich in der Welt emporzuarbeiten, nichts Besseres als ein Dummkopf zu seyn, der sich ganz ausschließlich zum Mittelpunkt macht und eine nie abzuschreckende Thätigkeit besitzt. Es ist unglaublich, was eine unermüdliche Zudringlichkeit allein durchzusetzen im Stande ist. Und wo ist der Mann von Geist, der es verstehet, ganz gebührlich zudringlich zu seyn? Er bemerkt nur zu bald, wie unbekümmert man um das ist, was ausschließlich auf ihn Bezug hat, die Langeweile, so er einflößt, alle kleine Wallungen der Seele, die sich auf dem Gesichte malen, und er giebt sein Spiel auf. Der Dummkopf sieht von dem allen nichts, verfolgt sein Ziel, und erreicht es. Der Marschall v. Belle-Isle sagte, es sei wesentlich, keines seiner Projekte je-

mals aus dem Gesicht zu verlieren. Dieser Maxime getreu, gelangte er in einem Alter von siebenzig Jahren zur Stelle eines Kriegesministers; es war freilich ein wenig spät, allein er hatte es durchgesetzt. Frau v. Maintenon befolgte wahrscheinlich die nämliche Maxime; und trotz der anscheinenden Treuherzigkeit, mit welcher Frau v. Caylus die meisten ehrgeizigen Schritte derselben uns für Handlungen der reinsten Tugend ausgiebt, siehet man ganz deutlich, daß, sobald sie sich als Erzieherin oder Wärterin der Bastarde Ludwigs XIV. festgesetzt hatte, sie auch den Plan erfaßte und rastlos verfolgte, Frau v. Montespan aus dem Sattel zu heben, und sich an deren Stelle zu setzen. Man lese nur, was sie bei der Musterung der Mousquetaires zu Ludwig XIV. zu einer Zeit sagte, wo der ehrlichen Haut die Furcht vor dem Teufel mehr als das Temperament zusetzte, und man bewundere noch, wo möglich, den Heldenmuth und die Gutmüthigkeit der Frau v. Maintenon. Ich, wenn man es verlangt, will herzlich gern das Glück der katholischen Völker bewundern, deren Fürsten sich nie etwas anders als die zu süße Sünde der Liebe vorzuwerfen haben; denn darauf beschränken sich gewöhnlich alle Mahnungen ihres aufgeschreckten Gewissens. Ei, zum Henker! es liegt wohl dem Himmel und der Erde recht viel daran, daß ein Fürst ein hübsches Weib lieb habe, wenn seine Völker nicht ausgeplündert, geplagt, zu Grunde gerichtet werden, und wenn er auf dem Throne eben so groß als liebenswürdig zu den Füßen seiner Huldin erscheint? Ich finde, daß, nachdem er für die Bedürfnisse und die Ruhe seiner Völker gesorgt hatte, es den guten Heinrich IV. gar stattlich kleidete, wenn er der schönen Gabrielle huldigte. Ich bin weit davon entfernt, die häuslichen Tugenden eines Fürsten geringzuschätzen; ich sehe es gern, daß er ein guter Ehegatte, ein guter Vater, ein zärtlicher und zuverläßiger Freund sei, allein ich verlange, daß seine Privattugenden nicht seine öffentlichen Tugenden in Schatten stellen. Unendlich besser war es für Ludwig XIV. auf eine etwas ärgerliche Weise mit Frau v. Montespan sein Liebeswesen zu treiben, während Colbert durch Manufakturen und Künste dem Königreiche Glanz und Ruhm verlieh, als daß er in allen Ehren und aller Trübseligkeit im Bette der Wittwe Scarron schlief, während man dem Reiche durch die Widerrufung des Edikts von Nantes einen tödtlichen Stoß versetzte, und der König dermaßen herabgewür-

digt worden war, durch seine traurig-tugendhafte Maintenon und seinen Schuft von Beichtvater, daß er sich weit mehr mit den Zänkereien der Bulle und des Jansenismus als mit den Niederlagen seiner Heere beschäftigte, deren Oberbefehl man dem trefflichen Catinat abnahm, weil er nicht regelmäßig in die Messe ging, und den Fortschritten Eugens und Marlboroughs, der nie eine Messe besuchte.

1770.

Ein poetischer Lumpensammler hat sein aus allem Kehricht zusammengeschlepptes Magazin Voltaire'n zugeeignet, und darin eine höchst platte und schale Epistel aufgenommen, welche dieser an Fräulein C. (*), Schauspielerin bei der Marseiller Bühne, vom Lande geschrieben haben soll. Voltaire hat folgendes Schreiben an den Sammler ergehen lassen:

Ferney, den 7. December 1770.

„Ich habe, mein Herr, Ihren Sekretair des Parnassus erhalten. Allein ich ersehe daraus, daß Ihr Sekretair nicht der meinige ist. Er schreibt auf meine Rechnung eine „Epistel an Fräulein C., Schauspielerin bei der Marseiller Bühne. „Nie habe ich Fräulein C. gekannt, und nie das Glück gehabt, „irgend einer Marseillerin den Hof zu machen. Das Journal encyclopedique hatte mir bereits jene Verse zugeschrieben, in welchen ich Fräulein C. verheiße, daß

Zum Trotz und Schimpfe aller Tisiphonen
soll Liebe ein'gen unsere Personen.

„Ich weiß nicht, wer die Tisiphonen sind, allein ich schwöre es „Ihnen zu, daß des Fräulein C. Person mit der meinigen nie „vereinigt gewesen ist, noch es jemals seyn wird.

„Glauben Sie mir, mein Herr, daß mein grausames Geschick mich des Lichts der Augen des Fräuleins C. „nie beraubt, und daß ich auf meiner traurigen „Bahn nicht umherirre. Von dem Umherirren bin ich

---

(*) Chere war ihr Name. Uebrigens war Piron der Verfasser der Epistel.

„so weit entfernt, daß ich seit zwei Jahren höchst selten mein „Bett verlasse; und hätte ich Fräuleins C. Bett bestiegen, so „möchte ich wohl schwerlich wieder hinausgekommen seyn.

„Alle diese Episteln an Aglaura, Flora und Phyllis gehen „übrigens das Publikum nichts an, sondern dienen bloß kleinen „gesellschaftlichen Zirkeln zur Belustigung. Es ist eben so lä„cherlich, sie einem Verleger zu übergeben, als es lächerlich seyn „würde, jede Plauderei drucken zu lassen.

„Die Gebrüder Cramer (Voltaire's Verleger) haben mir „einen sehr schlechten Dienst geleistet, indem sie die in diesem „Geschmack mir entwischten Alfanzereien in Druck gegeben ha„ben; tausendmal habe ich sie davon abgerathen. Mittelmäßige „Verse sind wohl das Saftloseste, was es nur auf Erden geben „kann. Ich habe deren, so wie jeder Andere, viel gemacht, „aber nie meinen Namen denselben untergesetzt.

„N. S. Ich füge nur noch hinzu, daß ich nicht im Jahr „1695, wie das mein Bild in Ihrem Parnasse besagt, sondern „1694 geboren bin, was mir weit mißfälliger als meine geringe „Aehnlichkeit ist."

Der Verfasser (*) des kleinen Lustspiels der Kaufmann von Smyrna hat fast in jeder Scene sein Stück durch platte und übertriebene Schmeicheleien gegen die französische Nation zu würzen gesucht. So was gilt bei unsern Duodezschriftstellern als Beweis ihres Patriotismus. Das nennt Turgot (nachheriger Minister) Vorzimmer-Patriotismus. Nichts wäre wohl mehr dazu geeignet, eine große Nation herabzuwürdigen, und sie ihrem Verfalle näher zu bringen, als diese immerwährende Verschwendung schaler Vergötterungen. Nach den Tagesprodukten zu urtheilen, scheint sie fast deren bedürftig zu seyn.

(*) Champfort.

Die

Die Comédie française hat so eben einen Schauspieler, Paulin, verloren. Im Trauerspiele gab er Tyrannen, im Lustspiel Bauern. Diese beiden Gewerbe sind in der Comödie vereinigt; so nähert man dort die beiden Extreme, Unterdrücker und Unterdrückte. Er war ein erträglicher Bauer und ein schlechter Tyrann; sein Spiel war schwerfällig und geistesarm. Er besaß eine starke Stimme, und dies verführte Voltaire, der etwas aus ihm zu machen hoffte, und immer sagte: Lasset mich nur machen, ich päppele euch einen Tyrannen auf, mit dem ihr zufrieden seyn sollt. Allein der Tyrann entsprach nicht seinen Erwartungen, und Paulin blieb schlecht. Er schmeichelte sich besonders, ihn zur Rolle des Polyphont im Trauerspiele Merope gebrauchen zu können. Während man dieses Trauerspiel einübte, überschwemmte Voltaire, wie das seine Sitte war, die Schauspieler mit Correkturen und Abänderungen. Nachdem er einst wieder eine Nacht mit Durchsicht seines Stückes zugebracht hatte, weckt er seinen Bedienten um drei Uhr des Morgens, damit er dem Paulin die umgearbeitete Rolle überbringe. Der Bediente stellt ihm vor, die Stunde sei unpaßlich, Herr Paulin schlafe, man würde ihn nicht einlassen. Fort! entgegnet ihm Voltaire im höchsten tragischen Ernste, eile! Tyrannen schlafen nie.

Voltaire ist unerschöpflich an Witzfunken über seine Ernennung zum zeitlichen Vater der Capuziner im Ländchen Gex. Er meint, diejenigen, so ihm prophezeihet hätten, er würde einst als Capuziner sterben, hätten sich nicht geirrt, und er würde sich glücklich preisen, wenn, in seinem Alter, ihm noch einige Capuziner-Abenteuerchen zustoßen wollten. — Einer meiner Freunde, der zuweilen einen Abstecher nach Ferney macht, und so eben daher zurückkehrt, erzählte uns letzthin, daß, bei seiner Ankunft, der Patriarch ihm gesagt habe: Sie werden mich sehr geändert finden: man läßt mit zunehmendem Alter den Kopf hängen; ich habe mich gewöhnt, mir über Tische immer etwas Erbauliches vorlesen zu lassen. In der That wurde eine Predigt Massillon's angefangen, bei welcher Voltaire unaufhörlich in den Ausruf ausbrach: Ach! wie schön! Welch ein Styl!

Welche Harmonie! Welche Beredsamkeit! Nach drei oder vier Seiten sagte er plötzlich: Zieh ab, Massillon! Das Buch wurde zugemacht, und der Bewunderer desselben überließ sich, wie gewöhnlich, aller Glut und Ausgelassenheit seiner Einbildungskraft, welche viel Mühe haben wird, den einem zeitlichen Vater der Capuziner geziemenden Ernst sich anzueignen.

J. J. Rousseau hat keine Bewundeter, sondern schwärmerische Anbeter. Mit allen Eigenschaften eines Sektenhauptes geboren, hat er bloß das rechte Zeitalter verfehlt. Der Geist des jetzigen Jahrhunderts strebt nach einer allgemeinen Verbrüderung der Cultur und der Philosophie, gegründet auf eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen alle abgesonderte Meinungen; heut zu Tage mag man sich nicht mehr in Sekten theilen, sich nicht absondern. Diese Sucht herrschte bloß in den vergangenen Jahrhunderten, und ist vorüber. Voltaire hat den Hang seines Zeitalters gefühlt, und ist dessen Apostel geworden. Rousseau, als Reformator, würde früher die Seele einer allgemeinen Umwälzung geworden seyn; für die Nachwelt wird er nichts würken.

Man kennt das Trauerspiel Gabrielle de Vergy. An den Ritter Fayel verheiratet, liebt sie den Ritter Raoul v. Couci, den Fayel erschlägt, und dessen Herz er seiner Gemahlin zur Speise vorsetzt. — Jammern Sie ja nicht zu sehr über die Leiden Gabriellens, denn sie sind ungegründet. Es ist ein bloßes Mährchen, welches man der Romanze nicht entreißen mußte, wo es sehr rührend ist, aber das sich keinesweges für die Tragödie eignet. Sie werden mir sagen, daß die Geschichte des Oedip, des Pelops, des Atreus und Thyestes, und anderer Helden der griechischen Tragödie, ebenfalls nur ein gräßliches Mährchen sei. Ja wohl, aber die Mährchen von Oedip, den Danaiden, den Atriden, waren durch die Religion geheiliget; es war der Zeit-Catechismus; mit diesen Mährchen flößte man den Kindern religiöses Schrecken ein, gewöhnte man sie von Kindheit

an das furchtbare Dogma der Fatalität. Einerseits die Wichtigkeit der Religion und die der Tragödie andererseits haben diesen Stoffen einen Ernst, eine Kraft bewahrt, welche unsere winzigen scheuslichen Mährchen nicht haben können. Man nehme die Geschichte des Ritters Couci und Gabriellens in den Canon unserer heiligen Bücher auf, man erzähle sie den Kindern so wie die Geschichte des Ahasverus und der Esther, man gebe der tragischen Darstellung eine religiöse Wichtigkeit, und besonders suche man zu bewerkstelligen, daß man gläubiger als in dem gegenwärtigen Zeitalter sei, und dann behandele man den Stoff Couci's und Gabriellens: Fayels Raserei wird dann Glauben finden, und es wird sich alles schicken.

Billard, General-Post-Einnehmer, hat gegen Ende des verwichenen Jahres einen trüglichen Bankerott von mehrern Millionen gemacht. Er schien ein gar frommer Mann, und lebte in der engsten Vertraulichkeit mit dem Abbe Grisel, dem Beichtvater des Erzbischofs von Paris und Gewissensrathe mehrer erlauchten Kopfhängerinnen. Dieser Grisel ist übrigens deswegen berühmt, daß er ihm anvertraute Gelder sehr gut aufzubewahren weiß: nie hat er etwas wieder herausgegeben. Billard trieb einen ganz eigenen Luxus, nämlich, seinen Büchern zufolge, kostete ihn sein Beichtvater, ein Jahr ins andere gerechnet, mehr denn hunderttausend Thaler. Um nähere Auskunft darüber zu erhalten, ist Grisel eingesteckt worden. Auch gab Billard seinen Namen her für alle Vermächtnisse, welche Grisel sich in Testamenten zu erschleichen wußte. Billard mußte einen Eid darüber leisten, daß diese Vermächtnisse keine Fideikommisse wären, und Billard schwur jedesmal einen Meineid vor Gericht. Jedoch sagt man, daß, als er eines Tages eines Vermächtnisses wegen von hunderttausend Thalern meineidig geworden war, das Gewissen sich bei ihm einigermaßen regte, und er seinem Beichtvater erklärte, daß, zur Beschwichtigung seines Gewissens, er dieses Vermächtniß nicht herausgeben würde. Dergleichen winzige Bedenklichkeiten müssen scheinheilige Schelme schon einander nachsehen. Billard erfreute sich eines hohen Rufes in der Kopfhänger-Rotte. Alle drei bis vier Tage nahm er das Abendmahl,

und genoß des Vorrechts, mit einer Priester-Hostie zu kommunizieren. Eines Tages trat Billard vor die heilige Tafel, obgleich er erst zwei Tage vorher davor gewesen war. Da der Messe lesende Priester nur kleine Hostien hatte, sprach er zu Billard: Sie kommen unangemeldet. Sie werden daher mit dem, was die Kelle giebt, vorlieb nehmen müssen (*).

Der Abbe Trublet, Chorherr und Archidiakonus von Saint-Malo, einer der Vierziger, starb in seiner Vaterstadt am 14. März. Er war ein Erzkleinigkeitskrämer, oder, wie Voltaire sagt, er wog Fliegeneier auf Waageschalen von Spinnengewebe ab. Er wähnte sich ein Erzpfiffikus zu seyn, und legte in seinen kleinlichen Styl all das Gesuchte, was Koketten ihrem Putze geben. Allein sein Pinsel war ungelehrig, und sein mattes Colorit erregte stets die Idee von Armseligkeit und Beschränktheit. Uebrigens mochte wohl die Bekanntschaft mit seiner Person Einfluß haben auf den Eindruck, welchen seine Schriften machten. Er besaß ein unedeles und mißfälliges Gesicht, ein dürftiges und unreinliches Aeußeres; in seinen Manieren lag Speichelleckerei, so daß seine Person weit mehr als seine Werke Verachtung erweckte. Troß dem rühmte sich Abbe Trublet vieler Glücksabenteuer auf dem Felde der Liebe; und so was ist physisch nicht unmöglich: es kommt dabei bloß auf das Stockwerk an, wo dieselben ihm zu Theil wurden. Er war ein Augendiener Fontenelle's, und machte sich gewaltig breit damit, daß er es wüßte

---

(*) Dieser Prozeß ward erst im Jahr 1772 entschieden. Billard ward auf dem Greveplatze am Schandpfahl ausgestellt, und hier stand er zwei Stunden lang in aller Zierlichkeit des Anzugs, in seidenen Strümpfen, schwarzem Frack, das Haar sorgfältig gekräuselt und gepudert. Als der Büttel ihn aus der Conciergerie abholte, wollte dieser ihm um den Hals fallen, nannte ihn seinen Bruder, dankte ihm dafür, daß er ihm die Pforten des Himmels öffne, pries Gott für die Demüthigung, und sang Psalme die ganze Zeit hindurch, daß er das Halseisen umhatte. Anstatt ihn auf die Galeeren zu schicken, wie er das verdient hatte, verbannte man ihn aus Frankreich. Da sein Bankerott fünf Millionen Franken betrug, hatte er wahrscheinlich für sein Auskommen im Auslande Sorge getragen.

und allenthalben erzählte, wie Fontenelle sich geräuspert und ausgespuckt hatte. Nach dem Tode dieses berühmten Mannes gab er ein dickleibiges Fontenelliana heraus, welches ein Meisterstück von Plattheit, Kleinigkeitskrämerei und mit höchst wichtiger Miene erzählten Armseligkeiten ist. Abbe Trublet wähnte, schlau und sinnreich in seinen Wendungen, ja selbst in der Art zu seyn, wie er sein Komma und Punktum setzte; seine Interpunktion verräth einen wahrhaft erschrecklichen Aufwand von Witz: es war ein gar verschmitzter Dummbart. Dies erinnert mich an einen Einfall der guten Madam Geoffrin. Man bemerkte eines Tages in ihrer Gegenwart, wie Trublet doch ein Mann von Geist sei; darüber ereiferte sie sich nun gewaltig, und erwiederte: es sei bloß ein mit Spiritus eingeriebener Dummkopf, der aber nichts als den Schaum davon abbekommen habe. Sie meint, der Mensch überhaupt sei aus dem Inhalte mehrer kleiner Töpfe zusammengesetzt; es gebe da das Geisttöpfchen, das Töpfchen der Einbildungskraft, das Töpfchen der Vernunft, und den großen Kessel der reinen Dummheit. Aus jedem dieser Gefäße schöpfe nun das Geschick nach Belieben, und setze daraus ein Ganzes zusammen, welches den Kopf eines Menschen bildet. Nach den Privat-Nachrichten, welche Madam Geoffrin darüber hat, schöpfte das Geschick, da doch nun einmal ein Abbe Trublet entstehen sollte, bloß aus dem großen Kessel, aber besorgt, doch wohl etwas zu reichlich geschöpft zu haben, öffnete es das Spiritustöpfchen, das immerfort siedet und folglich immerfort schäumt, erhaschte in der Eile nur den Schaum desselben, und bestrich damit die gesammte Dummheitsmasse des Abbe Trublet. Das gleicht ganz einem Zaubermährchen, allein das Mährchen ist darum nicht weniger moralisch.

Das beste Werk dieses Archidiakonus sind seine literärisch-philosophisch-moralischen Versuche, in vielen Bänden. Ich war zu jung, als ich sie las, um es zu wagen, meine Meinung darüber auszusprechen. Er lief den ganzen Tag allenhalben umher, sammelte, was er nur aufzuraffen vermochte, und schrieb dann des Abends die Paragraphen seines Versuchs nieder. Er rühmte sich eines Tages, wie er sich anheischig mache, alle sechs Monate einen Band davon herauszugeben; der Abbe v. Cannâle, der zugegen und ein böser

Spötter war, erwiederte ihm: das kommt auf die Leute an, mit denen man umgeht. Maupertuis behauptete, Trublets Versuche erfreueten sich in Deutschland eines so hohen Rufes, daß die Postmeister den Reisenden, so dieselben nicht gelesen hätten, Postpferde verweigerten (*). In einem dieser Bände der Versuche befindet sich eine Abhandlung, worin Trublet den Ursachen der Langweiligkeit der Henriade nachspürt. Diese Abhandlung ist die wahre Quelle der Unsterblichkeit Trublets. Der Verfasser der Henriade verfehlte nicht, dem mühsamen Grübler seinen geziemenden Dank abzustatten, und schoß ihn, von dem Augenblicke an, in alle seine kleinen Aufsätze ein: das Bild des Abbe Trublet im armen Teufel ist ein Meisterstück. Abbe Trublet fand keinen andern Grund zur Beschwerde über Voltaire's Verse, als den, daß er ihn darin immer Diakonus nenne, während er doch Archidiakonus sei; und darauf erwiederte der Patriarch: Nun, da muß ich um Verzeihung bitten; aber wie konnte ich mir so was träumen lassen?

Abbe Trublet bewarb sich zwanzig Jahre hindurch um die Ehre eines Mitgliedes der Académie française, und diese Beharrlichkeit trug viel dazu bei, ihn lächerlich zu machen. Bei jeder Vakanz eilte er über Hals und Kopf nach Paris, lief umher, um Stimmen zu sammeln, erhielt die Stelle nicht, und kehrte nach geschehener Wahl nach Saint-Malo zurück. Eines Tages steckt Piron, der in der Nähe von Fontenelle wohnte, den Kopf zum Fenster hinaus, sieht aus Fontenelle's Hause einen Leichenzug herauskommen, schlägt rasch das Fenster zu, schreibt stehendes Fußes an Trublet, damit er herbeieile, sich um die erledigte Stelle zu bewerben. Trublet kommt mit der fahrenden Post an, findet Fontenelle frisch und gesund, und keine Stelle erledigt. Bloß Fontenelle's Neffe war gestorben. Endlich drang er doch in die Akademie ein, ganz unerwartet, und ohne vorher den Interessenten zuzurufen; Vorgeschaut! Er hatte sich einen Anhang

(*) Es ist mir gerade wie Grimm ergangen. In meiner Jugend bestimmte man mich, diese Versuche zu studiren, und ich zerquälte mich lange damit, ohne allen Gewinn für meinen Kopf. Vor einigen Jahren nahm ich sie als Graubart wieder zur Hand, und erstaunte über die ganz gehaltlose und gedankenleichte Compilation.

unter den Kopfhängern erworben, es dahin gebracht, daß man der seligen Königin erzählte, wie sein Eifer und seine Arbeiten zu Gunsten der Religion ihm den Haß der Philosophen zugezogen, und wie die Wundenmale, so er im armen Teufel davon getragen, dafür zeugten, wie sehr er für die gute Sache leide. Das christliche Herz der Königin regte sich darob; es bildete sich eine kleine Kabale, der Präsident Henault übernahm die Leitung; die Sache wurde recht geheim gehalten, und Abbe Trublet erhielt die Mehrheit der Stimmen, zur großen Verwunderung der meisten Akademiker.

Lange haben wir uns auf Kosten des Abbe Trublet damit ergötzt, daß wir in unsern Abendversammlungen dessen literärischen Roman mit großer Wahrhaftigkeit entwarfen. Wir hatten angenommen, daß, da er bei jeder Vakanz sich einstellte, er immer vierzig Lobreden bereit hielte, in der Hoffnung, Nachfolger einer der Vierziger zu werden, ohne Ausnahme eines einzigen darunter; so daß, sobald ihm eine Stelle zu Wasser geworden, er sogleich heimkehrte, um die Lobrede auf den so eben Gewählten zu verfertigen. Nun sollte er auf seiner Heimfahrt nach Saint-Malo sein Portefeuille verlieren, und wir wollten es aufheben und drucken lassen. Es kam bloß darauf an, im Geschmack des Abbe Trublet, vierzig Lob- und Trauerreden auf die vierzig noch lebenden Akademiker anzufertigen; das konnte höchst lustig und spaßhaft ausfallen; so viel ist ausgemacht, daß wir uns lange daran ergötzten. Jede Lobrede hob mit dem Satze an: Auf den Fall, daß ich zum Nachfolger des Herrn N. N. erwählt werde. — Bei seiner Aufnahme in die Akademie, übersandte er seine Eintrittsrede an Voltaire, als Collège desselben. Dies Verfahren rührte und entwaffnete den Patriarchen dermaßen, daß er von diesem Augenblick an nie wieder in seinen Pamphleten des Abbe Trublet gedacht hat.

Alles (sagt Grimm bei Durchsicht der Prozeßakten des Generals Lally, von welchem D'Alembert meinte, daß ein jeder Anderer als der Büttel ein Recht gehabt hätte, ihn zu erschlagen), alles, was mir vom Durchlesen der verschiedenen Denkwürdigkeiten über jenen Theil der Welt, das Ziel unserer Hab-

sucht, übriggeblieben, ist, daß nichts mich vermögen konnte, dahin zu wandern, um dort irgend eine öffentliche Stelle zu verwalten. Noch will es mir gar nicht einleuchten, daß man, hat man einmal die Linie passirt, dieselben Begriffe von Tugend und Rechtschaffenheit beibehalte; dagegen ist es mit äußerst klar erwiesen, daß, wenn man mit diesen Begriffen auf der Küste von Coromandel oder in Bengalen anlangt, und sich in seiner Stellung aufrecht erhalten will, man unfehlbar das Opfer der Schelmenhorde werden muß, deren gesammte Interessen sich zum Verderben des rechtlichen Mannes nothwendig vereinigen und verschwören. Was Europa anbetrifft, so wissen wir es ein wenig besser, wie es da hergeht; und, hat man Gelegenheit gehabt, nur etwas um sich zu blicken, so weiß man sehr wohl, daß mancher Held Indiens, der durch seinen wohlbezahlten Sachwalter sich dem Scipio oder Paulus Aemilius hat zur Seite stellen lassen, und so keck gewesen ist, von seinem Vaterlande Ehrensäulen zu fordern, vielleicht Lally's Schicksal gehabt haben würde, hätte man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Bei Gelegenheit der Uebersetzung eines Gedichtes des Kaisers von China, Kien-Long, schreibt Diderot an Grimm: Eine leicht zu gewinnende Wette wäre es für mich, wenn man mir aufgäbe, die ächten Wendungen des Originals wieder aufzufinden, ohne alle weitere Hülfsmittel als die Berücksichtigung der Gattung dieses Gedichts und dessen, was mir die Uebersetzung an die Hand giebt. Es ist mir oft mit Huber begegnet, der mir aus dem Deutschen, wovon ich kein Wort verstehe, übersetzte Stellen vorlas, daß ich ihn plötzlich unterbrochen und gesprochen habe: So hat der Dichter nicht gesagt; so spricht er, dies ist sein Ideengang — und ich traf ganz richtig. Es giebt also in der poetischen Sprache Etwas, so allen Nationen gemein ist, sei die Ursach welche sie wolle.

Der englische General Clerk ist ein Mann von Geist, aber ein großer Schwätzer, und so gar ermüdend durch den Tik, daß er zu jeder Phrase, die aus seinem Munde kommt, jedesmal ein Hem? hinzufügt, dergestalt, daß es ganz das Ansehn hat, als wolle er euch unaufhörlich ausfragen, ungeachtet er nie eure Antwort abwartet. Dessenungeachtet kam er uns übrigens gar wohl zu Statten. Madam Geoffrin allein, welcher eine große Mannigfaltigkeit bei Personen und Dingen nothwendig geworden ist, und die ungern lange bei demselben Gegenstande verweilt, durchzückt ein Fieberschauer, so wie sie nur des Generals Clerk gedenkt. Baron Holbach hatte den Fremdling bei ihr eingeführt, und war nach den ersten Complimenten und einem halbstündigen Besuche aufgestanden, um fortzugehen. Der General Clerk, anstatt seinem Vorsteller zu folgen, wie das bei einem ersten Besuche Sitte ist, bleibt zurück. Madam Geoffrin fragt ihn, ob er fleißig die öffentlichen Schauspiele besuche? — Selten. — Die öffentlichen Spaziergänge? — Wenig. — Den Hof, die Prinzen? — Fast gar nicht. — Womit vertreiben Sie sich denn die Zeit? — Je nun, behagt es mir in einem Hause, so plaudere und bleibe ich. — Bei diesen Worten wird Madam Geoffrin leichenblaß. Es war Abends sechs Uhr; es leuchtet ihr ein, daß Abends um zehn Uhr es dem General Clerk vielleicht noch in ihrem Hause behagen könne, und der bloße Gedanke versetzt sie in Fieberfrost. Das Ungefähr führet D'Alembert herbei; nach einem Weilchen, überredet sie diesen, er befinde sich nicht allzuwohl, und er lasse sich vom General Clerk zu Hause bringen lassen. Dieser freuet sich, eine Gefälligkeit erweisen zu können, bittet D'Alembert, über seinen Wagen nach Belieben zu schalten, weil er denselben erst Abends spät gebrauchen werde, um ihn nach Hause abzuholen. Diese Worte waren ein Donnerschlag für Madam Geoffrin, die den Schatten schlechterdings sich nicht vom Halse zu schaffen vermochte, so viele Veränderungen, durch zukommende oder abgehende Besuche, in ihrem Zimmer Statt fanden. Noch gegenwärtig kann sie nicht mit kaltem Blute an diesen Tag gedenken; auch ging sie nicht eher zu Bette, bis sie gegen die Gefahr eines zweiten Besuches dienliche Maaßregeln genommen hatte. Nie habe ich sie überreden können, daß General Clerk zur bessern Gesellschaft gehöre. Und aufrichtig gestanden, weiß ich

ihm keinen andern gegründeten Vorwurf zu machen, als den, daß er seine Pferde, wenn er irgendwo in der Stadt zu Mittage speisete, um halb fünf Uhr kommen und bis Mitternacht auf sich warten ließ.

General Clerk hielt uns einst über Tische, in Gegenwart David Garricks, eine lange Vorlesung, um uns zu beweisen, daß der Enthusiasmus der Engländer für Shakespear nichts als eine Modesache, ein Nationaltik sei; keine Seele verstände eigentlich diesen Schriftsteller oder bewundere ihn in ganzem Ernste; Herr Garrik allein, durch seine geniale Darstellung, habe das Geheimniß gefunden, ihn zum Abgott der Nation zu machen. Garrick, ein großer Bewunderer Shakespeares, und von Natur lebhaft und sprudelnd, hielt lange an sich; endlich erhebt er sich von Tisch, ergreift Clerk's Hand, und spricht zu demselben: Ich gelobe Ihnen hiermit, General, daß es mir nie in meinem Leben einfallen soll, über Krieg zu sprechen.

1771.

Diderot, Messerschmied zu Langres, starb 1759, von seiner Vaterstadt allgemein betrauert, seinen Kindern ein für seinen Stand ganz artiges Vermögen hinterlassend, so wie einen Ruf von Tugend und Rechtlichkeit, der jedem Stande zu wünschen wäre. Ich sah ihn drei Monat vor seinem Tode; als ich nach Genf reisete, fuhr ich absichtlich über Langres, und werde mir Zeitlebens zu der gemachten Bekanntschaft des biedern Greises glückwünschen. Er hinterließ drei Kinder: einen ältern Sohn, Dionysius Diderot, im Jahre 1713 geboren; es ist unser Philosoph; eine Tochter von vortrefflichem Herzen und seltener Charakterstärke, welche, nach dem Hinsterben ihrer Mutter, sich gänzlich der Pflege ihres Vaters und der Besorgung seines Hauswesens widmete, und aus dem Grunde sich weigerte, in den Ehestand zu treten; einen jüngern Sohn, der sich der Kirche geweihet hat. Er ist Chorherr an der Hauptkirche zu Langres, und an Gläubigkeit ein Kirchenlicht der ersten Größe. Es ist ein Mann von bizarrem Geiste, von störrischem Kopf-

Hängerei, und dem ich wenig richtige Ansichten und Gefühle zutraue. Der Vater liebte seinen ältesten Sohn mit leidenschaftlicher Neigung, seine Tochter mit dankbarer Zärtlichkeit, und seinen jüngsten Sohn mit Bedacht, aus Ehrfurcht für den Stand, so derselbe erwählt hatte (*).

Die Orthographie, oder einfache Mittel, die Unvollkommenheiten der französischen Rechtschreibung zu verhindern. Es ist ausgemacht, daß die Aussprache sich unaufhörlich verändert, und daß die Rechtschreibung dieselbe bleibt; daher es denn geschieht, daß die Schrift, welche zur Darstellung der Rede erfunden worden, in die Länge nichts mehr als ein schlechtes, höchst unförmliches Gemälde ist, das sehr der Nachhülfe bedürfte. Allein die Nachhülfe wird fast unmöglich, weil, übte man sie mit Strenge, die gedruckten Werke zuletzt nicht mehr gelesen werden könnten, und die Kunst, sie zu entziffern, mit der Zeit eine schwierige Kunst, ein Zweig der Erziehung werden würde. Was ist also dabei zu thun? Dieselben Combinationen der Buchstaben müssen bleiben, nur muß man die Aussprache derselben, vermittelst neuer Zeichen, feststellen. Dies ist in zwei Worten der Plan des Verfassers und dies ist auch wohl in der That, was sich am vernünftigsten darüber sagen läßt. Das angegebene Mittel ist sinnreich, und es ist unerhört, daß man noch nicht früher darauf verfallen.

Für den Simpel giebt es keine gute Bücher, für den verständigen Menschen giebt es vielleicht auch nicht **ein** schlechtes Buch.

(*) Einleitung zu dem bekannten und schönen Aufsatze Diderots: **Unterhaltung eines Vaters mit seinen Kindern, über die Gefahr, die Gesetze nicht strenge zu befolgen.** Uebrigens nehme ich hier zurück, was ich im ersten Bande gesagt hatte, daß Diderots Vater ein Grobschmied war, einen Irrthum, wozu Diderot selbst mich verleitet hatte.

Der verstorbene Abbé v. Bragelogne, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein guter Geometer und überaus frommer Mann, verfertigte eines Tages einen kleinen Catechismus zum Gebrauch seiner Collegen; er brachte denselben in einer Sitzung mit, und, indem er ihn auf der flachen Hand wägte, sprach er also zu den Akademikern: „Meine Herren, „Sie wünschen doch gewiß alle, selig zu werden. Wohlan, da „bedarf es weiter nichts, als daß Sie den Inhalt dieses Büchelchens glauben. Sehn Sie da, meine Herren, es ist fast „gar nichts! Ist das nicht höchst bequem, seine ganze Religion, „wie einen Taschenkalender, in einem Winkelchen seiner Tasche „immer bei sich zu haben?“

Vercingentorix, Trauerspiel in einem Aufzuge, vom Marquis v. Bievre. Von Anfang bis zu Ende ist die saubere Posse in Calembours geschrieben. Der Held beschließt das Stück mit folgenden Versen:

Je vais me retirer dans ma tante ou ma nièce;
et j'attendrai la mort de la faim de la pièce.

So was heißt denn doch unsere Geduld mißbrauchen. Der Herr Marquis scheinen seit einiger Zeit zu glauben, als bedürfen wir zur täglichen Speise nichts als solcher Plattheiten. Es giebt wohl schwerlich eine Gattung, die mehr Maaß und Ziel verlangt, als die scheusliche Gattung der Pointen und Calembours. Herr v. Bievre verekelt sie selbst den lüsternsten Dilettanten, das heißt, dem plattsten und hirnlosesten Gesindel in einer Nation.

Piron glaubte ein Recht zu haben, sich über den Critiker Desfontaines, den Freron seiner Zeit, zu beschweren, und gelobte ihm, funfzig Tage hintereinder, an jedem Morgen, zum Frühstück ein Epigramm zu übersenden. Er hielt ihm Wort. Nach funfzehn Tagen und funfzehn Epigrammen ward Desfontaines krank; nun begnügte sich Piron damit, jeden Morgen sein Epigamm zu machen, ohne es jedoch abzusenden. Am fünf-

undzwanzigsten Tage verschied Desfontaines, und so ließ denn Piron es bei fünfundzwanzig sein Bewenden haben. Mehre dieser Epigramme sind Meisterwerke.

1772.

Es giebt zarte Seelen in allen Ständen. Ein Advokat, Namens Jobart, nachdem er erfahren, daß die Mehrheit seiner Collegen den Entschluß gefaßt hatte, bei dem von Maupeou zusammengesetzten Parlemente, welches dem Publikum höchst verhaßt ist, ihre Verrichtungen wieder zu übernehmen, glaubte ihnen folgen zu müssen. Gleich den Abend darauf begiebt er sich, wie gewöhnlich, zu seiner Huldin, um mit ihr zu Nacht zu speisen. Allein diese jagt ihn schmählend und schimpfend zum Tempel hinaus, indem sie ihm die bittersten Vorwürfe über seine Niederträchtigkeit macht. Ohne zu Nacht zu speisen kehrt er daheim, und nur seiner Verzweiflung Gehör gebend, macht er sich selbst, auf die gewandste und glücklichste Weise von der Welt, eine Operation, der man sich sonst nur unterwirft, um einen schönen Soprano zu erzielen. Worauf er denn seinen zum Parlement zurückgekehrten Collegen folgende Verslein übersendet:

Nichts bin ich euch nun mehr, hoffärt'ge Advokaten,
verzichtet habe ich auf euren Stand und Rang.
Mein Recht benahm ich mir, und zwar für's Leben lang.
Schafft euch nun selber Rath, ich habe mich berathen.

Die Thatsache ist wahr. Es ist eine zwar kurze Heroide, allein sie gehet auf die Hauptsache los und hebt das Uebel mit der Wurzel.

Zemire und Azor haben sich dem Hofe zu Fontainebleau mit großem Erfolge produzirt; darauf sich am 16. Dezember 1771 in Paris am hellen lichten Tage gezeigt, und dort dieselbe Aufnahme gefunden. Man hat alles, selbst deren Vater und Mutter sehen wollen, das heißt, das Parterre hat mit ver-

doppeltem Geschrei die Verfasser hervorgerufen. Der Componist, Gretry, von den Schauspielern herbeigeführt, ist erschienen; allein der Dichter, Marmontel, hat sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, um sich der Ehre des kleinern theatralischen Triumphs zu entziehen. Das Parterre jedoch, vom Dämon des Enthusiasmus besessen, hat in einem fort gerufen: Adducite mihi psaltem; worauf endlich Harlekin in bürgerlicher Kleidung und ohne Maske sich dargestellt hat... Ein Theil des Parterre glaubte Marmontel anfangen zu sehen; aber Harlekin, zu großherzig, zu gerecht, als daß er sich hätte einen Ruhm anmaßen sollen, der ihm nicht gebührte, zügelte auf einmal das Beifallgeschrei, indem er sprach: Meine Herren, ich bevorworte hiermit, daß ich an alle dem keinen Theil habe, und bitte daher, mich nicht mit dem Verfasser zu verwechseln. Wir haben ihn allenthalben gesucht; meine Collegen sind auf den Boden geklettert, während ich im Keller war; allein alles vergebens, bis endlich der Thürsteher uns gemeldet hat, wie er ihn habe herausgehen und in einen Wagen steigen sehen. — Diese wackere Rede hat das Parterre vermocht, auseinander zu gehen.

Eigentlich hat der dritte Akt das Glück des ganzen Stücks gemacht, und in diesem dritten Akt besonders das Trio des Zaubergemäldes zwischen dem Vater und den beiden ihm übrig bleibenden Töchtern. Die Begleitung dieser Stelle geschiehet bloß mit Clarinetten, Hörnern und Fagots hinter dem Zaubergemälde, wobei das Orchester schweigt. Es ist eine wahre Zauberei, und hat die größte Wirkung hervorgebracht. Um meiner Eitelkeit einen kleinen Spielraum zu geben, muß ich über diese Stelle eine Anekdote anbringen. Gretry, der gern meine Meinung über seine Arbeit erfahren wollte, ersuchte mich im verwichenen Sommer, die Hauptarien von Zemire und Azor anzuhören. Es ward der Tag verabredet; er setzte sich an sein Clavier, und sang, ohne Stimme, als Kapellmeister, das heißt, wie ein Engel. Er überzeugte sich bald von meinem Wohlbehagen. Bei der Arie des Zaubergemäldes sagte ich, wie bei den übrigen, allerliebst; allein ich sagte dies in einem sehr verschiedenen Tone; es klang mehr nach Artigkeit als nach innigem Gefühl. Die geringe Wirkung, welche diese Stelle auf mich hervorgebracht hatte, schrieb ich anfänglich auf Rechnung meiner Zerstreutheit; aber, als ich am Abend auf meinem Zimmer diese Erscheinung mir zu zerglie-

dern suchte, glaubte ich, die wahre Ursache entdeckt zu haben; und da der Erfolg dieser Arie mir für den Erfolg der ganzen Composition von hohem Gewicht zu seyn schien, besuchte ich am folgenden Morgen den Componisten, um demselben meine Bemerkungen mitzutheilen. Gretry läßt ganz ruhig mich ausreden, und spricht dann: „Es ist mir gestern keinesweges entgangen, „daß mein Trio Ihnen nicht gefiel, und Sie es bloß aus Artig„keit lobten; das ist mir die ganze Nacht im Kopfe umherge„gangen, und ich habe den heutigen Morgen benutzt, um es „wieder umzuarbeiten.“ Und hiermit setzte er sich augenblicklich an sein Clavier, und sang mir die so eben komponirte Stelle vor; er hatte meinen Ton gewählt und Gebrauch von allen meinen Bemerkungen gemacht, noch bevor er sie vernommen hatte. Ich umarmte ihn und sprach beim Weggehen: „Ich sehe wohl, daß „wer Ihnen rathen will, früh aufstehen muß. Lassen Sie nun „den Diamant unangetastet, denn er entscheidet den Werth des „Ganzen.“

Der Name Clement ist von jeher für Voltaire ein widerwärtiger Name gewesen. Der erste Clement, der ihn angriff, war aus Genf, und starb im Irrenhause von Charenton. Voltaire pflegte ihn nicht anders als Clement Maraud zu nennen, um ihn von dem Dichter Clement Marot zu unterscheiden. Jener verrückte Clement hatte zu seiner Zeit ebenfalls ein Trauerspiel, Merope, verfertiget, welches jedoch nie hatte auf die Bühne gebracht werden können. Einst meldet bei Voltaire sich ein Bedienter, und bittet, bei ihm angestellt zu werden. Voltaire erkundigt sich, bei wem er gedient habe? Der Bediente nennt Herrn Clement von Genf. Schuft, sagt ihm Voltaire, indem er ihn scharf ins Auge faßt, du siehst mir ganz darnach aus, als hättest DU die drei ersten Akte zu Merope gemacht.

Ein Sachwalter hat Winterabende, oder moralische Erzählungen herausgegeben. Ich begnüge mich, bloß die Vorrede abzuschreiben, die mich wonniglich erlabt hat:

„Der Pfarrer einer kleinen Dorfgemeine las das Evange„lium aus einem ganz wurmstichigen Meßbuche ab; bei jedem „fehlenden Worte, das ein Wurmloch ersetzte, schob er das Wort „Jesus dafür ein. Nach beendigter Messe spricht der Guts„herr zu ihm: Mich bedünkt fast, Ehrwürden, als „wenn im heutigen Evangelio öfter Jesus vor„komme, denn in den andern Evangelien; we„nigstens befindet sich das Wort Jesus recht „häufig darin. — Ei nun, gnädiger Herr, er„wiederte ihm der gute Pfarrer, auf alle Fälle wiegt „dieses Wort wohl jedes andere auf. — Leser, „ich bin dieser gute Pfarrer, und dieser Schwank ist meine Ge„schichte. Vielleicht findet man die Wörter Humanität, Wohl„thätigkeit, Gerechtigkeit, Biedersinn in dieser Sammlung zu „sehr verschwendet: Leser, diese Worte wiegen wohl manche an„dere auf."

Eins der größten Aergernisse dieses Jahres ist der Prozeß des Fräuleins Camp gewesen. Man weiß, daß der Vicomte v. B**, ein junger Mann von Stand, aber dürftig, nachdem er in der königlichen Militairschule erzogen worden, Dienste genommen, und seine ersten Jahre durch eine Reihenfolge von Schlechtigkeiten bezeichnet hat. Die sträflichste, so wie die ruchtbarste ist diejenige, deren Opfer Fräulein Camp geworden ist. Der junge B., während eines Aufenthalts in Montauban, trat in engere Verbindung mit der Familie der Bedauernswürdigen, gab sich für einen Protestanten aus, vermählte sich öffentlich mit Fräulein Camp nach den Gebräuchen der protestantischen Kirche, das heißt, ohne Zuthun eines katholischen Priesters, und erzeugte mit seiner Gattin ein Kind; und nachdem er öffentlich zu Montauban mehre Jahre mit derselben als Ehegatte gelebt, ihre nicht unbedeutende Aussteuer vergeudet hatte, und endlich zufolge seiner Ausschweifungen und seiner Schulden nach dem Fort l'Eveque gebracht worden, verließ er dieses, um in Paris im

Ange-

Angesicht der Kirche sich mit einer andern Frau zu vermählen, und gab seine erste Verbindung mit Fräulein Camp für einen verbrecherischen Umgang aus. Die scheusliche Gesetzgebung, welche Ludwig XIV, auf Antreiben der Betschwester Maintenon, gegen den Protestantismus, zur ewigen Schande Frankreichs, erließ, begünstigte wunderherrlich das Verfahren des Herrn v. B., das in andern gesitteten Ländern ihn geradesweges auf die Galeeren, und vielleicht auf's Blutgerüst gebracht hätte. Durch einen Beschluß des Parlements ist die Ehe des jungen B. mit Fräulein Camp als nicht geschehen erklärt worden. Dieses barbarische Parlement hat noch überdies die Unverschämtheit gehabt, den Herrn v. B., der nicht einen Heller Vermögen besitzt, zum Kosten-Ersatz nebst aufgelaufenen Zinsen zu verurtheilen, und endlich es gewagt, als wenn die bedauernswürdige Gattin an ihrem Unglücke noch nicht schwer genug zu tragen hätte, die Verfügung zu erlassen, daß ihr einziges Kind, eine Tochter von vier bis fünf Jahren, der Mutter entrissen und in einem Kloster erzogen werden solle. — Noch ist dieser Parlements-Beschluß, in Bezug auf die Wegnahme des Kindes, nicht vollstreckt worden, und wird auch wahrscheinlich nicht vollstreckt werden; da die Mutter demselben sich nicht gutwillig unterwerfen will, so wird man sich vielleicht schämen, gegen ein schon zu grausam behandeltes Schlachtopfer Gewalt zu gebrauchen. Die Bedauernswürdige hat eine Stütze und einen Vertheidiger gefunden: Herr Van Robais, ein mehr als siebenzigjähriger Greis, hat dieser Tage in der königlich-schwedischen Kapelle sich mit Fräulein Camp vermählt, und ihr ein anständigeres Loos gesichert, als dasjenige, dem ihr ruchloser Gatte einen so unverwischlichen Schandfleck aufgedrückt hat. Man weiß, daß die Herren Van Robais Fremdlinge sind, die bei Errichtung ihrer herrlichen Tuchmanufaktur zu Abbeville in der Picardie sich nicht allein die freie Ausübung ihrer Religion, sondern selbst das Recht vorbehalten haben, eines Predigers von ihrem Glauben und einer Kapelle zu ihrem Gebrauche sich zu erfreuen (*).

(*) Nach funfzig Jahren ist es doch wohl erlaubt, einen der ruchlosesten Menschen, den ja schon überdies Voltaire und Linguet für die Nachwelt gebrandmarkt haben, hier mit Namen zu nennen. Er hieß der Vicomte v. Bombelles.

Johann Joseph Cassanea v. Mondonville, ehemaliger Musikdirektor der königlichen Kapelle, ist dieser Tage mit Tode abgegangen. Er war ein Gaskonier, und hatte sich in seiner Jugend einen Ruf als Violinspieler erworben. Das Gemeine und Triviale sind die unterscheidenden Kennzeichen von dessen Musik. Er war es, der gerade vor zwanzig Jahren die Anhänger der italienischen Musik und der Buffi's in der Oper aus dem Felde schlug. Eine armselige Truppe von italienischen Buffi's hatte allmälig mit ihren Intermezzo's alle französische Opern, welche man der öffentlichen Bewunderung zur Schau gegeben, in den Staub gestreckt. Die Gefahr war groß; noch ein Fall, und es war um die königliche Musik-Akademie vielleicht auf immer geschehen. In dieser bedenklichen Lage wagte sich Mondonville mit seiner Oper Tithon und Aurora hervor; eine plattere und elendere Composition hat es schwerlich jemals gegeben. Und gerade diese Composition verjagte aus der Pariser Oper den Genius des Pergolesi und so vieler anderer großen Männer Italiens. Man unterhandelte anfänglich mit dem Coin de la Reine: so nannte man die Anhänger der italienischen Musik, weil sie sich im Parterre unter der Loge der Königin vereinigten. Dieser Coin war damals sehr besucht, und bestand aus alle dem, was die Nation Ausgezeichnetes in Literatur und Kunst, und an Liebenswürdigkeit in der feinern Welt, besaß. Mondonville's Abgesandte erschienen als Flehende. Sie versicherten den Coin der tiefen Verehrung des Autors für dessen Orakel, und seiner aufrichtigen Bewunderung der italienischen Musik. Sie gelobten in dessen Namen und beschwuren in dessen Seele, daß, wenn der Coin das Gelingen Tithons und Aurora's zuzulassen geruhen wollte, so würde der Autor seinen ersten Beweis der Dankbarkeit dadurch ablegen, daß er eine Oper in italienischem Geschmack komponirte. Der arme Teufel würde warlich in große Verlegenheit gerathen seyn, hätte man ihn beim Worte gefaßt; denn er komponirte bloß im platten Geschmack. Diese Unterhandlung belustigte ungemein den Coin, der aus treuherzigen Fanatikern und eben so glühenden Neophyten, wie Polyeukt bestand, immer schlagfertig die Götzenbilder der alten Religion umzustürzen, und endlich aus geistvollen Fanatikern, für die italienische Musik zwar leidenschaftlich erglühend, aber alles von der heitern Seite auffassend, und ein Viertelstündchen guter und muthwilliger Laune

allen Entzückungen der Welt vorziehend. Der Coin bildete sich mehr denn einmal, auf Mondonville's Gesuch, in einen großen Ausschuß, bald unter dem Vorsitze D'Alemberts, bald unter dem Präsidio des Abbe v. Canaie. Einige wären geneigt, dem Supplikanten, ohne Nachtheil für die Zukunft, die Bitte zu gewähren; andere stimmten für einen unbedingten Tod, als wenn das von ihrer Meinung abgehangen hätte. Jedoch ließ Mondonville, während seiner Unterhandlung mit dem Coin, seine anderen Hülfsquellen nicht außer Acht. Er warb sich eine mächtige Partei in Versailles, wo seine Geschmeidigkeit und seine Intrigen ihm eine Menge Beschützer verschafft hatten. Diese überredete er, es sei dies weniger seine eigene als eine National-Angelegenheit. Der Patriotismus fuhr aus dem Schlafe auf. Frau v. Pompadour wähnte die französische Musik in Gefahr, und schauderte. Es ward beschlossen, koste es, was es wolle, die Oper Tithon und Aurora glücklich durchzusetzen. Bei der ersten Vorstellung wurden die gesammten Leibgarden des Königs in das Opernhaus kommandirt. Als die Mitglieder des Coin erschienen, um ihre Stellen einzunehmen, konnten sie schlechterdings nicht dahin gelangen, und sahen sich genöthigt, sich in den Gängen und auf den Gallerien zu verkrümeln, wo sie denn, ohne etwas zu sehen, Zeuge waren der rauschendsten Beifallsäußerungen, welche je einer ersten Vorstellung gezollt worden. Ein Courier ward eiligst nach Choisy gesandt, wo sich der König befand, um diesem die glückliche Botschaft zu überbringen. Unsere Niederlage war vollständig. Bald wagte man es, noch weiter zu gehen, und die Buffi's, diese Quelle so vieler Zwietracht, sammt und sonders zu entlassen; und dies geschah so vollständig, daß man seitdem auf dem Theater des Palais-Royal nie wieder hat singen hören, und man dort bis auf den heutigen Tag mit einem Lungenaufwand kreischt und heult, welcher nur dem National-Patriotismus allein munden kann.

Huber aus Genf befindet sich seit sechs Monat mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in Paris, und wird wenigstens ein Jahr hier verweilen. Er ist ein Mann von seltenem Genie und Gepräge. Für die Künste geboren, alles, vermittelst des

Instinkts und einer Art von Errathungsgabe, ergreifend, kann man sagen, daß er die Malerkunst zum zweitenmal erfunden habe, da es ihm gelungen ist, ohne Lehrer, Gemälde zu verfertigen, die Geschmack, täuschende Wahrheit, und einen höchst anziehenden und geistvollen Pinsel verrathen. Was dieselben besonders auszeichnet, ist jene köstliche und zarte Natürlichkeit, welche an die Manier Van Dycks und anderer großen Meister erinnert, und die so fern von jenem Manierirten ist — der wahren Qual aller Leute von Geschmack.

Anfänglich hatte er sich durch sein Papier-Ausschneiden einen Ruf erworben: ein in der That einziges und wunderbares Talent. Mit einer Scheere und einem Stücke Velin schuf er Gemälde, deren Inhalt die Kenner bezauberte, und deren Ausführung die Künstler in Erstaunen setzte. England besitzt viele dieser Arbeiten, welche man einst als Reliquien zeigen wird. Kleinigkeiten führte er mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit aus. So besaß er, zum Beispiel, eine so große Fertigkeit Voltaire darzustellen, daß er ihn, mit den Händen auf dem Rücken, ausschnitt; oder er ließ wohl gar die Scheere ganz aus dem Spiele, und, indem er eine Karte in verschiedenen Richtungen durchriß, war Voltaire's Ebenbild fix und fertig. Ein andermal wieder nahm er eine Brotscheibe, und, indem er sie seinem Hunde in verschiedenen Richtungen hinhielt, mußte dieser mit seinen Zähnen das Bildniß Voltaire's verfertigen. Dabei war er unerschöpflich an Erfindungen.

Seitdem Huber das Ausschneiden mit der Palette vertauscht, hat er seinen Pinsel fast ausschließlich Voltaire gewidmet, mit dem er seit ungefähr zwanzig Jahren vertraulich umgeht; allein Voltaire, der, was diesen Punkt betrifft, äußerst kindisch ist, hat es ihm nie Dank gewußt, und von jeher sich bemühet, Huber's Gemälde als Zerrbilder in übeln Ruf zu bringen. Ein unangenehmer Zufall besonders hat die üble Laune des Patriarchen gegen Huber vollends aufgeregt. Dieser hatte es unternommen, eine Reihe von Gemälden, das häusliche Leben des Patriarchen vorstellend, auszuführen. Noch nie hat ein Künstler dessen Portrait schlagender getroffen. Die Kaiserin von Rußland hatte dem Künstler schreiben lassen, wie sie seine sämmtlichen Gemälde annehme; jemehr er deren machen würde, um so angenehmer würde es ihr seyn. — Dasjenige Gemälde

nun, welches den Patriarchen gegen seinen Maler übellaunig gemacht hat, ist das seines Erwachens. Man sieht ihn aus dem Bette heraus und in seine Beinkleider hineinsteigen, wobei er, was historische und strenge Wahrheit ist, seinem am Bette und vor einem Tische sitzenden Sekretair in die Feder diktirt. Dieses kleine Gemälde ist Huber von einem Schelm von Kupferstecher gestohlen worden, der es heimlich gestochen, und darunter eben so platte als ungehobelte Verse gesetzt hat, deren Salz darin besteht, daß es heißt: Voltaire zeige seinen H......, D'Alembert küsse diesen, und Freron gebe ihm darauf die Ruthe. Dieser Kupferstich ist bei allen Bilderkrämern zu haben.

Briefe des Königs von Preußen, zur Beleuchtung der Geschichte des letzten Krieges. Diese Correspondenz ist höchst anziehend. Kaum hat man zwölf Zeilen derselben gelesen, so zweifelt man keinen Augenblick mehr an der Aechtheit der Briefe. Wollte oder könnte jemand die vollständige Correspondenz des Königs mit seinen Generalen, während der beiden letzten Kriege, welche er geführt hat, sammeln, so würden wir unstreitig das wichtigste und lichtvollste Werk besitzen, so jemals über die Kriegeskunst geschrieben worden ist. Dies schließe ich bloß aus den wenigen Proben, welche diese Sammlung enthält, ohne alle Rücksicht auf zehn oder eilf Feldzüge, die den Namen dieses Monarchen mit unvertilgbaren Lettern in die Jahrbücher der Unsterblichkeit, neben den größten Feldherren, eingeprägt haben. Man weiß nicht, was man in dieser Correspondenz am meisten bewundern soll, ob etwa den scharfen Ueberblick und die Untrüglichkeit des Urtheils und der Ansichten, oder den Tiefsinn der Grundsätze seiner Kunst, oder die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit seiner Hülfsquellen, oder jene Ruhe eines Geistes, der nie den Ereignissen unterliegt, und der, selbst in den dornigsten Lagen, sogar seinen Frohsinn zu bewahren weiß, oder endlich jene Besonnenheit, unstreitig, wie ich glaube, die schwierigste aller Eigenschaften in einem großen Kriegeshelden, in einem so thätigen Genie, wie das des Königs von Preußen; eine Besonnenheit, die es ihm untersagte, aus errungenen Siegen Vortheil zu ziehen, und ihn, während des

ganzen Krieges, darauf beschränkte, eine feindliche Armee auseinander zu sprengen, sie vom Kriegesschauplatze zu entfernen, ohne daß er es wagte, sie zu verfolgen, oder die in die Augen springenden Früchte seines Sieges zu erndten, um ohne Zeitverlust sogleich hinzufliegen, einer andern Armee auf einem andern Punkte des Kriegestheaters die Spitze zu bieten. — Es wäre zu wünschen, daß man uns ähnliche Geschenke dieser Art, aber wohlverstanden, ohne Genehmigung des Königs, machte; denn man sagt, Ihre Majestät habe diese Sammlung, bei ihrem ersten Erscheinen, durch die Hand des Büttels verbrennen lassen, so wie ehemals die Diatribe des Doktors Akakia: so sehr ist es das Loos des Büttels, aller Orten, vortreffliche Bücher zu verbrennen. Der Wiener Hof soll, von Maxen her besonders, manche Briefe dieser Art besitzen.

1773.

Die Zeit der Propheten ist vorüber; die der Leichtgläubigen wird nie vergehen. Es quillt auf dem Grunde des menschlichen Herzens ein unerschöpflicher Born von Leichtgläubigkeit und Aberglaube. Um allen möglichen Gewinn daraus zu ziehen, muß man so etwas nur ins Werk zu richten wissen; allein diese erhabene Kunst setzt eine Art Unerschrockenheit voraus, die schwerlich zu der Weichlichkeit unserer Sitten paßt. Nur durch ein lächerliches Mißverständniß hat einer unserer berühmtesten Akademiker einige Tage hindurch für einen Propheten gegolten. Jedoch haben seine angeblichen Weissagungen lebhaftes Schrecken erregt, wenigstens in der Gattung von Köpfen, die dafür empfänglich waren; und diese Gattung, wie man weiß, ist nicht die kleinste an Zahl.

Man versicherte, Herr v. Lalande habe einen Cometen entdeckt, der in Kurzem, in vier Wochen, in vierzehn Tagen, das Ende der Welt herbeiführen könne; er habe sogar in der Akamie darüber eine Denkschrift ablesen wollen, und man habe ihn bewogen, sie zu unterdrücken, um nicht ohne Noth seine Mitbürger in Schrecken zu setzen, oder um sie wenigstens der kurzen Spanne Zeit, die ihnen noch übrig bleibe, sich ruhig erfreuen zu lassen. Zwar, setzte man hinzu, sei sechzigtausend

gegen Eins zu wetten, daß der Comet großherzig unserer schonen würde. Allein diese Rechnung gab der Mähre nur mehr Wahrscheinlichkeit, und ließ dennoch wenig Hoffnung übrig. Denn man kann ja in einem Lotto gewinnen, worin sich sechszigtausend Nieten befinden, folglich kann man auch eben so verlieren, und das Ungeheuere der Gefahr steht in gar keinem Verhältniß mit der endlosen Zahl von Zufälligkeiten, die einen allenfalls sicherstellen könnten.

Siehe da, gerade wie zur Zeit des tausendjährigen Reiches, Frauen, so unschlüßig sind, ob es wohl noch der Mühe lohne, Kinder mit ihren Ehemännern zu erzielen; andere, aber besonnener, die über Hals und Kopf eilen, einen Schluß einem Romane zu geben, den sie, ohne den verdrießlichen Umstand, doch so gern noch ein vierzehn Tägelchen empfindsam fortgesponnen hätten; ekele Poeten, die weder Comödie noch Tragödie mehr schreiben wollen für ein Geschlecht, das, in Kurzem dahingeschwunden, wohl nicht der Mühe werth sei, daß man ihm Thränen oder Lachen abpresse, Staatsklügler, plötzlich gehemmt in ihren erhabenen Grübeleien über die Glückseligkeit einer im Untergange begriffenen Nation. — Ich übertreibe ein wenig; ganz so arg ist das Schrecken nicht gewesen. Zwar haben mehre Frauen die Vorsicht gebraucht, sich auf den Anhöhen von Montmartre einzumiethen, andere, besser in der Erdkunde bewandert, haben sich bitterlich darüber beschwert, daß Herr v. Lalande nicht früher vor den Launen des Cometen gewarnt, um Leuten von gewissem Stand und Rang so viel Zeit zu lassen, daß sie sich nach Amerika, auf den Gipfel der Anden oder der Cordilleras, hätten flüchten können.

Der Obrist Graf v. Guibert hat so eben ein Trauerspiel gedichtet, welches jedoch nicht auf die Bühne gebracht worden ist, und höchst wahrscheinlich wohl nie darauf erscheinen wird. Es heißt der Conetabel v. Bourbon, und hat beim Vorlesen mehr Aufsehn gemacht, als irgend eine der berühmtesten Dichtungen dieser Gattung jemals erregt hat. Der Verfasser hat dasselbe im Palais-Royal, Palais-Bourbon, und in allen erlauchten Häusern Frankreichs vorgelesen. Allenthalben hat er sich

mit Ruhm gekrönt. Eine junge Herzogin von achtzehn Jahren, unter andern, verlegen darüber, wie sie ihre Achtung und ihr Entzücken für den Verfasser ausdrücken sollte, rief mit liebenswürdiger Naivheit aus: Mein Gott! wie glücklich müßte man seyn, wäre man die Mutter eines solchen Mannes!

Schon vor langen Zeiten hat man gesagt, daß in der Literatur wie im geselligen Verkehr es nur zwei pikante Gattungen gebe, nämlich das höchst Vortreffliche oder das höchst Elende.

Vor zwanzig oder dreißig Jahren sah man in Frankreich nur Romane von der allerfrivolsten Gattung; heut zu Tage tragen alle unsere Romane das Aushängeschild einer düstern, weinerlichen und empfindsamen Philosophie. Sind wir etwa philosophischer oder gefühlvoller geworden? Nein, sondern bloß schwächlicher, milzsüchtiger, trübseliger. Wir haben tiefsinnig seyn wollen, gleich den Britten, und haben geglaubt, damit anfangen zu müssen, ein ellenlanges Gesicht und matte und erblindete Augen zur Schau zu tragen. Es ist nicht mehr der Esel in der Fabel, der es dem Schoshündchen nachthun will; es ist vielmehr das Schoshündchen, welches den Ernst des Esels nachäfft (*).

1774.

Ich habe die tiefste Ehrfurcht für Cato, der die Freiheit seines Vaterlandes nicht überleben mag. Ich bewundere Petron, der die letzten ihm von Nero bewilligten Augenblicke dazu verwendet, dem Leben und dem Ungeheuer, das sein Todesurtheil aussprach, Schnippchen zu schlagen. Ich liebe, verehre Sokrates, der, von seinen Freunden umgeben, ruhig den Schirlingtrank erwartet, welchen der Haß eines ungerechten Senats ihm zube-

---

(*) Heut zu Tage Altdeutsch, mit und ohne Brille.

retter; aber alle diese grossen Beispiele eines heroischen Todes, schwächen keineswegs meine Achtung für das Leben. Mag eine gallsüchtige Philosophie von diesem Gute mit Verachtung sprechen! Willkommener ist mir diejenige, die mich lehrt mich dessen zu erfreuen, und ich glaube, daß, troß allen Deklamationen der Welt, man wenigstens die beiden folgenden Wahrheiten einräumen müsse:

Erstlich ist das Gefühl unsers Seyns, der Genuß desselben, für uns das erste der Güter, da alle angenehme Gemüthsbewegungen, deren wir empfänglich sind, keinen andern Quell und kein anderes Maaß haben.

Die zweite Wahrheit, nur eine Folge der ersten, ist diese, daß dieses Gefühl fast nie von uns weicht, sich, selbst unter Schmerzen und Leiden, fest an uns anklammert, und beinahe einzig und allein alle Widerwärtigkeiten, womit dieses Leben untermischt ist, aufwiegt.

Wird dieses Gefühl schwächer und schwächer, beginnt es zu erlöschen, ist es dann noch der Mühe werth zu berechnen, ob es gerathen sei zu leben oder nicht zu leben? Noch nie vielleicht ist diese Berechnung mit mehr Menschensinn und Treuherzigkeit angestellt worden, als von einem Bewohner des Irrenhauses zu Zürich; zwar war derselbe eher blödsinnig als wahnsinnig. Man hatte ihm seine gänzliche Freiheit gelassen, und nie hatte er sie gemißbraucht. Alle seine Freuden beschränkten sich auf die Ausübung seines Glöckneramts. Als er indessen alt geworden, sei es nun, daß er sich wirklich zur Ausübung so erhabener Pflichten weniger eignete, sei es, daß Eifersucht und Ränke, die in Freistaaten besonders ihren Tummelplaß haben, sich bis in ihre Hospitäler einschleichen, genug, der Unglückliche ward seiner Stelle entseßt. Dieser Schlag versetzte ihn in die äußerste Verzweiflung; allein, ohne irgend eine Klage darüber laut werden zu lassen, begab er sich geradesweges zum Scharfrichter hin, und sprach zu demselben mit jener erhabenen Gemüthsruhe, welche ein unwiderruflich gefaßter Entschluß einflößt: „Lieber Herr, „ich komme her, um Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Ich „war Glöckner; zu etwas anderem war ich in dieser Welt nicht „zu gebrauchen; nun will man nichts mehr von mir wissen. Haben Sie die Güte, mir den Kopf abzuschneiden; könnte und „dürfte ich das selbst, so wollte ich Ihnen recht gern die Mühe

„ersparen." Und somit knieete er nieder, um die Wohlthat zu empfangen, um die er so dringend flehete.

Der Magistrat, dem dieses hinterbracht wurde, ward gerührt und beschloß, auch in dem niedrigsten seiner Mitbürger die Begierde, nützlich zu seyn, zu belohnen. Man setzte ihn sogleich wieder in sein Ehrenamt ein; nur gab man ihm einen Gehülfen, um ihm dasselbe zu erleichtern, und er starb, die Glocken läutend.

Der Marschall v. Matignon hatte ein Lieblingsmesser, das jedoch durch langen Gebrauch am Ende schadhaft geworden war. Nun befahl er, daran eine neue Klinge einzusetzen, und dann auch noch einen neuen Griff, bestand aber ganz ausdrücklich darauf, daß an dem Messer nichts abgeändert, und daß es ganz dasselbe bleiben müsse.

Wenn man bedenkt, daß die Versuche von Montagne lange Zeit hindurch in Frankreich das einzige lesenswürdige originelle Buch gewesen, und daß, nach den an guten Schriften so fruchtbaren Zeitaltern Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., es noch immer ein Lieblingsbuch für diejenigen bleibt, die wahrhaft Wissenschaften und Philosophie lieb haben, so muß man glauben, daß eine so beharrliche Vorliebe der sicherste Beweis eines hohen Verdienstes sei. Ich will versuchen, hier einige Züge desselben darzustellen.

Das Behagen am Montagne ist vielleicht um so seltsamer, da dasjenige, was den Leser fesselt, weder glückliche Fiktionen sind, noch ein immer gleich starkes Interesse, noch gelehrte Forschungen, nicht einmal eine überwältigende Beredsamkeit, und noch weniger Genauigkeit der Methode. Sein Buch ist bloß eine Sammlung loser (*) Gedanken; er ergründet nichts; er scheint sich allen Abschweifungen seiner Einbildungskraft zu überlassen, und, indem er von einem Gegenstand zum andern über-

---

(*) Das heißt, nicht strenge verbundener.

geht, verirrt er sich in ein Labyrinth von Mährchen und Träumereien, ohne sich jemals darum zu kümmern, ob man ihm folgen werde oder nicht. . . . Obgleich seine Versuche eine große Menge von Thatsachen, Anekdoten und Citationen enthalten, so ist es doch nicht schwer, daraus zu ersehen, daß seine Studien weder an Umfang noch an Tiefe sich auszeichneten. Er hatte wohl schwerlich etwas mehr als einige lateinische Dichter, einige Reisebeschreibungen, und seinen Seneca und Plutarch gelesen (*). Diesem letzten besonders verdankt er den größten Theil seiner Belesenheit; mit dem Lesen seiner Werke hatte er sich genährt, hatte sich alle Schönheiten derselben angeeignet, und brachte sie wieder an den Mann, mit jenem glücklichen Takt, mit jener geradsinnigen und naiven Anmuth, die nur ihm gehörte.

Von allen Schriftstellern, die uns aus dem Alterthum übrig bleiben, ist Plutarch unstreitig derjenige, der die meisten historischen und spekulativen Wahrheiten gesammelt hat. Seine Werke sind eine unerschöpfliche Mine von Lichtstralen und Kenntnissen: es ist warlich die Encyclopädie der Alten. Montagne hat uns davon den Kern gegeben, die feinsten Bemerkungen, und besonders die geheimsten Ergebnisse seiner eigenen Erfahrung hinzugefügt.

Mir däucht daher, daß, wenn ich von seinen Versuchen eine Idee zu geben hätte, ich in zwei Worten sagen würde, es sei ein Commentar, den Montagne, als er über die Schriften Plutarchs nachdachte, über sich selbst niederschrieb. . . . Allein ich glaube, ich würde mich unrichtig ausdrücken: denn da schöbe ich ihm ja einen Plan unter. . . . Montagne hatte ganz und gar keinen. Wenn er die Feder ergriff, scheint er bloß an das Vergnügen gedacht zu haben, mit seinem Leser traulich zu plaudern. Diesem giebt er Rechenschaft von seiner Leserei, von seinen dabei gehabten Gedanken, ohne strenge Folge, ohne Plan: er will nun einmal die Wonne genießen, ganz laut zu denken, und das thut er nach Herzenslust und ohne allen Zwang.

(*) Gab es denn zu Anfange des 16. Jahrhunderts so sehr viel zu lesen? Wie traurig stand es damals noch um die Wissenschaften, die Philosophie u. s. w.? Schon darum ist ja Montagne ein Phönix unter den Nachteulen.

Er führt oft Plutarch an, weil Plutarch sein Lieblingsbuch war; er spricht oft von sich selber, weil er sich viel mit sich selber beschäftigte, indem er glaubte, er könne den Menschen nicht besser studiren, als wenn er auf seine eigenen Neigungen, seine eigenen Gemüthsbewegungen, und auf den besondern Gang seiner Ideen horchte. Das einzige Gesetz, welches er sich vorgeschrieben zu haben scheint, ist dieses, immer nur von dem zu sprechen, was ihn selbst lebhaft anzog: daher die Energie und Lebendigkeit seines Ausdrucks, die Anmuth und Originalität seiner Sprache. Sein Gemüth hat jene Zuversichtlichkeit, jene liebenswürdige Offenheit, welche man nur in wohlgearteten Kindern antrifft, deren leichten und natürlichen Bewegungen der Zwang der Welt und der Erziehung noch nicht Fesseln anlegte.

Die gänzliche Zwanglosigkeit, mit welcher Montagne schrieb, hat seinem Styl viel Nachläßiges gegeben, allein zugleich auch demselben eine ungewöhnliche Kraft und die lieblichste Mannigfaltigkeit mitgetheilt. Jede Art Joch schwächt die Seelenkräfte dessen, der das Unglück hat, hineinzukriechen. Homer hat es gesagt: Wird der Mensch Sklave, so büßt er die Hälfte seiner Existenz ein. Und dies ist eben so wahr in der Philosophie, in der Literatur, wie in der Moral. Die Ketten jederlei Gattung geziemen nur dem Trosse, nur dämischen oder boshaften Wesen. Edle und hochherzige Seelen kennen keine andere Gesetze als die Eingebungen der Natur oder ihres eigenen Gemüthsinnes.

Montagne lebte zu einer Zeit, wo die durch mehre wichtige Entdeckungen erregte Ueberraschung, das Feuer der bürgerlichen Kriege und die Erbitterung der Religionszänkereien, Frankreich und ganz Europa in die heftigste Gährung versetzt hatten. Diese Gährung begünstigte die Entwickelung seines Genies, und, durch ein höchst seltenes Glück, riß ihn zu keiner Partei hin. Beklagt er sich auch bitterlich über die durch Luther und Calvin veranlaßten Unruhen, so darf man diese Klagen wohl schwerlich auf Rechnung seines Eifers für den Catholicismus setzen, sondern es ist weit natürlicher zu glauben, daß er bloß aus Menschlichkeit die verderblichen Folgen der religiösen Spaltungen betrauerte. Vielleicht sah er es auch vorher, daß die Reformation, indem sie die Tyrannei der römischen Kirche schwächte, weniger der

Denkfreiheit als den Fürsten nützen würde, deren Politik und Ehrgeitz sie begünstigte.

Wenn die seinen Versuchen gegebene Form die einzige ist, die sich für die Indolenz seines Charakters und die Lebendigkeit seines Geistes paßte, so ist es auch unstreitig diejenige, die ihm die willkommenste seyn mußte, um allen in seinem Buche gewagten Wahrheiten freien Durchzug zu verschaffen. Sie sind darin mit so vielen Träumereien, fast möchte ich sagen Kindereien, umhüllt, daß man nie in Versuchung geräth, ihm eine ernsthafte Absicht zuzutrauen. Und nur vor dieser ist man auf seiner Hut, und das mit Recht. Seine Philosophie ist ein reizendes Labyrinth, in dem ein Jeglicher wonniglich umherschweift, dessen Faden jedoch der Denker allein in Händen hält, und dessen wahren Plan der Denker allein zu durchschauen vermag. Indem Montagne die Unbefangenheit und Naivheit des kindlichen Treibens beibehielt, behielt er auch dessen Rechte und Freiheit. Er ist nicht einer jener Dozenten, vor denen man, unter dem Namen von Philosophen oder Weisen, auf seiner Hut ist, er ist ein Kind, dem man gestattet, in die Welt hineinzuschwatzen, und dessen ungeregelte Sprünge man freundlich belächelt, anstatt darüber böse zu werden.

Dies ist dermaßen wahr, daß, als Charron (*) das in System brachte, was sein Freund Montagne mit so großem Freisinne zu sagen gewagt hatte, er, trötz aller angewandten Vorsicht und Besonnenheit, die gehässigsten Häckeleien und Verfolgungen erfuhr.

Montagne's Versuche enthalten so viele und so kühne Ideen, daß man darin ohne Mühe den Keim aller seitdem entwickelten Systeme entdeckt. Er öffnete die Bahn den Descartes, den Gassendi's, er bildete Rousseau, Hume, Shaftesbury, Bolingbroke, Helvetius, Diderot. Welche verschiedene Pfade auch ein jeder derselben eingeschlagen haben mag, alle haben sie geschöpft aus diesem fruchtbaren Born der Weisheit und Aufklärung.

Hat denn keine Seele mehr nachgedacht als Montagne? Das weiß ich nicht. Allein was ich wohl zu wissen glaube, ist, daß

(*) In seinem Buche von der Weisheit, ein wackeres Buch.

Niemand das, was er empfunden, was er gedacht, mit mehr Einfalt ausgeplaudert hat. Es ist dem Lobspruche, den er selbst seinem Buche ertheilt, nichts hinzuzufügen: Dies mein Buch geht ehrlich zu Werke. Das ist göttlich, und ist wahr.

Was sind alle menschliche Kenntnisse zusammengenommen? Wie beschränkt ist nicht der Kreis derselben? . . . Und was hat man denn seit viertausend Jhren gethan, um ihn zu erweitern? Bleibt alles nicht ewige Wiederholung? Ist nicht Geist und Ton fast immer derselbe?

Man begnügt sich damit, daß man fremde Ideen bearbeitet, sie dem Geschmacke des Augenblicks gemäß zergliedert und ordnet; aber nur selten wagt man es, seine eigenen Gedanken, seine eigenen Empfindungen rücksichtlos darzustellen. Und dennoch nur so läßt sich's originell und neu seyn (*). Montagne ist das sogar in den von andern erborgten Zügen, weil er davon nur dann Gebrauch macht, wenn er darin einen ihm zugehörigen Gedanken angetroffen hat, oder derselbe ihm auf eine ganz neue und seltsame Weise aufgefallen ist. Uebrigens hing die große Anzahl von Citationen, wovon er strotzt, mehr mit dem Zeitgeiste als dem eigenen zusammen. Man jagte damals Gelehrsamkeit und Belesenheit nach, wie man heut zu Tage Philosophie und Schöngeisterei nachjagt.

Man wirft Montagne Obscönitaten vor. Denselben Vorwurf hat man Bayle und vielen andern Denkern gemacht. Ohne eben eine Ausgelassenheit rechtfertigen zu wollen, die den guten Sitten ein Aergerniß seyn kann, darf es befremden, wenn, indem sie keck über die Laster und Neigungen der menschlichen Natur sich aussprachen, sie ein Recht zu haben wähnten, in die verborgensten Falten einer Leidenschaft einzudringen, die so viel Einfluß auf die Haushaltung unsers Wesens hat, die Gesellschaft bildete und noch immerfort modificirt, die, mit einem Wort, deren thätigstes und kräftigstes Prinzip ist?

(*) Welchem meiner Leser fällt wohl hier nicht die auffallende Aehnlichkeit zwischen Montagne und Jean Paul ein? Auch nennt dieser jenen brüderlich seinen Montagne.

Mehre Schriftsteller haben sich darüber beschwert, daß Montagne unaufhörlich von sich selbst rede. Sie haben es also nicht gefühlt, daß, indem er uns zu sich hinanzieht, er uns selbst uns näher rückt; daß, indem er uns zeigt, wie er seine eigenen Schwächen ausspährt und zergliedert, er uns auf die unsrigen aufmerksam macht: Der Mensch ist seltsamer als alles, was ihn umgiebt. Das nützlichste und angenehmste Studium für uns ist mithin das Studium Unserer selbst. Alle Philosophen haben das gesagt. Nur Montagne hat es geglaubt, hat es mit seinem Beispiel erwiesen. Nur das allein begreifen wir wohl, was wir in unserm eigenen Herzen haben entziffern können, und fühlen uns nur durch das lebhaft angezogen, was mit uns, mit unserm Wesen, mit unsern Neigungen, mit unserm Glück genau zusammenhängt.

Die Freimüthigkeit, mit welcher Montagne uns von allem unterhält, was ihn nahe berührt, macht nicht nur sein Buch lehrreicher, sondern auch anziehender ... sie benimmt demselben das Gezwungene, das Schwerfällige eines Buchs; sie verleihet ihm alle Lieblichkeit, allen Zauber einer lebendigen und traulichen Plauderei; ... und dieses bewog die Gräfin La Fayette zu dem Ausruf: es sei eine wahre Wonne, einen solchen Nachbar zu haben.

Die Eigenliebe ist nie unerträglicher, als wenn sie mit dem Aushängeschilde der Demuth hervortritt; nie mißfällt sie weniger, als wenn sie ganz treuherzig sich vor uns hinstellt. Weit entfernt, reges und warmes Gefühl für Andere auszuschließen, ist sie oft dessen sicherster Maaßstab. Man fühlt sich zu Seinesgleichen nur nach Maaßgabe der Selbsttheilnahme, so man denn auch wiederum von ihrer Seite erwarten darf, hingezogen. Mir ist immer ein Wort Rousseau's aufgefallen, der einst zu einem seiner Freunde, nach einer langen Ergießung von Zärtlichkeit und Vertrauen sagte: Sind Sie etwa mir nicht gut?..... Noch nie haben Sie sich mir gegenüber herausgestrichen.

Den nämlichen Nachtheil, den die Philosophie vielleicht den Künsten gebracht, hat sie unstreitig auch der Religion zugefügt. Indem sie dieselbe besonnener, vernünftiger gemacht, hat sie

ihr etwas Frostiges mitgetheilt . . . und die Frömmigkeit hat bald nachgelassen. Es ist wahr, wenn die Religion nie mit mehr Keckheit angegriffen ward, so ist sie dagegen nie besser vertheidigt worden; allein, um sie mit einigem Vortheil zu vertheidigen, hat man sich genöthigt gesehen, sie bloß auf das Wesentliche zurückzuführen und zu beschränken. Da jene ersten, zu einfachen, zu abgezogenen Grundsätze nie im Bereiche des großen Haufens liegen, so hat man die Religion von allen dem entkleidet, was sie Populäres, von allem, was sie in den Augen der Menge Lockendes hatte. Seitdem hat freilich die Anzahl der Fanatiker sehr abgenommen; allein auch in dem nämlichen Verhältnisse die der Gläubigen. Wer wird jedoch glauben, daß die Philosophie seit zweihundert Jahren in dieser Hinsicht so gewaltige Fortschritte gemacht haben würde, hätte nicht der Luxus die Ungebundenheit der Sitten befördert, wären nicht verschiedene Mächte Europa's geneigt gewesen, den Ungläubigen ein wenig die Stange zu halten, um die Rechte und Ansprüche eines Corps zu schwächen, das durch sich selbst und durch das Andenken der geübten Autorität, welche das blinde Vertrauen der Völker demselben einst eingeräumt hatte, noch zu bedeutend war? Die Verwirrung, welche das Lawsche System unter allen Ständen der Gesellschaft anrichtete, das plötzliche Sinken und Steigen fast aller Glücksgüter, das Beispiel der damaligen Machthaber, ihre Neigungen und ihre Verlockungen, trugen unstreitig zur Ungebundenheit der Sitten weit mehr bei, als alle schmutzige Romane jener Zeiten.

Das Bewußtseyn unsers eigenen Werths liegt tief in unserm Herzen. Zartgefühl und Geschliffenheit flößen uns Verschämtheit ein, und diese verhindert uns, unsere Talente laut einzugestehen; aber der Himmel weiß es am besten, mit welcher Behaglichkeit wir uns dafür im Innern entschädigen! Wohlan, Voltaire entschädigt sich zuweilen ganz laut. Es giebt wohl nur wenig Männer, denen dieses Vorrecht weniger streitig gemacht werden kann. Auch sehe ich nicht ab, was es schadet.

1775.

Darf die Preßfreiheit unbeschränkt seyn?

Giebt es ein Recht, das unveräußerlich scheint, mag der Mensch stehen auf welcher Stufe es auch immer sei, so ist es gewißlich das Recht zu denken, ja sogar ganz laut zu denken. Wo ist indessen der gesellschaftliche Verein, der den Genuß dieses Rechts mehr oder weniger zu beschränken nicht versucht hätte? In der Politik, wie in der Metaphysik und Moral, ist Freiheit ein bloßes Wort. Die Kunst des Gesetzgebers, so wie die der Vorsehung, besteht darin, daß sie unsern Augen die Fesseln verhüllt, so wir unaufhörlich hinter uns her schleppen; und nur dann erst, wann die Laune oder das Interesse des Augenblicks uns dieselben enthüllt oder ohne Noth uns ihre Schwere fühlen läßt, empören sie, was unsere natürliche Unabhängigkeit wir zu nennen belieben.

In jeder politischen Constitution giebt es, wie mir däucht, drei vorherrschende Prinzipien, die Gewalt, die Gesetze und die Meinung. Diese drei Prinzipien haben mehr oder weniger Energie, und die Art, wie sie einander untergeordnet sind, ist gerade das, was die besondere Natur und Form einer jeden Regierung bestimmt. In einem reindespotischen Staat hat die höchste Autorität kein anderes Gegengewicht als die Gewalt. In einem Freistaate findet sie dieses in den Gesetzen selbst, die ihr die Macht verliehen haben. In einer Monarchie, wie die französische (1775), existirt dieses Gegengewicht wirklich nur in der Meinung und in dem besondern Vertrauen, dessen diejenigen Tribunäle werth seyn mögen, die zuweilen die Dolmetscher derselben gewesen sind.

Je kräftiger die Meinnung wirkt, um so gefährlicher ist es unstreitig, die Leitung der sie bewegenden Triebfedern dem Ungefähr preiszugeben. Und setzt man sich nicht dieser Gefahr aus, sobald man einem Jeden gestattet, frei über die Grundsätze der Verwaltung zu schreiben? Die Vortheile dieser Freiheit sind seit Anfange des achtzehnten Jahrhunderts häufig zur Sprache gebracht worden; allein hat man auch über die möglichen Nachtheile derselben reiflich genug nachgedacht? Versuchen wir einmal eine schlechte Sache zu rechtfertigen; sie ist schon längst zu

sehr aufgegeben worden, als daß nicht einiges Verdienst dabei wäre, dieselbe zu vertheidigen.

Nie ist mehr geschrieben, nie mehr gelesen worden, als in unsern Tagen. Wird man nun daraus folgern, daß Bücher mehr oder weniger dazu beitragen, der öffentlichen Meinung eine Richtung zu geben? Ich bin sehr zu glauben geneigt, daß ihr Einfluß dadurch vielmehr ab als zugenommen hat. Dem sei, wie ihm wolle, entweder findet dieser Einfluß wirklich Statt; oder er ist bloß eingebildet. Findet er wirklich Statt, so sind dessen Folgen von der höchsten Wichtigkeit. Ist er bloß eingebildet, welcher Vortheil ist denn noch von einer unbeschränktern Freiheit zu erwarten?

Warlich, es ist ein erhabener Beruf, Seinesgleichen aufzuklären; allein wo ist heut zu Tage der noch so gehaltlose, noch so einfältige, noch so demüthige Schriftsteller, der nicht den Dünkel hätte, daß er sich zu einem so erhabenen Geschäfte berufen glaubt? Unter all den großen Männern, die auf die Ehre Anspruch machen, von ihrem Dachstübchen herab die Welt zu regieren, wäre es wohl unmöglich, daß sich darunter nicht mehr denn ein Sudler befände, der Fanatismus oder Beredsamkeit genug besäße, um das Gemüth eines Volks aufzuschrecken, oder demselben Vorurtheile gegen die weisesten und wohlmeinendsten Absichten der Regierung einzuflüstern? Welche Vortheile sind wohl im Stande, ein so verderbliches Unheil aufzuwiegen? Und wird man es immer in seiner Gewalt haben, demselben so rasch abzuhelfen, wie man demselben hätte vorbeugen können?

Die Vertheidiger der Freiheit scheinen es als unbestreitbaren Grundsatz anzunehmen, daß alle Menschen von Natur Philosophen, und die Schriftsteller das ganz vorzugsweise sind. In dieser sinnreichen Voraussetzung schließen sie bloß Könige und Minister aus, was denn doch zum allerwenigsten Unduldsamkeit oder Partellichkeit verräth. Alle jene Weltbeglücker wollen oder können es schlechterdings nicht einsehen, daß die meisten Menschen voller Schwächen und Inkonsequenzen sind. Auch lassen sie die geheimen Berechnungen der Eigenliebe und Eitelkeit ganz unbeachtet. Nie verfolgen sie den unregelmäßigen und stürmischen Lauf der Leidenschaften. Sie schmeicheln sich mit dem Wahn, daß sie die verschiedenen Beziehungen der Gesellschaft,

die doch so beweglich, so veränderlich sind, ganz wie algebraische Potenzen werden zusammensetzen können. Sie vergessen, daß, bei tausend Gelegenheiten, der Irrthum weit mehr im Bereich des großen Haufens ist, als die Wahrheit, weil es dem Irrthum sehr leicht gelingt, die Einbildungskraft zu überrumpeln und zu verlocken, während mehrentheils die Wahrheit nur denjenigen Augen einleuchtet, die dieselbe mit einer Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit aufsuchen, deren nur wenig Menschen fähig sind.

Nichts ist leichter als die Menge zu überreden, daß es weit zuträglicher und daher auch weit billiger seyn würde, dem Staate nur die Hälfte der von demselben verlangten Abgaben zu entrichten, so rechtmäßig diese auch immer seyn mögen. Würde man ihr es wohl eben so leicht begreiflich machen, daß diese Abgaben, indem sie die öffentliche Macht und Wohlfahrt begründen, zugleich das Glück und Gedeihen des Einzelnen befördern, und daß, indem man der Nation neue Quellen des Reichthums eröffnet, diese allmälig auf alle Stände und Theile des Staats zurückströmen?

Was vermögen Vernunft und Beredsamkeit über eingenommene Gemüther, und denen man Zeit gelassen hat, sich zu Gunsten ihres Götzen zu erwärmen? Ein einziger Apolog des Menenius, sagt man, führte die Römer zurück, die im Begriff waren, sich auf immer von ihrem Vaterlande loszureißen; allein man vergißt, daß dieser Apolog von einem Vergleich begleitet war, wodurch der Senat alle Forderungen des Volks demüthig unterzeichnete.

In dem Feldzuge des Marschalls Catinat in Italien, bestürmte diesen ein junger muthiger und anspruchvoller Offizier mit der Bitte, daß er ihm die Ehre, unter ihm zu dienen, vergönnen möchte. Catinat, auf Treu und Glaube einer glücklichen Physiognomie, bewilligte sein Gesuch. Wenige Tage darauf schickt er ihn an der Spitze eines kleinen Detaschements aus. Der Offizier wird angegriffen. Kaum hat das Treffen begonnen, so verliert er alle Besinnung, und ergreift die Flucht. Seine Feigheit hatte zu viel Zeugen gehabt, als daß sie hätte unbemerkt

bleiben können. Catinat erfährt alle einzelne Umstände, und er allein richtet ihn mit weniger Strenge. Er stellt ihn den Offizieren vor und spricht: „Meine Herren, ich bitte Sie, Ihrem jun„gen Kriegsgefährten mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Ich habe seinen Gehorsam einer herben Prüfung unterwerfen „wollen: alles, was er gethan hat, ist auf meinen ausdrückli„chen Befehl geschehen.“ Nachdem er ihn öffentlich mit Schmeichelworten überhäuft hat, nimmt er ihn unter vier Augen vor, und giebt ihm zu bedenken, wie sehr sein Vertrauen gefährdet seyn würde, wenn er es nicht alsobald durch eine glänzende That rechtfertigte. Der junge Mann wirft sich ihm zu Füßen, er verdankt ihm unendlich mehr als das Leben, er brennt vor Begierde, der größten Gefahr die Spitze zu bieten. Noch an dem nämlichen Tage zeichnet er sich durch ein höchst gefährliches Wagestück aus, und war seitdem einer der tapfersten Offiziere des Heers. Es giebt unstreitig wenig Züge von einem schnellern und tiefern Takt, wenig schlagendere Beispiele von jener so seltenen und erhabenen Kunst selbst gemeine Seelen bis zu sich hinaufzuziehen, oder wenigstens denselben die ganze Energie wiederzugeben, welche seltsame Umstände ihnen haben rauben können.

1776.

Loth, vom Chevalier v. Boufflers.

Er trank, er trank;
auch währt's nicht lang,
ward er zum Sohn
sein Schwiegersohn.

So mangelhaft auch die französische Uebersetzung des Shakespeare seyn mag, haben ihn doch alle gute Köpfe mit Gier verschlungen. Auf die Weise hat ihn Sedaine gelesen, und er ist davon mehre Tage hindurch in einer Art von Trunken-

heit gewesen," die schwer zu schildern aber leicht zu begreifen ist, wenn man mit Sedaine's Originalität sich vertraut gemacht hat. „Ihr Entzücken," sagte ich ihm, „verwundert mich keineswe„ges, es ist das Gefühl eines Sohns, der mit einem Vater, „den er nie gesehen, zusammentrifft."

Nachdem Fräulein R...., bei ihrem ersten Auftreten, die Wonne und die Bewunderung von ganz Paris gemacht, war sie dahin gediehen, daß sie auf der Bühne ausgepfiffen, und selbst den Weltleuten ein Aergerniß ward, die sonst für dergleichen am wenigsten empfänglich sind. Nie ward einem Götzen mit mehr Trunkenheit Weihrauch gebrannt, nie ein Götze verächtlicher zertrümmert. Man muß jeder Art von Talent Gerechtigkeit wiederfahren lassen: es war ihr gegeben, in dem Zeitraume einiger Monate, Stadt und Hof durch das Uebermaaß ihrer Zügellosigkeiten, so wie durch die seltenen Wunder ihrer Unschuld, in Erstaunen zu setzen. Mit einem Einkommen von tausend Thalern hat sie, seit den drei Jahren, daß sie bei der Bühne war, Mittel gefunden, eine Schuldenlast von mehr denn hunderttausend Thalern anzuhäufen. Sie hatte zehn bis zwölf Pferde im Stalle, zwei bis drei Absteigehäuschen in der Vorstadt, und einen der reichsten Kleider-Vorräthe für Mann und Weib. Auch pflegte sie, bei Gelegenheit der Bedrängnisse, die sie endlich aus Paris vertrieben haben, zuweilen die Bemerkung zu machen, sie wundere sich keinesweges, daß die Weiber alle unsere jungen Männer zu Grunde richten; ihre eigene Erfahrung habe ihr nur zu sehr gelehrt, wie unter allen Neigungen diese die allerkostspieligste sei. Man kann mit Recht sagen, daß sie in dieser Gattung von Ruhm keinem der großen Männer des Alterthums etwas nachgab, und oft die doppelte Myrthenkrone verdiente, welche Schmeichelei zu den Lorbeerkronen des Siegers über Rom und Pompejus gesellte. Das Schicksal, das sein Spiel mit den glanzvollsten Häuptern treibt, hat nicht gewollt, daß unsere Heldin länger die Laufbahn verfolgte, auf welche ihre ersten Schritte so ruhmvoll waren. Ihre Gläubiger haben endlich, aber zu spät, die Augen geöffnet über die Ge-

fahr, der ihr thörichtes Vertrauen sie aussetzte. Die von denselben ergriffenen Maaßregeln haben die Nymphe bewogen, sich über Hals und Kopf und ganz im Stillen aus dem Staube zu machen, und sich über den Rhein zu flüchten. — Obgleich ihre schlechte Aufführung auf ihre Talente nachtheilig eingewirkt, obgleich, anstatt in ihrer Kunst fortzuschreiten, sie sich dermaßen vernachläßigt hatte, daß sie sogar ihre ersten Studien vergaß, kann man doch nicht umhin, herrliche Anlagen zu beseufzen, welche die Natur ihr verschwendet hatte, die theatralischste Schönheit, wie man seit langer Zeit sie nicht gesehen, das reintönendste Organ, ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, und jenen leichten und schnellen Takt, vermöge dessen sie ohne alle Anstrengung das errieth, was man geneigt gewesen wäre, für das Ergebniß eines langen Nachdenkens zu halten, und bei ihr nur der Griff eines glücklichen Instinkts war.

Das Paradies der Rabbiner glänzt durch seine Riesenmahlzeiten; man glaubt darin das Ideal ihres Paschah's wieder zu erkennen. Der Himmel der Christen gleicht sehr einer Kirche. Das Elysium der Griechen und Römer ist ein köstlicher Lusthain; ihre geheiligten Haine können das Muster dazu hergegeben haben. Die meisten unserer Paradiese sind bloß das exaltirte Bild der religiösen Ceremonien, durch welche man uns auf das zukünftige Leben vorbereitet. Das des Mahomets, das Paradies vorzugsweise, berauscht, bezaubert alle Neigungen der allergemeinsten wie der verfeinertsten Sinnlichkeit. Es ist ein Mährchen ganz der Tausend und einer Nacht würdig; indessen, unterstüzt von dem hehren Glanz der Religion, hat es halb Asien und Afrika unterjocht, hat den unbändigsten Völkern das scheuslichste und demüthigendste Joch erträglich gemacht.

* * *

Wie viele Dinge, welche die Menschen nie ergriffen, nie ausgeführt haben würden, hätten sie davon nicht einige Ahnung im Traume gehabt! Unsere sich alsdann selbst überlassene Ein-

bildungskraft verdoppelt ihre Thätigkeit. Es scheint, als ob sie unter dem begünstigenden Schatten der Träume mehr wage, als unter der Obhut der Sinne, die sie beobachten oder zerstreuen. Das ist das Prinzip der prophetischen Träume, von denen die Dichter so häufig Gebrauch machen; und so finden sich die sinnreichsten Fiktionen der Kunst in der allergemeinsten Natur wieder.

* * *

Vielleicht hat es niemals auf Erden mehr als zwei Gattungen Menschen gegeben, die starken und die schwachen Seelen. Die Einen können nur durch die Kraft des Denkvermögens oder die Energie der Leidenschaften aufgeregt werden; die Andern bleiben immerfort unter den Zauber der Einbildungskraft und des weichern Gefühls gebannt.

* * *

Die Einbildungskraft verhält sich zum schlichten Menschensinne wie Lampenlicht zur Tageshelle. Da das ganze Leben nur unter Dekorationen hinstreicht, so ergiebt sich von selbst, daß zu helle Erleuchtung unserer Glückseligkeit am wenigsten zusagen muß.

Nichts, sagt Du Bucq, gereicht dem Einflusse der despotischen Regierung mehr zur Ehre, als die Sitten und die Erziehung der Hunde: in der härtesten Sklaverei verbleiben ihnen die ihren Gebietern nützlichen Tugenden, Unterwürfigkeit, Treue, Anhänglichkeit, Muth, und ein Muth sogar, der zuweilen sich bis zum Heldensinn der Tapferkeit erhebt.

D'Alembert las in einer Sitzung der Akademie eine Denkschrift auf den Theaterdichter Destouches, die allgemeinen Beifall erhielt. In dem ersten Theile dieser Denkschrift durchläuft D'Alembert die vornehmsten Lebensabschnitte des Dichters:

die Verfolgungen, so derselbe von seiner Familie erfuhr, wegen seiner Neigung zur Dichtkunst und Bühne, den verzweifelten Entschluß, den er ausführte, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen und Schauspieler zu werden, und das unter einer in den dreizehn Schweizer-Kantonen herumwandernden Truppe; seine ersten dramatischen Erfolge in Schaffhausen und Solothurn; die musterhaften Sitten, welche er in einem Stande zu bewahren wußte, den man gewöhnlich der Ungebundenheit wegen erwählt; das Glück, so er hatte, die Aufmerksamkeit des Herrn v. Puisieux, des königlichen Gesandten in der Schweiz, auf sich zu lenken, der sich eifrig seiner annahm, ihn von einem Handwerke abzog, das seinem Charakter so wenig angemessen war, ihn bei mehrern wichtigen Unterhandlungen gebrauchte, ohne jedoch ihn zu zwingen, seiner Neigung für die Dichtkunst zu entsagen, welche er, durch guten Rath des Gesandten unterstützt, noch mehr entwickelte; endlich den glücklichen Gebrauch, so der junge Destouches von seinen Ersparnissen machte, die sich auf vierzigtausend Franken beliefen, und welche er, ohne das Mindeste davon für sich zu behalten, seinem Vater, mit der flehentlichen Bitte überschickte, daß derselbe doch geruhen möchte, die Verirrungen seiner ersten Jugend in Vergessenheit zu vergraben.

Die Art, wie man heut zu Tage sich erlaubt, gerichtliche Denkschriften dem Publikum mitzutheilen, mag wohl ein wenig die Schicklichkeit verletzen, und ist für die häusliche Sicherheit nicht ohne Nachtheil; allein man muß eingestehen, daß sie gar herrlich zur Kenntniß des menschlichen Herzens beitragen kann, und daß Bosheit und Schadenfreude schwerlich etwas ersinnen konnten, das so ganz dazu geeignet wäre, uns die schnurrige Ausgelassenheit der alten Comödie zu ersetzen.

Die Denkschrift, welche der Advokat Beau-Sejour so eben wider Ihro Hochwohlgeboren Viktor v. Riquetti, Marquis v. Mirabeau, den großen Apostel der Oekonomisten und den Verfasser des Freundes der Menschen, herausgegeben, ist zwar an sich ohne allen Werth; allein man stößt darin auf ganz köstliche Dinge, auf die naivsten Anekdoten, auf ganz

originelle Einzelnheiten, die gewiß für die Nachwelt würden verloren gegangen seyn, hätte die Gemahlin des Herrn Marquis v. Mirabeau sie nicht sorgfältig gesammelt, oder ihr Sachwalter es nicht für dienlich erachtet, ganz Paris zum Vertrauten derselben zu machen.

Hier schildert sich Mirabeau selbst als den schlechtsten Ehegatten, den ungeregeltsten Hausvater, den unwirthlichsten Oekonomisten, den stümperhaftsten Rechner, den unwissendsten Landbauer (*).

Um sogleich von vorn herein der unwürdigen Verläumdung zu begegnen, die so oft den Menschenfreund und dessen Schüler beschuldigt hat, daß derselbe den Reichthum der Bevölkerung vorziehe, wird die Bemerkung hinreichend seyn, daß der Herr Marquis v. Mirabeau nicht allein seiner rechtmäßigen Ehegattin zu eilf Kindern verholfen, sondern auch, nach altem morgenländischen Gebrauche, sich noch mehre ausländische Weiber in seinem eigenen Hause zugelegt hat, bloß um seinen Hausstand recht ansehnlich zu machen. Das ist ihm nun zwar gelungen, aber der unmäßige Eifer hat ihn mehrmals mancherlei unangenehmen Zufällen bloßgestellt, welche denn die Ehegattin redlich mit ihm hat theilen müssen.

Als er das Herzogthum Roquelaure, bei dem er sich zu Grunde gerichtet, käuflich an sich gebracht hatte, schrieb er an seine Gattin — nicht aus Eitelkeit, die ihm verhaßt war in den Tod, sondern aus besonderm Geschmack an öffentlichen Anreden: „Sage dem Pfarrer des Orts, daß ich eine öffentliche „Anrede von ihm erwarte; sonst sehe ich in meinem ganzen Leben keinen Schwarzrock wieder an.“ — „Auch muß der Pfarrer öffentlich abkündigen, wie man Gott dafür danken müsse, „dem Lande einen sanftmüthigen und gerechten Herrn geschenkt „zu haben, und das von einem Geschlechte, so gewohnt sei, über „Menschen zu gebieten.“ —

„Im Grunde ist eine Frau nur die oberste Dienstmagd ihres „Ehemannes, und der Ehemann der Oberhüter seiner Frau. Du

(*) Auch seine beiden Söhne, der berüchtigte obgleich geniale Graf v. Mirabeau, so wie der Vicomte v. Mirabeau, waren ebenfalls Erztaugenichts. Den erstern hatte der Vater in mehreren Vestungen einsperren lassen.

„siehest, ich käue nicht lange erst an meinen Ausdrücken, und „verhehle meine Denkungsart nicht; und alles, was dir dawi„der vielleicht durch's Hirn laufen möchte, ist dem göttlichen und „menschlichen Rechte schnurgerade entgegen.“. — „Ich habe „stets dein Vermögen wie das meinige angesehen; darum heira„tet man ja bloß; es ist nicht deinem Interesse angemessen, mir „eine andere Ansicht darüber unterschieben zu wollen; das könnte „mich rappelköpfig machen.“

Höchst ergötzlich sind die Auszüge von Briefen, worin der Marquis v. Mirabeau sich schonungslos den süßen Entzückungen überläßt, welche seine literärischen Erfolge ihm eingeben. Diese Herzensergießungen sind so funkelnagelneu in ihrem Freimuthe und ihrer Zutraulichkeit, daß wir wenigstens ein paar derselben hier anführen müssen.

„Was übrigens mein gutes Herz anbetrifft, so müssen Sie „wissen, daß ich meine Proben vor dem Angesicht des Publi„kums abgelegt habe. Mein Werk hat einen solchen Erfolg, daß „Große und Niedere ihre Namen bei meinem Thürsteher auf„schreiben lassen, und daß ich mich nicht mehr öffentlich zeigen „darf, damit nicht Alles hinter mir her ströme. Ein Buch al„lein macht dieses ungeheuere Aufsehn, zieht mir Huldigungen „zu, schriftlich und besuchlich, vom gesammten Erdkreis, von „den Königen an bis zu den Troßknechten herunter, so man „bereits in drei Sprachen übersetzt. (Etwa die Troßknechte?) „An Ruhm gebricht es unserer Familie nicht.

In einem andern Schreiben sagt er: „Ich bin der Mann, „den die ganze unbekannte Welt aus Neugier besucht, der „Biedermann vor allen andern.“

Als er aus Vincennes entlassen wurde, wo man ihn, ich weiß nicht mehr um welche Schrift, eingesperrt hatte, genoß er die Wonne zu sehen, „wie ganz Egreville, ganz Nemours, sich „in zwei- und dreifacher Reihe aufgestellt hatten an den Fen„stern, auf den Kellerhälsen, Fleischbänken, und allerwärts, um „ihn vorbeiziehen zu sehen. Eben dieses Drängen habe ich in „der Hauptstadt gefunden; aber meine bekannte Bescheidenheit „wird dem allen bald ein Ende machen.“

Resultate einer Plauderei über die Rücksichten, so man dem Range und den Würden schuldig ist;

von Diderot.

Im Zustande der Natur sind alle Menschen nackt, und ich fange erst in dem Augenblicke an sie zu unterscheiden, wo ich bei einigen Tugenden bemerke, die ihnen meine Achtung erwerben, oder Laster, die ihnen meine Verachtung zuziehen, oder Gebrechen, die mir Abscheu gegen sie einflößen. In der Gesellschaft waltet ein anderes Verhältniß; da befinde ich mich unter Bürgern, die aus verschiedenen stufenartig vertheilten Klassen bestehen und mit verschiedenen Titeln verziert sind, die mir die Wichtigkeit ihrer Verrichtungen anzeigen. Ein Mensch ist nicht mehr schlechtweg ein Mensch, sondern er ist auch noch der Minister eines Königs, ein Heeranführer, ein Oberrichter, ein Hoherpriester; und wenn gleich die Person, unter der erhabensten jener Benennungen, die verworfenste Creatur ihrer Gattung seyn kann, so giebt es doch eine Art von Ehrfurcht, so ich ihrem Standpunkte schuldig bin; diese Ehrfurcht ist sogar durch die Gesetze geheiligt, die mit Strenge wider die Injurie verfahren, und dabei nicht bloß auf den geschmäheten Menschen, sondern auch noch auf dessen Stand Rücksicht nehmen. Die Wissenschaft der Rücksichten, die mit den verschiedenen Ständen verknüpft sind, bildet einen wesentlichen Theil der geselligen Schicklichkeit und Sitte. Die Unkenntniß oder Nichtbeachtung dieser Rücksichten führt wieder unter das Bärenfell und in die Wildniß des Waldes zurück. Das hieße das Vorrecht des Wilden im Mittelpunkte einer gesitteten Gesellschaft verlangen.

Ich bin einmal mit dem Besuche des jetzt regierenden Königs von Schweden bedroht worden. Hätte er mir die Ehre angethan, ich würde ihn gewißlich nicht in meinem Schlafrocke erwartet haben; in dem Augenblick, wo sein Wagen vor meiner Thür gehalten hätte, wäre ich von meinem Boden hinabgeeilt, um ihn zu empfangen. Unter meinen Dachziegeln angelangt, würde er sich niedergesetzt haben, ich stehen geblieben seyn; ich würde mir keine Frage erlaubt, aber seine Fragen so schlicht und bündig als möglich beantwortet haben. Wären wir

verschiedener Meinung gewesen, so würde ich dazu geschwiegen haben, wofern er nicht meine Erklärung ausdrücklich von mir verlangt hätte; alsdann würde ich ohne Halsstarrigkeit und ohne Hitze geredet haben, wofern das Gespräch nicht das Glück einer großen Menschenmasse nahe berührt hätte; denn wer kann alsdann für sich stehen? Er würde sich erhoben, und ich nicht unterlassen haben, ihn bis an die unterste Stufe meiner Treppe zu begleiten.

Warlich, für den Grafen v. Creutz, seinen Gesandten, würde ich nicht die Umstände gemacht haben (*).

Obgleich ich, selbst Bedienten gegenüber, artig bin, ist doch diese Gattung von Artigkeit sehr von der verschieden, welche ich gegen die Herren derselben beobachte, gegen die Herren, wenn sie meine Freunde oder mir gleichgültig sind, gegen die Herren, die mir Vertrauen und Freundschaft geschenkt haben, wenn sie allein oder von Andern umringt sind. Den Grad der Vertrautheit Jedermann in die Augen zu rücken, ist eine große Ungezogenheit.

Meinesgleichen gegenüber lasse ich meinem Tone so viel Umfang, meinem Ausdruck so viel Freiheit, als mir beliebt; entwischt mir nur nichts, das ihn kränke, so ist alles gut. Indessen hat es diese Bewandniß nicht mit der Person, die in der Gesellschaft einen höhern Rang einnimmt, als ich, nicht mit dem Unbekannten, dem Kinde, dem Greise.

Dem Weltmanne gegenüber gestatte ich mir einen Scherz, den ich mir einem Geistlichen gegenüber untersage. Nie werde ich mit einem Großen scherzen. Der Scherz ist der Anfang einer Traulichkeit, welche ich weder zugestehen noch mir herausnehmen mag, Menschen gegenüber, die das so leicht mißbrauchen, und welche man so leicht beleidigt. Fast nur diejenigen sind vor diesem Nachtheile gesichert, die sie ihrer Aufmerksamkeit und Achtung unwerth halten. Wehe denjenigen, die bei den Großen fortwährend in Gunst bleiben, und frei von der Leber weg mit ihnen sprechen dürfen! Dergleichen Traute sind für die Großen ohne Charakter und Bedeutung.

(*) Vielleicht doch, wäre der Graf v. Creutz nicht schon der vertraute Freund Diderot's gewesen.

Hätte ich eine Unterredung zu pflegen mit dem Vikar meines Kirchsprengels, mit meinem Pfarrer und meinem Erzbischofe, und ich müßte nachher mein Gespräch zu Papier bringen, so würde ich nicht nöthig haben darüber zu schreiben: Folgendes habe ich dem einen, dem andern, dem dritten gesagt; niemand sollte fehlrathen, und gegen jeden würde ich die ihm gebührende Artigkeit beobachtet haben.

Wohl bin ich der Meinung, daß die Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften, worauf ein jeder Stand ohne Unterschied Ansprüche machen kann, ein Gewerbe wie jedes andere ist. Jedermann schreibt, allein nicht Jedermann ist Schriftsteller; Jedermann redet, allein nicht Jedermann ist Redner. Es giebt im geselligen Verkehr Menschen, die zeichnen, die malen oder singen, ohne deshalb Künstler zu seyn.

Ich habe eine ziemlich hohe Meinung von einem Gewerbe, dessen Zweck Erforschung der Wahrheit und Menschenbildung ist. Ich weiß, welchen Einfluß Geistes-Arbeiten nicht bloß auf das Wohl der Gesellschaft, sondern auch auf das des gesammten Menschengeschlechts ausüben. Ich würde nicht wähnen, mich herabgewürdigt zu haben, hätte ich dem Präsidenten v. Montesquieu dieselben Ehrenbezeigungen erwiesen, wie dem Könige von Schweden.

Fürwahr, der Gesetzgeber hätte mit mir unzufrieden seyn müssen, hätte ich bei ihm bloß den Präsidenten berücksichtigt. Man hat viel Trauergerüste errichtet, viel Königssöhne nach Saint-Denis abgeführt, ohne daß ich mich darum bekümmert habe. Dem Leichenbegängnisse des Präsidenten v. Montesquieu habe ich beigewohnt, und es bleibt mir immer noch eine behagliche Erinnerung, daß ich mich aus dem Kreise meiner Freunde stahl, um dem Lehrer der Völker und dem Muster der Weisen die letzte Ehre zu erzeigen.

Aller Auszeichnung ungeachtet, welche ich dem Philosophen und Gelehrten angedeihen lasse, bin ich jedoch der Meinung, daß man sich dem Gespötte aussetzen würde, wenn man die Würde dieses Standes in der Gesellschaft zur Schau herumführte, ohne dazu unwidersprechlich berechtigt zu seyn.

Der Gelehrte, der sich des wohlverdientesten Rufes erfreut, wird die ihm gezollten Achtungsbeweise stets mit Schüchternheit und Bescheidenheit annehmen, wenn er zuweilen sich selbst zuruft:

Was bin ich im Vergleich mit Corneille, Racine, La Fontaine, Moliere, Bossuet, Fenelon und so vielen Andern?

Er wird den Verkehr mit Seinesgleichen, durch die er seine Einsichten vermehrt, und deren Lob fast das Einzige ist, das ihm schmeicheln darf, dem der Großen vorziehen, bei welchem er, zur Entschädigung seiner vergeudeten Zeit, nur Laster gewinnen kann.

Ihnen gegenüber steht er da wie der Seiltänzer, zwischen Niedrigkeit und schwindelnder Höhe. Die Niedrigkeit beugt das Knie, die Arroganz streckt das Haupt himmelan, der Ehrenmann schaut gerade vor sich hin.

Würde und Arroganz tragen einen Charakter an sich, der nie irreführt. Sehe ich einen Mann, der geduldig von einem Großen ein Wort hinnimmt, das ihn wüthend machen würde, käme es von Seinesgleichen, oder einem Freunde, dessen ganze Herzensgüte er kennt, oder von einem Gleichgültigen, von dem er nichts zu hoffen oder zu fürchten hat, so sehe ich in ihm nur einen arroganten Menschen. Geräth man nie in Versuchung, ihm ein solches Wort zu spenden, so sagt, er behaupte seine Würde.

Dem könnte ich noch Mancherlei hinzufügen, befürchtete ich nicht, in die persönliche Satyre hineinzugerathen. Ich bethenere in der Aufrichtigkeit meines Herzens, daß ich dabei Niemand im Auge habe, und daß mir das Glück zu Theil geworden, nur achtbare und biedere Gelehrte zu kennen, welche ich liebe und verehre.

Auszug eines Schreibens des Abbe v. Galiani an Frau v. Epinai.

Herr v. Clermont setzte mich anfänglich damit in Erstaunen, daß er gegen mich behauptete, Madam Geoffrin habe sich ihre Krankheit und deren Rückfälle dadurch zugezogen, daß sie es mit ihren frommen Uebungen zu weit getrieben. Als ich auf meinem Zimmer wieder allein war, habe ich über diese selt-

same Umwandlung nachgesonnen, und gefunden, daß es das natürlichste Ding von der Welt sei. Der Unglaube ist die größte Anstrengung, welche der menschliche Geist gegen seinen eigenen Instinkt und wider seine natürliche Neigung zu machen im Stande ist. Es kommt darauf an, sich auf immer alle Wonnegenüsse der Einbildungskraft, allen Geschmack am Wunderbaren, selbst zu rauben; es kommt darauf an, den ganzen Ballast des Wissens von sich zu werfen, und der Mensch mag so gern wissen. Immer und alles zu leugnen, immer und an allem zu zweifeln, und in der Entblößung aller Ideen, der Kenntnisse, der höhern Wissenschaften u. s. w. zu verbleiben: welche greuliche Leere! welch ein Nichts! welche übermenschliche Anstrengung! Es ist mithin erwiesen, daß der größte Theil der Menschen, und der Weiber besonders, deren Einbildungskraft eine gedoppelte ist (sintemalen sie die Einbildungskraft des Kopfs, und dann noch eine andere, haben), nicht ungläubig seyn kann; und die da, so es ist, kann diese Anstrengung nur in der höchsten Kraft und Jugend ihrer Seele aushalten. Beginnt die Seele zu altern, so kommt etwas Glaube wieder zum Vorschein. Daher müßte man auch nie die wahren Ungläubigen verfolgen, und ich will Ihnen noch die Bemerkung hinzufügen, daß sie in der That nie verfolgt worden sind. Man verfolgt nur die fanatischen Stifter von Sekten, die großen Anhang sich machen könnten. Der Fanatiker ist ein Mensch, der plötzlich in eine große Menschenmasse hineinspringt, und hinter dem augenblicklich Alles herläuft. Der Ungläubige thut ganz was Anderes: es ist ein Seiltänzer, der die unglaublichsten Streiche in der Luft ausführt, indem er um sein Seil herumschwebt; er erfüllt alle Zuschauer mit Schrecken und Verwunderung, aber keiner geräth in Versuchung, ihm zu folgen oder nachzuahmen. Ergo, mußte Madam Geoffrin so endigen (*).

(*) Das hat sie nicht gethan. Das sanfte und liebevolle Wesen starb wie es gelebt hatte, ohne den Auswüchsen einer zügellosen Philosophie noch einem dämischen Aberglauben zu huldigen.

Ein anderes Schreiben Ebendesselben.

Was Ihre Reformen anbelangt, so haben sie insgesammt meinen Beifall, da sie mich nichts kosten. Titus Livius sagte indessen von seinem Zeitalter, das sehr dem unsrigen glich: Ad haec tempora ventum est, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus. Wir sind dahin gelangt, wo Gebrechen und Heilmittel uns gleich unerträglich sind. Wissen Sie, was los ist? Der Zeitpunkt des gänzlichen Umsturzes Europa's und der Hinüberwanderung nach Amerika ist vor der Thür. Hier versinkt alles in Fäulniß, Religion, Gesetze, Künste, Wissenschaften, und alles wird in Amerika von Grund aus wieder aufgebaut werden. Das ist kein Scherz, auch keine durch die englischen Zänkereien entstandene Idee. Schon vor länger als zwanzig Jahren hatte ich es gesagt, verkündet, gepredigt; und meine Weißagungen habe ich immer noch in Erfüllung gehen sehen. Kaufen Sie sich daher nicht auf der Chaussee Antin, sondern in Philadelphia, an. Auch ich werde meinen Antheil abbekommen, sintemalen es in Amerika keine Abteien giebt. . . .

Schreiben Friedrichs an D'Alembert.

Diesmal, mein Lieber, kann ich meinen Stern segnen, und wenn Sie mich lieb haben, so haben Sie einigen Grund sich zu freuen, daß ich glücklich dem Tode entronnen bin. Das Podagra ist vierzehnmal kräftig gegen mich angerückt, und ich habe viel Beharrlichkeit und Kräfte nöthig gehabt, um so vielen Stürmen die Spitze zu bieten. Endlich lebe ich wieder ein wenig auf, für mich, für mein Volk, für meine Freunde, und auch ein wenig für die Wissenschaften. Allein ich muß Ihnen sagen, daß der unnütze Wust, den man mir aus Paris schickt, mir schlechterdings das Lesen verekelt hat. Ich bin alt, und Frivolitäten kleiden mich nicht mehr. Nur Gediegenheit und Gehalt ist mir willkommen; und könnte ich mich wieder verjüngen, ich würde mit den Franzosen brechen und mich auf die Seite der Engländer und Deutschen schlagen. Ich habe Vieles erlebt, mein Lieber; habe

russische

russische Soldaten meine Uniform tragen, die Jesuiten mich zu ihrem General ernennen, und Voltaire, gleich einem alten Weibe, schreiben sehen (*). Ich kann Ihnen wenig Neues mittheilen. Als Philosoph bekümmern Sie sich eben nicht um politische Angelegenheiten, und meine Akademie ist zu dumm, als daß sie Ihnen etwas Anziehendes liefern könnte. Den Prozessen habe ich einen neuen Krieg erklärt, und ich würde stolzer denn Perseus seyn, wenn ich am Ende meiner Laufbahn die Höhle des hundertköpfigen Ungeheuers zerstören könnte.

Sie haben einen sehr guten König, mein lieber D'Alembert, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu. Ein besonnener und tugendhafter König ist furchtbarer als ein Fürst, der nichts als Muth hat. Ich hoffe, Sie nächsten Frühling bei mir zu sehen.

Der einzige Mann vielleicht, der im Stande wäre, uns eine getreue Geschichte der letzten traurigen Revolution in Dänemark zu geben, wird es sich nie gestatten, dieselbe bekannt zu machen. Es ist Reverdi, der Verfasser der Briefe über Dänemark, der mehre Jahre hindurch des Königs ganzes Vertrauen genoß; er war dessen Lehrer gewesen, befand sich zur Zeit der Revolution in Kopenhagen, und, ohne an dieser heillosen Intrigue irgend Theil nehmen zu wollen, kannte er die vornehmsten Lenker derselben zu gut, als daß er nicht mit leichter Mühe das ganze Gewebe ihrer Absichten und Mittel durchschaut hätte. Ich ersuchte ihn einst, mir ein Gemälde vom

(*) Friedrich war wohl in diesem Augenblick etwas verstimmt worden durch den Commentar über das Leben und die Schriften Voltaire's, worin freilich Voltaire sich manche ungezogene Scherze gegen einen Fürsten erlaubt hatte, der nie aufgehört hat, dessen Schriften zu lesen und zu bewundern. — Als Raynal zu Anfange der Achtziger vor Friedrich zu einer Unterredung gerufen ward, legte der Verfasser der Geschichte der europäischen Niederlassungen in beiden Indien es mehrmals und recht geflissentlich darauf an, Urtheil und Lob von dem großen Monarchen über dieses Buch zu erndten. Allein dem wich der Monarch eben so geflissentlich aus, indem er Raynal mehrmals mit großer Treuherzigkeit wiederholte, wie er das neuere Geschreibsel nicht mehr verstehe, und sich bloß an das Zeitalter Ludwigs XIV. halte.

berüchtigten Struensee zu entwerfen. — Das soll Tacitus, sprach er, an meiner Stelle thun. — Und er lag mir das vor, was dieser philosophische Geschichtschreiber uns von einem Günstlinge Tibers erzählt (Annal., 1. Buch, Cap. 74.): Qui formam vitae iniit, quam postea celebrem miseriae temporum, et audaciae hominum fecerunt. Nam egens, ignotus, inquies, dum occultis libellis saevitiae principis adrepit; mox clarissimo cuique periculum facessit, potentiam apud unum, odium apud omnes adeptus, dedit exemplum, quod secuti ex pauperibus divites, ex contemptis metuendi, perniciem aliis, ac postremum sibi invenere (*)..... Die Grausamkeit abgerechnet, welche man weder dem Könige noch dessen Minister zum Vorwurf machen kann, habe ich nichts Aehnlicheres gefunden.

Ein Franzose, Namens Dupre, der sein Leben mit chemischen Operationen zugebracht hatte, erfand ein so schnell verzehrendes Feuer, daß man demselben weder ausweichen noch es löschen konnte; selbst das Wasser gab ihm eine nur größere Thätigkeit. Auf dem Versailler Canal, in des Königs Gegenwart, auf den Höfen des Zeughauses zu Paris und in einigen Häfen, machte man damit Versuche, worüber die unerschrockensten Krieger schauderten... Als man sich vergewissert hatte, daß ein einziger Mann, im Besitze einer solchen Kunst, eine Flotte zerstören oder eine ganze Stadt niederbrennen könne, ohne daß menschliche Hülfe etwas dagegen vermöchte, untersagte Ludwig XV. dem Erfinder, sein Geheimniß irgend einer lebendigen Seele mitzutheilen, bezahlte ihm sein Schweigen reichlich, ungeachtet dieser Fürst damals in einen höchst unglücklichen Krieg verwickelt war. Er erbebte vor dem Gedanken, die Drangsale der Mensch-

(*) Bloß für meine Leserinnen stehe eine Uebersetzung hier: „Er ergriff „ein Handwerk, das späterhin durch das Elend der Zeiten und Scham„losigkeit ziemlich allgemein ward. Dürftig, unbeachtet, ein unruhiger „Kopf, begann er damit, daß er sich durch heimliche Angeberei in das „zur Grausamkeit geneigte Herz des Fürsten einschlich. Bald ward er „jedem angesehenen Manne gefährlich, erwarb Gewalt bei Einem, Haß „bei Allen, und gab ein Beispiel, das Nachahmer fand, die aus Armen Reiche, aus verachteten Menschen furchterregende wurden, an„fangs Andern, zuletzt sich selbst Verderben bereiteten.“

heit zu vermehren. Dupre ist todt, und hat, wie ich glaube, sein Geheimniß mit in das Grab genommen.

1777.

Eine besondere Sitzung der Akademie hat sich damit beschäftigt, Herrn La Harpe einen Verweis zu geben über die Bitterkeit, Härte und den unanständigen Ton, die zu oft in seinem Journale vorherrschen, und ihn Beschimpfungen auszusezzen, wobei die Würde der Akademie ins Gedränge kommt. „Wir sind Herrn La Harpe von Herzen zugethan,“ sagte jüngsthin der Abbe v. Boismont, einer der Vierziger, „aber es jammert einen doch warlich, wenn man ihn immer mit zerfetzten Ohren hereintreten sieht.“

Einige Zeit nach der Schlacht von Fontenoi scherzte Ludwig XV. mit dem Marschall von Sachsen über diesen ruhmwürdigen Sieg, und sprach: „Herr Marschall, Sie haben bei diesem „Siege mehr als wir alle gewonnen, denn Sie waren am gan„zen Leibe geschwollen, und erfreuen sich gegenwärtig der blü„hendsten Gesundheit.“ Der Marschall v. Noailles, der zugegen war, griff sogleich den Einfall des Königs auf, und erwiederte: „Wirklich, Sire, ist der Herr Marschall von Sachsen „der erste Sterbliche, den der Ruhm entschwülstiget hat.“

Abbe Coyer hatte sich vorgenommen, mehre Monate bei Voltaire in Ferney zu verweilen, ja die Vorsicht gebraucht, gleich bei der ersten Unterredung die süße Aussicht demselben zu eröffnen. Um es zu fühlen, wie angenehm ein solches Verheißen Voltaire überraschen mußte, muß man wissen, daß Abbe Coyer, der in seinen ersten Schriften zuweilen eine ziemliche Leichtigkeit und Gewandheit des Tons zu erhaschen wußte, in der Un-

terhaltung der schwerfälligste Mensch und die lebhafte Langeweile ist. Der erlauchte Patriarch hielt den ersten Tag mit ziemlicher Geduld und Standhaftigkeit aus; aber am folgenden Tage, wo der Abbe ihm viel von seinen Reisen in Holland und Italien erzählte, und dabei immer berichtete, wie lange er in diesem oder jenem Schlosse verweilt habe, unterbrach ihn Voltaire plötzlich mit dem widrigsten Einfalle von der Welt: „Wissen „Sie wohl, Herr Abbe, welcher Unterschied zwischen Don Quixote und Ihnen stattfindet? Don Quixote hielt alle Herbergen „für Schlösser, und Sie halten alle Schlösser für Herbergen." Dieser böse Einfall entzauberte blitzschnell den Abbe, der binnen vierundzwanzig Stunden sich wieder auf die Beine machte.

Abbe Millot hat die höchst gehaltreichen Denkwürdigkeiten des Marschalls v. Noailles herausgegeben. Hier nur ein paar Anekdoten:

Don Francisco de Velasco überreichte dem Könige von Spanien, Philipp V., eine Bittschrift, und erhielt darauf keinen Bescheid. Nun überreichte er eine zweite dem Cardinal v. Portocarrero, und fand kein Gehör. Hierauf wandte er sich an den Präsidenten von Castilien, und dieser Minister versicherte ihm, er könne nichts; endlich an den französischen Gesandten, den Herzog v. Harcourt, und der Herzog schlug es aus, sich in die Angelegenheit zu mischen. — Welche Regierung, meine Herren! sprach Velasco; ein König, der nicht spricht! ein Cardinal, der nicht hört! ein Präsident von Castilien, der nicht kann! und ein französischer Gesandte, der nicht will!

Die Prinzessin Ursini schildert in einem Schreiben an die Marschallin v. Noailles die Obliegenheiten ihres Amtes folgendermaßen: „In welch ein Amt, gerechter Himmel, haben „Sie mich eingesetzt! Kein Augenblick Rast oder Ruhe ist mir „vergönnt; nicht einmal so viel Zeit, daß ich meinem Sekretair nur ein Wörtchen sagen könnte. Von Ausruhen nach „Tische, oder einen Bissen zu genießen, wann mich hungert, „davon ist gar nicht mehr die Rede, zu glücklich noch, wenn „mitten im Laufen ich einen elenden Imbiß haben kann, wobei „man mich sehr häufig abruft. Warlich, erführe Frau v. Main-

„tenen die Bestandtheile meines Amtes, sie würde sich vor Lachen ausschütten. Melden Sie derselben doch, ich bitte darum, „daß Ich die Ehre habe, den Schlafrock des Königs von „Spanien in Empfang zu nehmen, wenn er zu Bette geht, „und ihm denselben zu überreichen, so wie auch die Pantoffeln, „wenn er aufsteht. Das ließe sich noch aushalten, aber daß „alle Abende, die Gott werden läßt, wann der König in der „Königin Schlafzimmer tritt, der Graf v. Benavente mich mit „dem Degen Sr. Majestät beschwert, mit einem Nachtgeschirre „und einer Lampe, welche ich gewöhnlich über mein Kleid ausschütte, nein, das ist allzugrotesk. Nie verließe der König „das Bett, öffnete ich nicht die Vorhänge, und es wäre eine „Schändung des Allerheiligsten, beträte eine andere Menschenseele als ich das Zimmer der Königin, wenn beide Majestäten „im Bette liegen. Letzthin war die Lampe verloschen, weil ich „die Hälfte des Inhalts verschüttet hatte. Ich wußte nicht die „Fenster zu finden, weil wir bei Nachtzeit eingetroffen waren; „ich rannte gegen alle Wände an, war in Gefahr, mir die „Nase zu zerschellen, und wir tappten, der König von Spanien „und ich, wohl eine Viertelstunde umher, und rannten uns fast „über den Haufen. . . . Die Königin findet zuweilen Behagen an dergleichen Schnurren, jedoch ist es mir noch nicht gelungen, ihr Vertrauen in dem Grade zu erhaschen, wie es „ihre piemontesischen Kammerfrauen besaßen. Darüber bin ich „ganz verwundert, denn ich bediene dieselbe besser als jene es „thaten, und ich bin fest überzeugt, sie würden ihr nicht so nett, „wie ich, die Füße waschen, noch ihr die Strümpfe ausziehen."

Man weiß, daß mehre wider sie nach Frankreich geschriebene Briefe auf ihren Befehl aufgefangen wurden, worunter auch derjenige war, in welchem man sie beschuldigte, ihren Stallmeister, mit dem sie auf einem höchst vertraulichen Fuße lebte, geheiratet zu haben. Sie ließ alles abgehen, und begnügte sich bloß an den Rand des letzten Briefes zu schreiben: **Geheiratet? Nein.**

Unter mehrern ausgestellten köstlichen Arbeiten des berühmten Houdon befindet sich auch ein kleines Basrelief, darstellend einen mit der Pfote an einem Nagel hangenden todten Krammetsvogel. Diese Arbeit ist von außerordentlicher Wirkung; Je mehr man sie in der Nähe besieht, um so täuschender wird sie. Ein sechsjährigdes Kind ward vor einigen Tagen in Houdons Werkstatt geführt, besah sich sogleich den Vogel und fragte den Vater, wo der Vogel verwundet sei? Es erhielt zur Antwort, die Wunde sei wahrscheinlich versteckt. — „Aber, Vater," fuhr es fort, „woraus ist denn der Vogel gemacht?" — Aus Marmor. — „Sieh doch!" erwiederte das Kind, „kann man denn aber aus Marmor Federn machen?" — Diese Naivheit mußte dem Künstler mehr schmeicheln, als alle die Prunkreden der Kenner.

1778.

Die Ansprüche Lemierre's auf einen Sitz in der Akademie sind erwiesen. Mehre akademische Preise, sieben Tragödien, von denen drei auf der Bühne verblieben sind, ein Gedicht über die Malerei, das manche anziehende Stellen enthält, eine Menge leichter Poesien, zuweilen etwas zu nachläßig, jedoch originell und nicht immer ohne Poesie; die Sitten und der Ruf eines Biedermannes. Diesen unverwerflichen Ansprüchen setzt man bloß einige persönliche Verkehrtheiten entgegen, Mangel an Geschmack, Nachläßigkeiten, rauhe Verse, aber besonders einen etwas struppigen Bart, eine unedle und bizarre Figur, eine fast kahle Stirn, und ein paar sorglos herumhängende Haare — ein Aeußeres, sagt man, das die Majestät des akademischen Thrones keinesweges leide.

Der gute, biedere Lemierre kannte in seinem ganzen Leben nur eine einzige Art und Weise, Kabalen zu Boden zu schlagen und die Stimmen für sich zu gewinnen, nämlich von sich selbst alles Löbliche zu sagen, was er von sich denkt, und das mit allem Enthusiasmus, aller Wärme, deren er fähig ist. Seine Schlichtheit in diesem Punkte ist vielleicht beispiellos. — „Ich, „ich habe keine Posauner, ich muß alles selbst verrichten. . .

„Ich wage es zu sagen, und Alleweit weiß es, der schönste „Vers des Jahrhunderts ist von mir:

Der Dreizack des Neptun ist das Zepter der Welt.

„Ist das nicht Corneille, wie er leibt und lebt? ... Diese „Stelle hier muß man entweder unter aller Kritik oder erhaben „finden; allein ich glaube, sie ist so ganz übel nicht. ... Sie „werfen mir harte Verse vor; ei! will ich denn Verse wie Ra„cine machen?“

Der unglückliche Olavides ist von dem Inquisitionsgericht dafür verurtheilt worden, daß er durch eine Ketzerkolonie die Steppen der Sierra-Morena, die Castilien von Andalusien trennt, hat urbar machen lassen. Dieser tugendhafte Bürger ist für einen Ketzer und Abtrünnigen erklärt worden, unfähig, jemals ein Amt zu bekleiden, auf ewige Zeiten vom Hofe, in einer Ferne von zwanzig Meilen, aus allen großen Städten, selbst im Peru, seiner Heimat, verbannt. Er darf fernerhin weder Wagen noch Roß besteigen, sich nur in grobes wollenes Zeug kleiden, und dies von strohgelber Farbe, um das San-Benito getreu darzustellen; acht Jahre lang soll er in einem Kloster eingesperrt leben, unter Aufsicht zweier Mönche, die ihm nie von der Seite weichen sollen, die ihm die ersten vier Jahr seinen Catechismus zu lehren angewiesen sind, und dafür Sorge tragen werden, daß er alle Freitage mit Brod und Wasser faste. Alle Tage soll er seinen Rosenkranz beten, nebst sieben Ave Maria und einem Credo.

Am 8. Februar starb in seinem neunundvierzigsten Jahre der berühmte Le Kain. Wenn die Schwierigkeiten, welche dieser große Schauspieler zu besiegen hatte, um zu einer seltenen und hohen Stufe der Vollkommenheit zu gelangen, auch unserem Genusse keinen Zusatz gaben, so treibt doch das Gefühl der Dankbarkeit und der Bewunderung, so sein Andenken einflößt, uns ganz natürlich an, die Erinnerung davon aufzubewahren.

Die Natur hatte ihm fast alle Vorzüge versagt, welche die Kunst des Schauspielers zu verlangen scheint. Seine Gesichtszüge hatten nichts Regelmäßiges, nichts Edles. Seine Physiognomie schien, bei dem ersten Ueberblick, grob und gemein, sein Wuchs kurz und schwerfällig. Seine Stimme war von Natur hohl und wenig biegsam. Ein einziges Naturgeschenk hatte diese Mängel wieder gut gemacht, und dies war ein kräftiges und tiefes Gefühl, das die Häßlichkeit seiner Züge unter dem Zauber des Ausdrucks, womit es dieselben beseelte, verschwinden ließ, das nur den Charakter und die Leidenschaft hervorhob, womit seine Seele angefüllt war, und ihm mit jedem Augenblicke neue Formen, ja ein neues Wesen verlieh.

Die Anordnung seines Haars gab, unter dem Anschein der Nachläßigkeit, den Umrissen seiner Stirn mehr oder weniger Jugendliches, mehr oder weniger Majestätisches, je nachdem es seine Rollen erforderten. Er besaß in der Bewegung seiner Augenbrauen eine Magie des Ausdrucks, die nur ihm gehörte und erstaunliche Wirkung hervorbrachte. Die Kunst, mit welcher er seine geringsten Geberden, seine unbedeutendsten Stellungen malte, gab denselben ein edles und würdevolles Gepräge, das ihn gleichsam ganz umhüllte; und die Perspektive des Theaters begünstigte das Täuschende derselben. Dem Costum getreu, welches er in Uebereinstimmung mit Fräulein Clairon auf der französischen Bühne zuerst einführte, bot er in seiner Art sich zu kleiden die ganze Kunst auf, so ein geschickter Maler in der Anlage seiner Draperien nur anzubringen vermag. Mit Hülfe dieses glücklichen Kunstgriffes, hatte er es dahingebracht, nicht bloß das Widrige seines Wuchses zu verschleiern, sondern demselben sogar etwas, ich weiß nicht was Theatralisches und Ehrfurchtgebietendes zu verleihen. Der Mann, den man im geselligen Kreise für einen Pfahlbürger aus der Straße Saint-Denis gehalten hätte, erhob sich auf der Bühne zu einem Könige, zu einem Sultan, und würde, selbst im Geiste Bouchardon's, für einen homerischen Heros haben gelten können. Ich habe einen Ausländer von vielem Geist gekannt, der nie zuvor Le Kain gesehen hatte, und der, als er ihn zum erstenmal in der Rolle Zamors erblickte, das Schauspiel mit der vesten Ueberzeugung verließ, daß der so eben gesehene Schauspieler einer der schönsten Männer sei, die je die

Bühne beschritten haben. Es ist gewißlich auffallend, daß Roscius, der trefflichste Schauspieler des alten Roms, mit den nämlichen natürlichen Nachtheilen, wie Le Kain, zu ringen gehabt, ja daß er deren noch größere besaß, und sie insgesammt mit demselben Erfolge überwältigte. Man liest im Festus, er sei zu Rom der erste Schauspieler gewesen, der sich auf der Bühne der Maske bedient habe, weil er schielende Augen und ein missgestaltetes Gesicht gehabt; jedoch habe das Volk ihm, unverlarvt, wegen der Süßigkeit seiner Stimme, mit Wohlgefallen zugehört.

Auch der neuere Roscius verdankte seine glänzendsten Erfolge dem Zauber seiner Stimme. Wir haben bereits bemerkt, daß die seinige von Natur dumpf und etwas verschleiert war. Durch Studium und Anstrengung hatte er diesen Fehler dermaßen verbessert, daß ihm davon die Angewöhnung eines vesten, ernsten, ausdrucksvollen Tons verblieben war. Nie habe ich irgend eine menschliche Stimme gehört, deren Biegungen reiner abgeschnitten und mannigfaltiger, kräftiger und zärtlicher, und von einem rührendern und schrecklichern Pathos gewesen wären. Aus seinem Munde ertönte kein schwächlicher Vers, wenn er es darauf anlegte. Ein noch köstlicheres Talent unstreitig, und welches er bis zur höchsten Stufe der Vollendung gebracht hatte, war das, den ganzen Zauber schöner Verse hervorzuheben, ohne je der Wahrheit des Ausdrucks Abbruch zu thun. Indem er das Herz zerriß, entzückte er immerfort das Ohr, seine Stimme drang bis in das Innerste der Seele, und der Eindruck, den sie machte, gleich dem Grabstichel, ließ darin tiefe Spuren und lange Nachklänge zurück.

Seine Unterhaltung verkündigte einen besonnenen und nachdenkenden Geist, allein ohne irgend einen schimmernden Witzfunken; alle seine Aeußerungen waren gewogen und voller Rücksichten; seine reine und sanfte Sprache hatte oft eine würdevolle Schlichtheit, und Energie ohne Ziererei. Er war dem Frohsinn hold, niemand ließ den Talenten seines Freundes Preville, der naiven Anmuth Carlin's mehr Gerechtigkeit wiederfahren; allein Lachen war seiner Physiognomie nichts desto weniger fremd, sie behielt fortdauernd das Gepräge der Leidenschaften, welche er zu seinem Studium gemacht, und zum Theil selbst erfahren hatte. Nie hatte er anders als mit Wuth

geliebt; eben so hatte er gehaßt, und wenn er jenen Vers aus Alzire sprach:

Mein Herz erglühet nur für Lieb' und Rache,

war er mehr Zamor als Zamor selbst. Wenn die Umstände ihn in der Regel zwangen, diese Gefühle in sein Herz zu verschliessen, so quälten sie ihn nichts desto weniger, und es läßt sich nicht daran zweifeln, daß sein zu reges Gefühl, so gut wie die Anstrengungen der Kunst, zur Verkürzung seines Lebens beigetragen haben. Ich schließe dies bloß aus einem Schreiben von ihm an Tronchin in einer seiner letzten Krankheiten, einer Rathserholung, die eben so tragisch, eben so glühend und scharfsinnig als irgend eine seiner Rollen ist.

Unser Roscius, einzig nur mit der Vervollkommnung seiner Kunst beschäftigt, hatte nie andere als solche Zerstreuungen aufgesucht, zu denen er durch die Heftigkeit seiner Gefühle hingerissen worden war. Allein er hatte nichts versäumt, um alle die Kenntnisse zu erlangen, die auf seine Lieblingskunst Bezug hatten; dem zufolge hatte er fortgesetztes Studium der Sprache, der Geschichte und aller der Künste getrieben, die zur Vervollkommnung und Verschönerung seines Talents beitragen konnten. Sein Urtheil war von Natur geradsinnig und gesund; indessen bedurfte er zu seiner Entwickelung einer fortgesetzten Aufmerksamkeit, eines langsamen und gespannten Nachdenkens. Sehr häufig habe ich ihn sagen hören, und das mit aller Ehrlichkeit seines Herzens, daß er funfzehn Jahre lang die Rolle des Cid studirt habe, bevor er dieselbe so erfaßt, wie er sie in den letzten Jahren seines Lebens dargestellt.

Sei es Geiz, wie Manche das zu argwöhnen ein Recht erworben zu haben geglaubt, sei es Sonderbarkeit, oder auch wohl eine Art Koketterie, genug, er trug in seiner Privatkleidung eben so viel Wirthlichkeit und Fahrlässigkeit zur Schau, als er in seiner Theaterkleidung Prunk und Abgemessenheit zeigte. Jedoch verlor er nie das aus den Augen, was man den Convenienzen des geselligen Verkehrs schuldig ist. Hier verband er mit der höchsten Aufmerksamkeit und einer seinem Stande geziemenden Bescheidenheit jene Selbstschätzung, die stets die erste der Würden bleibt. Jedermann kennt die charaktervolle Antwort, welche er einem Offizier gab, der sich in seiner Gegenwart

der verächtlichsten Ausdrücke bediente, um die Glücksumstände eines Schauspielers mit denen eines Militairs zu vergleichen, der nach vieljährigen Diensten von einem kümmerlichen Gnadengehalte zu leben sich gezwungen sieht. Und bringen Sie denn nicht das Recht mit in Anschlag, welches Sie zu haben wähnen, also zu mir zu sprechen? . . .

Voltaire's Antwort an einen Prälaten, einen feinen Weltmann, der ihm einen Hirtenbrief wider die Ungläubigen übersandt hatte.

Ewr. Hirtenbrief erhielt ich heut';
empfangen Sie meine Tragödie.
Sind beide wir nicht wack're Leut',
und spiel'n wir nicht recht hübsch Comödie?

Interessante Anekdote.

Im Jahre 1761 zog der Reichthum mehrer Neger und Mulatten in Jamaika die Blicke der Regierung auf sich. Dieser Reichthum rührte von den Vermächtnissen her, welche weißfarbige Männer ihren Kindern oder farbigen Huldinnen ausgesetzt hatten. Um diesem vorgeblichen Mißbrauche abzuhelfen, schlug man in der Versammlung von Sant-Jago de la Vega, der Hauptstadt der Insel, ein Gesetz vor, kraft dessen es jedem Neger, jeder Negerin oder Person von gemischter Farbe untersagt seyn sollte, irgend eine Erbschaft, die über tausend Pfund Sterling betrüge, zu erheben. Dieses Gesetz ward von mehrern Mitgliedern der Versammlung auf das Lebhafteste bestritten; man fand es hart und grausam, selbst gegen die Weißen, da es ihnen nicht gestattete, ihr Vermögen denen zu hinterlassen, an die sie durch Bande des Bluts und der Liebe geknüpft waren; man führte endlich alle Gründe an, welche Natur und Menschlichkeit nur eingeben konnten. Herr Burke,

der ausgezeichnetste Redner im Unterhause, übernahm die Vertheidigung der Bill. Um zu beweisen, wie sehr die Gattung der Neger der unsrigen untergeordnet sei, führte er das Beispiel der spanischen Pflanzer an. „Welch ein wackereres und „großherzigeres Volk,“ sprach er, „als die Spanier der alten Welt? Welch ein feigeres und verworfeneres Volk, als „die Spanier Amerika's? Woher diese Verschiedenheit? Soll „ich es Ihnen sagen, meine Herren? Von dem Einflusse des „Charakters der Neger und der Verbindungen, so sie unter „einander eingehen.“ .... Herr Burke, nachdem er seine ganze Gewandheit aufgeboten, seine Zuhörer zu überreden, daß Tugend und Geist der Menschen wesentlich von der Farbe der Haut abhängig seien, schloß seine Rede folgendermaßen: „Meine „Meinung ist keinesweges neu, meine Herren, es ist die der „größten Denker aus allen Ländern und zu allen Zeiten. Darunter ist besonders Einer, den ich in dieser erhabenen Versammlung anzuführen nicht anstehe; er ist Ihnen allen bekannt, und ich schmeichele mir, daß seine Ansicht die Ihrige bestimmen werde. Es ist der weltberühmte Montesquieu (*). „Hören Sie, was er von den Negern spricht.“ Und damit schlug unser Redner eine Uebersetzung des Geistes der Gesetze auf, und las mit ernstem Gesichte das bitter-ironische Kapitel über die Sklaverei vor. Dieses Vorlesen wirkte dergestalt auf die ganze Versammlung, daß die Bill ohne Widerrede durchging, und die Neger auf Montesquieu's Ansehn verurtheilt wurden. Unter die Zahl der Geächteten sollten sogar auch die eingebornen Indianer mit begriffen werden; allein der Präsident der Versammlung bemerkte, daß davon nur fünf bis sechs Familien noch vorhanden wären, und daher dieselben keine Beachtung verdienten.

(*) Ist es wahr, wie ich das in einem guten alten Buche gelesen habe, daß, seit der Erscheinung des Geistes der Gesetze, worin Montesquieu der englischen Verfassung eine so feurige Lobrede hält, dieses Buch im Saale der Gemeinen immer auf der Rednerbühne liegt, so beweist diese Anekdote, daß Montesquieu dort, wie in den meisten Büchersammlungen, ungelesen bleibt.

1779.

Vor einiger Zeit trat beim Ritter Gluck ein junger Mensch ein von der edelsten Gestalt und der anziehendsten Physiognomie, der aber an einer tiefen Schwermuth zu leiden schien. Nachdem er dem Ritter mit vieler Schlichtheit seinen hohen Enthusiasmus über dessen erhabene Compositionen geäußert, ersuchte er ihn, das Vorlesen einer neuen Oper, Orpheus, gefälligst anzuhören. Das Gedicht ließ Vieles zu wünschen übrig, in dem, was die Ziemlichkeiten und den Gang der Bühne betrifft; aber der Künstler bemerkte darin Züge eines so ächten und rührenden Gefühls, daß er von dem Augenblick sich lebhaft zu dem jungen Manne hingezogen fühlte. Er sprach zu ihm: Sowohl Ihre Physiognomie wie Ihr Werk künden ein tief aufgeregtes Gemüth an. Sie haben wahrscheinlich Ihr eigenes Herz geschildert. . . . Bei diesen Worten vergießt der junge Mann einen Strom von Thränen, gestehet ihm, wie er leidenschaftlich geliebt, und im Begriffe gewesen sei, sich mit der Person zu verbinden, welche der erste, der einzige Gegenstand seiner Zuneigung gewesen, als eine hitzige Krankheit sie ihm verwichenes Jahr entrissen habe; seit diesem Augenblick sei die ganze Welt ihm nichts mehr, er lebe bloß noch in den Erinnerungen, die seinem Schmerze Nahrung gäben, und dieses Gefühl allein habe ihm sein Werk eingegeben. . . . Als Gluck ihn fragte, ob er die Musik gelernt, gab er ihm zur Antwort, er besitze davon nur einen leichten Anstrich; jedoch, da er es nie gewagt, sich der Hoffnung zu überlassen, daß ein so großer Meister wie Herr Gluck sich mit seiner Arbeit beschäftigen könne, habe er den Versuch gemacht, einige Arien zu komponiren, und bat um die Vergünstigung, sie ihm vorsingen zu dürfen. Die Komposition dieser Arien war schwach und gemein, allein der Ausdruck, den der rührende Ton seiner Stimme denselben verlieh, entzückte Gluck. Er gesteht, nie eine gefühlreichere, brillantere und von Natur melodischere Stimme gehört zu haben; nicht Töne, sondern die Empfindung selbst floß mit unaussprechlichem Zauber von seinen Lippen. Trunken von Freude und Staunen, warf sich der Ritter Gluck an die Brust des jungen Mannes: Mein Lieber, die Natur hat Ihnen Ihre Bestimmung vorgezeichnet, widmen Sie sich der Bühne, Sie werden einer der größten Künstler seyn, die jemals ge-

lebt haben. . . . Allein, Herr Ritter, ohne eben von hoher Geburt zu seyn, gestattet mir mein Stand nicht, daran zu denken. . . . Schlagen Sie die Statuten der königlichen Musik-Akademie auf, und Sie werden sehen, daß ein Edelmann auf dieser Bühne singen kann, ohne seinem Adel etwas zu vergeben. Folgen Sie meinem Rathe, oder vielmehr der Eingebung der Natur, so lasse ich für Ihren Orpheus alle meine anderen Arbeiten im Stich, und gerade mit dieser Arbeit sollen Sie zuerst hervortreten. Glauben Sie mir, nur die großen Erfolge der Eigenliebe sind im Stande, den nagenden Gram über eine unglückliche Leidenschaft zu verscheuchen. . . . Der junge Mann bat um einige Bedenkzeit, und der Ritter Gluck erhielt von ihm vor einigen Tagen folgendes Schreiben:

„Ich gestehe, daß bloß der Wunsch, Ihnen gefällig zu „seyn, mich zu dem Versprechen vermocht hat, über den mir „gethanen Vorschlag, in die königliche Musik-Akademie ein„zutreten, nachzudenken. Ich verachte die Ansichten des gro„ßen Haufens über den Stand eines Schauspielers; dieses „Talent ist nicht weniger selten als das des Dichters, und der „Mann, der mit Sittenreinheit es übt, ist ein höchst acht„barer Mann. Die Häuser, welche denen geöffnet werden, „die sich auf der Bühne auszeichnen, trösten leichtlich über die„jenigen, die sich ihnen verschließen, und man erfreuet sich „des Zutritts in den ersten Ständen der Gesellschaft statt der „letzten. Vorausgesetzt, daß diese Vortheile meinen künfti„gen Talenten zugesichert seien, giebt meine Vernunft nach; „aber nie werden Sie mein Herz überwältigen. Ich habe eine „Mutter, einen Bruder, Schwestern, alle unter dem Joche „des gröbsten Vorurtheils über diesen Punkt. So gothisch er „auch ist, würde dieser Spießbürgersinn derjenigen den Todesstoß „geben, der ich mein Leben verdanke. Mein jüngerer Bruder, bei „seinem Eintritte in die Welt, auf einmal des Anspruchs auf „eine anständige Dunkelheit beraubt, meine verheirateten Schwe„stern unglücklich, die noch unverehligte von der Ehe ausgeschlos„sen — das, Herr Ritter, würde die Ausführung meines Plans „zur Folge haben; und zu diesem Preise mag ich weder Reich„thum, noch Gunst der Großen, noch Ruhm.

Vignerard.“

Die letzte öffentliche Sitzung der französischen Akademie ward mit einer Denkrede auf den Grafen v. Valbelle und der Ausstellung von dessen Büste beschlossen. Dieses gedoppelte Denkmal der Erkenntlichkeit der Akademie ist ihm einstimmig zuerkannt worden, wegen eines Vermächtnisses von 24,000 Livres, welches er der Akademie mit der Bitte hinterlassen hat, diese Summe so vortheilhaft und sicher als möglich unterzubringen, und die Zinsen davon jährlich irgend einem Gelehrten, mag derselbe sich bereits durch Schriften ausgezeichnet haben oder auch nur Hoffnungen erregen, zu Gunsten kommen zu lassen. Diese Summe kann, dem Wunsche des Erblassers zufolge, demselben Gelehrten mehre Jahre hintereinander oder zu verschiedenen Zeiten ausgezahlt werden, je nachdem es die Herren-Mitglieder der Akademie für gut und anständig ermessen werden. — Die Akademie hat sogleich einstimmig beschlossen, daß jedes Mitglied derselben auf diese Wohlthat Verzicht leiste. — D'Alembert war mit der Denkrede, und Houdon mit der Verfertigung der Büste beauftragt worden. Diese zeichnet sich durch große Schönheit und Aehnlichkeit aus.

Vier polnische Edelleute hatten den Wunsch geäußert, den vom Grafen Artois im Gehölz von Boulogne erbauten Pavillon von Bagatelle zu sehen. Der Hofbeamte, der den Auftrag erhielt, sie dorthin zu führen, ward sehr überrascht, als er sah, wie sie plötzlich im Eßsaale vor einer der Bildsäulen stehen blieben, einander erstaunt ansahen, sich höchst erschüttert um den Hals fielen und einen Strom von Thränen vergossen. Nachdem sie sich von ihrer Erschütterung ein wenig erholt hatten, erzählten sie ihrem Führer, daß die überraschende Aehnlichkeit dieser Bildsäule mit einer innigst geliebten und vor Kurzem verstorbenen Verwandten sie so gewaltsam ergriffen habe. Kaum erfuhr dies der Graf Artois, so befahl er, das Original der Figur, die ihnen eine so starke Rührung verursacht hatte, den Herren augenblicklich zu übersenden.

Seitdem haben sie die Gallerie des Palais-Royal zu sehen begehrt. Bei den Gemälden Corregio's und Tizians haben sie wiederum Ströme von Thränen vergossen. Im Luxembourg,

beim Erblicken der Meisterwerke Rubens ist ihr Schmerz in Verzweiflung und Trostlosigkeit ausgeartet. Dieses Uebermaaß von Empfindlichkeit hat endlich einige Verlegenheiten verursacht, und man hat gesucht, demselben vorzubeugen. Gegenwärtig, versichert man, haben sie sich vorgenommen, mit dem nämlichen Enthusiasmus ganz Italien zu durchwandern, und man macht sich darauf gefaßt, sie vor der schönen Venus zu Florenz vor Liebesdrang heulen zu hören. Ist dieser letzte Zug unserer Geschichte nicht gewiß, so hat er doch so ziemlich das Ansehn der Wahrscheinlichkeit.

Frau v. Lalande, Marquise du Deffant, ist in Paris am 23. August in einem Alter von vierundachtzig Jahren mit Tode abgegangen. Es war unstreitig eine der durch ihren Witz berühmtesten Frauen des Jahrhunderts; lange war sie es durch ihre Schönheit gewesen (*). Nachdem sie in einem noch ziemlich jugendlichen Alter ihr Gesicht verloren, suchte sie sich dadurch zu entschädigen, daß sie die auserlesenste Gesellschaft der Stadt und des Hofes um sich versammelte; allein die Bösartigkeit ihres Witzes, dessen Ausbrüche sie nicht zurückzudrängen vermochte, verscheuchte oft von ihr Personen, mit denen sich zu entzweien es für sie eben nicht gerathen war. Das verstorbene Fräulein v. Lespinasse, das mehre Jahre hindurch ihr Gesellschaftsfräulein gewesen war, trennte sich ziemlich unverholen von ihr, und entführte ihr die Mehrzahl der Gelehrten, die bis dahin ihren geselligen Kreis bildete. Die Gesellschaft, die nicht mehr zu ihr kam, und deren sie nicht entbehren konnte, selbst in ihrem höchsten Alter, die suchte sie bei Andern auf. Bereits über achtzig Jahr alt, speiste sie zu Nacht in der Stadt fast alle Tage, die Gott werden ließ, zuweilen gar auf dem Lande, und durchwachte regelmäßig alle Nächte bis drei oder vier Uhr des Morgens. Vorhanden sind von ihr mehre liebliche Briefe an Voltaire, eine Schilderung der Frau v. Chatelet, einige

(*) So wie auch durch mehre Liebeshändel.

nige leichte Poesien und Liederchen, hie und da zerstreut, voller Salz und Bosheit (*).

Ihre besten Freundinnen, die Marschallin v. Luxembourg, die Herzogin v. Choiseul, Frau v. Cambise, haben während ihrer letzten Krankheit sie fast gar nicht verlassen. Aus einem Uebermaaß von seltener Anhänglichkeit haben, wie man versichert, diese Damen nicht aufgehört, alle Abend in ihrem Zimmer Lotto zu spielen, und das bis zu ihrem letzten Lebenshauche mit eingerechnet. Sie hat weder von Beichtvater noch von Sakramenten etwas hören wollen. Alles, was der Pfarrer ihres Kirchensprengels, der ihr einen Amtbesuch abgestattet, von ihr, nach den dringendsten Ermahnungen, hat erhalten können, ist das Versprechen: sie wolle ihrem Freunde, dem Herzog v. Choiseul, beichten. Wir zweifeln keineswegs daran, daß ein so gut gewählter Beichtvater ihr auf die gutwilligste Art von der Welt die Absolution von allen ihren Sünden ertheilt habe, uneingedenk selbst der boshaften Epigramme, welche sie vor Zeiten gegen ihn losgelassen hat (**).

1780.

Der Chevalier v. Mouhy, dem man höchstens nur achtzig Bände Schreibereien verdankt, hat so eben unsern Reichthum

(*) Vierzig Jahre nach ihrem Tode erschien ihr Briefwechsel mit Horaz Walpole, der keineswegs zu ihrem Vortheil ist, und der uns diese gepriesene Frau als ein höchst frivoles, boshaftes und unliebenswürdiges Geschöpf zeigt.

(**) Ihre Kindheit ward einem Kloster anvertraut, wo das sechs- bis siebenjährige Mädchen so viel Eulenspiegelstreiche verübte, und so viel leichtsinnige und frevelhafte Aeußerungen über religiöse Gegenstände sich erlaubte, daß Aebtissin und Nonnen es dem ehrwürdigen Bischof Massillon klagten. Dieser erschien endlich im Kloster, plauderte ein Viertelstündchen mit dem kleinen Kobold, und schied schweigend und lächelnd von demselben. Höchst gespannt lauerte das gesammte Kloster auf den Ausspruch seines Mundes, und als man in ihn drang, daß er doch ein Mittel angeben möchte, der kleinen Lästerzunge zu steuern, erwiederte er bloß: man kaufe ihr einen Sechsdreier-Catechismus. — Uebrigens heuchelte sie die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens eine entschiedene Abneigung gegen die Philosophen ihrer Zeit — Voltaire ausgenommen, vor dessen Krallen ihr bange war.

noch angeschwellt, und zwar mit einem Abriß der Geschichte der französischen Bühne, seit ihrem Ursprunge bis 1780. Es ist das vollständigste Repertorium in dieser Hinsicht, wimmelt indessen von Irrthümern und groben Böcken. Wir begnügen uns hier nur eine einzige seiner Eseleien anzuführen, die ganz dazu geeignet ist, uns ein Muster von allen denen zu geben, welche man ihm zutrauen darf. In dem Verzeichnisse der Trauerspiele des Dichters Lemierre steht buchstäblich: Barnevelt, Großpensionair des Königs. Der Styl des Chevalier v. Mouhy, der überhaupt nicht korrekter als seine Memoiren ist, hat dagegen häufig das Verdienst bis zur Lächerlichkeit platt zu seyn, und so was ist wohl mitunter ergötzlich. Jedoch giebt es Züge, welche er das Talent besitzt höchst glücklich zu adeln. Ganz Paris weiß, in welchen geheimen Geschäften der Marschall v. Belle-Isle ihn gebraucht hatte. Man sehe, wie er sich in seiner Vorrede darüber ausdrückt: „Der Herr Marschall, dem „ich ehemals für militairische Schriften nützlich gewesen war, „geruhete beim Eintritt in das Kriegesministerium sich dessen zu „erinnern, übertrug mir die geheimen Angelegenheiten seines „Departements, und wies mich ausdrücklich einzig und allein „darauf an." .... Und warlich, der Ritter v. Mouhy entledigte sich dieses seines Amts als ächter Staatsbürger, ja als Staatsmann. Da entdeckte er plötzlich eines jener interessanten Subjekte, welche auszumitteln und herbeizuschaffen ihn der Minister beauftragt hatte: „Ach! Herr Marschall, welch einen glücklichen Fund ich da gemacht habe! Sechszehn Jahr alt, reizend wie ein Frühlingstag, die Frische und Unschuld selbst; „und dies alles ist noch das Geringste; denn sie besitzt noch „weit köstlichere Eigenschaften. — Ei, geschwind, was in aller „Welt? — Das allerseltenste aller Verdienste; ja, Herr Marschall, sie ist taubstumm — das Staatsgeheimniß außer aller „Gefahr!"

1781.

Die Eintrittsrede des Grafen von Tressan hat weder in der Akademie noch bei dem Publikum Beifall gefunden, trotz dem

Weihrauch, den er mit vollen Händen nach allen Richtungen hin ausgestreuet hat. Die ansehnliche Portion desselben, welche er der Gräfin v. Genlis, der Verfasserin des Erziehungs-theaters und der langeweilenden Tugend-Annalen, an die Nase warf, verfehlte gänzlich ihr Ziel. Obgleich die neue Muse gegenwärtig war, obgleich sie sich dermaßen hingestellt hatte, daß der Weihrauch sie schwerlich verfehlen konnte, war doch die Zuhörerschaft so ungehobelt, daß sie ihn ungerochen und in stiller Andacht verdampfen ließ. Schon hatte sie ein Schnupftuch zurechtgelegt, das sie vor der allgemeinen Bewunderung bescheiden verhüllen sollte. Vergebliche Vorsicht! Nur die Bosheit hatte Augen, und bemerkte bloß die unbesonnene Hast, mit welcher das Schnupftuch beseitigt ward, als man dessen gänzliche Unzuläßigkeit eingesehen hatte.

Vor vielen langen Jahren dichtete der Graf v. Tressan ein höchst ruchloses Liedchen gegen den Herzog v. Nivernois. Es lautete der erste Vers also:

Gauner, Lügner, Hasenherz ....

Als er nun zur Aufnahme in die Akademie der Stimme desselben bedurfte, und zu dem Ende den hergebrachten Besuch abstattete, sagte ihm der Herzog v. Nivernois ganz kaltblütig: „Gratulire, Herr Graf, zu Ihrer trefflichen Gesundheit, zu Ihren vergangenen Erfolgen, zu Ihren neuen Hoffnungen, und „besonders zu Ihrem Mangel an Gedächtniß.“

Bei der zweiten Vorstellung von Iphigenia hat sich ein zu merkwürdiges Ereigniß zugetragen, als daß es in den Jahrbüchern der königlichen Musik-Akademie vergessen werden dürfte. Fräulein Laguerre, die in ihrer ersten Jugend sich in allen Stadtwinkeln hervorthat, ihre Fiacker bezahlte, ohne daß sie in die Börse zu greifen brauchte, die einige Jahre späterhin, in dem kurzen Zeitraum von fünf bis sechs Monaten, den Herzog v. Bouillon zu Grunde richtete, die so eben wieder die Vermögensumstände eines un-

serer reichsten Generalpächter zerrüttet hat, und nie den süßen Angewöhnungen ihrer ersten Verbindungen hat entsagen können, Iphigenia Laguerre war auf der Bühne trunken, aber trunken bis zum Torkeln. Man begreift nicht, wie sie den ersten Akt hat zu Ende bringen können. Die Besorgniß, das Schauspiel zu unterbrechen, und das Mitleid besonders, so die peinliche Lage einflößen mußte, in der man Piccini (*) glaubte, fanden beim Parterre mehr Rücksichten und Schonung, als man vielleicht hätte erwarten sollen. Es setzte bloß ein leises Murren, allein man untersagte sich ein lautes Auflachen und Auspfeifen. In dem Zwischenraume bis zum zweiten Akt wurden bei der taurischen Prinzessin alle Hülfsmittel angewandt, um schnell die Dünste zu zerstreuen, die ihr Gehirn umnebelten, und sie ward in Stand gesetzt, in den beiden letzten Akten mit mehr Anstand zu singen. Dieses Ereigniß hat keine bedeutende Folgen weiter gehabt. Nachdem der König sich darüber hatte Bericht erstatten lassen, sagte er zu Amelot: „Nun, und Sie haben „sie in's Loch gesteckt?" .... Noch war sie nicht darin, allein gleich an demselben Abend erhielt sie Befehl, sich nach dem Fort-l'Eveque hinzubegeben, und fügte sich mit der größten Ergebung. Zwei Tage darauf hat man sie wieder hervorgeholt, um ihre Rolle nüchtern zu singen. Sie sprach mit tiefer Zerknirschung die beiden ersten Verse der Rolle:

Verhängnißvoller Tag, den ich so gern
aus meinem Lebensbuche tilgen möchte.

Nun verfiel das Publikum in Trunkenheit, und äußerte sie ihr durch endloses Beifallklatschen. Zwar sang sie besser denn jemals. Am Ende des ersten Akts ward ihr auf eine Art, die der Gnade den höchsten Werth gab, angekündigt, wie sie der Haft entlassen sei. Piccini und der Prinz v. Guemene, denen die italienische Musik sehr am Herzen liegt, hatten sich lebhaft für sie verwendet. Ach! was sieht man nicht alles einer schönen Stimme nach!

(*) Auch Verfasser einer Iphigenia.

Schreiben des Fräuleins Justine an Herr Caze.

„Morgen mußt Du mir Deine Gegenwart bei Zeiten kön„nen; ich kenne kein grösseres Glück, als Dich zu sehen. „Mein Mummelchen macht dir hunderterlei Minen, aber dar„unter sind keine Peru's Minen, denn ich bin ohne einen „Heller."

Dieses Pröbchen von dem Geiste, der Artigkeit und Anmuth unserer neuern Lais haben wir der Aufbewahrung nicht unwürdig erachtet. Die Verfasserin dieses köstlichen Zettelchens ist das nämliche Fräulein Justine, welche der Graf v. S** vergangenes Jahr ziemlich prachtvoll unterhielt, und eines Morgens mit dem jungen Marquis v. Low** in seinem Bette überraschte. Er war dabei so ungezogen, daß er ihr ihre Treulosigkeit vorwarf. „Undankbarer!" sprach sie zu ihm, „o Du Un„dankbarer! So behandelst Du mich, wenn ich es mir wie „ein Hund lasse sauer werden, um diesen jungen Mann, „der einst ungeheuer reich seyn wird, zu bewegen, daß er Deine „Tochter heirate....." Eine so wesentliche Erklärung beseitigte alles; man willigte ein, die Unterhandlung nicht weiter zu stören; das Eheband ward wirklich einige Monate nachher abgeschlossen, jedoch mit der höchst billigen Bedingung, daß Fräulein Justine fortfahren würde, ihre Gunstbezeigungen gleichmäßig zwischen Schwiegervater und Eidam zu theilen. Giebt man jemals die Anekdoten heraus, die allein im Stande sind, den Mängeln abzuhelfen, welche wir in den Annalen der Tugend entdeckt haben, so hoffen wir, man werde nicht darin einen Zug vergessen, der den Geist und die Sitten unsers Zeitalters so richtig charakterisirt.

Rühmte man die Schönheit eines Styls, dem es an Wärme gebrach, so pflegte Buffon zu sagen: Gut geschrieben, aber ohne Liebe.

Die vor dem Könige gehaltenen Fastenpredigten haben bei Hofe keinen Beifall gefunden. Der Redner hat in seinen Predigten zu viele dem Evangelio fremdartige Dinge mit eingemengt, zu viele Erörterungen, die Politik, das Finanzwesen und die Verwaltung betreffend. Man will gefunden haben, er habe eher dem Könige vorgepredigt als vor dem Könige gepredigt. „Schade," sagte letzthin der Monarch beim Herausgehen aus der Kirche: „hätte der Abbe .... uns auch ein „wenig von Religion vorgeplaudert, so hätten „wir doch von allem Etwas gehört.

Wiederum sieben neue Bände aus dem unversieglichen Federkiel des Herrn Retif de la Bretonne. Es ist immerfort die Tugend, wie er selbst irgendwo sagt, aber die Tugend im Gewande eines Freudenmädchens. Unter jenen sieben Bänden befindet sich die Geschichte des fliegenden Mannes. Dieser fliegende Mann ist der Sohn eines Dorfprokurators, der sich in die Tochter eines Edelmannes sterblich verliebt. Diese Leidenschaft bringt ihn auf die Erfindung von höchst bequemen und sinnreichen Flügeln, mit deren Hülfe er seine Huldin entführt, und sie auf einen unzugänglichen Felszacken niedersetzt. Dort vermählt er sich mit ihr und erzielt mit ihr eine so ansehnliche Zahl Kinder, daß sie auf dem Felszacken keinen Raum mehr haben. Nun fliegt er mit seiner gesammten Familie über die Meere hin, gründet ein neues Reich auf einer unbewohnten Insel. Von dort aus umfliegt er die Welt. Er stößt dabei auf Roßmenschen, auf Affenmenschen, auf Ameisenmenschen, auf Patagonier u. s. w., und das alles ist von einer so besonnenen, so ernsten Albernheit, daß es einen anekelt. Dem Verfasser muß so etwas wohl vorgeschwebt haben, denn er hält mitten in seiner Laufbahn plötzlich inne.

So eben erscheinen der siebente und achte Band von Carmontelle's Sprichwörtern. Diese beiden Bände enthalten deren zwanzig neue, und unter diesen befinden sich nur sehr wenige, in welchen man nicht einige Züge einer höchst komischen Lage oder Charakteristik anträfe. So mangelhaft und nachläßig die meisten dieser Skizzen durchgeführt sind, so fehlt es ihnen doch keinesweges an Erfindung und Originalität. Eine derselben, die uns am reichhaltigsten vorgekommen, ist die Diät. Einem Manne haben Aerzte und ängstliche Diät den Kopf verdreht, und er wähnt sich gestorben, alles, was er beginnt, alles, was er sagt, um sich in diesem närrischen Wahn zu erhalten, und alles, was man ersinnt, um ihm denselben zu benehmen, ist voller Charakter, Natürlichkeit und Frohsinn. Er harrt des Augenblicks, wo man ihn abholen soll, um ihn in der Kirche beizusetzen. „Es thut mir leid," spricht er, „daß „ich das Läuten mit den Glocken untersagt habe; das alles hätte „ich nun mit angehört, und wüßte genau, wenn es auf„hörte ...." Ueberzeugt, daß sein Leichenzug so eben vorübergezogen ist, langeweilt er sich nun allein. „Ach! mein „Gott, welche Langeweile! Wohl haben die Leute aus jener „Welt Recht, wenn sie sagen, daß man sich in den Tod lange„weile ...."

Champfort sagt in einer akademischen Rede: Durch eine sonderbare Verkehrung der natürlichen Ideen, versetzte Mahomet die lebhaftesten Genüsse der Liebe in jene Welt, und der Gründer des Ritterwesens hielt in dieser seinen Anhängern den Köder einer reinen und geistigen Liebe vor.

1782.

Voltaire kannte sehr gut die Mängel seiner Geschichte Peters des Großen, und sagte daher zuweilen: „ich „werde mir die Grabschrift setzen lassen:" Hier ruhet, der die Geschichte Peters des Großen hat schreiben wollen.

Seit mehrern Jahren ist kein Roman erschienen, dessen Erfolg so glänzend gewesen wäre, wie der der gefährlichen Verbindungen von Chauderlos de Laclos. Es giebt kein Werk, worin die Zügellosigkeit der sogenannten feinern Gesellschaft mit mehr Natürlichkeit, Keckheit und Geist dargestellt ist; man wird sich daher nicht wundern, wenn wenig neue Erscheinungen mit solcher Gier aufgenommen worden sind. Noch weniger wird man sich darüber wundern, daß die Weiber sich verpflichtet geglaubt haben, alles nur erdenkliche Böse darüber ergehen zu lassen. So viel Genuß ihnen der Roman auch gewährt hat, ist er doch nicht ganz rein von Bitterkeit gewesen. Wie sollte auch ein Mann, der die Weiber so gut kennt, und ihr Geheimniß so schlecht bewahrt, nicht ein wahres Ungeheuer seyn? Aber selbst, indem man ihn verabscheut, fürchtet, bewundert man ihn, trägt ihn auf den Händen; der Mann des Tages und dessen Geschichtschreiber, das Muster und der Maler, werden fast auf dieselbe Weise behandelt.

Welch eine schlechte Meinung man auch von der Gesellschaft überhaupt, und von der Pariser insbesondere, haben mag, würde man doch darin, glaube ich, wenig so gefährliche Verbindungen antreffen, als die gedruckten gefährlichen Verbindungen des La Clos. Nicht, daß man hiermit, wie das mehre Personen gethan haben, die Beschuldigung auf ihn laden will, als habe er bloß zum Scherze so widernatürliche Charaktere ersonnen, wie sie in der Wirklichkeit nie vorhanden gewesen; man führt mehr denn einen geselligen Kreis an, der ihm den Stoff geliefert haben kann. Allein als ein geschickter Maler hat er sich von der Lockung hinreißen lassen, seine Muster zu verschönern, um sie pikanter zu machen, und eben aus dem Grunde sind seine Gemälde weit eher geeignet, seine Leser zu verführen als sie zu bessern (*).

(*) Wir besitzen zwei deutsche Uebersetzungen dieses zwar genialen aber höchst ruchlosen Romans, beide schlecht.

Muß der Gebrauch des Kaffees und Thee's nicht als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet werden, da er den der starken Getränke verdrängt, und den Sinn des gemeinen Mannes dafür abgestumpft hat? Der Mißbrauch jener beiden Getränke stürzt wenigstens in keine dämische Viehheit oder rohe Zügellosigkeit. Die Aufregung der Lebensgeister, welche Kaffee und Thee erzeugen, und die den wahren Reiz derselben ausmacht, findet nie Statt auf Kosten der Vernunft und der Sitten, und, indem sie den leidenschaftlichen Hang des Pöbels für berauschende Getränke schwächen, bewahren sie den gemeinen Mann vor einer der Ursachen, die in dieser Menschenklasse am meisten Rohheit, Dummheit und Sittenverderbniß befördern.

Tronchin.

Theodor Tronchin, aus einem adlichen Geschlecht der Grafschaft Avignon, ward 1709 in Genf geboren, und starb zu Paris am ersten Dezember 1781. Er war Oberleibarzt des Herzogs v. Orleans, edler Patrizier zu Parma, Mitglied der meisten Akademien von Europa. In Holland hatte er sich mit der Enkelin des berühmten Großpensionairs Johann de Witt vermählt; und in einem Alter von vierundzwanzig Jahren genoß er, bei Lebzeiten Boerhave's, des Rufs eines der ersten Amsterdammer Aerzte.

Verloren hat an ihm die Menschheit einen ihrer Wohlthäter, die Freundschaft ihr würdigstes Muster, und die Arzeneikunde einen der erlauchtsten Schüler des Hippokrates unserer Tage. Er hat kein einziges seines Genies und seiner Einsichten würdiges Werk hinterlassen, allein eine auserlesene Sammlung seiner Berathungen würde ein für sein Andenken eben so rühmliches Denkmal bilden, als dieselbe für die Fortschritte der Kunst nützlich und anziehend seyn möchte. Eine Menge dieser Berathungen befindet sich in den Händen seiner Erben, und die meisten davon berühren höchst merkwürdige Fälle. Nie befragte ein Arzt mehr die Natur, erspähete mit mehr Scharfsinn alle Regungen, alle Fingerzeige derselben; nie stand einem Arzte glücklicher das Geheimniß zu Gebot, die Natur abzuwarten und sie mit dem

geringsten Aufwande von Mühe und Anstrengung zu unterstützen. Seine eben so einfachen wie lichtvollen Grundsätze wurden stets der genauesten Beobachtung unterworfen und von dieser modifizirt. Die meisten unserer Aerzte behandeln bloß die Krankheiten; er behandelte den Kranken, und seine Methode hatte eben so mannigfaltige Formen, als sich mannigfaltige Umstände zur Anwendung darboten. Wenig Aerzte haben, gleich ihm, den Einfluß des Moralischen auf das Physische eingesehen, so wie die Nothwendigkeit der Kräfte zu schonen, diese mit den Heilmitteln in Einklang zu bringen, den Vortheil, das Prinzip unsern Leiden nur dadurch zu bekämpfen, daß man alles beseitigt, was dazu beitragen kann, dieselben zu unterhalten, sie aufzuregen. Die Diät war fast immer seine erste Verordnung: Es ist das sicherste Mittel, sagte er, dem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden, und dadurch wird schon viel gewonnen. Sein erstaunenswürdiger Scharfblick, die ihm zur Gewohnheit gewordene Fassung des Geistes, eine Eigenschaft, welche er weit weniger seinem von Natur leidenschaftlichen Charakter, als der Herrschaft, so er über sich selbst errungen hatte, verdankte, die Sicherheit und Festigkeit, die sich in allen seinen Handlungen und Worten äußerten, die Ruhe, der Adel und die Würde seiner Züge; alle diese vereinigten Vorzüge flößten seinen Kranken das süßeste und beruhigendste Vertrauen ein. Diejenigen, die ihn gekannt haben, dürfen sich nicht über die Art von Enthusiasmus verwundern, dessen Gegenstand er oft war, ein Enthusiasmus, der dazu diente, mehre nützliche Entdeckungen, besonders die der Blatternimpfung, mit Erfolg zu verbreiten, der aber auch nothwendig ihn den Kabalen, dem Haß und der Eifersucht seiner Nebenbuhler bloßstellen mußte. Wie ungerecht mehre unter ihnen gegen ihn gewesen sind, waren sie es doch nicht alle: Petit und Louis gestanden, er sei der größte Anatomist der Fakultät; Rouelle, der schwer zu befriedigende Rouelle, er sei von allen ihm bekannten Pharmaceuten der geschickteste; der berühmte Haller — unter den ausübenden Aerzten der glücklichste. Unter den Fürsten Europa's giebt es wohl nur wenige, die sich bei ihm nicht Raths erholt hätten, und kurz vor seinem Tode erhielt er ein Schreiben vom Papste, der, nachdem er ihm für eine für einen Cardinal verlangte Berathung gedankt, damit schloß, daß er ihm versicherte,

wie keine katholische Unterschrift für ihn den Werth der seinigen habe.

Ein liebevoller Vater, ein zärtlicher Freund, ein glühender Patriot, ward er durch alle diese Gefühle unglücklich, und man kann es sich nicht verhehlen, daß seine Kümmernisse, welche er tief in sein Herz verschloß, an seiner Gesundheit genagt und offenbar zur Verkürzung seines Lebens beigetragen haben. Stoiker aus Grundsatz, und aus Bewunderung besonders für die Tugenden dieser Sekte, war ihm nichts desto weniger ein höchst weiches und regsames Gefühl eigen. Er hatte es dahin gebracht, daß er das physische Uebel mit aller Standhaftigkeit der Heroen des Portikus ertrug, und wollte nun auch mit dem nämlichen Muthe die Leiden des Herzens überwältigen; allein seine Anstrengungen, um dahin zu gelangen, verhüllten bloß Andern einen Theil dessen, was er litt, und ermüdeten seine Seele, anstatt ihr Erleichterung zu verschaffen.

Er besaß eben so viel Sanftheit des Charakters und der Sitten als Strenge der Grundsätze. Schlicht, herablassend, oft mehr als populär in seinem Betragen, hing kein einziger seiner Landsleute so innig, wie er, an den Maximen der aristokratischen Regierungsform; und die Besorgniß, Genf in die Demokratie zurücksinken zu sehen, war eine der empfindlichsten Kränkungen seiner letzten Tage. Mit allen Mitteln, ein großes Vermögen zu sammeln, versehen, hat er nur ein höchst unbedeutendes hinterlassen: Wohlthun und Großmuth waren das erste Bedürfniß dieser hochfühlenden Seele, und seine Verachtung für das Geld eine Instinkttugend.

Zerstreut aus Angewöhnung, und vielleicht auch durch das Uebermaaß der Geschäfte, ungeachtet er sein Leben unter Großen zugebracht, konnte oder wollte er doch niemals weder den Ton noch die Sitte des feinern Weltverkehrs annehmen. Entweder zu stolz oder zu traulich, bedurfte er des ganzen Gewichts seines persönlichen Werthes, um Nachsicht zu erlangen für die Menge Schroffheiten, so er sich im Umgange der Großen gestattete. Alle diese Verstöße jedoch gegen verabredete Sitte, welche der natürliche Adel seiner Seele und seines Charakters so schön deckte, weit entfernt, seiner Persönlichkeit zum Nachtheil zu gereichen, verliehen ihm sogar eine originellere und pikantere

Physiognomie. Man schätzte ihn darum nicht weniger, und gewann ihn oft um so lieber.

Nur zwei Ansprüche waren ihm eigen, welche man fast für gänzlich unbegründet hielt, nämlich er wähnte ein trefflicher Whistspieler und ein scharfsinniger Politiker zu seyn. Selten gewann er, und schoß fast immer fehl; dessenungeachtet hörte er nie auf, an seine Geschicklichkeit zu glauben, und warlich, die Natur hatte ihm anderweitige Mittel genug verliehen, um darüber sich trösten zu können.

Diderot hat, meiner Meinung nach, die passendste Inschrift für die Bildsäule des großen Mannes aufgefunden, nämlich das, was Plutarch von einem Arzte seiner Zeit sagte: Er war unter den Aerzten das, was Sokrates unter den Philosophen war.

Die neue Ausgabe der Mährchen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts von Le Grand ist mit einer Diatribe gegen die Troubadours bereichert, worin der Verfasser denen antwortet, die ihn über die in der ersten Ausgabe aufgestellte Meinung angegriffen hatten, als scheine die Natur die herrlichsten Gaben des Genies dem Norden besonders verliehen zu haben. Er giebt zwar zu, daß der Süden Frankreichs einige berühmte Männer hervorgebracht; indessen sucht er durch eine neue Aufzählung zu beweisen, daß alle troubadourische Provinzen zusammengenommen nicht einen einzigen Dichter von höherem Range aufweisen können. Nichts begünstigt diese Meinung mehr, als die langweilende Geschichte der Troubadours von Abbe Millot.

La Roche, königlicher Garderobendiener, Gouverneur der Menagerie, Ritter des Ludwigsordens, ist einer der getreusten aber auch einer der filzigsten Diener des Königs. Er hatte sich gelüsten lassen, eine zahlreiche Heerde Truthähne anzukaufen, die den König, so oft er vor der Menagerie vorbei ging, außer-

ordentlich belästigten. Wem gehören alle diese Truthähne? fragte ihn letzthin der König. — Mir, Sire. — Daß ich sie nur nicht wiederfinde, oder ich kassire Euch an der Spitze Eures Regiments.

* * *

Ein Modenkrämer, der funfzig- bis sechszigtausend Franken Einkünfte besitzt, läuft Gefahr, in dem Bankerott des Prinzen v. Guemene die Hälfte davon einzubüßen. Indem er diesen Unstern seinen Freunden des Palais-Royal erzählte, fügte er hinzu: Da sehe ich mich nun in die traurige Nothwendigkeit versetzt, wie ein bloßer Privatmann zu leben.

* * *

Ein Pfarrer, der Duclos auf dessen letztem Krankenlager besuchte, hieß Chapeau (Hut). Er bestürmte ihn auf das Lebhafteste, sich den Gebräuchen der Kirche zu unterziehen, die heiligen Sakramente, und zwar aus seinen Händen, zu empfangen. — Wie heißen Sie, Herr Pfarrer? — Hut. — Lieber Herr, ich bin hosenlos auf die Welt gekommen, und kann daher sehr wohl ohne Hut daheimziehen.

* * *

Frau v. Chenonceau, geborne v. Rochechouart, ist nicht das einzige Mädchen von hoher Geburt, das einen Finanzpächter geheiratet hätte. Nach dem Tode ihres Gatten, als Madam Dupin, ihre Schwiegermutter, sich mit ihr über das festzustellende Witthum besprach, dieses so sehr als möglich ihr zu schmälern suchte, und zu ihr sagte: Sie sind zu keinem großen Aufwande verpflichtet, Sie gehen ja nie an den Hof; erwiederte ihr Frau v. Chenonceau: Madam, wenn manche Leute dafür besoldet werden, daß sie bei Hofe erscheinen, so besoldet man dagegen Andere, damit sie fortbleiben. Frau v. Chenonceau hatte in freundschaftlichen Verhältnissen mit Rousseau gelebt. Für sie gerieth er auf den

Gedanken, seinen Xemil zu schreiben, und er sagte von ihr: Durch ihre Grazien ist sie die Zierde ihres Geschlechts; durch ihre Tugenden macht sie eine Ausnahme desselben.

Ludwig der XV. war häufig zerstreut. So fragte er einmal, unter andern, den Gesandten von Venedig, Gradenigo: „Ihr „Rath der Zehner in Venedig, aus wie vielen Köpfen bestehet „der?“ — Aus vierzig, Sire, erwiederte der Gesandte. — Dem Könige fiel die Antwort eben so wenig wie die eigene Frage auf. Dergleichen Zerstreutheiten, die einzig und allein mit der Schüchternheit seines Charakters zusammenhingen, so wie mit der Verlegenheit, welche ihm jede Art von Repräsentation verursachte, erinnern nur um so lebhafter an eine Menge Einfälle voller Anmuth und Zartheit, die ungesucht seinem Munde entschlüpften.

La Borde, Kammerdiener Ludwigs XV., Verfasser eines Versuchs über die Geschichte der Musik, hat uns in einem Bändchen mehre anziehende in der Bibliothek des Marschalls v. Richelieu aufbewahrte Original-Aktenstücke über die Regierungsgeschichte Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. mitgetheilt. Das Buch ist ferner mit mehrern ziemlich sorgfältig gestochenen Bildnissen geschmückt.

Das Schreiben von Marion de Lorme, das die Sammlung beschließt, ist eine Art historischen Romans, dessen Hauptzweck der ist, die in dem Versuch über die Geschichte der Musik angeführte Anekdote wahrscheinlich zu machen, daß nämlich dieses berühmte Frauenzimmer, das, wie man weiß, am 5. März 1606 geboren ward, bis zum 5. Januar 1741 gelebt habe. So viel ist gewiß, daß damals ein höchst bejahrtes Frauenzimmer starb, das den Familiennamen von Marion de Lorme führte, und das sich, wie es sagte, noch sehr gut er-

innerte, den Cardinal v. Richelieu (*) und den Hof Ludwigs XIII. gesehen zu haben. Ohne Vermögen, ohne Verwandte, lebte sie bloß noch von den Almosen ihres Kirchsprengels. Diese Thatsachen sind ziemlich authentisch beglaubiget, theils durch ihren Todtenschein, theils durch das Zeugniß mehrer Personen, die jenes Frauenzimmer in ihren letzten Lebensjahren gesehen haben.

1783.

Jakob v. Vaucanson,

von der königlichen Akademie der Wissenschaften, gestorben zu Paris am 22. November 1782.

Seine Automaten und namentlich sein Flötenspieler versichern ihm den Ruf eines der sinnreichsten Mechaniker unsers Jahrhunderts; und diese Erzeugnisse waren gewissermaßen nur die Spiele seiner Kindheit. Er hat sowohl von seinen Kenntnissen als von seinem Genie eine nutzbarere Anwendung gemacht in den von ihm zu Aubenas und andern Orten errichteten Seidenmühlen, um den Aufwand der Handarbeit zu vereinfachen, und die Zubereitung der gezwirnten Seide zu vervollkommnen. Auch weiß man, daß er einen Arbeitsstuhl erfunden, mit dessen Hülfe ein Kind die schönsten Lyoner Stoffe zu Stande bringen konnte, und daß die Arbeiter jener Stadt einen Aufstand erregten, als sie seine für ihr Interesse zu wirthlichen Versuche gewahrten.

Herr v. La Reyniere der Sohn (**) hat unlängst einen Schmaus gegeben, der ganz Paris einige Tage lang beschäftigt hat. Er hatte seine Gäste aus allen Klassen der Gesellschaft gewählt, und so entstand denn ein buntscheckiges Gemisch von Gelehrten, Schneidergesellen, Künstlern, Militair-

---

(*) Daß sie diesen gar genau gekannt habe, beurkundet die Lästerchronik des Cardinals, so wie Voltaire, der seine Anekdoten höchst zuverläßigen Quellen verdankte.

(**) Das berüchtigte Haupt der Gourmands oder Schmecker. Der Vater war Generalpächter.

personen, Justizbeamten, Apothekern, Schauspielern u. s. w. Seine gedruckten Einladungskarten hatten ganz die Form der Begräbnißkarten. Es erfolgt hier eine genaue Abschrift davon, und dies nach der Originalausgabe, wovon Ihro Majestät, der Seltenheit der Sache wegen, ein Exemplar in Rahmen fassen zu lassen geruhet haben. „Sie werden hiermit ersucht, einer „Nachtkollation des Alexander Balthasar Lorenz Grimod La Rey„niere, Neugeadelten, Parlementsadvokaten, Mitgliedes der Aka„demie der Arkadier zu Rom, freien Ehrenmitgliedes des Pariser „Musäums, und Redakteurs des dramatischen Theils des Jour„nals von Neufchatel, beizuwohnen, und wird diese Nachtkolla„tion in dessen Behausung in der Gasse der Elysäischen Felder, „im Kirchsprengel der Madeleine-l'Eveque, an dem und dem „Tage Statt finden. Man wird das Mögliche aufbieten, um „Sie nach Verdiensten zu empfangen; und, ohne sich gerade „damit zu schmeicheln, daß Sie vollkommen befriedigt seyn wer„den, erkühnt man sich jedoch, Ihnen gleich heute die Versiche„rung zu geben, daß von Seiten des Oels und des Schweine„fleisches (*) Ihnen nichts zu wünschen übrig bleiben soll. Um „halb zehn Uhr wird man zusammenkommen, und um zehn Uhr zu „Tische gehen. Sie werden inständigst gebeten, weder Hunde „noch Bediente mitzubringen, indem kein Mangel an aufwar„tenden Dienerinnen seyn wird.“ — So wie man an der Hausthür anlangte, fragte der Schweizer den Gast nach der Einladungskarte, machte ein Merkzeichen darauf, und überlieferte ihn dann einem andern Schweizer, welcher beauftragt war, bei dem Gast anzufragen, ob er begehre, Herrn v. Reyniere, den Volks-Blutigel, oder dessen Sohn, den Vertheidiger der Wittwen und Waisen, zu besuchen. Nachdem diese Frage beantwortet worden, wurde er eine Treppe hinaufgeführt, wo er alsdann auf der obersten Stufe von einem Savoyarden in Empfang genommen ward, der, wie die alten Herolde, mit einer vergoldeten Hellebarte in der Hand, gekleidet war. Sobald die ganze Gesellschaft beisammen war, erschien der Gastgeber im schwarzen Advokaten-Talar und Aufzuge, und bat mit amtsfeierlicher Miene die Versammlung in einen Saal zu treten, worin auch nicht ein einziges

(*) Wahrscheinlich hatte der Vater durch diese beiden Artikel, als Lieferant, den Hauptgrund zu seinem Vermögen gelegt.

einziges Licht brannte; hier verweilten die Gäste fast eine Viertelstunde, bei sorgfältig verschlossenen Thüren, die endlich sich öffneten, worauf man in einen von tausend Kerzen erleuchteten Saal trat. Die Schranken um die Tafel herum waren von zwei antik gewapneten Savoyarden bewacht. Vier Chorknaben standen mit ihren Rauchfässern an den vier Ecken des Saals. „Wenn „mein Vater," sprach der Gastgeber zu den Gästen, „einen „Schmaus giebt, sind stets drei bis vier Personen damit be„auftragt, ihn mit Weihrauchwolken zu ersticken; diese Mühe „nun, meine Herren, habe ich Ihnen ersparen wollen; diese „Kinder werden sich dessen gar trefflich entledigen" . . . . Das Nachtessen bestand aus zwanzig der üppigsten und leckersten Gänge — der erste zwar ganz aus Schweinefleisch. — „Meine Herren, „wie finden Sie diese Speisen?" — Köstlich. — „Freut mich „ungemein, denn ich muß Ihnen nur sagen, daß einer meiner „nächsten Blutsverwandten mich damit versorgt; er heißt so und „so, wohnt da und da, und Sie werden mich ganz außeror„dentlich verpflichten, wenn auch Sie bei vorkommenden Fäl„len ihn in Nahrung setzen wollen." — Morgens um drei Uhr suchte die durch diese langweilende Schnurre höchst ermüdete Gesellschaft sich aus dem Staube zu machen; allein alle Thüren waren mit Doppelriegeln versehen. Einige Gäste entwischten auf einer heimlichen Treppe, aber kaum hatte man dies bemerkt, als zwei Schweizer vor den Ausgang traten, und die Gesellschaft erst gegen sieben Uhr entließen.

Diese Posse hat Herrn und Frau v. La Reyniere ein mächtiges Herzeleid verursacht. Herr v. La Reyniere, der Sohn, hatte bei ihnen um die Erlaubniß angehalten, einige Freunde Abends bei sich zu bewirthen. Er hatte ein ganz falsches Verzeichniß derselben aufgesetzt, und seine Aeltern vermocht, außerhalb zu Nacht zu speisen, um ihm die Benutzung des ganzen Hauses zu überlassen. Man denke sich ihre Ueberraschung, als bei ihrer Rückkehr sie die saubere Mummerei vorfanden. Frau v. La Reyniere, die Mutter, zeigte sich ein Weilchen im Festsaale. Der Bailli v. Breteuil, der ihr sehr ämsig den Hof machen soll, führte sie am Arme; er ist ungewöhnlich lang und hager, so wie sie; der muthwillige junge Mann sprach ganz laut, indem er das Pärchen seitwärts beschielte:

Ein Trost sind sich die beiden hehren Trümmer (*).

Einen andern Zug von seiner kindlichen Ehrfurcht und Liebe gab er dadurch, daß er einer Person, die ihn fragte, warum er, bei so großem Vermögen, nicht lieber eine Rathsstelle gekauft, anstatt bloßer Advokat zu bleiben, zur Antwort gab: „Warum? Weil ich als Richter sehr leicht hätte in die Nothwendigkeit versetzt werden können, meinen Vater zum Galgen „zu verurtheilen; anstatt daß auf meinem jetzigen Posten mir „wenigstens das Recht bleibt, ihn zu vertheidigen" .... Allein das heißt zu lange bei Ausgelassenheiten verweilen, deren Prinzip noch weit empörender, als der Ausdruck desselben originell und bizarr ist.

Die Polizei unserer Schauspiele ist vielleicht nie einer strengern, erhabenern und ängstlichern Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Ein neues Trauerspiel ist eine Staatsangelegenheit und veranlaßt die gewichtigsten Unterhandlungen bei den Ministern des Königs, bei den Ministern derjenigen Mächte, die dabei interessirt seyn können; und nur mit Genehmigung aller dieser Herren erhält endlich ein armer Autor die Vergünstigung, sein Werk dem Beifallklatschen oder dem Auspfeifen des Parterre preiszugeben. Diese Vergünstigung ist dem Herrn Le Fevre so eben verweigert worden. Seine Elisabeth (**) ward von dem gewöhnlichen Zensor dem Polizeiminister, von dem Polizeiminister dem Großsiegelbewahrer, von dem Großsiegelbewahrer dem Grafen v. Vergennes, und von diesem dem spanischen Gesandten, Grafen v. Aranda, zur Beurtheilung übergeben. Dieser, ohne das Stück lesen zu wollen, hat weislich dahin entschieden, daß, da man ihn befrage, die Sache zum wenigsten zweifelhaft scheine; lasse er es geschehen, daß das Trauerspiel, (gut oder schlecht) gegeben werde, so setze er sich einer höchst

---

(*) Ein Vers aus den Gärten des Abbé Delille, der Marius auf Carthago's Trümmern sitzend schildert.

(**) Gemahlin Philipps II. von Spanien.

unbedeutenden Verantwortlichkeit aus — und keiner fast, wenn er es nicht geschehen lasse. Und dabei hat die Sache denn auch ihr Bewenden gehabt, troß allen Verwendungen des Herzogs v. Orleans, der das Stück auf seiner Privatbühne von den Schauspielern der Comédie françaiso hat aufführen lassen. Man hat versichert, der Herzog v. Orleans habe sich vorgenommen, geradesweges an den König von Spanien zu schreiben, und über die Entscheidung des Grafen v. Aranda Beschwerde zu führen. Indessen hat er sich damit begnügt, daß er Jemand den Auftrag gegeben, über diese wichtige Angelegenheit mit dem Staatsministerium zu Madrid zu unterhandeln, und noch weiß man nicht den Erfolg dieser Unterhandlung.

Eine der Stellen des Trauerspiels, die mit dem lautsten Beifall aufgenommen worden, und zwar mit einem höchst unschicklichen und übel angebrachten Muthwillen, ist die Lehre, welche Philipp der Königin ertheilt, nämlich sich auf Liebenswürdigkeit zu beschränken, und ihm die Sorgen der Regierung zu überlassen. Zwar sind dies die besten Verse im Stück; aber sind sie dem Stoffe, der Lage, dem Charakter Philipps wesentlich? Das alles werden wir besser erörtern, sobald die Antwort des Staatsraths von Madrid angelangt seyn wird.

Fräulein Olivier, eine der reizendsten aber auch eine der schlechtsten Schauspielerinnen des Haupttheaters, theilt ihre Gunstbezeugungen zwischen den Arzt Lassonne und den Schauspieler Azincourt, der Preville in den Crispins-Rollen (*) dublirt. So eben ist sie entbunden worden, und beide Herren haben sich um die Ehre der Vaterschaft mit großer Hitze gestritten. Die zur Prüfung ihrer gegenseitigen Rechte und Ansprüche erwählten Schiedsrichter haben den Ausspruch gethan: das beste Mittel, sie zu einigen, sei, das Kindlein Doktor Crispin zu nennen. Dieser Ausspruch ist von seltener Billigkeit befunden worden.

(*) Crispin, der verschlagene Bediente in den französischen Lustspielen.

Man hatte La Harpe vorhergesagt, daß sein Trauerspiel, die Braminen (les Brames) bei der Vorstellung keinen Beifall ärnten würde. Dessen ungeachtet hat er es gegeben, und die Weissagung ist in Erfüllung gegangen. Bei dieser Gelegenheit hat es, wie gewöhnlich, Wortspiele und Calembours geregnet. Das angenehmste darunter ist folgendes: Si les Brames réussissent, les bras me tomberont.

1784.

Verse einer Dame am Neujahrstage.

Als mit dem neuen Jahre ich erwachte,
und freundlich mir der Tag entgegen lachte,
da sprach ich seufzend: ach! dies neue Jahr
wird mir so wie so mancher Traum hinschwinden,
und dann wird endlich sich ein Jahr einfinden,
(ach! dieses Bild verfolgt mich immerdar)
das ich wie heute werde zwar beginnen,
doch das mich plötzlich rufen wird von hinnen.

Bei Gelegenheit des von Ducis bearbeiteten Trauerspiels, Macbeth, macht Grimm folgende Bemerkung:

Als der englische Aeschylus, ohne Muster, durch die bloße Gewalt seines Genies, die Tragödie bei einem Volke schuf, das fast keine andere Schauspiele als Hahnenkämpfe oder Boxerschlägereien besaß, mußte er, einer Nation zu gefallen, die durch ihre Sitten und ihren Himmelsstrich nicht leicht aufzuregen ist, nothwendig düstere und gräßliche Stoffe hervorsuchen, nur grausenerregende Frevel, nur solche außergewöhnliche Ereignisse, die die Menschheit zermalmen, und diese gänzlich entwürdigen müßten, wären sie weniger selten. Seine Zuschauer — die nicht die Regeln ahnten, mit deren Hülfe in allen Künsten es dem Genie gelingt, unter lieblichen Formen selbst den scheuslichsten Gegenstand darzustellen, seine Conzeptionen glücklich zu wählen, zu verschmelzen, anzuordnen, um ein vollkommenes Ganzes dar-

aus zu bilden, dessen durch leichte und natürliche Bande zusammenhängende Theile jene ewigen Schönheiten herbeiführen, die allen Zeitaltern und allen Nationen angehören — seine Zuschauer, sage ich, würden dramatische Werke verschmähet haben, die nur nach Grundsätzen und Regeln aufgefaßt, und ausgeführt gewesen wären, gleich denen, welche Corneille, Racine und Voltaire befolgten. Dergleichen Zuschauer verlangten nothwendig aus der Natur geschöpfte Gemälde, und zwar aus einer rauhen und wilden Natur, weil das der Charakter ihrer Sitten war — romanenähnliche Ereignisse, gewaltsame Lagen, gräßliche und fast monstruöse Charaktere, weil Schrecken diejenige Empfindung ist, die über ein düsteres, schwerblütiges und unter Revolutionen erwachsenes Volk am meisten Gewalt ausübt. Die der geschriebenen Geschichte Englands vorhergehenden Ueberlieferungen, die Stürme, die lange Zeit hindurch dieses Land erschütterten, und einige Züge aus der römischen Geschichte, haben Shakespear den Stoff zu seinen meisten Tragödien geliefert. Alle seine Plane sind unregelmäßig, aber nie verworren, ja nicht einmal unwahrscheinlich. Macbeth ist die Geschichte selbst in Handlung gesetzt. Der Dichter hat alle Ereignisse auf die Bühne gebracht in der Ordnung und dem Zeitraume, wie und wo diese Ereignisse sich wahrscheinlich zugetragen haben müssen; seine Tragödie umfaßt die Geschichte mehrer Jahre.

Der Abbe Rousseau war ein armer junger Mann, der vom Morgen bis in den Abend alle Stadtviertel durchwanderte, um sein Brod mit Unterricht in der Geschichte und Geographie zu verdienen. Liebeglühend für eines seiner Mündel, wie Abailard für Heloise, wie Saint-Preux für Julie, zwar weniger glücklich, jedoch nahe davon, es zu werden, mit eben so viel Leidenschaft, aber mit einer redlichern, zartfühlendern und besonders muthigern Seele, scheint er sich dem Gegenstande seiner Leidenschaft aufgeopfert zu haben. Folgendes schrieb er nieder, bevor er sich mit einem Pistolenschuß das Gehirn zerschmetterte, nachdem er bei einem Speisewirthe im Palais-Royal zu Mittage gegessen hatte, ohne daß man irgend ein Zeichen von Geisteszerrüttung an ihm wahrgenommen hätte. Aus dem an Ort und

Stelle von den Polizeibeamten aufgenommenen Protokolle ist folgender Zettel entlehnt, der der Aufbewahrung gewiß nicht unwerth ist:

„Der unbegreifliche Abstand, der zwischen dem Großsinnigen meiner Gefühle und der Niedrigkeit meiner Geburt Statt „findet; eine eben so heftige als unbesiegliche Neigung zu einem „anbetungswürdigen Mädchen; die Furcht, ihre Ehre zu ver„letzen; die Nothwendigkeit zwischen Verbrechen und Tod zu wäh„len, alles hat mich bestimmt, dem Leben zu entsagen. Ich „war für die Tugend geboren, ich war dem Verbrechen nahe; „ich habe den Tod vorgezogen."

Als Marmontel's Trauerspiel, Cleopatra, vor vierunddreißig Jahren gegeben ward, fand es wenig Beifall, und Piron's witziger Einfall bei der Gelegenheit ist fast das Einzige, was davon im Gedächtnisse übriggeblieben ist. Cleopatra starb auf der Bühne an dem Bisse einer Natter, die als Automat von dem berühmten Vaucanson zu dem Ende sehr kunstreich war verfertigt worden. Zischend sprang das Gezücht der Königin an den Busen. In demselben Augenblick vernahm man eine Stimme aus dem Parterre: ich stimme wie die Natter; es war Piron's Stimme. Man denkt sich leicht die Wirkung eines so muntern Einfalls, er ist zum Sprichwort geworden.

1785.

Briefe eines amerikanischen Landmannes, zwei Bände. Der Verfasser ist ein Herr v. Crevecoeur, aus der Normandie, der vierundzwanzig Jahr in Nordamerika verlebt hat, wohin er als französischer Consul zurückgekehrt ist.

Dieses ohne Methode und Kunst, aber mit vielem Interesse und Gefühl, geschriebene Werk erfüllt vollkommen den vom Verfasser beabsichtigten Zweck, nämlich für Amerika und alle mit dessen Boden, Constitution und Sitten verknüpfte Vorzüge die Gemüther zu gewinnen. Man stößt darin auf eine Menge Kleinig-

cher Einzelnheiten, höchst gemeiner Wahrheiten, Wiederholungen und Längen; allein es fesselt durch einfache und wahrheitgemäße Schilderungen, den Ausdruck eines biedern Gemüths, das tief durchdrungen ist von dem Gefühle aller häuslichen Tugenden, von dem Glücke, welches süße Unabhängigkeit, unausgesetzte Thätigkeit, Anhänglichkeit an einen geliebten Familienkreis und Genuß eines sichern und rechtmäßigen Eigenthums, dem Menschen verschaffen können.

Bis dahin, daß die Hälfte Europa's eine Provinz Amerika's werde, wie das wirklich einst der Fall seyn kann, däucht mir, daß, wenn ich König wäre, bei der besten Absicht von der Welt meine Unterthanen glücklich zu machen und nie ihrer Freiheit Fesseln anzulegen, dies eines der Bücher seyn würde, welche ich am meisten in Versuchung gerathen könnte, zu verbieten. Es ist wohl keins mehr dazu geeignet, Auswanderungen zu befördern, wozu unsere Europäer ohnehin schon zu sehr geneigt scheinen.

Einige der Bemerkungen des Verfassers über den Zustand und den Charakter der Wilden würden J. J. Rousseau überglücklich gemacht haben; mit wahrer Wollust würde er daraus ersehen haben, daß mehre während des Krieges von den Wilden geraubte Kinder, welche beim Frieden von ihren Aeltern zurückgefordert wurden, sich schlechterdings weigerten, diesen zu folgen, und sich unter den Schutz ihrer neuen Freunde flüchteten, um sich den väterlichen Zärtlichkeitsergüssen zu entziehen; daß andere, seit ihrer Rückkehr, über den erlittenen Verlust zu wehklagen nicht aufhören, und dessen nie anders als mit Schmerzensthränen gedenken.

Und demnach wage es noch einer daran zu zweifeln, daß der natürliche Zustand des Menschen die Civilisation sei.

Man erinnert sich noch des allgemeinen Interesse für Sir Asgill, einen jungen englischen Gardeoffizier, der von den Amerikanern zum Gefangenen gemacht und zum Tode verurtheilt ward, zur Wiedervergeltung des auf Befehl des Capitains Lippincott hingerichteten Capitains Huddy. Alle Zeitungen, alle Tagesblätter haben Europa mit der Katastrophe erfüllt, die acht Monate hindurch das Leben des jungen Kriegers bedroht hat.

Der grenzenlose Schmerz seiner Mutter, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Verzweiflung seiner Schwester, als sie die bevorstehende Todesart des Jünglings erfuhren, hatten alle gefühlvolle Seelen der unglücklichen Familie zugewandt. Die allgemeine Neugier für die Ereignisse des Krieges mich gewissermaßen der Besorgniß für den jungen Asgill. Man weiß, daß Asgill dreimal unter den Galgen geführt ward, und daß Washington, dem ein solches Verbrechen aus Politik widerte, dreimal seine Hinrichtung aussetzte; Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe ließen ihn hoffen, daß der englische Heerführer ihm den Urheber der Frevelthat, für welche Asgill büßen sollte, endlich ausliefern würde. Clinton, entweder weil er sich nicht Gehorsam verschaffen konnte, oder weil das Schicksal Asgills ihm wenig Theilnahme einflößte, weigerte sich dessen beständig. Vergebens hatte der König von England, zu dessen Füßen die unglückliche Familie sich geflüchtet hatte, geboten, den Urheber eines Verbrechens, das die englische Nation entehrte, den Amerikanern zu übergeben: George III. fand keinen Gehorsam. Vergebens hatten die Generalstaaten von Holland bei den Vereinigten-Staaten von Amerika um die Freilassung des unglücklichen Asgill sich verwendet; der vor dessen Gefängniß aufgerichtete Galgen bot täglich dem armen Jüngling ein traurigeres Bild als der Tod selbst dar. Unter diesen Umständen und gleichsam verzweifelnd, gerieth die Mutter des Unglücklichen auf den Gedanken, daß vielleicht der Minister eines gegen ihr Volk gewaffneten Monarchen für ihren Sohn vermöge, was selbst der eigene Beherrscher nicht vermocht hatte. Lady Asgill richtete an den Grafen v. Vergennes ein Schreiben, dessen Beredsamkeit, abgesehen von den rednerischen Formen, die aller Völker und aller Zungen ist, weil ihre Gewalt die Wirkung des ersten und mächtigsten aller Naturgefühle ist:

„Exzellenz, wenn die Artigkeit des französischen Hofes gestattet, daß eine Ausländerin sich demselben schriftlich nahe, so ist es auch wohl keinem Zweifel unterworfen, daß ein weibliches Individuum, das einen hohen Sinn für alles Gute und Schöne hat, eine liebreiche Aufnahme bei einem Großen finden werde, dessen Ruf nicht bloß seinem Lande sondern der menschlichen Natur zur Ehre gereicht. Der Gegenstand, für welchen ich den Beistand Ewr. Exz. anzuflehen wage, ist zu herzzerrei-

ßend für mich, als daß ich lange dabei verweilen könnte; wahrscheinlich hat das öffentliche Gerücht Sie davon in Kenntniß gesetzt; es ist daher nicht nothwendig, daß ich mich dem schmerzlichen Geschäfte unterziehe. Mein Sohn, mein einziger Sohn, mir eben so theuer als er tapfer ist, eben so liebenswürdig als er es verdient, geliebt zu werden, erst neunzehn Jahr alt, Kriegsgefangener in Folge der Capitulation von York-Town, schmachtet gegenwärtig in einem Kerker von Amerika als ein Schlachtopfer des Repressalienrechts: soll der Unschuldige die Strafe des Verbrechers erleiden? Denken sich Ewr. Exz. die Lage einer Familie unter solchen Umständen. Umringt, wie ich es bin, von allem, was nur das Herz zerreißen kann, niedergebeugt von Angst und Schmerz, giebt es für mich keine Worte, die im Stande wären, meine Gefühle auszudrücken oder diese Schmerzensscene zu schildern. Mein Gatte, einige Stunden bevor diese Nachricht eintraf, von den Aerzten aufgegeben, und außer Stande, das Unglück seines Sohnes zu erfahren; meine Tochter, von einem mit Irrereden begleiteten Fieber ergriffen, von ihrem Bruder laut träumend, gleich einer Wahnsinnigen, und nur dann sich einiger lichten Augenblicke erfreuend, wenn sie einige Umstände vernimmt, die ihrem Herzen schmeicheln. Möge das rege Gefühl Ewr. Exz. Ihnen meinen grundlosen, meinen unaussprechlichen Jammer malen, und zu meinen Gunsten reden; ein Wort von Ihnen wird wie eine Stimme vom Himmel uns der Trostlosigkeit, der höchsten Sprosse des Unglücks entreißen. Ich weiß, wie sehr der General Washington Ihren Charakter verehrt; sagen Sie ihm bloß, wie Sie wünschen, daß mein Sohn aus seinem Kerker entlassen werde, und er wird ihn seiner trostlosen Familie, er wird ihn den Armen des Glücks zurückgeben. Die Tugend und die Tapferkeit meines Sohnes werden diese Handlung der Milde rechtfertigen. Sein Ehrgefühl zog ihn nach Amerika; er war für Ueberfluß, Unabhängigkeit und die heitersten Aussichten geboren. Vergönnen Sie mir noch einmal Ihren hohen Einfluß zu Gunsten der Unschuld in der Sache der Gerechtigkeit und Menschheit anzuflehen, indem Ewr. Exz. geruhen, an den General Washington zu schreiben. Ich fühle sehr wohl das ganze Gewicht der Freiheit, so ich mir herausnehme, indem ich um diese Gnade flehe; allein ich bin auch überzeugt (mag meine Bitte Erhörung

finden oder nicht), Sie werden Erbarmen fühlen mit dem Jammer, der mir die Idee eingab; Ihre Menschlichkeit wird eine Thräne auf mein Vergehen fallen lassen, und dieses verwischen.

Möge der Himmel, zu dem ich flehe, Ihnen die Gnade verleihen, daß Sie nie des Trostes bedürfen, den es noch in Ihrer Macht steht zu gewähren der

Lady Asgill."

Diesem Schreiben verdankt der junge Asgill Freiheit und Leben. Seine Mutter erfuhr fast zu gleicher Zeit, daß der Minister des Königs von Frankreich an den General Washington geschrieben hatte, um dem Jüngling die Freiheit auszuwirken, und daß diese ihm gewährt worden war. Wenn etwas von den schmerzlichen Gefühlen, die acht Monate hindurch das Herz dieser Mutter folterten, einen Begriff geben kann, so ist es der Ausdruck ihrer Erkenntlichkeit in dem Schreiben, so sie an den Grafen v. Vergennes ergehen ließ, als sie erfuhr, daß sie ihm das Leben ihres Sohnes verdanke. Das höchste Talent bringt nichts Edleres und Rührenderes hervor:

„Durch lange Leiden erschöpft, durch das Uebermaaß eines unerwarteten Glücks fast der Besinnung beraubt, durch Schwäche und Ermattung an mein Lager gefesselt und gleichsam vernichtet, vermag nur mein reges Gefühl allein mir die Kraft zu verleihen, an Ewr. Exz. zu schreiben. Geruhen Sie, diesen schwachen Kraftaufwand meiner Dankbarkeit anzunehmen. Ich habe sie zu den Füßen des Allmächtigen niedergelegt, und, glauben Sie mir, sie ist mit der nämlichen Aufrichtigkeit Ewr. Exz. und Ihren erlauchten Herrschern dargebracht worden; durch ihre erhabene und heilsame Verwendung, so wie durch die Ihrige, ist mir, mit Hülfe der göttlichen Gnade, das Leben eines Sohnes wieder zu Theil geworden, mit dem das meinige auf das Innigste zusammenhing. Ich habe die süße Zuversicht, daß meine frommen Wünsche für meine Beschützer und Sie vom Himmel, dem ich sie darbringe, vernommen werden. Ja, sie werden Früchte bringen vor jenem furchtbaren und letzten Richterstuhle, vor dem wir beide erscheinen werden, Sie, um den Lohn Ihrer Tugenden, ich, den meiner Leiden zu empfangen. Vor diesem heiligen Richterstuhle will ich meine Stimme erheben. Ich will auf jene heiligen Register verweisen, worin Ihre Menschlichkeit

verzeichnet worden. Flehen will ich, daß Segen sich auf Ihr Haupt herabsenke, auf Denjenigen, der durch den edelsten Gebrauch des von Gott empfangenen Vorrechts, eines wahrhaft himmlischen Vorrechts, Jammer in Seligkeit verwandelt, das Schwert vom Haupte eines Unschuldigen hinweggezogen, und den würdigsten Sohn der zärtlichsten und unglücklichsten der Mütter wiedergegeben hat.

Geruhen Ewr. Exz. diesen gerechten Zoll meiner Erkenntlichkeit für die Ihren Tugenden schuldigen Gefühle zu genehmigen. Bewahren Sie ihn, vererben Sie ihn auf Ihre Nachkommen als ein Zeugniß für Ihre erhabene und musterhafte Wohlthätigkeit gegen einen Fremdling, dessen Nation mit der Ihrigen in Krieg lag, dessen weichere Gefühle jedoch der Krieg nicht vernichtet hatte. Es bezeuge dieser Tribut noch lange nachher die Erkenntlichkeit, wann die Hand, die diese ausdrückt, wird in Staub verwandelt seyn, so wie das Herz, das in diesem Augenblicke nur athmet, um der Lebendigkeit seiner Gefühle Luft zu machen. So lange es klopfen wird, wird es nie aufhören, Ihnen alle Ehrfurcht und alle Erkenntlichkeit, wovon es durchdrungen ist, darzubringen.

Therese Asgill."

Am 27. Januar fand zur Aufnahme des Abbe Maury an die Stelle des mit Tode abgegangenen Le Franc de Pompignan eine öffentliche Sitzung der Akademie der Vierziger Statt.

Es scheint, als ob selbst der Schatten von Pompignan bestimmt sei, in der Akademie Unheil anzurichten. Man erinnert sich noch des anstößigen Auftritts, zu welchem seine Eintrittsrede Veranlassung gab (*). Die seiner Gedächtnißfeier gewid-

(*) Er griff darin die besten Köpfe Frankreichs an, und forderte geradezu den strafenden Arm der Regierung wider sie auf. Das bekam ihm so schlecht, daß er sogar darüber seinen nicht unverdienten Dichterruhm eingebüßt hat, denn Voltaire übernahm die Rache selbst, und hing dem Namen Le Franc de Pompignan einen ewigen Schandfleck an. Er verließ über Hals und Kopf Paris, wo er eine wichtige Rolle zu spielen gedachte, und flüchtete sich aufs Land an Frankreichs Grenze, so ausgepfiffen ward er allenthalben. In der Revolution heulte er mit den Wölfen.

riefe Sitzung ist ebenfalls auf eine für den erlauchten Verein unangenehme Art durch die Aufnahme geschlossen, die einer Vorlesung des Herrn Gaillard über Demosthenes zu Theil worden ist. Man hat sich mit einer so wenig zweideutigen Unart über alle Trivialitäten, alle uralte Reminiszenzen, alle in der Rede zusammengescharrte Schulanekdoten langeweilt, daß, als es darauf ankam, Demosthenes zu schildern, wie er am rauschenden Meeresufer seine Stimme übt, um sie an das Brausen der Volksversammlungen zu gewöhnen, der akademische Redner plötzlich sich von einer so brausenden Flut von Murren und Zischen hat bestürmen sehen, daß er leichenblaß geworden, seine Stimme zu wanken angefangen, die Brille ihm auf die Handschrift gefallen, und er fast ohnmächtig geworden ist; kurz, man hat den Sturm aufgeben, den armen Mann in einen anstoßenden Saal bringen, und das übelwollende Auditorium über Hals und Kopf entlassen müssen. Die gesammte Akademie ist von diesem Ereignisse dermaßen ergriffen worden, daß man fast in Versuchung gerathen ist, auf den Ruhm der öffentlichen Sitzungen für immer Verzicht zu leisten. Zum wenigsten ist die Rede davon gewesen, die Weiber davon auszuschließen, als die ungedultigsten und der Langeweile empfänglichsten, die Einlaßkarten mit mehr Vorsicht zu vertheilen, und überhaupt nur solche Personen zuzulassen, für die man allenfalls stehen könne, möge da geschehen oder gelesen werden, was da wolle.

Indessen ging es am 10. März bei der Eintrittfeier des Advokaten Target nicht viel anständiger zu. Der Abbe v. Boismont las eine Abhandlung über literärische Versammlungen vor. Der bloße Titel verkündigte sogleich Jedermann eine Strafpredigt für den in der letzten Sitzung, bei Gelegenheit der langweiligen Diatribe Gaillard's über Demosthenes, statt gefundenen anstößigen Auftritt; und das Publikum schien sich mit höchst gespannter Aufmerksamkeit zu rüsten, um einem Angriffe die Spitze zu bieten, der seine Rechte zu beeinträchtigen schien. Zum Unglück für die Akademie und deren Redner war die Versammlung ungemein zahlreich; die Hälfte der Zuhörer mußte stehen, eine Stellung, die auf einander gehäufte Menschen immer zu einer größern Ungebundenheit zu stimmen scheint. Unglücklicherweise hatte sich der Redner, man weiß nicht warum, den Wahn eingeprägt, daß, um sein Auditorium zu gewinnen

und dasselbe für die Zensur gelehriger zu machen, man es zu jedem Preise in eine heitere Stimmung versetzen müsse.' Dieser Pfiff. aber schlug gänzlich fehl. Nicht, indem man mit feinen Richtern sich Kurzweil gestattet, imponirt man denselben. Demzufolge diente alles, was der Abbe v. Boismont an Witz und Anmuth aufgeboten hatte, um das Publikum zu überreden, in Zukunft mehr Nachsicht und Zurückhaltung in die akademischen Sitzungen mitzubringen, nur dazu, daß es eine dem beabsichtigten Zwecke ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte; nie hörte man mit mehr Ungeduld und Strenge zu. Als er es sich herausnahm auf eine im Munde eines Geistlichen wenigstens unpassende Weise zu bemerken: der Müßiggang führe uns, mir nichts dir nichts, in jegliche Art von Schauspiel, in die Akademie, in's Possenspiel, ja selbst in die Predigt, sobald man hoffen dürfe, das Talent werde es vergessen machen, daß darin ein Wörtchen von Gott gesagt wird; da wagte eine Stimme der Versammlung, ihm ziemlich laut zuzurufen:

Mathan, ist das die Stimme eines Priesters? (*)

Und diese Bemerkung ward mit Murmeln und Zischen begleitet. Die ganze Vorlesung ward unaufhörlich durch lautes Gelächter oder andere Mißbilligungszeichen unterbrochen, die zu vernehmlich waren, als daß man sie mißverstanden haben könnte. Die schlichtste und kurzweiligste Mißbilligung war jedoch folgende: Der Redner sagte, da die Akademie zu ihren Uebungen das Publikum nicht als Richter sondern als Zeuge einlade, so sollte es sich bloß darauf beschränken, seine Unzufriedenheit durch Stille an den Tag zu legen. Bei diesem Ausdruck ertönte urplötzlich aus einer Ecke des Saals mitten unter dem allgemeinen Getümmel und Aufbrausen, eine gellende Stimme: Stille! Stille! Dieser zündende Blitz war nicht vermögend, wie sich das denken läßt, dem Redner die Ehrfurcht und Aufmerksamkeit wieder zu schenken, welche man demselben halsstarrig verweigerte. Seine Beharrlichkeit bot jedoch dem Sturme Trotz, und schien nicht einen Augenblick außer Fassung zu gerathen; nur die allerauf-

(*) Aus Racine's Athalie.

merksamsten Zuhörer bemerkten die Hast, mit welcher er den Hafen zu erreichen sich bestrebte, oder, um unfigürlich zu reden, den Schluß seiner Rede.

Selbst der Verfasser des Candide hat in einem seiner ernstesten Werke gesagt: Es ist erwiesen, daß es in dieser Welt mehr Gutes als Böses giebt, da in der That nur wenig Menschen sich den Tod wünschen.... Man murrt gar zu gern, das Klagen ist ergötzlich, aber noch weit ergötzlicher das Leben. Leset die Geschichte, sagt man uns, es ist ein bloßes Gewebe von Verbrechen und Unfällen. Zugegeben; allein die Geschichte ist auch nur das Gemälde der größern Ereignisse. Nur das Andenken an große Stürme verbleibt dem Gedächtnisse, die Ruhe und Stille des Meers beachtet man wenig oder nicht; man bedenkt nicht, daß es überhaupt mehr ruhige als stürmische Jahre giebt, mehr harmlose und heitere als solche Tage, die durch große Verbrechen und schwere Drangsale bezeichnet sind u. s. w.

Hier ein paar einzelne Gedanken aus den Denkwürdigkeiten des Ministers v. Argenson:

Man muß schlechterdings sich selbst lieben; jedoch, wie einer meiner geistreichen Freunde bemerkte, in allen Züchten und Ehren, gerade so, wie man ein rechtliches Mädchen liebt, welches man zu seiner Gattin bestimmt hat, und nicht wie ein Jammergeschöpf, so man zu verführen sucht.

Ebnen wir dem Glücke und den sanften und stillen Freuden, worin dasselbe wahrhaftig besteht, die Pfade, aber zerquälen wir uns nicht, um es herbeizurufen, und laufen wir uns in Verfolgung von Schätzen und Liebesgenüssen nicht müde und stumpf; es sind Vögel, denen man bloß das Nest zurecht machen muß, und die dann schon von selbst ihre Eier hineinlegen werden.

Nicht allein muß man zuweilen von den besten Grundsätzen abweichen, sondern in die Länge sie gänzlich aufgeben oder wenigstens daran abändern. Die allerbesten Möbel nutzen sich ab; allein ein sorgsamer Wirth wirft keins aus dem Fenster, be-

vor er sich nicht völlig überzeugt hat, daß es völlig unbrauchbar geworden.

Ich habe oft sagen hören: alles, was man selbst thun könne, müsse man nicht Andern übertragen. Ich hingegen denke gerade das Gegentheil: alles, was man durch Andere verrichten kann, das muß man nicht selbst thun. Jedoch, wenn man nicht alles thun muß, muß man auch nicht alles verschmähen..... Die sekundären Ursachen in seiner Gewalt behalten, und sich von ihnen nicht beherrschen lassen, daran erkennt man den Staatsmann, den Mann, der fähig ist, große Dinge zu verrichten.

Ich stimme der Meinung der Frau v. Cornuel bei, die zu sagen pflegte: man könne nicht lange verliebt seyn, ohne viel Albernheiten zu begehen, noch lange von Liebe schwatzen, ohne dergleichen zu sagen.

Ich habe irgendwo gelesen: man müsse nie die Amtsmiene so weit fortschicken, daß man sie erforderlichen Falls nicht auf der Stelle zurückrufen könne, weil häufig die Amtsmiene nothwendig ist, um das Amt selbst zu beurkunden.

In dem Alter von funfzig Jahren erklärte der Präsident v. Henault, er beschränke sich auf Studium und Kopfhängerei; in einer Generalbeichte entledigte er sich der Sünden seines ganzen Lebens, und bei dieser Gelegenheit entfuhr ihm der kurzweilige Zug: Man wird nie seines ganzen Reichthums inne, als wenn man mit Sack und Pack auszieht.

Der witzige Marivaux war höchst empfindlich. Obgleich Helvetius ihm ein bedeutendes Jahrgehalt zahlte, widersprach ihm Marivaux immer keck und mitunter auch heftig und bitter. Als er einst nach einer solchen Plauderei, welcher Helvetius endlich nur Schweigen entgegengesetzt hatte, in der höchsten Spannung und ziemlich unartig von ihm geschieden war: Ach! sagte der Philosoph, wie hätte ich ihm antworten wollen, verdankte ich ihm nicht die Verbindlichkeit, daß er von mir ein Jahrgehalt angenommen, welches er von jedem Andern verschmähet ha-

ren würde. . . . Noch zartsinniger wäre es unstreitig gewesen, wenn er die Bemerkung den Umstehenden zu machen überlassen hätte, anstatt sie selbst darauf hinzuweisen.

Grouvelle in einem Schreiben an Garat vergleicht die des Weihrauchs nimmersatte Gräfin v. Genlis mit jenem gefräßigen Kinde, das zu seiner Mutter sagte: Mutter gieb mir zu viel.

Der Senior unter den Gelehrten, Lévêque de Burigny, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hat endlich seine lange Laufbahn beendigt. Er erreichte ein fast hundertjähriges Alter, harmlos und beinahe ohne alle körperliche Beschwerde. Sein sanftes und ruhiges Hinscheiden ist vielleicht noch beneidenswerther als ein so glückliches und friedliches Leben. Er hat die Annäherung des Todes nicht schmerzlicher empfunden, als man die Annäherung des Schlafes fühlt; er hat sich dazu angeschickt, gerade wie man sein Kopfkissen zurechtrückt, um sanft sein Haupt zu betten, wenn man gern wonniglich einschlafen möchte. Schlaf und Tod sind Zwillingsbrüder in der Ilias: Burigny hätte wie der alte Gorgias sagen können, der in seinen letzten Augenblicken einem seiner Freunde, der sich nach seinem Zustande erkundigte, erwiederte: der Schlaf will so eben mich der Obhut seines Bruders übergeben.

Seine Schriften, unter andern das Leben des Grotius, Leben des Erasmus, Leben Bossuets, zeichnen sich mehr durch Gelehrsamkeit als Geist und Talent aus. Er war einer der demüthigsten und eifrigsten Diener der Madam Geoffrin, und gewann darum keineswegs bei ihr an Gewicht. Hatte die gute Frau zwei ganze Tage verstreichen lassen, ohne ihn auszuschelten, dann hielt er sich für vergessen, für verloren; und das waren, glaube ich, die härtsten Prüfungen, welche seine Philosophie in einem so langen Lebenslaufe vielleicht zu bestehen hatte. Er war von Natur gutmüthig, schüchtern und arbeitsam; allein er arbeitete mehr aus Neigung als aus Ehrgeiz; und diese Art von

Thätigkeit, die ihn ohne Kraftaufwand beschäftigte, war eben nicht dazu geeignet, die Ruhe und den Frieden seines Gemüths zu stören.

Denkwürdigkeiten, die Geschichte, Wissenschaften, Künste, Sitten, Gebräuche der Chinesen betreffend, von den Missionären zu Peking gesammelt. Zehnter Band, in Quarto. Es befindet sich, unter andern, darin eine Sammlung von aus verschiedenen chinesischen Büchern ausgezogenen Gedanken und Maximen, von denen einige hier mitzutheilen ich mir das Vergnügen nicht versagen kann:

„Alle Tugenden, so ein Fürst erwirbt, sind für schlechte „Menschen eben so viele Einbußen.“

„Spott ist das Wetterleuchten der Verläumdung.“

„Reue ist der Lenz der Tugenden.“

„Wie nahe liegen sich zwei Herzen, wenn kein Laster dazwischen liegt!“

„Wer zehn Meilen zurückzulegen hat, muß neun als die „Hälfte rechnen.“

„Behandele deine Gedanken gleich Gästen, und deine Gelüste „gleich Kindern.“

„Welches ist das schönste Zeitalter der Philosophie gewesen? „Dasjenige, wo es noch keine Philosophen gab.“

„Sein Gewissen seinem Ehrgeize aufopfern, heißt, ein Gemälde verbrennen, um die Asche desselben zu haben.“

„Wenn gleich der Verstand ein größeres Stück Weges zurücklegt als das Herz, so kommt er doch nie so weit.“

„Nie thut einem Verstand so sehr Noth, als wenn man „mit einem Dummkopf zu thun hat.“

„Was bleibt das Laster wohl noch, wenn man das alles hinwegnimmt, was keiner Tugend angehört?“

Schon längst war es kein Geheimniß mehr, daß man die Bekanntmachung dieses Werks dem Herrn Bertin verdanke, nur kannte man nicht die Beweggründe dazu. Hier sind sie:

Ludwig XV., der, wie Schomberg zu sagen pflegte, der größte Philosoph seines Reichs war, merkte zuweilen sehr deutlich, daß in Frankreich nicht alles Herrlichkeit sei. Als er einst mit Bertin

sich über die Nothwendigkeit besprach, so viel Mißbräuche abzuändern, schloß er mit der Aeußerung: man würde nie dahin gelangen, wenn man den Geist der Nation nicht gänzlich umformte, und ersuchte ihn, über die Art und Weise nachzudenken, wie man am sichersten dazu gelangen könne. Einige Zeit darauf stellte sich Bertin wieder bei dem Könige ein, und sagte ihm, wie er ein Mittel gefunden habe, den väterlichen Wünschen Sr. Majestät Genüge zu leisten. — Und welches? — Sire, man muß den Franzosen den chinesischen Geist einimpfen. — Der König fand die Idee so einleuchtend, daß er alles guthieß, was sein Minister zur Ausführung derselben ihm an die Hand gab. Mit großem Kostenaufwande ließ man junge, wissenschaftlich-gebildete Chinesen kommen, unterwies sie höchst sorgfältig in unserer Sprache und unsern Wissenschaften, und schickte sie darauf nach Peking zurück. Aus den eingesandten Denkwürdigkeiten dieser neuen Missionäre hat man die Sammlung gebildet, deren zehnter Band hier angeführt steht. Der Nationalgeist scheint zwar durch die glückliche Revolution, welche die sinnreiche Idee des Herrn Bertin hervorbringen sollte, noch nicht allzusehr umgeschmolzen worden zu seyn. Indessen erinnert man sich noch, daß eine Zeit lang alle unsere Kaminsimse mit chinesischen Frazzen prangten, und unser meistes Stubengeräth in chinesischem Geschmacke war.

1786.

Alle öffentliche Blätter haben des in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember zu Lyon an den Herren Fingerlin und Scherer verübten Diebstahls von 416,000 Franken Erwähnung gethan. Von dieser Summe waren 100,000 Thaler in Beuteln zu 1200 Franken, 80,000 Franken in Gold und das Uebrige in Piastern. Am folgenden Morgen hat man in den Bureaux auch nicht den Anschein eines Einbruchs wahrgenommen; die herbeigerufenen Schlosser haben erklärt, wie kein Dieterich die Thüre eröffnet habe. Der Kassenvorsteher, dessen Treue und Redlichkeit über allen Verdacht hinaus ist, hat die Gewohnheit, die Kassenschlüssel mitzunehmen, und der Schlüssel zum Eingange ist am

dem nämlichen Versteck gefunden worden, wohin er ihn den Tag zuvor gelegt hatte. Alle nur mögliche Nachforschungen haben es nicht auszumitteln vermocht, wie ein so außerordentlicher Diebstahl zu Stande gebracht worden.

Folgende Aufklärungen haben die Urheber der That, mittelst eines vor einigen Tagen an die Herren Fingerlin und Scherer gerichteten Schreibens, selbst zu geben geruht. Das Schreiben trug den Pariser Poststempel. Es ist ein zu seltenes Denkmal von Verschlagenheit und Verwegenheit, als daß wir es nicht der Aufbewahrung werth hielten. Unsere Abschrift ist nach dem Originale selbst gemacht worden, das, wie man denken kann, aus lauter merklich verstellten Schriftzügen besteht; die Buchstaben sind einen halben Zoll lang, und gleichen ganz denen eines Kindes, das so eben erst zu schreiben anfängt.

Schreiben an die Herren Fingerlin und Scherer, nebst Zurücksendung von achtzehn Lotterieprämien zu 400 Franken.

Handlung der Klugheit und Rechtlichkeit.

„Sobald noch einige Nachzügler eingetroffen seyn werden, sollen auch die drei übrigen Prämien anlangen.“

„Aber wie zum Henker ist das geschehen? Ja, das ist ein Geheimniß. So eine kleine Idee wollen wir allenfalls davon geben. Bei den verschiedenen entworfenen Ausführungsplanen waren alle Querstriche vorhergesehen worden, und man wählte endlich denjenigen Plan, der dergleichen am wenigsten empfänglich war. Alle Nachforschungen, Nachgrabungen, Hausdurchsuchungen, Erkundigungen außerhalb waren berechnet, und mithin alle Vorbeugungsmittel aufgeboten und in Anwendung gebracht worden. Sogar jede Verheißung von Indult oder Ungestraftheit, selbst mit für die Angeber ansehnlicher Geldbelohnung (*) begleitet, und wären sie auch Schuldgenossen gewesen, war in unserer Berechnung in Anschlag gebracht. Auch waren die Idey-

(*) Dem Angeber sind wirklich tausend Louisd'or verheißen.

ten alle ausgewählt, und keiner ist mit seinem Antheil unzufrieden gewesen. Kurz und gut, man hatte alles aufgeboten, um sich einen allerliebsten Erfolg zu sichern; und um denselben zu erhalten, war es, nach ausgeführtem Streiche, wesentlich, ihn der Thätigkeit des hellsehenden und pfiffigen Privat (Polizeibeamten) zu entziehen. Man mußte einen Mann hinter's Licht führen, der alle Zweige der Industrie kennt, der um alle Schliche, alle Ränke, alle Schlupfwinkel sinnreicher Erwerbtreibende weiß; und das war nicht allzuleicht. Dieses übernahm unser Hauptanführer, und wir gaben ihm freien Spielraum. Uebrigens, meine Herren, beunruhigen Sie keine Seele in Ihrem Hause, weder Bediente noch Comtoirbeamte; sie sind in diese Angelegenheit weder direkt noch indirekt verwickelt; der Zufall allein hat die Ausführung begünstigt.

„Als der erste Geldposten eintraf, besuchte man Ihr Comtoir, man fand die Schlüssel zum untern Geschosse nicht; man ging hinunter, um in Erfahrung zu bringen, ob Jemand in der Niederlage des baaren Geldes schliefe; nachdem man sich davon überzeugt hatte, daß wirklich Jemand darin schlief, zog man ab, und kehrte erst in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend dahin zurück. Dießmal fand man die Schlüssel. Alles war für die Operation längst eingeleitet; ein jeder war mit einem Sack gleich einem Quersacke versehen, um bis zu einer gewissen Entfernung acht bis zehn Beutel zugleich bequem fortbringen zu können; die Schwächlichsten beluden sich bloß mit sechs Beuteln; mit drei Reisen war die Sache abgethan; es ging mit verhängtem Zügel; ein Jeder hatte Socken über die Schuhe gezogen; man schritt sicher und leise auf dem Eise hin; die Aufpasser, die nichts zu tragen hatten, schritten vorauf und warnten durch verabredete Zeichen vor widerwärtigen Theilnehmern oder Gefahren. Der ganze Transport war in zwei und einer Viertelstunde abgethan; warlich, es war Eile nothwendig. Hier wird vielleicht die Frage aufgeworfen: Aber wohin mögen sie denn all das Geld in Sicherheit gebracht haben? Wer hat es in Verwahrung gehabt? . . . Niemand. Man könnte gegenwärtig sogar den Ort nennen, wo es anfangs niedergelegt ward, um so mehr, da der Eigenthümer des Orts es nie erfahren hat, und wahrscheinlich es auch nie erfahren wird, daß ein Schatz dort niedergelegt worden ist.

„Hat man in Lyon sich etwa mit dem Wahne geschmeichelt, als ob der Verkauf der Staatspapiere die Kenntniß und die Habhaftwerdung der Urheber des entführten Schatzes verschaffen könne? Eitele Hoffnung! Dem Verkauf, wie man leicht erachten kann, war nicht zu trauen. Nun würden wahrhaft ruchlose Seelen, Bösewichte, mit einem Worte, die Papiere verbrannt haben; allein wir üben nie Böses aus bloßer Schadenfreude. Uns können sie nichts helfen, daher schicken wir sie zurück. Sie haben, meine Herren, einen ziemlich beträchtlichen Verlust erlitten, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch eine Vernichtung zu vergrößern, die uns keinen Vortheil gewähren würde.

„Da Sie, meine Herren, rechtlichdenkende Männer sind, so kann wohl nichts so sehr dazu beitragen, Sie über einen Verlust zu trösten, den Sie übrigens leicht verschmerzen können, als der gute Gebrauch, den wir von unserm Gelde zu machen gedenken. Wir wollen es auf Leibrenten anlegen. Schon ist ein ansehnlicher Theil desselben in Staatspapiere umgesetzt worden. Und kurz und gut, wir sind insgesammt entschlossen, von dem Ertrage unsers kleinen Vermögens zu leben, den eines anständigen Erwerbfleißes hinzuzufügen, alle und jede andere Unrechtlichkeit, so wie ein Handwerk zu verschwören, von dem wir uns nothgedrungen sehen, einzugestehen, daß es unehrlich und unmenschlich ist. Wohlan! wird man am Ende sagen, der trefflichste Diebstahl, der je verübt worden, wird dessen Urheber der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeben, und diese hinführo vor jeder Beraubung von ihrer Seite schützen.

„Das wird nun den Herrn Privat gewaltig wurmen und kränken, wenn er sieht, daß durch unsern gefaßten Entschluß jede Hoffnung, an der Beute Theil zu haben, ihm zu Wasser gemacht wird. Ei, wie gern möchte er doch eine so außerordentliche Verbrüderung näher kennen lernen! Nun rathe, Freundchen, daß du schwarz wirst!“

Zweites Schreiben
an die Herren Fingerlin und Scherer.

„Anbei erfolgen die drei Prämien zu 600 Franken.

(Hier folgen wieder einzelne Umstände, die aber von keiner Erheblichkeit sind.)

„Glauben Sie ja nicht, meine Herren, daß Ironie uns diese einzelnen Umstände eingegeben, und als hätten wir Ihren Verlust noch dadurch vermehren wollen, daß wir durch den unanständigsten und frevelhaftesten Scherz Ihrem erlittenen Unglück Hohn sprechen. Das Barometer der Sittenverderbniß, deren man uns unfehlbar zeihen wird, ist noch nicht bis zu dem Punkte gediehen, und wird ihn auch nie erreichen, besonders nach dem von uns gefaßten Entschlusse.

„Oft wird man zu Handlungen, welche das Herz verdammt, hingerissen, mehr aus verhängnißvoller Nothwendigkeit als aus natürlicher Neigung.

„Wenn irgend Etwas in den angeführten Einzelnheiten uns hat ergötzen können, so ist es dieses, daß wir uns mit der Verschmitztheit unsers Hauptanführers, der des Herrn Prinz gegenüber gestellt, breit gemacht haben.

„Bene valeo (*), meine Herren."

Wünsche eines jungen Mädchens.

Zu lieben süß fühl' ich ein rechtes Streben,
Denkt man zu früh daran mit funfzehn Jahr?
Lieb' ich einmal, so lieb' ich für das Leben.
Jedoch wer wird mich lieben immerdar?

Mir fehlt's an Reiz — die Zeit welkt alle Blüthen,
an Schätzen auch — die sind des Wechsels Spiel.
Mir ward ein Herz — kann das nicht all's vergüten?
Allein wem liegt an einem Herzen viel?

Mein Trauter nur soll wecken meine Triebe,
mein einziges Gesetz sein Wille seyn.
Er soll mich lehr'n das süße Spiel der Liebe;
wie gern büß' ich dafür die Freiheit ein!

(*) Man sieht, der Spitzbube ist aus Serla entlaufen, sonst würde er ja mit der Versicherung, daß das fremde Gut ihm wohlgedeihe, seinen Correspondenten Hohn sprechen, ungeachtet er das Gegentheil geglaubt wissen will.

Ist er ein Hirt, recht zärtlich und recht bieder,
der da geliebt seyn will ganz schlicht und schier,
o Gott der Liebe, sag' es ihm ja wieder:
er kann nur glücklich seyn allein mit mir.

Man erinnert sich gewiß noch der großen Revolution, welche der Minister Bertin im Sinne hatte, als er Ludwig XV. in allem Ernste den Vorschlag that, den Franzosen den chinesischen Geist einzuimpfen. Ohne irgend einem unserer gegenwärtigen Minister eine ähnliche Absicht zuzutrauen, sollte man nicht auf den Gedanken gerathen, daß irgend ein eben so unternehmender Geist wie der des Herrn Bertin seit einigen Jahren sich mit den Mitteln beschäftigt habe, uns den englischen Geist einzuimpfen, und daß ihm dieses sogar so ziemlich gelungen sei? Zum wenigsten ist es ausgemacht, daß der Geschmack, nicht bloß an den Moden, sondern auch an den Gebräuchen und Sitten der Engländer in Frankreich noch nie eine solche Höhe erreicht hat. Um dies zu glauben, braucht man sich bloß umzusehen; um sich noch trübseliger zu überführen, darf man nur unsere Handelsbilanz mit England seit zehn oder zwölf Jahren um Rath fragen, und man wird daraus ersehen, was die Sucht nach Pferden, Wagen, Möbeln, Stoffen, Geschmeide allerlei Art, die uns aus allen Häfen Großbritanniens zuströmen, unserm Reiche zu stehen komme. Die einzige fremde Sprache, auf welche man sich mit einigem Ernste legt, die einzige, die wesentlich in den Plan der Modeerziehung gehört, ist die englische; die einzigen Bücher des Auslandes, welche man einer Uebersetzung würdigt, sind englische Bücher.

Allein damit ist die Sache bei weitem noch nicht abgethan; die so eben berührten Gegenstände wechseln häufig und lassen oft nur schwache Spuren zurück. Dagegen giebt es deren, die einen weit mächtigern Einfluß auf die Sitten, ja selbst auf den Grundcharakter des Volks üben. Was seit mehrern Jahrhunderten auf die allerbezeichnendste Art den Nationalgeist modifizirt hat, das ist die Galanterie (*), der Geist des geselligen Verkehrs,

(*) Das feinere Benehmen der Männer gegen die Frauen im geselligen Verkehr.

die auf Sitte und Anstand berechnete Bekleidung; dieser letzte Artikel, prüft man ihn ohne vorgefaßte Meinung, ist wegen seiner mannichfachen Beziehungen mit den beiden ersten von der höchsten Wichtigkeit. Allein die Anglomanie und deren wirklich erschreckende Fortschritte bedrohen zugleich die Galanterie der Franzosen, den Geist ihres geselligen Verkehrs, die Sitte und den Anstand ihrer Bekleidung.

Es gehört heut zu Tage zu den Seltenheiten, Personen anzutreffen, die das wären, was man angekleidet nennt. Die Frauen sind in Chemise und Hut, die Männer in Frack und kurzer Weste. Diese Tracht ist zwar höchst bequem, ja was noch mehr, nicht ohne alle Anmuth; allein hat sie den Adel, die Würde, die einer Nation so wohl anstehen, die in dieser Hinsicht so lange schon sich des schönen Vorrechts erfreuet, daß sie allen übrigen Völkern zum Beispiel und Muster dient? Ist sie im Stande, jene Aufmerksamkeit, jene Beflissenheit, jenes lebhafte Streben zu gefallen eben so nützlich zu üben, deren Angewöhnung, selbst in den geringfügigsten Dingen, so angenehm ist, weil sie sich nachher ohne mühsame Anstrengung auf die wichtigsten anwenden läßt, auf die gesellschaftlichen Gebräuche, auf die Manieren, den Ton der Unterhaltung, auf Geisteskultur, auf die Meisterwerke der Kunst, des Genies und der Phantasie?

Wie könnte sich der Geist der Gesellschaft mitten unter so vielen Liebhabereien erhalten, die dazu geeignet sind, uns mit jedem Tage mehr davon abwendig zu machen, mitten unter so vielen Neuerungen, die nur zu seiner Vernichtung ersonnen scheinen? Der Geist der Gesellschaft bildet sich nur in jenen Kreisen, in welchen die Männer, mit den Frauen verkehrend, sich gegenseitig das Bedürfniß einhauchen (auflegen) liebenswürdig zu scheinen, in welchen dieses Streben zu gefallen und Beifall zu ärnten, indem man die Spiele des Geistes und der Phantasie aufregt, und denselben nichts gestattet, was Anstand und Geschmack beleidigen könnte, den Ideen wie der Sprache mehr Anmuth und Feinheit, zuweilen gar mehr Richtigkeit und Milde verleiht; denn, wenn die Ideen eines ungeregelten Geistes mehr Originalität verrathen, so zeugen dagegen diejenigen, welche durch gesellschaftliche Rücksichten gemildert worden, häufig von einer größern Richtigkeit der Ansichten, können wenigstens

sicherer und leichter in Anwendung gebracht werden. Aber diese zur Unterhaltung des Nationalgeistes so geeigneten Kreise, wo werden sie hinführo anzutreffen seyn, wenn man damit fortfährt, sich dem Hange zu überlassen, dem unsere Sitten und Gebräuche sich ergeben zu haben scheinen?

Zwar treffen wohl noch zuweilen Männer und Frauen zusammen, aber kann man sagen, daß sie mit einander verkehren? Seit der Einführung der kleinen Logen dürfen nur die allervertrautsten Freunde erwarten, die Frauen zu Hause anzutreffen. Ist die kleine Loge wirklich nicht besetzt, so dient sie wenigstens zu einem ganz einfachen, ganz anständigen Vorwande, um den Besuchenden die Thür zu versperren, und sie bloß dem Freunde von heute, von gestern oder von morgen zu öffnen. Vor einigen zwanzig Jahren, erzählte mir jüngsthin Fräulein Clairon, würde eine Frau höchst verderbte Sitten verrathen haben, wenn sie sich öfter als zwei bis dreimal monatlich im Schauspiel gezeigt hätte. Dank sei es der Erfindung der kleinen Logen, gegenwärtig besuchen sie es täglich, und man trifft sie des Abends nicht eher als in dem Augenblick, wo es zu Tische geht. Mithin stellt man sich erst Abends um zehn Uhr ein. In den Häusern, wo nicht gespielt wird, setzt man sich ungesäumt zu Tische, was jedoch fast die Frauen nur thun, denn die meisten Männer, selbst die jüngern, speisen nicht mehr zu Nacht. Die bleiben im Gesellschaftszimmer zurück, und spielen oder plaudern mit einander. Wie wäre es auch möglich zu Abend zu essen, wenn man nach englischer Sitte erst um vier oder fünf Uhr zu Mittage speiset? Da die Schauspielstunde nicht wie die Eßstunde hinausgerückt, und die Schauspielsucht allgemeiner als je geworden, so eilt man aus den Häusern, wo man zu Mittage gespeiset hat, gerade wie aus einem Speisehause; und die der Plauderei gewidmete Zeit entwischt nach dem Mittagsmahle wie vor dem Abendessen.

Die Philosophie des Zeitalters gewährt doch eine gar zu köstliche Bequemlichkeit! Sie hat uns darauf aufmerksam gemacht, wie kein Verlust unersetzlicher sei, als der der Zeit; demzufolge geizt man so viel als möglich damit. Dank dieser Berechnung, hat der Genußtrieb den Trieb zu gefallen verdrängt. Das, was man ehedem erschmeichelte Frauengunst nannte, ist nicht mehr vorhanden; man kennt fast nur erkauften Liebeslohn,

oder solchen, den man ohne großen Müheaufwand und gleichsam im Sprunge erringt. Die Concurrenz ist so groß geworden, daß fast kein männliches Wesen mehr über Mangel zu klagen Ursach hat. Man hat es dahin gebracht, den Werth seiner Bemühungen und seiner Zeit so genau zu berechnen, daß es fürwahr höchst lächerlich seyn würde, einer Frau in Gesellschaft viel Aufmerksamkeit zu widmen, ohne die Gewißheit, ohne die nahe Aussicht wenigstens mit ihr nach Willkühr zu schalten, oder doch mit dem Besitze derselben sich allenthalben breit zu machen; Frauen auf eine zarte Weise zu huldigen, schmeckt gar zu sehr nach althöfischer Sitte, und diese war zu abgeschmackt, wie das Jedermann weiß.

Die gänzliche Zwanglosigkeit, die in den Kreisen des höchsten Ranges Statt findet, ist schuld an der eben so gimpelhaften als unanständigen Traulichkeit der untern Regionen. Mehre unserer Hetären haben sich durch besondere Begünstigungen zu der Höhe unserer feinsten Frauen emporgeschwungen. Da Zerstreuungssucht, Sinnlichkeit, Ungebundenheit, Lockungen aller Art zu dergleichen Hetären Männer vom höchsten Range und feinsten Tone häufig hinführen, ist den sittlichen Frauen keine andere Wahl geblieben, als entweder die Rollen jener gefährlichen Zauberinnen zu übernehmen, oder schlechterdings verlassen und unbeachtet dazusitzen. Welch eine tödtliche Wunde ist dadurch dem Anstande, der Würde, der wahren Liebe insbesondere, der zartsinnigen Galanterie der ritterartigen Sitten geschlagen worden! Durch eine nothwendige Folge dieser neuen Ordnung der Dinge, da man der Galanterie nur so wenig Zeit und Bemühungen zu widmen hat, haben sich die Männer daran gewöhnt, mehr beisammen zu leben. Daher der wundervolle Erfolg der auf englische Weise eingerichteten Clubs; täglich sieht man deren neue entstehen, den politischen, den militärischen, den Saal des italienischen Schauspiels, den Saal der Künste, den Schachclub, den Club der Amerikaner u. s. w. Es sind höchst zahlreiche Versammlungen, aus Leuten bestehend, die sich fast gar nicht kennen, die bloß darin übereingekommen sind, daß sie an dem nämlichen Orte zusammentreffen wollen, jedoch ohne allen gegenseitigen Aufwand an Geist, an Aufmerksamkeit, an Gefälligkeit; sich keinen Zwang anthun, scheint das einzige Höflichkeitsgesetz dergleichen Gesellschaften zu seyn. Man kommt

und geht, wie und wann es beliebt; kann dort, im figürlichen wie im buchstäblichen Sinne, ohne alle Bekleidung sich zeigen. Es herrscht darin eine ziemlich behagliche Gleichheit, allein ohne Vertrauen, ohne gegenseitige Aufregung, ohne Anziehungskraft; zwar trifft man dort auf Männer, deren Plauderei liebenswürdig und lehrreich ist; allein der allgemeine Ton, dessen diese Zirkel empfänglich sind, ist darum nicht geeigneter, wie man leicht einsieht, den Geist der Gesellschaft zu bilden oder zu nähren.

So willkommen die Errichtung der Clubs auch dem Trägen, oder solchen Personen seyn mag, die durch äußere Umstände von manchen höhern geselligen Kreisen ausgeschlossen bleiben, muß man doch einräumen, daß unmöglich eine Einrichtung ersonnen werden konnte, die den Interessen der Gesellschaft, und der Gesellschaft der Frauen besonders, mehr zuwiderliefe. Gewährte uns nicht unsere glückliche Flatterhaftigkeit die Hoffnung, daß jene Mode nicht von ewiger Dauer seyn wird, so wäre gewißlich zu besorgen, daß die Clubsucht eine höchst merkliche Revolution in dem Geiste und den Sitten der Nation allmälig herbeiführen würde. Aber die uns angeborne Anlage, vermöge deren wir alles so leicht satt bekommen, dient unsern Thorheiten zum Blitzableiter, so wie sie ebenfalls die Eitelkeit, welche unsere hochtrabendsten Plane uns einflößen möchten, etwas niederschlagen muß.

Trotz allen Clubs, Wiskis, Jockeys, schwarzen Fracks, und allem, was Sykes Magazin an reizenden Vasen und Möbeln darbieten mag, wagen wir die Prophezeihung, daß wir uns eben so wenig zu Engländern umgestalten werden, als wir Chinesen geworden sind, so sinnreich die vom Herrn Bertin ergriffenen Maaßregeln, um diese bewundernswürdige Verwandlung ins Werk zu richten, auch immer gewesen seyn mögen (*).

(*) Diese im Mai 1786 geschriebenen Bemerkungen sind gewiß jedem denkenden Leser willkommen. Nur ein Wunsch dabei von meiner Seite: Möchten doch unsere deutschen Männer sich befleißigen, dem gesellschaftlichen Verkehr mit den Frauen etwas mehr Ton und Leben zu geben! Zwar schleppt der Deutsche seine liebe Frau mit in alle Clubs und Gesellschaften, nagelt sie an den Spieltisch fest, schleicht über Hals und Kopf zu seinen Spieß-, Rauch- oder Trinkgesellen ins Nebenzimmer, und spricht: Mulier taceat in ecclesia! Dies schrieb ich im Jahr 1823.

Der Beifall, den die Synonymen der Frau v. Staël bei mehreren Frauen geärntet, hat eine solche Flut von weiblichen Nachahmungen erzeugt, die jedoch weder denselben Geist, noch dieselbe Anmuth verrathen, daß der Graf v. Thiars, so vieler Synonymen herzlich überdrüßig, auch ein paar sinnverwandte Wörter aufgestellt hat, und zwar Anesse und Bourrique, die wahrscheinlich den Damen das Handwerk legen werden.

Anesse et Bourrique (*).

Ausdrücke, deren sich der gemeine Mann bedient, um damit das Weibchen eines Esels zu bezeichnen. Jedoch sind diese beiden Wörter keinesweges gleichbedeutend. Scharfsinnigen Köpfen, die den Werth eines jeden Wortes abwägen, und sich schriftlich und mündlich mit Zierlichkeit auszudrücken bestreben, wird der Unterschied von selbst einleuchten.

Die Eselin (Anesse) ist eine Person, die alle ihrer Gattung zu Theil gewordenen Vorzüge besitzt. Sie ist, in der Kraft und Blüte ihres Alters, sanft, geduldig, arbeitliebend, mit allen Tugenden ihres Geschlechts begabt, und gerade so, wie das Evangelium das wackere Weib schildert, eine gute Mutter, eine gute Amme, eine rüstige Arbeiterin.

Die Bourrique im Gegentheil zeigt sich uns als ein in derselben Gattung herabgewürdigtes Individuum, und mag nun die Natur ihr eine schwächliche oder fehlerhafte Constitution verliehen, oder das Alter ihr Kräfte oder Anmuth geraubt haben, so bezeichnet man sie in diesem Zustande der Herabwürdigung unter der schimpflichen Benennung einer Bourrique.

Der Gebrauch, dieser Tyrann aller Sprachen, unterstützt diese Unterscheidung. Jedweder, der sich des richtigen Ausdrucks befleißigt, spricht keck: die Eselin Bileams redete. Kein Redner dürfte es wagen, hier Bourrique statt Eselin zu gebrauchen.

Als Collé sein unsterbliches Potpourri verfertigte, las man darin mit Bewunderung die folgenden Verse:

(*) Bourrique ist eben so wohl ein männlicher als weiblicher Esel, bedeutet aber unter den Eseln in Frankreich, was bei uns Deutschen eine Kracke, Schindmäre, dummes und elendes Vieh unter den Pferden bedeutet.

Bileam besaß eine Eselin,
die sich gebehrd'te gleich 'ner Herzogin;
sie lispelte gar leis' und fein,
auf Duras schielt' ihr Aeugelein,
gar zierlich regte sie die Aermelein.

Es springt von selbst in die Augen, daß, wenn dieser berühmte Port statt Eselin Bourrique gesetzt hätte, alle Frauen höheren Ranges das für eine Schmähung hätten halten können, und daß die Eigenliebe des Herrn Herzogs v. Duras dabei weniger ihre Rechnung gefunden haben würde.

Wenn in einem geselligen Kreise eine geistreiche Person eine Albernheit sagt, so spricht man: sie raisonnirt wie eine Bourrique (wie ein Honigkuchenpferd). Will man dagegen eine Dame von Charakter schildern, welches schon mehr Adel und Energie im Ausdrucke verlangt, so spricht man: sie ist halsstarrig wie eine Eselin.

Die Frauen, diese köstliche Zierde der Welt, diese das in der Gesellschaft sind, was die Blumen auf der Flur, verdanken häufig ihre Farbenfrische und Gesundheit der Milch einer Eselin. Kein Arzt hat sich jemals gelüsten lassen, ihnen die Milch einer Bourrique zu verordnen.

Diese Beispiele scheinen mir hinreichend, um den richtigen Gebrauch dieser beiden Ausdrücke zu bestimmen, die, wie ich erwiesen habe, keinesweges gleichbedeutend sind. Gäbe jedoch irgend ein Esel der Bourrique den Vorzug, so würde dies bloß eine Herzensverirrung seyn, eine reine Täuschung des Gefühls, ohne alle weitere Nachtheile.

1787.

Letzthin spielte der Finanzminister Calonne Triktrak, und hörte den Vicomte v. Segur vor dem Kaminfeuer folgendes Liedchen ganz leise vor sich trillern:

Kennt ihr die höchste Seligkeit?
Schmaust frisch drauf los, laßt keinen Deut!
Kos't mit den Mädelein,
trinkt ächten Firnewein,
und eure Schulden, ei!
die zahlt Hans Dudeldei,

„Hätten Sie wohl die Güte, lieber Vicomte, unterbrach ihn Calonne, mir die Adresse des Mannes zu geben?“

Unter der Menge von Calembours und Wortspielen, welche man täglich über die Versammlung der Notabeln wiederholen hört, will ich nur eins anführen, das wenigstens das Verdienst der Genauigkeit und des Frohsinns hat. Herr Gobelet, einer der Notabeln, zuvor ein ehrlicher Strumpf- und Mützenhändler, beklagte sich gegen einen Freund über die Verlegenheit, in der er sich befinde, auf eine würdevolle Weise seinen Platz in der Versammlung der Notabeln zu behaupten. — Was ich Ihnen rathe, erwiederte ihm der Freund, ist de parler bas et d'opiner du bonnet (*).

Auf die Schriftsteller, die einen übertriebenen Aufwand an Belesenheit machen, wo er nicht hingehört, und dadurch, statt Gedrängtheit und Tiefe, nur Weitschweifigkeit und Oberfläche gewinnen, läßt sich der Ausspruch des Kanzlers D'Aguesseau über Duclos Geschichte Ludwigs XI. anwenden: „Man sieht „ganz deutlich, daß der Verfasser seit gestern erst das alles zu„sammengestoppelt hat.“

Wir haben keine gute Parodien mehr. Die gegenwärtigen sind mehr oder weniger ekelhafte Farcen, ohne Erfindung, ohne ächten Frohsinn; meistentheils bieten sie weiter nichts dar, als die so leichte Travestirung der Heldennamen einer Tragödie oder Oper in bloß alberne Namen. So parodirten nicht Romagnesi, Piron und Le Sage die dramatischen Werke ihrer Zeit; sie gaben sich die Mühe, eine Gegenfabel zu ersinnen, deren Textur die

(*) Immer ja zu sagen. Bei mehrern Gelegenheiten stimmte man bloß, indem man durch Hut- oder Mützabnehmen der Meinung seines Vordermannes beitrat.

Fehler in der Anlage des Werks, welches sie parodiren wollten, auf eine pikante Art hervorhob; sie schoben an die Stelle der rührendsten Situationen einer Tragödie komische Situationen, und zwangen so die nämlichen Zuschauer sich über das vor Lachen auszuschütten, was den Abend zuvor ihnen heiße Thränen entlockt hatte. Gebrechen des Styls, Schwulst, halsbrechende Ausdrücke, Sünden wider den guten Geschmack, reiheten sich von selbst in diesem Rahmen, um auf eine drollige Weise allen Tadel, dessen ein Werk empfänglich war, auf einen Haufen zu sammeln. Zu diesem heut zu Tage so vernachläßigten Verdienste gesellte sich ein anderes, dem man sich jetzt noch mehr entfremdet hat, nämlich ein lebendiger und ätzender Frohsinn, der sich in Vaudevillen aushauchte, einer Gattung von Liederchen, die das Epigramm wecken, und die häufig, durch die Rückerinnerung eines alten Textes nach derselben Melodie gedichtet, der Lage oder dem Charakter der parodirten Rollen eine komische Kraft mehr verlieh.

Auszug eines Schreibens des Fürsten v. Ligne an den Baron v. Grimm.

Moskwa, den 3. Juli 1787.

„Kaiser Joseph ist die drei Wochen hindurch, so er mit uns zugebracht hat, höchst liebenswürdig gewesen. Die Plauderei zwischen zwei Personen, die sechszig Millionen Unterthanen und achtmalhunderttausend Soldaten haben, konnte im Wagen nicht anders als anziehend seyn; auch machte ich mir alles recht zu nutze, unterbrach sie häufig durch irgend eine Albernheit, worüber ich lachen mußte, bevor noch die Andern darüber lachten, denn wir haben uns stets einer großen Freiheit erfreut, die allein den Zauber des geselligen Verkehrs ausmacht; und Sie kennen die Schlichtheit der Kaiserin in diesem Punkte, die sich an jeder Kleinigkeit ergötzt, und sich nur dann zum Erhabenen hinaufschwingt, wann von großen Gegenständen die Rede ist.

„Wir müssen, Herr Baron, schlechterdings alle Beide hieher zurückkehren; dann werde ich eine noch stattlichere Aufnahme

genießen. Nicht, als ob Sie es nöthig hätten, die Kaiserin an Ihre ganze Liebenswürdigkeit zu erinnern; denn abwesend, sieht die Kaiserin Sie, aber gern wird sie sagen wollen: Zugegen, treffe ich ihn. Sie werden treffliche Bekanntschaften machen; Herr v. Mamonow (*), zum Beispiel, erregt die größten Erwartungen; er ist voller Geist, Anmuth und Kenntniß. Sie können sich leicht alle Annehmlichkeiten denken, welche der Graf v. Segur über die ganze Reise verbreitet hat. Ich kann mich gar nicht darüber zufrieden geben, daß sie fast zu Ende geht.

„Ich habe einen der Kaiserin durch eine Inschrift geweihten Tempel erbauen lassen, und zwar nahe an einem Felsen, worauf Iphigenia's Tempel stand, und für den Fürsten Potemkin einen Altar der Freundschaft mitten unter den schönsten und üppigsten Obstbäumen, die mir je vorgekommen sind, und bis am Ufer des Meeres, worein sich alle Bergströme ergießen. Dieses kleine Landgut, welches mir die Kaiserin verehrt hat, heißt Parthenizza, oder das Vorgebirge der Jungfrau, und wird von sechsundfunfzig tatarischen Familien bewohnt, die jedoch lange nicht so tatarisch sind, als die Göttinnen und die Könige, die so grausame Opfer verlangten, wie Allewelt weiß. Ich kenne keine köstlichere Landschaft, und könnte mit Voltaire sagen: „An „den glückseligen Ufern des alten Idaliens, wo Europa endigt „und Asien anfängt." Denn man entdeckt Natoliens Gebirge. Seltsam genug ist es, daß, während ich harmlos und mitten unter Ungläubigen am Strande des schwarzen Meeres lebe, ich in Erfahrung bringe, wie die gläubigen Unterthanen des Hauses Oesterreich an den Ufern des Ozeans sich empören. Wie konnte ich wohl erwarten, daß für mich auf meinen Gütern am Pontus Euxinus mehr Sicherheit wäre, als auf meinen Gütern in Flandern u. s. w."

(*) Oder Momonow, damaliger Günstling.

Hier

Hier ein Zug aus einem kleinen Lustspiele, der lauten Beifall gefunden hat: „Also, weil es ein Mann von Geist ist," sagt der Metrbman zu seinem Bruder, „glaubt ihr ihn zu Geschäften untauglich? Ihr guten Leutchen! Wohl euch, daß Leute von Geist sich nicht in euern Kram mischen!"

Fräulein v. Brou, Aebtissin eines Klosters zu Abbeville, erhielt den Besuch ihres Neffen, des Chevalier v. La Barre, eines blutjungen Offiziers und Enkels eines Generals. Er bewohnte ein Außengebäude des Klosters. Belleval, Richter bei einem Untergerichte zu Abbeville, verfolgte die Aebtissin unaufhörlich mit Liebesanträgen, und sie sah sich endlich genöthigt, dem Zudringlichen die Thür zu weisen. Nun gerieth Belleval auf den Wahn, die Aebtissin begünstige ihren Neffen, und dieser habe seine Verweisung veranlaßt; er schwur ihm Rache, und hielt Wort. Er brachte in Erfahrung, daß der Chevalier v. La Barre und dessen Freund, Etallonde v. Morival, kaum achtzehn Jahr alt, vor einer Capuziner-Prozession vorbeigegangen waren, ohne den Hut abzunehmen; daß Leute, welche man nie hat ausfindig machen können, ein auf einer Brücke Abbeville's aufgerichtetes hölzernes Kruzifix beschädigt hatten, und er beschloß, diese Thatsachen zu benutzen, um seinen vermeintlichen Nebenbuhler ins Verderben zu stürzen. Der Bischof von Amiens, dem er davon Anzeige machte, ließ alsobald Monitaria (*) ergehen, gebot eine feierliche Prozession wegen des beschädigten Kruzifixes, welches denn nicht verfehlte, alle Gehirne seines Kirchsprengels aufzuregen. Belleval lockte in seine Behausung Knechte, Dienstmädchen, Tagelöhner, um Zeugen aufzubringen. Trotz allen seinen Bemühungen, gelang es ihm nicht, irgend eine Aussage zu erhalten, die förmlich darthat, daß man die Angeklagten das Kruzifix habe verstümmeln sehen. Das einzige Verbrechen, dessen man sie vollständig überführte, war, daß sie schmutzige und

(*) Ermahnungsschreiben, alles anzugeben, was man von einer Sache wisse.

ruchlose Lieder gesungen, und mit zu viel Lust und Liebe Voltaire's Dictionnaire philosophique gelesen hatten. Dessenungeachtet glaubten sich die Richter zu Abbeville verpflichtet, die Angeklagten zu verurtheilen, durch Henkershand Zunge und rechte Hand zu verlieren und lebendig verbrannt zu werden. Étallonde v. Morival war glücklicherweise über den Rhein entkommen, und vom großen Friedrich als Offizier angestellt worden (*). Das Pariser Parlement bestätigte den Ausspruch des Untergerichts zu Abbeville, troß dem Gutachten von zehn der berühmtesten Pariser Advokaten, die die Unschuld der Angeklagten erwiesen. Das Parlement begnügte sich bloß, die Gräßlichkeit der Strafe zu mildern (wenn etwa nicht die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter, zu welcher es den unglücklichen Chevalier v. La Barre verurtheilte, die Strafe noch schärfte), indem es gebot, den Chevalier v. La Barre zu enthaupten, und ihn dann in den brennenden Holzstoß zu werfen. Das scheusliche Urtheil ward an ihm vollzogen (**).

Hier ein Zug von dem wahnsinnigen Religionseifer eines Missionärs, Namens Guerin. Es sagte Jemand zu ihm den Tag vor seiner Abreise, man würde ihn in der Barbarei aufhängen: — Das wäre blutwenig, erwiederte er; wenn ich wüßte, daß ich so wohlfeilen Kaufes davon kommen sollte, ginge ich lieber nicht hin; ich hoffe mit Zuversicht, Gott wird mir die Gnade zu Theil werden lassen, daß ich lebendig gespießt werde, oder etwas noch weit Aergeres erleide. — Das ist nun freilich höchst toll, doch schwerlich toller, als der Einfall des Ritters v. Crussol, der, als er einen höchst steilen Abhang erblickte, über welchen man hinweg mußte, um die Bresche zu erstürmen, ausrief: „Wer, zum Henker, würde sich wohl dahin wagen, wenn es nicht Flintenkugeln regnete?"

(*) Er diente eine geraume Zeit als gemeiner Soldat in einem Regiment zu Wesel, bis Voltaire ihn der Gnade des großen Königs empfahl, und starb in Potsdam als Ingenieur-Offizier.

(**) Zu Anfange der Siebziger!

1788.

Schon zu Fontenelle's Zeiten hatte man die Bemerkung gemacht, wie mit jedem Jahre der Fasching weniger ergötzlich zu werden scheine. Sollte das nicht, meinte der Philosoph, damit zusammenhängen, daß die Fasten etwas kaltsinniger behandelt werden?

*

Montesquieu's Styl! sagte letzthin etwas geringschätzig der Graf v. Büffon; aber hat denn Montesquieu einen Styl? Hätte Büffon es nicht verdient, daß man ihm zu erwiedern die Keckheit gehabt hätte: Freilich wohl, hat Montesquieu nur den Styl des Genies, und Sie haben dagegen das Genie des Styls (*).

Leben des Barons v. Trenck, von ihm selbst aufgesetzt, und von dem Baron v. Bock in das Französische übersetzt; zwei Bändchen.

Wenig Schriften sind mit solcher Heißgier verschlungen worden; man hat davon binnen Kurzem fünfzehn- bis zwanzigtausend Exemplare abgesetzt. Curtius und dessen Nebenbuhler im Palais-Royal und auf dem Boulevard haben damit ansehnliche Summen geärntet, daß sie die Wachsfigur des erlauchten Gefangenen mit allen seinen Ketten belastet für zwei Sous dem Publikum gezeigt haben.

Mehre Personen haben einen großen Theil der in dem Leben angeführten Thatsachen in Zweifel gezogen. Beim Lesen je-

(*) Man weiß, wie ängstlich Buffon an seinem herrlichen Styl feilte; daher er leicht den genialen Styl Montesquieu's etwas geringschätzig behandeln konnte. Allein wie stimmt das zu seinen schönen und ewig wahren Worten: le style, c'est l'homme? Ich kenne Jean Paul bloß aus dessen Styl, und welch einen Kopf, welch ein Herz verräth der?

doch ist es unmöglich, den Zweifeln beizustimmen, man fühlt sich fortgerissen durch den Zauber der Erzählung, die zugleich die einfachste, natürlichste und wundervollste ist. Die rührende Theilnahme, welche eine so lange Kette von Leiden und Mißgeschick einflößt, und dagegen jenes immerwährende Ankämpfen des nie zu beugenden Muthes, das unsere Bewunderung erregt, alles dieses zusammengenommen erzeugt das lebhafteste und fesselndste Interesse. Aber der Styl ist nicht allzugut, bemerkte Jemand, vielleicht liegt die Schuld an dem Uebersetzer. — Ei, wie weiß man denn, erwiederte eine geistreiche Frau, ob der Styl eines solchen Werks gut oder schlecht ist? . . . Leidenschaftliche Bewunderer des großen Friedrichs hätten gewünscht, zur Ehre dieses außerordentlichen Mannes, daß die Denkwürdigkeiten des Barons v. Trenck nie zum Vorschein gekommen wären. Aber giebt es in der Welt irgend einen Ruhm, so groß er auch seyn möge, der der Gerechtigkeit den Mund stopfen dürfte? Diese Gesinnung ist mit vieler Freimüthigkeit, Würde und sogar Ehrfurcht in dem Zueignungsschreiben ausgeführt, welches der Verfasser an den Genius Friedrichs in den elysäischen Gefilden richtet.

Uebrigens erhellet bis zur Evidenz aus den Geständnissen des Barons selbst, daß Friedrich lange den Glauben hegte, und sogar ziemlich triftige Gründe dazu hatte, daß der Eingekerkerte den gräßlichen Plan entworfen, den König den Feinden auszuliefern, ja wohl gar sich an dessen Leben zu vergreifen (*).

(*) Ein schamloses Lügengewebe, vermittelst dessen der ruchlose und verabscheuungswürdige Trenck die Unterrichteten irre zu führen suchte. Warum schweigen sachkundige Staatsbeamte noch immer über die wahre Veranlassung zur Einkerkerung Trencks, und geben es zu, daß der feinsinnigste und duldsamste aller Monarchen, in Trencks Sache, als der rachsüchtigste und willkührlichste aller Despoten erscheine? — Trenck, im Jahre 1787 oder 1788, erlaubte sich gegen den Geheimenkabinetsrath [illegible] (damals noch Kabinetssekretär) unaufgefordert Geständnisse von verübten Gräueln, die, waren sie nicht von ihm erdichtet, ihm unter jedem andern Zepter als dem Zepter Friedrichs den Tod durch Henkershand zugezogen haben würden. Und waren sie bloß von ihm erdichtet, so hatte er wenigstens nicht unverdient gelitten. — Das graue Haupt des unheilbaren Bösewichtes fiel endlich, zu ehrenvoll für ein solches Leben, unter dem Beile der Guillotine; das Schwert des Gesetzes hätte es vierzig Jahr früher treffen sollen.

Eine sehr vornehme Frau hatte in ihrem sechzigsten Jahre zum erklärten und beglückten Anbeter einen blutjungen Mann von bürgerlicher Abkunft. Sie erklärte gegen eine ihrer Freundinnen: „Eine Herzogin ist für einen Bürgerlichen nie älter als dreißig „Jahr;" und sie hatte Recht. — Die Sinnlichkeit der Weiber ist der Eitelkeit manchen Dank schuldig.

* * *

Ein Ehemann sagte zu seiner Frau: „Ich erlaube dir Alles, „nur keine Prinzen und keine Bedienten."

* * *

Frau v. Tencin sagte einst zu Fontenelle, indem sie die Hand auf ihr Herz legte: hier habe ich Gehirn (*).

Der Schatten des verewigten Gardel wird hoffentlich es mir verzeihen, daß ich bis diesen Augenblick es vergessen habe, seines Hinsterbens zu gedenken. Herr Gardel der ältere, einer der ersten Tänzer Europa's, ist zu Ende des verflossenen Jahres, und zwar durch ein seltsames Verhängniß, an einem Fehltritte (faux-pas) gestorben. Als er eines Abends nach Hause zurückkehrte, und vielleicht über die Ausführung eines Ballets zu tief nachsann, stieß er sich so gewaltsam an einen Stein, daß er sich die große Zehe gefährlich verwundete. Der Schaden verschlimmerte sich dermaßen, daß er vier oder fünf Tage darauf am Brande starb. Er war ein außerordentlich thätiger Mann, hatte seine Kunst von Grund aus studirt, ungeachtet man es bezweifeln darf, ob er je den Genius derselben besessen. Sein Tanz, so wie der seiner Zöglinge, war stets von einer großen Regelrichtigkeit und Bestimmtheit, aber man wünschte demselben oft mehr Grazie, Adel und Leichtigkeit. In seinen Compositionen stand er Noverre eben so sehr nach, als er in der Ausführung Vestris nachgestanden hatte.

(*) Bekanntlich hatte die Dame viel geliebt und war sehr geistreich.

Bien-né (Wohlgeartet). Diese kleine Flugschrift ist vierzehn Tage hindurch so öffentlich feilgeboten worden, daß ich nicht umhin kann, einen Auszug daraus zu liefern, obgleich seitdem sie strenge verboten worden. Den Verfasser hat die Regierung nicht auszumitteln vermocht (*).

„Es war einmal, ich weiß nicht wo, ein König. Die Natur hatte ihm einen geradsinnigen Verstand und ein Gerechtigkeit liebendes Herz verliehen, aber eine schlechte Erziehung hatte alle seine angebornen Eigenschaften unangebaut gelassen. Von Seiten des Beispiels war es ihm nicht besser ergangen, denn am Hofe des Königes, seines Großvaters, gab man sich mit Allem ab, nur mit der Regierung allein nicht. . . . Der junge König, den ich Bien-né nennen will, hatte sich die pöbelhaftesten Manieren, seinen Zorn oder seinen Frohsinn auszudrücken, angeeignet. . . . Dabei war er ein kräftiger Esser und gewaltiger Jäger. . . . Durch zu viel Nachsicht und Fahrläßigkeit von Seiten des Königs, Gewaltstreiche und Verschlagenheit von Seiten seiner Umgebungen, gewannen Mißbräuche, Schelme und Schelmereien die Oberhand, die rechtlichen Leute zitterten, die Staatsklügler erhoben ein Mordgeschrei, alle Angelegenheiten geriethen in Wirrwarr. Bald wußte Bien-né nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. . . . Gerade in seiner größten Verlegenheit, befiel ihn eine kleine Unpäßlichkeit. Als man ihn eines Tages ganz allein gelassen hatte, weil man ihn eingeschlafen glaubte, gerieth er auf den Einfall, nachzudenken, und das war trübselig genug. . . . O Weisheit, rief er nach einem stündigen Nachdenken aus, Weisheit, von der man so viel Rühmens macht, und die mir noch Niemand nachgewiesen hat, gern will ich auf dein Wort merken, wenn du zu mir zu reden mich würdigest. . . . Er schloß die Augen. Eine Frau von majestätischem Ansehen erschien ihm und sprach: Ich bin diejenige, so du anrufest, fluche nicht ferner, magst du bei guter oder böser Laune seyn. . . . Recht gern, entgegnete der König, allein die paar Kraftworte, so ich mir zuweilen gestatte, die haben meine Finanzen nicht in Unordnung gebracht; werde ich diese etwa wieder herstellen, wenn ich nicht mehr fluche? . . . Gehorche mir,

(*) Der Professor Selis ist für den Verfasser gehalten worden. Es ist ein etwas zu stark aufgetragenes Gemälde von den Unarten des wirklich guten Ludwigs XVI.

erwiederte das Phantom; in acht Tagen sollst du mehr hören. . . . Der König gehorchte. . . . Darüber geriethen die Höflinge in Schrecken. Wenn der König, sprachen sie, eine so lange Angewöhnung so rasch aufgeben kann, so vermag er ja alles, was er nur will. . . . Acht Tage nach der ersten Erscheinung schloß sich der König wieder ein, und nach einem stündigen Nachdenken erblickte er das nämliche Phantom wieder, das ihm im mildern Tone, als das erstemal, sagte: Sei mäßiger im Essen und Trinken. . . . Recht gern, sprach der König, allein ich habe einen rüstigen Magen, und nicht was ich esse und trinke kann doch die Nahrung meines Volks beeinträchtigen. . . . Gehorche, sprach das Phantom; in acht Tagen sollst du mehr von mir hören. . . . Der König gehorchte. Das Staunen nahm zu, die Bestürzung ward allgemein. Bien-né bemerkte, wie es in seinem Kopfe weit lichter war denn zuvor, daß man jedoch weit weniger von Staatsgeschäften mit ihm sprach. . . . Er war sehr begierig, die erworbene Freundin wiederzusehen. . . . Das Phantom ließ nicht lange auf sich warten. Gehe nicht so häufig auf die Jagd, sprach dasselbe; die Kraft, dir selbst zu gebieten, nimmt zu mit der Uebung derselben, und dieses Opfer wird dir nicht schwerer als die übrigen fallen. . . . Diesmal erlaubte sich Bien-né keinen Einwand; nur fragte er sich, was er mit der Zeit machen wolle, welche er sonst der Jagd zu widmen pflegte. . . . Gehorche, sprach das Phantom; in vierzehn Tagen sehen wir uns wieder. . . . Acht Tage verstrichen, und er hatte nur einmal gejagt. Er empfand oft Langeweile, aber die fortgesetzte Diät ward ihm täglich leichter. Am neunten Tage verlangte er Bücher; am zehnten betrachtete er zum erstenmal die Meisterwerke der Bildhauerkunst und Malerei, von denen er umgeben war; am eilften forschte er unter seinen Höflingen denjenigen aus, mit dem er über das Gelesene am besten plaudern konnte; am zwölften gewährte ihm die Jagd fast gar keine Ergötzung; am dreizehnten machte er die Bemerkung, daß seit drei Wochen er keinen kostspieligen Einfall, keine gefährliche Gefügigkeit gezeigt habe, und dies bewirkte, daß er mit seinen Ministern weit heiterer arbeitete, und weit lichtvoller abstimmte, als dies je zuvor der Fall gewesen war; am vierzehnten gewann alles um ihn her eine neue Gestalt, die Physiognomien, die ihm immer als die offensten vorgekommen waren, wurden lachend und heiter, diejenigen hingegen, die Unruhe und Aufgeregtheit ankündigten, waren düster

oder niedergeschlagen. . . . . Am funfzehnten Tage traf er die majestätische Frau bereits in seinem Cabinette. Ich bin zufrieden, sprach sie zu ihm, du hast meinen Rath befolgt, und du freuest dich sogar über die wohlthätigen Wirkungen desselben. Jetzt mußt du auch noch eine größere Freiheit zwischen dir und den deines Vertrauens würdigsten Bürgern obwalten lassen. . . . Du bist so mächtig, daß man nur zu viel Ehrfurcht vor dir haben wird (*). . . . Hinführo werde ich dich nicht mehr an bestimmten Tagen besuchen, sondern ich werde dir erscheinen mitten in deinem Staatsrathe, in deinen traulichen Plaudereien, bei öffentlichen Festen. Ich will deine Begleiterin und deine Freundin seyn. . . . Der König gehorchte, und sein Hof glich in Kurzem der Wohnung eines weisen, aufgeklärten und geselligen Privatmannes. . . . Ein andermal sprach die Weisheit zu Bien-né: Ich rathe dir nicht, dich, gleich dem Califen Aarun Al-Raschid, als Kaufmann zu verkleiden, und auszuspüren, was in Kneipen und Privathäusern geschwatzt und getrieben wird. Auch rathe ich dir nicht, gleich Irwisch (**), deinem Verwandten, unaufhörlich dich auf der Landstraße umherzutreiben, und dich mit der Posse zu erlaben, dich abwechselnd zu vermummen und zu entlarven. . . . Der König gehorchte, und allmälig gewann es das Ansehen, als säße die Weisheit selbst auf dem Throne. Die Finanzen verbesserten sich, die Nation ward blühender und geehrter als je, und Bien-né so glücklich, wie nur das ein König werden kann.

Im Jahre 1737 hatte Morand in einem Lustspiele eine Stiefmutter sehr böser Art aufgeführt, aus reinem Haß gegen die seinige. Er schilderte sie als ein ränkevolles Weib, das damit nicht zufrieden, ihren Mann mit dessen Kindern aus erster Ehe zu entzweien, diese auch noch gegen einander durch Ohrenbläsereien aufhetzt, und durch treulose Rathgeberei ins Verderben zu stürzen sucht. Das Publikum, darüber empört, einen so verabscheuungswürdigen Charakter auf der Bühne erscheinen zu sehen, legte gleich beim zweiten Akte seine Mißbilligung höchst lärmend an den

(*) Armer Monarch, mit welcher saubern Ehrfurcht man dich behandelt hat! Napoleon freilich wußte so was besser anzugreifen.

(**) Kaiser Joseph.

Tag. Der Verfasser, der dicht an der Bühne saß, erhob sich, und redete das Parterre mit folgenden Worten an: „Meine Herren, der von mir in dem heutigen Stücke gezeichnete Charakter „ist der meiner Stiefmutter; wäre sie Ihnen bekannt, so würden „Sie sehen, wie sehr meine Ehrfurcht vor Ihnen mich vermocht „hat, die Züge zu mildern. . . ." Sogleich begann eine Todtenstille zu herrschen, und das Stück erhielt ungetheilten Beifall.

Philosophische Forschungen über die Griechen, von Herrn v. Paw. Zwei Bände. Wenn ich Mercier's Gemälde von Paris durchlief, stieß mir oft der Gedanke auf, daß, so unbestimmt und kleinlich dieses Werk mitunter seyn mag, hätten wir ein ähnliches über Athen oder Rom, es heut zu Tage für uns von unschätzbarem Werthe seyn würde. Die neuen Forschungen des Herrn v. Paw hätten uns diesen Mangel großentheils ersetzen können, wenn sein entschiedener Hang zu Paradoxen ihn nicht zu häufig zu den gewagtesten Voraussetzungen, den oberflächlichsten Ansichten und den gröbsten Irrthümern verleitet hätte. Allein sein Genie erkennt schlechterdings keine Autorität an; er entblödet sich nicht, zu behaupten: Plutarch, Thucydides, Xenophon haben alles verkehrt gesehen; und er hat eben so wenig Ehrfurcht vor ihrem Zeugnisse als vor dem der neuern Schriftsteller, die nicht die Ehre haben, von seiner Ueberzeugung zu seyn. Er züchtigt die dahingeschwundenen Jahrhunderte wie das seinige, arbeitet die ganze Geschichte nach seiner Laune von Neuem um, und indem er ohne alle Schonung die den Andern entwischten Verstöße aufdeckt, macht er selbst eine Menge Schnitzer, welche man kaum einem Schulknaben zu Gute halten würde. Nur ein Beispiel wollen wir davon anführen, das bereits von einigen unserer Gelehrten gerügt worden ist. Er führt nämlich eine Stelle aus Quinctilian (*) an, um daraus zu beweisen, wie schwer es selbst den Schülern dieses erlauchten Rhetors wurde, in der Hauptstadt der römischen Welt die lateinische Sprache zu erlernen; er übersetzt nämlich das Novitii durch Neulinge in den Wissenschaften, anstatt durch neuer-

---

(*) At novitiis nostris per quot annos sermo latinus repugnat.

dings angekaufte ausländische Sklaven, was denn freilich ganz verschieden ist.

Dem sei wie ihm wolle, so sind doch die neuen Forschungen des Herrn v. Paw nicht weniger als die vorhergegangenen der Aufmerksamkeit würdig; sie bieten uns die Ergebnisse einer unermeßlichen Belesenheit und einer höchst kühnen Kritik dar. Irrt er häufig, so irrt er doch wenigstens nicht wie Jedermann; da ist fast keine seiner eigenthümlichen Ansichten, die nicht etwas Originelles und Sinnreiches hätte; seine Irrfahrten, die häufig mit etwas Lehrreichem schließen, beginnen noch häufiger mit ächter Belustigung des Lesers. Man kann zwar gediegenere Kenntnisse, einen philosophischern Geist besitzen; allein, was man ihm nicht streitig machen kann, das ist ein außerordentlicher Umfang an Kenntnissen, ein ungemeiner Scharfsinn, ein feiner Takt, gepaart mit höchst anziehendem Geistesschwung. In Hinsicht der ungeheuersten Belesenheit ist er vielleicht der erste Schöngeist des Jahrhunderts. Man würde ihn, glaube ich, weniger loben, wenn man ihn ängstlicher zu loben suchte.

Indem er von der physischen Constitution der Athener spricht, macht er die Bemerkung, und die Erscheinung ist an sich wirklich höchst merkwürdig und überraschend, daß das Gebiet von Athen, auf welchem so viele Männer aufstanden, deren körperliche Fähigkeiten einen so hohen Grad der Vollendung erreichten, in keinem Zeitalter durch ihre Schönheit preiswürdige Frauen hervorbrachte... Dieser Bizarrerie der Natur mißt er die Verirrung des griechischen Naturinstinkts bei (*). Es existirte in Athen eine seltsame Magistratur, die der Gynäkokosmen, die immerwährend den Weibern den Zwang auflegte, sich auf eine anständige Weise zu schmücken; die Strenge dieses Tribunals war groß; es legte eine Geldbuße von tausend Drachmen denjenigen Personen auf, deren Kopfputz oder körperliche Bekleidung unschicklich waren, u. s. w.

In Betreff der Herabwürdigung der neuern Griechen erlaubt sich P. zu entscheiden, Vergessenheit der bürgerlichen Gesetze,

(*) Jedoch herrschte dieses Laster allgemein in Kleinasien, dem Geburtslande der schönsten und reizendsten Hetären. Die athenischen Weiber lebten wohl zu eingezogen, als daß sie ihre Schönheit zur öffentlichen Schau tragen konnten oder durften.

Unwissenheit und Aberglaube hätten bei diesem Volke so zähe und tiefe Wurzeln geschlagen, daß keine menschliche Kraft oder Gewalt im Stande sei, sie auszurotten. Zur Unterstützung dieser Behauptung führt er das Zeugniß des Verfassers von der malerischen Reise durch Griechenland an, der erzählt, daß Männer aus diesem Volke ihm gestanden hätten, wie, gelangten sie je zur Unabhängigkeit, sie ihre politische Freiheit sogleich dazu gebrauchen würden, daß sie einen allgemeinen Religionskrieg begönnen, worin sie die angeblichen Orthodoxen und die angeblichen Schismatiker bis auf den letzten Mann erwürgen würden, Wörter halber, welche sie nicht einmal richtig auszusprechen verständen, u. s. w.

In keinem Theile seines Werks herrscht der Paradoxengeist des Verfassers so sehr vor, als in demjenigen, wo er den Charakter und die Sitten der Spartiaten, ihre Verfassung und Regierung zergliedert; es ist eine wahre Schmähschrift gegen diese Republik und deren Gründer. Wir müssen reinweg alles in den Wind schlagen, was Plutarch und Xenophon uns darüber vorgeschwatzt haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie das P. verlangt, daß Lykurg ein Mann ohne Genie, ein Barbar gewesen, der weder lesen noch schreiben konnte, und dessen Einrichtungen nur eine grobe und linkische Nachahmung der Cretensischen waren. So originell diese Ansicht ihn auch dünkt, zweifeln wir jedoch daran, daß sie großes Glück machen werde. Man hat nicht bis auf den heutigen Tag gewartet, um die Mängel der Verfassung von Sparta einzusehen; indessen wird man nie aufhören, sie als den schönsten Triumph des Geistes der Gesetze über die Neigungen und Schwächen der menschlichen Natur zu betrachten. Noch nie hat ein Gesetzgeber so bestimmt wie Lykurg das bewerkstelligt, was er bewerkstelligen wollte; keiner hat es verstanden, ein vollkommneres und in Hinsicht auf die Dauer ehrfurchtgebietenderes Ganzes zu bilden.

Letzthin erzählte der Schauspieler Florence in dem Sprachzimmer der Comédie française: der Prinz v. Henin habe die Kinderblattern (la petite vérole). — Sieh doch! erwiederte ihm Jemand, wußte ich doch nicht, daß Fräulein Arnoud sich auch der Miniaturmalerei befleißige.

Die Tugenden, sagte letzthin Frau v. Coaslin, die Tugenden sind bloß menschlichen und die Leidenschaften göttlichen Gebots.

1789.

In der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie der Vierziger, las der so eben darin aufgenommene Chevalier v. Boufflers einige Beobachtungen über die Sitten der zu seinem Gouvernement (am Senegal) gehörigen Länder vor. Das von ihm entworfene Gemälde hat so viel Süßes und Anziehendes, daß man sehr leicht auf die Vermuthung gerathen kann, als habe die Einbildungskraft des Beobachters seine Muster sehr ins Schöne gezeichnet: dieses so schwarze Volk, Dank sei es seinem Pinsel, ist zu einem schneeweißen geworden. Man geräth in Versuchung, auf einen Augenblick es zu vergessen, daß Menschen, die Ihresgleichen verkaufen, wohl wenigstens nicht besser sind als deren Käufer; und man wähnt sich versetzt von den Ufern des Senegal mitten unter Arkadiens Hirten oder an die lachenden Ufer des Lignon; es ist eine wahre Neger-Idylle.

In einer neuen Sitzung der Akademie ward der Oberpräsident der Rechnungskammer, v. Nicolai, feierlich eingeführt. Der zeitige Direktor der Akademie, v. Rhulieres, setzte in seiner Beantwortungsrede die ausgezeichneten Verdienste der Familie Nicolai auseinander, die ohne Unterbrechung und in einer langen Reihe von Generationen eines der ersten Staatsämter bekleidet hat. Unter andern verdient folgender Zug der Vergessenheit entrissen zu werden: Die Belagerung von Valenciennes schien sich sehr in die Länge ziehen zu wollen; auf einmal baten die Mousquetaires (*) um die Vergünstigung, ganz allein zur Erstürmung eines Außenwerks, vor dem der Kern des Heeres hatte weichen müssen, beordert zu werden. So eben hatte Ludwig XIV. die Nachricht erhalten, daß der älteste Sohn des Oberpräsidenten der Rechnungskammer, und der die Anwartschaft auf die Stelle des Vaters gehabt, mit Tode abgegangen sei. Er ließ den jungen Ni-

(*) Bekanntlich aus lauter Edelleuten bestehend.

colai, der unter den Mousquetaires diente, vor sich kommen, theilte ihm die Nachricht von dem Absterben seines Bruders mit, gebot ihm, sogleich abzureisen, um den hochbejahrten Vater zu trösten, dessen Posten er ihm zugleich verlieh. Der junge Mann warf sich dem Könige zu Füßen und sprach: „Sire, in welchem Stande „ich Ewr. Majestät dienen mag, können Sie unmöglich verlangen, „daß ich als ehrloser Mensch eintrete.“ Der König zollte einer solchen Sinnesart den gebührenden Beifall, und der junge Nicolai, bereits Oberpräsident, war bei diesem ewig denkwürdigen Sturm einer derjenigen, die am meisten die Aufmerksamkeit des ganzen Heeres auf sich zogen.

Es ist der nämliche Nicolai, der zur Zeit des Lawschen Systems, als das berüchtigte Verbot erlassen wurde, baares Geld im Hause zu haben, geradezu erklärte, daß, wenn man es wagen sollte, bei ihm eine Haussuchung anzustellen, er mit den Spürhunden nicht viel Federlesens machen würde, und darauf zum Herzog-Regenten sprach: „Ich bewahre sorgfältig in meinem „Hause hunderttausend Thaler, weil, nach dem gegenwärtigen „Gange der Dinge zu urtheilen, der König die Unterstützungen „seiner Unterthanen höchst nöthig brauchen wird, und diese Summe „will ich ihm zu Füßen legen am Tage seiner Volljährigkeit.“

Es sind über die Generalstände so viele langweilige Schriften erschienen! Um so willkommner ist ein Pamphlet, aus dem doch wenigstens ein paar Funken Phantasie und Frohsinn hervorspringen. Es ist die außergewöhnliche und geheime Sitzung der französischen Akademie am 30. März 1789. Man schreibt es dem Grafen Rivarol zu. Hier ein paar einzelne Schilderelen daraus:

Demophoon (Marmontel), immerwährender Sekretär, eröffnet die Sitzung mit einer Rede, worin er seine Mitgesellen ermahnt, die Nation aufzuklären; ihr die zu betretende Bahn vorzuzeichnen. Er besorgt nicht, daß die Generalstände die preiswürdige Einführung der akademischen Jetons, die eines der Grundgesetze der Monarchie sei, jemals antasten werden; indessen glaubt er, es sei gerathen, die Nation daran zu erinnern, wie die ersprießlichen Arbeiten der Akademie unbelohnt bleiben u. s. w. Er ladet die Herren, zur Berathung zu schreiten. Der Vorschlag,

ein Buch zu verfertigen, wird gleich anfangs, von den Bischöfen besonders, verworfen. Mehre Stimmen äußern ziemlich vernehmlich: Schreiben sei ganz gut, um sich die Pforten der Akademie zu eröffnen, aber einmal zum Lehnstuhle gelangt, sei es hinreichend, seine Weisheit von einen Zirkel zum andern zu Markte zu tragen. — Mein Vorschlag, spricht Cytharon (La Harpe) ist dieser: ich will meinen Katheder nach Versailles versetzen, und zweimal die Woche den Ausschüssen Collegia lesen. Sie sollen von mir lernen, daß Boileau ein korrekter, Racine ein harmonischer, Crebillon ein barbarischer, Moliere ein philosophischer Dichter war, u. s. w. Das sind die ewigen Wahrheiten, von denen sich zu durchdringen es der Nation Noth thut. Eine jede Regierung geht von selbst ihren Gang, allein die Literatur muß gehandhabt werden. Man muß hundertmal das wiederholen, was tausendmal gesagt worden, dieselben Tragödien unter andern Namen umarbeiten, dieselben Ideen mit neuen Farben übertünchen. — Flaccus (Florian) thut den Vorschlag, den politischen Theil seines Numa den Zeitumständen anzupassen. Kann jemals, spricht er, dieses Buch bis zu Ende gelesen werden, so ist dessen Glück gemacht. — Azur (Suard) erbietet sich, die National-Berathschlagungen zu revidiren, so wie er das bisher mit den Zeitungsblättern und Opern gethan habe. Der schaffende Geist ist ein bloßes Wort; alles Erschaffene muß gesichtet werden. Die Generalstände selbst — was ist ihr Beginnen? Sichten. Möge es ihnen doch eben so ersprießlich werden, wie mir! . . . Pastorinet (der Herzog v. Nivernois) erinnert mit wenigen Worten daran, was er als Gesandter, als Herzog und Pair, als Minister, als Akademiker, alles gethan. . . . Was kann ich mehr thun? — Großer Mann! ruft Flaccus aus, setzen Sie Ihren großherzigen Thaten dadurch die Krone auf, daß Sie eine Fabel verfertigen. . . . Myzis (Le Mierre) will, man solle seinen Barnevelt aufführen; dies sei die kräftigste Aufmunterung für die Freunde der Freiheit; denn er strotze von schnurrbärtigen Versen. U. s. w.

Der Herzog v. Richelieu litt an einer Hautkrankheit, welche man dadurch zu heilen gedachte, daß man ihm verordnete, Kalb-

fleischschnitte aufzulegen. Worüber denn ein lustiger Vogel bemerkte: que c'était un vieux bouquin, relié en veau et doré sur tranche.

Schreiben der Marquise v. Champcenetz an einen demagogischen Deputirten.

Neapel, den 16. November 1789.

Sehen Sie einmal, wohin Ihre saubern Grundsätze ein armes Geschöpf verschlagen haben! Einerseits an die Ufer eines wüthenden Meeres, andrerseits an den Fuß eines Vulkans, der wie zwei Tropfen Wasser Ihrer Nationalversammlung gleicht; denn alles, was daraus hervorgeht, zerstört und verheert alles, und jagt jeden Ruheliebenden in die Flucht.

Sie hatten mich auf Nachrichten hoffen lassen; allein das Einrenken oder Verrenken jener berüchtigten Constitution, und die Zerrüttung des schönsten Reiches der Welt, das alles beschäftigt Sie zu sehr, als daß Ihnen noch Muße übrigbliebe, an die armen Schlachtopfer Ihrer Rasereien zu denken. Ich habe also 400 Meilen zurückgelegt, um nicht von der Lava überströmt zu werden. Ich habe für die Flucht aus meiner Heimat entschädigt zu werden gehofft durch einen schönen Himmelsstrich, durch schöne Landschaften und schöne Städte; aber noch habe ich nichts gesehen, was mit Paris verglichen werden könnte — die Laterne bei Seite. Der hiesige Himmelsstrich ist tausendmal garstiger als der französische. Italien gleicht dem irdischen Paradies, vor Erschaffung des Menschen; man vermißt darin weiter nichts als ein Volk, das würdig wäre es zu bewohnen und anzubauen. Ich betheure Ihnen, daß ich am Ziele meiner Flucht nichts gefunden habe, was, ich sage nicht meine lieben Franzosen, sondern mein liebes Frankreich, bei mir auch nur einen Augenblick hätte in Vergessenheit bringen können. Ach! wie sind doch die Franzosen auf den vertrakten Einfall gerathen, sich zu Gesetzgebern aufzuwerfen! Und Sie, was haben denn Sie damit zu schaffen? Mein Gott! wie bin ich Ihnen gram, seitdem ich mich hier befinde! Denn Sie und Ihre würdigen Spießgesellen haben mich dazu vermocht. Die Freiheit, so wie sie dem Ei entschlüpft, ist ein furchtbares Scheusal, das ich auf Zeitlebens satt bekommen habe.

Aber, sagen Sie mir doch, was haben Sie denn Gutes gestiftet? Sie haben alles niedergerissen. Sagen mag ich Ihnen nicht, daß man Sie allenthalben tadelt, allenthalben verabscheut; aber etwas noch Stärkeres will ich Ihnen sagen: allenthalben macht man sich über Sie lustig.

Sie haben mehr denn Gott gethan, denn Sie haben das Chaos erschaffen, woraus ein Volk von Cannibalen hervorgegangen ist; das ist der reine Ertrag Ihrer Arbeiten. In allen Ländern, welche ich durchirrt habe, mißfällt man übrigens der Regierung, wenn man von den Angelegenheiten Frankreichs zu plaudern sich unterfängt, und hier ist es selbst den Unterthanen untersagt, von Frankreich, von der Königin, von der Nationalversammlung, auch nur ein Wörtchen fallen zu lassen, will man nicht auf der Stelle in einen Kerker wandern; die Ausländer werden sofort aus dem Lande gejagt; dergestalt, daß ich, der es Noth thut, recht viel über die verwünschten Generalstände zu schwatzen, mich genöthigt sehe, meine Stimme über 400 Meilen weit ertönen zu lassen, um mein Gelüst zu befriedigen. Aber, so sagen Sie es mir doch, wann werde ich mit Sicherheit wieder heimkehren können? Welch ein höllisches Land ist dieses ganze Italien! Während meines Aufenthalts in Rom erhielt man daselbst die Nachricht, daß fünfzehn Meilen davon zwei Dörfer durch ein Erdbeben verschlungen worden; dieser kleine Zufall brachte keine größere Wirkung hervor, als das Herumtragen abgeschnittener Köpfe (*) auf euch Herren Gesetzgeber machte.

Kurz und gut, wie weit sind die Sachen gediehen? Sind Sie endlich am Ziele aller Ihrer Thorheiten? Wie viele Ihrer Schlachtopfer, deren Tage Sie verkürzt, deren Ende Sie vergiftet haben! Es wird der Tag kommen, wo die gesammte Nation es einsehen wird, wie sie durch Gaukler hinters Licht geführt worden, es einsehen wird, daß Sie aus Ihrer entsetzlichen Macht nur das Werkzeug Ihres Hasses und Ehrgeizes gemacht haben. Empfangen Sie diese traurigen Wahrheiten, und zweifeln Sie nicht daran, daß meine täglichen Wünsche gegen Sie gerichtet sind.

1790.

Stößt man in der Welt nicht auf viele Menschen, die den Vorschlag thun, Grundsätze zu drehen und zu spinnen gerade wie die Seiler ihr Seil drehen, nämlich die Augen gerichtet auf den Punkt, von dem sie ausgehen, und den Rücken dem Punkte zugekehrt, auf den sie zugehen?

(*) Etwa Foulon's und Berthier's, und De Launay's?

Der

kleine Prophet von Boehmischbroda,

von Grimm.

1753.

Herin sind aufgezeichnet die einundzwanzig Kapitel der Weissagung des Gabriel Joannes Nepomucenus Franciscus de Paula Waldstorch, genannt Waldstoerchel, geboren zu Boehmischbroda in Bochmen, Philoseph. et Theolog. moral. Studiosus in colleg. maj. R. R. PP. Societ. Jes., eines Sohnes des tugendsamen und ehrenfesten Eustachius Josephus Wolfgangus — Waldstorch, privilegirten Instrumentenmachers, wohnhaft in der Judengasse in der Altstadt zu Prag neben den Carmelitern, im Schilde zur Rothen-Geige — und er hat dieselben eigenhändig niedergeschrieben, und er benamset sie sein Gesicht

Lat.

Canticum Cygni Bohemici.

Erstes Kapitel.

Die drei Menuets.

Und ich saß auf meinem Dachstübchen, so ich mein Zimmer nenne, und es fror baß, und ich hatte kein Feuer in meinem Ofen, denn das Holz war theuer.

Und ich war gehüllt in meinen Mantel, welcher vor Zeiten blau war, und jetzt ins Weißliche spielt, sintemalen er abgetragen ist;

Und ich kratzte auf meiner Geige, um mir die Finger zu erwärmen, und ich sah ein, daß der künftige Fasching lange dauern würde.

Und der Ehrgeizteufel fuhr mir in den Leib, und ich sprach zu mir selber:

So will ich denn für die Prager Redoute Menuets anferti-gen, und mein Ruhm soll fliegen von Mund zu Mund, und e[s] soll erschallen über den ganzen Erdkreis und über ganz Böhmen!

Und jedweder Finger soll ehrend auf mich gerichtet seyn, und ich will heißen der Menuetmacher κατ᾽ ἐξοχην, das heißt, vo[r]zugsweise;

Und die Schönheit dieser Menuets soll gepriesen werden so wohl von denen, so dieselben tanzen, als von denen, so diesel-ben singen werden, und man soll sie spielen auf der Jubilat[e] Messe zu Leipzig, in allen Gasthöfen und Herbergen, und ma[n] soll sprechen:

Das sind die schönen Menuets des Prager Faschings! Da sind die Menuets von Gabriel Joannes Nepomucenus Franciscus d[e] Paula Waldstorch, der Philosophie Beflissenen! Das sind di[e] Menuets des großen Künstlers: das sind sie!

Und ich ließ mich wohlbehaglich hinundherschaukeln von Hoch-muths-Träumen, und berauschte mich in den Dünsten der Eite[l]keit, und setzte meinen Hut verquer.

Und ich wandelte mit mächtigen Schritten einher auf meinem Dachstübchen, so ich mein Zimmer heiße, und sprach in der Trun-kenheit meiner ehrsüchtigen Projekte:

Ha! wie soll der Vater sich damit brüsten, daß er einen s[o] herrlichen Sohn erzeugt, wie die Mutter den Leib segnen, de[r] mich getragen, und die Brüste, die mich gesäugt haben!

Und es war mir so behaglich in dem Wirrwarr meiner Em-pfindungen, und ich konnte des Träumens nicht müde werden und reckte starr meinen Kopf empor, den ich von Natur etwa[s] gesenkt trage.

Und der Ehrgeitz durchglühete mich, ungeachtet kein Holz i[n] meinem Ofen war, und ich sprach:

Ha! es ist doch etwas Herrliches, wenn man Schwung in der Seele hat, und wie viel große Dinge erzeugt die Liebe zum Ruhm!

Und ich hüllte mich fest in meinen freischwebenden Mantel, der vor Zeiten blau war, und der jetzt ins Weißliche spielt, sin-temalen er abgetragen ist, und ich ergriff meine Geige, und ver-fertigte stehendes Fußes drei Menuetts, eins dicht hinter dem an-dern, und das zweite war im Mollton.

Und ich spielte sie auf meiner Geige, und sie behagten mi[r] baß, ich spielte sie wieder, und sie behagten mir noch mehr; und

ich sprach: Ha! es ist doch ein köstliches Ding um die Autorschaft!

Zweites Kapitel.

Die Stimme.

Und siehe da, plötzlich ward mein Zimmer, so nur ein Dachstübchen ist, von einem hellen Lichte erleuchtet, obgleich nur ein Pfennigslicht auf meinem Tische brannte.

(Denn ich brenne Licht, wenn ich Musik mache, denn ich bin heiter, Und ich brenne Rüböl, wenn ich Philosophie treibe, denn ich bin trübsinnig.)

Und ich vernahm eine Stimme, die ein lautes Gelächter erschallen ließ, und ihr Lachen überschrie die Töne meiner Geige.

Und ich ward böse darob, daß man mich auslachte, weil ich das Auslachen nicht leiden kann.

Und die Stimme, so ich nicht sah, sprach zu mir:

Entböße dich, denn ich lache über dein Bösewerden, und du magst das Auslachen nicht leiden.

Und entböße dich stracks, und laß fahren deine ehrgeizigen Träume, denn ich habe sie stets vernichtet, denn sie waren mit den meinigen in Widerspruch.

Und ein Andrer soll die Menuets für den Prager Fasching machen, und die deinigen sollen nicht gespielt werden auf der Leipziger Messe, denn du wirst sie nicht gemacht haben.

Denn ich habe dich gewählt und auserkohren unter deinen Gesellen, um herbe Wahrheiten zu verkünden einem leichthirnigen und anmaßlichen Volke, das dich auslachen wird (obgleich du das Auslachen nicht leiden magst), weil es ungelehrig und flatterhaft ist, und das dir keinen Glauben schenken wird, weil du ihm die Wahrheit sagst.

Und deshalb habe ich dich ausersehen, weil ich thue, was mir beliebt, und keiner Seele Rechenschaft gebe.

Und du sollst keine Menuets machen, denn Ich sage es dir.

Drittes Kapitel.

Die Marionetten.

Und eine Hand ergriff mich beim Schopfe, und ich fühlte mich in die Lüfte erhoben, und ich wanderte so vom Donnerstage bis zum Freitage, und war gehüllt in meinen Mantel, der vor Zeiten blau war, und jetzt ins Weißliche spielt, sintemalen er abgetragen ist.

Und ich gelangte zu einer Stadt, von der ich noch nie gehört hatte, bis auf den heutigen Tag, und ihr Name war Paris, und ich sah, sie war sehr groß und sehr schmutzig.

Und es war am Abend, und zur fünften Stunde des Tages, und ich befand mich in einem Schauspielhause, zu welchem die Menge hinströmte;

Und mein Herz erbebte vor Freuden, denn ich sehe gern schöne Schauspiele; und ungeachtet ich nicht reich bin, handele ich doch nicht erst lange mit meinem Geldbeutel, wenn's dergleichen zu sehen giebt.

Und ich sprach zu mir selber (denn ich plaudere gern mit mir selber, wenn man mir Zeit läßt):

Wahrscheinlich wird hier Tamerlan und Bajazeth von den großen Marionetten aufgeführt, denn ich fand den Saal für die Bühne eines Pulcinello viel zu prächtig.

Und ich hörte Geigen stimmen, und sprach: ohne Zweifel giebt's auch eine Serenade, und es werden die kleinen Marionetten tanzen, wann die großen ihre Lektion aufgesagt haben.

Denn die Bühne fand ich dazu geräumig genug, und, wenn gleich, um die Marionetten herauszubringen, in den Coulissen einiger Wirrwarr entstehen kann (denn sie waren sehr eng), so berechnete ich doch so bei mir, daß wohl an sechs Marionetten in einer Reihe tanzen könnten, und daß solches wunderschön seyn müsse.

Und, obgleich ich in meinem Leben viel Marionettenbuden gesehen hatte, so war mir doch noch keine schönere vorgekommen alldieweilen die Dekorationen prachtvoll, und die Logen reichlich vergoldet waren: und das Ganze nett und geschmackvoll.

Und auf allen wandernden Bühnen des deutschen Schauspiels hatte ich nie etwas dem ähnliches gesehen, ungeachtet lebendige Menschen darauf spielen: und nicht Marionetten.

Und wenn gleich bei mir zu Lande die Dekorationen weit strahlender in die Augen fallen, weil man sie mit Oel tränkt, und kein Geld dabei spart, so fand ich doch, daß die hiesigen weit schöner als die unsrigen gewesen seyn würden, hätte man sie geölt wie bei mir zu Lande.

Viertes Kapitel.

Der Holzklöber.

Und während ich so zu mir selber redete (denn ich plaudere gern mit mir selber, wenn man mir Zeit läßt), ward ich gewahr, daß das Orchester zu spielen begonnen hatte, ohne daß ich es bemerkt, und sie spielten so etwas, so sie eine Ouvertüre nannten.

Und ich gewahrte einen Menschen, der hielt einen Knüppel in der Faust, und ich dachte, er würde die elenden Geiger damit züchtigen, denn ich vernahm deren viele unter den andern, welche gut, jedoch nicht in großer Zahl waren.

Und der Mensch machte ein Lärmen, als klöbte er Holz, und ich war darob ganz verwundert, daß ihm der Arm am Leibe sitzen blieb, und die Kraft seines Armes erschreckte mich.

Und ich stellte Betrachtungen an (denn ich grübele gern, wenn man mir Zeit läßt), und ich sprach zu mir selber:

Ach! wie stehen doch die Gaben in dieser Welt am unrechten Fleck, und wie kräftig bricht dennoch das Genie hervor, wenn gleich es am unrechten Flecke steht!

Und ich sprach: Wäre der Mensch da in meines Vaters Hause geboren, welches nur eine Viertelmeile von der Boehmischbrodaschen Heide in Böhmen entfernt liegt, so könnte er leicht eine dreißig Kreuzer des Tages verdienen, und seine Familie wäre reich und geehrt, und seine Kinder lebten im Ueberfluß;

Und man würde sprechen: Siehe da den Holzklöber von Boehmischbroda, siehe, da steht er! Und seine herrliche Gabe würde ihm dort ersprießlich seyn, anstatt daß er hier in dieser Bude gewißlich nicht so viel verdient, um sich in Brod satt zu essen und in Wasser satt zu trinken.

Und ich merkte, so man hieße den Takt schlagen, und obgleich derselbe gar kräftig geschlagen wurde, stimmten doch die Musikanten nie überein.

Und ich begann mich zu sehnen nach den Serenaden, so wir ausführen, wir andern Jesuitenschüler, auf den Gassen von Prag, sobald es Nacht ist, denn wir halten immer Takt, und haben dabei nie einen Knüppel.

Und der Vorhang rollte auf, und ich gewahrte Stricke und Taue im Hintergrunde der Bühne, und man spreizte sie hin, mir nichts dir nichts;

Und ich sprach bei mir selber: gewißlich wird man sie an Tamerlan's Kopf befestigen, und er wird ein mächtiges Gefolge anderer Marionetten hinter sich herziehen, denn es waren dort der Stricke und Taue gar viele, und so wird er die Scene eröffnen, und das Schauspiel wird etwas Wunderherrliches seyn.

Und ich fand es schlecht gethan, daß man die Stricke und Taue nicht an die Köpfe befestiget hatte, noch bevor man den Vorhang aufzog, so wie das bei mir zu Lande geschieht: denn es gebricht mir nicht an Mutterwitz.

Fünftes Kapitel.

Die schwarzen Augen.

Aber weit gefehlt! Und es trat vor ein Schäfer, und alles schrie: Da kommt der Gott des Gesanges, da kommt er! Und ich merkte, ich sei in der französischen Oper.

Und seine Stimme schmeichelte behaglich meinem Ohr, seine Klagen rührten mich, und er drückte mit Kunst aus, was er nur wollte, und war gleich sein Gesang etwas langsam, so erregte er mir doch nicht Langeweile, denn er besaß Geschmack und Gefühl.

Und es erschien auch seine Schäferin, und sie hatte große schwarze Augen, die gar sanft und holdselig spielten, um ihn zu trösten: denn es that ihm Noth, denn er sagte es ihr.

Und ihre Stimme war beflügelt und brillant, und tönte silberartig, und ihr Gehalt war rein wie Gold, das aus der Schmelze fleußt, und sie sang gut und schön Gesänge, die nicht gut und schön waren, und ihre Kehle ründete jede Plattheit.

Und ungeachtet die Musik jämmerlich und armselig war, merkte man es doch nicht, wenn sie sang, und ich sprach: ha! das ist

lichen Spitzbübin! Denn sie besaß Kunst, und ihre Kunst täuschte mich gar anmuthig.

Und ich sprach bei mir selber (denn ich plaudere gern mit mir; wenn man mir Zeit läßt):

Gewißlich hat dieser Schäfer und diese Schäferin Feinde, welche sie zwingen, in den Marionetten-Buden zu singen, um ihnen die Stimme zu verhunzen, und die Lungen zu Grunde zu richten.

Denn ich roch den Geruch des Oels und des Talgs, der mich verpestete, ungeachtet ich in den Helden von Boehmischbroda in Böhmen geboren bin, wo die Luft dick ist, und ich meine gesammten Studien bei einer Lampe gemacht, deren Oel nicht allzufein ist, denn es kostet nur acht Kreuzer: und ich habe wackere Studien gemacht, denn ich bin nicht wenig gelehrt.

Und ich begann in der Aufrichtigkeit meines Herzens die Feinde dieses Schäfers und dieser Schäferin zu verwünschen, denn ihre Stimme und ihr Gesang behagten mir, ungeachtet ihre Musik mir Langeweile erregte, und ihr Loos fing an, mich zu jammern; und ich fuhr fort in meinen Verwünschungen: denn ich bin ein Teufelskerl, wann ich in Zorn gerathe.

Sechstes Kapitel.

Die Hexe.

Und als meine Schäferin, so ich die meine nenne, weil sie mir wohlgefiel, meinen Schäfer getröstet hatte, so ich den meinen heiße, weil er mich ergötzte, und nachdem sie einander recht viel Liebes gesagt und gethan, und einander nichts mehr zu sagen hatten, zogen sie von dannen.

Und siehe, da erschien eine Frau, und sie thät gewaltig einherschreiten, sie trat an den Rand der Bühne vor, und sie dräuete mit den Augenbrauen und ballte die Fäuste, und ich merkte, daß sie ergrimmt sei.

Und es kam mir vor, als dräue sie mir, und ich gerieth in Harnisch, denn ich bin hitzig, und kann das Dräuen nicht leiden, und mein Nachbar sprach: nein, mir will sie zu Leibe; und sein Nachbar sprach: nein, mich hat sie auf's Korn genommen.

Und ich zerbrach mir das Gehirn, um zu ergrübeln, warum sie so grimmig sei, denn ihre Rolle war bloß trübselig, und es war mir schlechterdings unmöglich, solches zu errathen.

Und sie trug in der Hand eine Gerte, so wunderthätig war, weil es der Poet also geschrieben hatte, und vermittelst dieser Gerte vermochte und wußte sie alles, nur den Gesang nicht, wovon sie nichts verstand, ungeachtet sie solchen zu verstehen wähnte.

Und ich hörte sie gar entsetzlich heulen und brüllen, und die Adern schwollen ihr mächtig, und ihr Antlitz glühete wie der Purpur zu Tyrus, und die Augen traten ihr aus dem Kopfe hervor, und ich fing an mich zu fürchten.

Und ich ward inne, daß diejenigen, so im Adler der heiligen Apollonia zu Wyschérade singen, wenn gleich reichlich mit Speise und Trank versorgt, mit ihren Lungen nicht aufzutreten vermöchten gegen die Lungen der Hexe, und ich sprach: ei! warum sind sie nicht hier, um die Hexe zu hören; warlich, sie würden die Nase nicht mehr so hoch tragen, und wenn wir andern Schüler vor ihnen den Hut abziehen, würden sie unsern Gruß mit mehr Leutseligkeit erwiedern.

Und mit der Gewalt ihrer Stimme, obgleich alle Töne derselben falsch waren, rief sie Todte hervor, ungeachtet die Lebenden vor ihr ausrissen; und ich sprach bei mir selber: zweifelohne haben diejenigen, so in dieser Bude verstorben sind und begraben worden, von Natur unmusikalische Ohren.

Und es trat ein Greis auf, den die Frau mit der Gerte einen Jüngling nannte (denn der Poet hatte es also niedergeschrieben), ungeachtet der alte Mann über sechszig Jahre zählte. Und er gurgelte sich vor der ganzen Gesellschaft, und that dabei, als ob er sänge.

Und ich fand solches höchst unanständig, und er gurgelte sich in einem fort, und seine Rolle nahm ein Ende; und ich sprach: Dieweilen dieser arme Mann mit dem Singen sich so gewaltig abäschert, so müßte man zu ihm sagen: ei Lieber, sage uns deine Rolle ohne Gesang her, denn du wirst es gut machen; denn ich habe Mutterwitz und bin nicht auf den Kopf gefallen.

Und ich mußte lachen ob seinem Gurgeln, und wenn ich seiner spotten wollte, gebot er mir Achtung durch sein Spiel, und ich ward inne, er sei ein ehrwürdiger Mann, denn er hatte einen

edeln und würdevollen Anstand, und er gebrauchte die Arme, wie sie kein Anderer gebrauchte.

Siebentes Kapitel.

Die Chaconne.

Und ich gewahrte einen Mann, der das noch besser verrichtete; und man schrie: die Chaconne! die Chaconne! Und er sprach kein Wörtchen, und ich bewunderte ihn; denn er zeigte seinen Leib und seine Arme und seine Beine in allen Richtungen, und er war schön, und wenn er sich umkehrte, war er noch schön, und sein Name hieß Dupre.

Und ich sah auftreten einen Bauer mit seiner Gefährtin, und ich merkte, es seien verkleidete Musikanten, denn ich habe den Staar nicht; denn sie beschrieben auf dem Fußboden die gespielte Musik, und ich zählte an ihren Schritten jede einzelne Note des Taktes ab, und die Rechnung war ganz richtig, und ich bewunderte ihren Tanz, weil ich mich auf Musik verstehe: denn ihr Name hieß Lany.

Und ich gewahrte Tänzer und Springerinnen ohne Maaß und Ziel, und sie nannten es Feier, ungeachtet es keine Feier war; denn man gewahrte dabei nicht einen Schatten von Frohsinn; und das Ding wollte gar kein Ende nehmen, und ich merkte, daß das Springen und Hüpfen den Leutchen keine Langeweile machte, ungeachtet ihr ganzes Wesen die höchste Langeweile verrieth, und sie mich und Jedermann langeweilten.

Und alle Augenblick störten ihre Tänze die Schauspieler, und wenn diese im besten Aufsagen waren, dann langten die Springerinnen an, und man verwies die Redenden in einen Winkel, um den Springerinnen Platz zu machen, ungeachtet die Feier nur für die Redenden bestimmt war, denn also hatte der Poet solches niedergeschrieben; und wenn sie einmal wieder was zu sagen hatten, dann gestattete man ihnen in die Mitte hervorzutreten, wohlverstanden unter der Bedingung, sich wieder in den Winkel zu verkriechen, wenn sie ihr Herz ausgeschüttet hätten.

Und ich fand, daß wir dabei uns weit gescheidter nehmen, weil unsere Redenden mit den Springerinnen nie etwas zu schaf-

sen haben, und fix und fertig sind, sobald diese anfangen: denn ich spreche frei von der Leber weg.

Und es leuchtete mir ein, wie der Dichter ergrimmt seyn müsse gegen die Springerinnen, die unaufhörlich seinen Hauptpersonen in die Rede fallen, ohne jemals einen Grund dafür anzugeben.

Und ich bewunderte die Herzensgüte des Mannes, daß er die Hauptpersonen die Springerinnen herbeirufen ließe, wenn diese da gar nichts zu suchen hatten; und obgleich er sagt, daß sie da was zu suchen haben, glaubte ich es dennoch nicht, denn sie hatten da nichts zu suchen.

Achtes Kapitel.

Die Sammlung.

Und so langeweilte ich mich zwei und eine halbe Stunde lang, indem ich einer Sammlung von Menuets und Arien zuhörte, so sie Gavotten nennen, und von andern, so sie Rigaudons und Tambourins und Contredansen nennen; und dies alles untermischt mit Kirchengesang, so wie wir ihn noch bei der Vesper singen bis auf den heutigen Tag, und mit ein paar Gassenhauern, welche ich habe spielen hören in den Vorstädten Prag's, und namentlich im Weißen Kreuze und im Erzherzog Joseph.

Und ich merkte, so was heiße in Frankreich eine Oper, und ich merkte mir das in meine Schreibtafel, um's nicht wieder zu vergessen.

Neuntes Kapitel.

Der Akt.

Und es war mir recht lieb, als der Vorhang fiel, und ich sprach: dich sehe ich wohl schwerlich wieder aufziehen!

Und die Stimme, die mich hieher geleitet hatte, begann zu lachen, und ich merkte, daß sie mich auslachte, obgleich es mich ärgerte, denn ich mag das Auslachen nicht leiden.

Und sie sprach zu mir: Du sollst mir nicht auf die Prager Redoute, und du wirst nicht von hier fortkommen: denn das ist nicht meine Absicht.

Und du sollst die Nacht hier verbleiben, und meine Willensmeinung niederschreiben, so wie ich dir solche vorsagen werde; und du sollst sie diesem Volke verkünden, das mir einst so lieb war, und nun mir so verhaßt geworden ist durch die Anzahl seiner Abtrünnigkeiten.

Und du sollst meinen Willen in Druck geben, wenn du einen Drucker dazu ausfindig machen kannst; denn die Lüge hat sich aller Druckerpressen bemächtiget, und die Wahrheit erscheinet nicht anders mehr in Druck als mit Bewilligung und Bevorrechtigung von Gott weiß, woher?

Und ich gehorchte der Stimme, weil meine Mutter zu mir gesagt hatte: sei nachgiebig. Und ich sagte zu der Stimme, welche mit mir redete: ich unterwerfe mich deinem Willen; aber so du noch einiges Erbarmen mit mir hast, und du mich nicht in dem Uebermaaße deines Zorns bestrafen willst — — o so laß jene dort ja nicht singen, während ich deinen Willen niederschreibe, und entreisse mich der Angst, das Dinges da wieder beginnen zu sehen, so sie Oper nennen; denn ihre Gesänge haben mich betrübt, ihre Spiele mich geängstet, ihre Betrübniß ist doch gar zu ekelhaft und jämmerlich, und ihr Frohsinn langeweilt mich.

Und die Stimme erwiederte mir liebevoll: Sei unbesorgt, denn du bist mein Sohn, und ich war dir hold, bevor du noch die drei Mennuets für den Prager Fasching, wovon das zweite im Mollton ist, verfertiget hattest.

Und sie sollen nicht mehr singen, und dein Ohr soll der Ruhe sich erfreuen; denn sie sind entsetzlich erschöpft, und ihre Redenden, und der Holzklöber, und die Geigen ihres Orchesters bedürfen der Ruhe, denn die nächste Vorstellung ist vor der Thür....

Und ich zog mir den Schluß, daß, um seiner Brust zu pflegen, es gerathener sei, das Horn zu blasen in dem Walde von Boschmischbroda von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Niedergang, als dreimal die Woche den Alt zu singen in ihrer Operbude.

Zehntes Kapitel.

Die Ecke.

Und also beruhigte mich die Stimme, und sie gebot mir, mich in eine Ecke zu stellen, welche man die Ecke der Königin zu nennen pflegt, weil sie sich unter der Loge der Königin befindet bis auf den heutigen Tag.

Und obgleich die Ecke finster war, befanden sich doch daselbst gar lichtvolle Leutchen. Denn dort versammeln sich die Philosophen und die schönen Geister, und die Auserwählten des Volks, bis auf den heutigen Tag; und die von Gott Verstoßenen finden dort keinen Zutritt, denn sie werden ausgeschlossen.

Und in dieser Ecke nimmt man kein Blatt vor den Schnabel, man nennt Wort und Sache frei von der Leber weg. Und dort vernimmt man das Wort, welches die schlechten Poeten zur Verzweiflung bringt, und die Sache, welche alle elende Tonkünstler mit Furcht und Zittern erfüllt.

Und dort langweilt man sich selten, weil man eben nicht allzufleißig zuhört, und man schwatzt dort gewaltig, wenn gleich die Schildwache spricht: meine Herren, sprechen Sie gefälligst leiser; meine Herren, sprechen Sie gefälligst leiser.

Und man scherrt sich dort viel um die Schildwache, mag sie sprechen oder nicht, denn man plaudert lieber, als daß man das anhörte, was sie singen nennen.

Und als Jedermann hinaus war, und man viel Böses gesagt hatte von dem, was sie Oper nennen, zog ich meine Schreibtafel aus der Tasche, und sprach zu der Stimme:

Rede, auf daß ich deinen Willen niederschreibe und ihn dem Volke verkündige, von welchem du sagst, es sei leichthirnig, wenn auch sein Gesang schwerfällig ist, und von welchem du sagst, es sei lebendig und muthwillig, wenn gleich seine Oper trübselig und langweilig ist.

Und die Stimme, so zu mir geredet hatte, ertönte kräftig, gewaltig und pathetisch, und ich schrieb.

Eilftes Kapitel.

Hier beginnt die Offenbarung.

O ihr Mauern, welche ich mit eigener Hand zum Denkmale meines Ruhms erhoben habe! O ihr Mauern, einst bewohnt von einem Volke, so ich das meinige nannte, weil ich es von Anbeginn auserseheu hatte, um es zum ersten Volke Europa's zu machen, und seinen Ruhm und seinen Preis bis über die Grenzen hinaus erschallen zu lassen, welche ich dem Weltgebäude gesteckt habe!

O Stadt, die du dich die Große nennest, weil du unermeßlich bist; und die Ruhmwürdige, weil ich dich mit meinen Flügeln bedeckt habe: leihe mir dein Ohr, denn ich will reden.

Und du, o Fleck, auf dem sie die Bühne des französischen Schauspiels errichtet haben, welchem ich Genie und Geschmack zum Erbtheil verliehen, und zu welchem ich gesagt habe: Du sollst in der ganzen Welt nicht deines Gleichen haben, und dein Ruhm soll erschallen von Osten bis Westen, und von Süden bis Norden: leihe mir dein Ohr, denn ich will reden.

Und du läppische und übermüthige Bühne, die du dir den Ehrennamen einer Musik-Akademie angemaßt hast, wenn gleich du eine Musik-Akademie bist, und wenn gleich ich dir die Befugniß dazu nicht ertheilt habe: leihe mir dein Ohr, denn ich will reden.

O leichthirniges und flatterhaftes Volk! O Volk immer zum Abfall geneigt, und dem Wahnsinn deines Hochmuths und deiner Eitelkeit zur Beute!

Tritt vor mich her, auf daß ich mit dir rechte, ich, der, so ich will, dich dem Nichts gleich stellen kann: tritt her, auf daß ich dich im Angesichte zu Schanden mache, und mit meiner Hand deine Verworfenheit auf deine eitele Stirn in allen Zungen Europa's eingrabe!

Zwölftes Kapitel.

Die Wanderung.

Du warst in den Schlamm der Unwissenheit und Barbarei versunken; du tapptest umher in der tiefen Nacht des Abergla-

bens und des Blödsinns; deinen Philosophen gebrach es an ge-
sundem Menschensinn, und deine Professoren waren Strohköpfe.
In deinen Schulen redete man ein barbarisches Kauderwälsch,
und auf deinen Schaubühnen spielte man die Mysterien.

Und mein Herz ward von Erbarmen gegen dich ergriffen, und
ich sprach bei mir selber: Es ist ein nettes Völkchen; ich finde
Wohlgefallen an seinem Geist, welcher sich leicht und zwanglos
regt, und an seinen Sitten, welche milde sind, und ich will es
zu meinem Volke erheben, weil ich es will, und es soll das erste
Volk, und es soll kein so allerliebstes Volk mehr gefunden
werden.

Und es sollen seine Nachbaren seinen Ruhm schauen, und
denselben nicht erreichen können. Und es soll mich erlustigen,
wann ich es werde ausgebildet haben nach meinem Wohlgefallen;
denn es ist ein allerliebstes und gar spaßhaftes Völkchen, und ich
erlustige mich gern.

Und ich habe deine Väter aus dem Nichts hervorgezogen, wo-
ein sie versunken waren, und ich habe die dichte Finsterniß zer-
streut, so dich umgab, und habe das Tageslicht dir zugesandt,
um dich zu erleuchten, und habe in deine Brust gesenkt die Fackel
der Künste und Wissenschaften.

Und habe dir die Pforten deines Verständnisses eröffnet, um
dich zur Einsicht des Verborgenen zu bringen, und habe deinen
Geist gefeilt und gemodelt, und habe ihn mit allen Gaben aus-
gestattet, und habe ihm verliehen zum Erbtheil Geschmack, und
Gefühl und Scharfsinn.

Und obgleich ich erleuchten konnte mit meiner Fackel den Bri-
ten und Spanier, den Germanier und den Bewohner des Nor-
dens, weil bei mir nichts unmöglich ist, habe ich es dennoch nicht
gethan.

Und obgleich ich die Künste und Wissenschaften in ihrer Hei-
mat lassen konnte, denn dort hatte ich sie wiedergeboren, habe ich
es dennoch nicht gethan.

Und ich habe zu ihnen gesprochen: Scheidet aus Italien
und wandert über zu meinem Volke, welches ich mir auserschen
habe in der Fülle meiner Barmherzigkeit — ziehet ein in das
Land, welches ich hinfort bewohnen werde, und zu welchem ich
gnadenreich gesagt habe: du sollst die Heimat aller Talente seyn.

Und ich habe dir jene Menge von Philosophen gegeben, von
Descartes an bis zu den Philosophen, so ich an die Spitze der

Ency-

Encyclopädie gestellt, und bis zu demjenigen, zu dem ich gesagt habe: Mache mir die Naturgeschichte. . . .

Und diese Menge von Dichtern, von Schöngeistern und von Künstlern ohne Maaß und Ziel.

Und ich habe sie insgesammt in einem Zeitalter vereinigt, und man nennt es das Zeitalter Ludwigs XIV. bis auf den heutigen Tag, zum ewigen Andenken an alle die großen Männer, so ich dir gegeben, von Moliere und Corneille an, welche die Großen heißen, bis auf La Fare und Chaulieu hinunter, welche die Nachläßigen heißen.

Und ungeachtet dieses Zeitalter vorüber war, thät ich doch, als merkte ich es nicht, und habe das Geschlecht der großen Männer und der herrlichen Talente unter dir fortgepflanzt.

Und habe dir geschenkt Dichter und Schöngeister, und Maler und Bildhauer von großer Kraft, und Künstler ohne Zahl, und treffliche Männer in jeglicher Gattung von der größten an bis zur kleinsten hinunter.

Und habe dir geschenkt Philosophen von großem Rufe, und habe ihnen die Augen aufgeschlossen, um das zu sehen, was du zu sehen nicht vermochtest, und sie sahen gar hell, denn sie sagen, es dunkele ihnen so vor den Augen.

Und habe mir da ganz eigens einen Mann geschaffen, in welchem ich alle Talente und alle Gaben vereinigt habe, auf daß er sie alle hätte (*).

Und habe mir noch einen andern lichtstrahlenden Mann geschaffen, und demselben Tiefe des Verständnisses und Erhabenheit der Ansichten verliehen, und zu demselben gesprochen: Schaue, und er hat geschaut. Und ich habe ihm meinen Odem eingehaucht, und ihm den Geist der Gesetze überliefert, und er hat denselben dir übergeben, und hat dich erschauen lassen, was du in deiner Kurzsichtigkeit nimmer würdest geschauet haben.

Und dein Ruhm hat sich behauptet bei deinen Nachbarn bis auf den heutigen Tag.

(*) Vermuthlich Voltaire.

Dreizehntes Kapitel.

Die Soupers.

Und obgleich meine Wohlthaten dich zum Abfall und Ungehorsam verleitet, und sie dich hoffärtig gemacht, und deine Eitelkeit und dein Dünkel den höchsten Gipfel erreicht haben;

Obgleich du meine Stimme verkennst, welche dir ruft, und du dich dem schlechten Geschmacke preisgiebst; obgleich du hinter d e n Witz herläufst, den ich nicht Witz nenne, und welcher eben so falsch ist, wie die Stimmen, welche unter der Wünschelruthe deiner Oper ihre Rollen absingen;

Obgleich du Mutterwitz und gesunden Menschenverstand aufgegeben, und dich in die Nichtsnutzigkeit und Zerstreuung deiner Ideen geworfen hast, welche ohne Sinn und Verstand sind;

Ungeachtet du tagtäglich in deiner Trunkenheit über Dinge aburtelst, über welche du nie nachgedacht hast;

Ungeachtet du tagtäglich in dem Blödsinne deines Geistes und in der Völlerei deiner Schmausereien, so du Soupers nennest, diejenigen Schriftsteller verdammst und herabwürdigst, welche ich erschaffen habe, und die einzig und allein deinen Ruhm ausmachen;

Habe ich in meiner Barmherzigkeit deiner Keckheit gespottet und deine Faseleien mit dem Auge meiner Nachsicht und Geduld angesehen.

Und deine zahllosen Widerspenstigkeiten haben bloß dazu gedient, die Wunder zu vervielfältigen, welche ich noch täglich bewirke in deiner Mitte, sowohl in deinen Akademien, als auf deinen Bühnen, und vor deinen Augen, die einst so fein und scharfsehend waren, und jetzt so stumpf und trübe worden sind.

Und ich habe deinen Nachbarn deine Schande und deinen Verfall verborgen, und habe denselben Ehrfurcht und Bewunderung für dich eingeflößt, so, als hättest du nicht den Sinn für alles was Groß und Schön ist, eingebüßt.

Und ich habe sie verhindert, dich zu sehen, wie du in der Armseligkeit deiner Ideen herumkriechst.

Vierzehntes Kapitel.

Der Florentiner.

Und eben so wie ich die andern Künste aus Italien entnommen hatte, um sie dir alle zu schenken, wollte ich auch die Tonkunst in deinen Schooß verpflanzen, und sie dem Genius deiner Sprache anpassen.

Und ich wollte die Tonkünstler erschaffen, und sie ausbilden und ihnen lehren, wie sie mir Musik machen sollten nach meinem Ohr und nach meinem Herzen.

Und du hast meinen gnadenvollen Willen in die Schanze geschlagen, weil ich ihn reichlich über dich ausgoß.

Und in deiner Verhärtung hast du dir eine Oper gemacht, die seit achtzig Jahren mich langeweilt, und die das Gelächter des gesammten Europa's erregt, bis auf den heutigen Tag.

Und in der Halsstarrigkeit deines Unsinns hast du diese Oper zur Musik-Akademie erhoben, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist, und ich dieselbe nie anerkannt habe.

Und zu deinem Abgott hast du dir den Florentiner erkoren, ohne mich um Rath zu fragen, und ungeachtet ich ihn nicht gesandt hatte.

Und weil er einen Schimmer von Genie empfangen hatte, hast du es gewagt, ihn mir entgegenzustellen, weil ich meinen Knecht Quinault in meiner Barmherzigkeit dir gegeben hatte.

Und du hast geglaubt, daß des Florentiners Eintönigkeit meine Ungeduld erregen und mich zwingen würde, dich zu verlassen, weil ich hitzig bin, und du mich durch die Unzahl deiner Uebertretungen ermüden wolltest.

Und in deiner dämischen Unwissenheit hast du gerufen: Siehe da den Schöpfer des Gesanges! Siehe da den Schöpfer des Gesanges!

Und weil, in der Armseligkeit seiner Ideen, er es gemacht, so gut er es gekonnt hat, so nennest du ihn Schöpfer bis auf den heutigen Tag, da er doch nichts geschaffen, und die Deutschen mir die Ohren ermüden und seit zweyhundert Jahren in ihren Kirchen mir das Gehirn zerhämmern mit einem Gesange, den du ein Recitativ nennest, da derselbe doch den Deutschen angehört (ungeachtet sie sich dessen nicht rühmen, weil sie ihn schlecht finden), und den du, im Blödsinne deiner Ideen, von dem Flo-

rentiner erfunden glaubst, welchen du Herr von Lully nennst, bis auf den heutigen Tag.

Funfzehntes Kapitel.

Der Vorläufer.

Und troz dem Eigensinn und der Halsstarrigkeit deines Sinnes, habe ich dich in meinem Zorn nicht verstoßen, wie du es verdientest, und habe dich nicht der Verachtung deiner Nachbarn preisgegeben.

Und ich habe Erbarmen gehabt mit deinem kindischen Verständniß und der Härte deiner Ohren, und habe es unternommen, dich wieder auf die rechte Bahn zu leiten, auf eben den Wegen, auf welchen du dich in der Thorheit deines Herzens verirrt hattest.

Und ich habe es unternommen, die Eintönigkeit des Florentiners und die Geschmacklosigkeit seiner Nachfolger während vieler Jahre dir zu verleiden.

Und ich habe mir ganz eigens einen Mann gebildet, und habe seinen Kopf organisirt, und habe ihn beseelt, und zu ihm gesprochen: Habe Genie — und er hatte Genie.

Und als die Zeit gekommen war, habe ich ihn ausgesandt und ihm gesagt: Nimm in Besitz die Bühne, so sie Musik-Akademie genannt haben, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist, und reinige sie von all der schlechten Musik, so sie haben von Leuten anfertigen lassen, welche ich nie anerkannt habe, von dem Florentiner an, den sie den Großen heißen, bis zu dem kleinen Mouret hinunter, den sie lustig und niedlich nennen.

Und du sollst sie staunen machen über das Feuer und die Kraft der Harmonie, so ich in deine Brust gelegt, und die Einfälle von Ideen, womit ich deinen Kopf ausgerüstet habe.

Und sie werden barock nennen, das was harmonisch ist, so wie sie jede Plattheit Einfachheit nennen. Und wenn sie funfzehn Jahr lang dich einen Barbaren werden genannt haben, dann werden sie von deiner Musik nicht mehr lassen können, denn sie wird ihr Ohr aufgeschlossen haben.

Und du wirst die von mir vorgezeichneten Pfade geebnet haben, um diesem Volke, das meiner Wohlthaten unwerth ist, eine Musik zu geben: denn du bist mein Knecht (*).

Sechszehntes Kapitel.

Die Sängerin.

Und ich bin es nicht müde worden, dich mit meinen Gunstbezeigungen zu überschütten: Und ich habe dir meine Magd, Fel, gesandt, welche ich aus dem Innern ihrer Provinz gezogen, so ich meine Provinz nenne, weil sie mir wohlgefällt (**).

Und ich habe zu ihr gesagt: Du bist meine Tochter, denn ich habe dich gebildet nach meinem Herzen und nach meinem Sinne, und habe dir eine Stimme von großem Umfange und großer Schönheit verliehen, wie ich deren noch keiner Seele unter diesem Volke verliehen habe, denn sie ist beweglich, und ich habe den Schönheitssinn in deine Seele gelegt, und dich mit einem großen Talent geschmückt.

Und ich sende dich auf diese Bühne, so sie Musik-Akademie nennen, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist. Und du sollst dieses Volk singen lehren, denn davon verstehet es nichts, und du wirst nicht kreischen, und deine Töne nicht schwerfällig herleiern.

Und du sollst dich gar nicht kümmern um den Mordlärm, so sie in dem Blödsinne ihres Herzens machen, bei dem Aufbrüllen der Stimmen und dem dumpfen Rollen der Läufe, und den schwerfälligen Tönen, welche sie ihre Sänger zwingen, tief aus den Eingeweiden heraufzuholen.

Und solcherlei Beifallklatschen wirst du in den Wind schlagen, denn ich habe dir eine starke Seele gegeben, damit du das Rechte thuest, so nicht beklatscht wird, lieber als das Falsche, so beklatscht wird.

Und du wirst die Musik meines Knechts Rameau nach deiner Weise singen, welche nicht die ihrige ist, und weil du nicht krei-

---

(*) Rameau.

(**) Languedoc.

schreiest (denn ich untersage es dir), so werden sie sprechen: ach! der niedlichen Kehle! indessen ich spreche: ach! der vollen und schönen Stimme, so ich meiner Magd Fel verliehen, welche ich gebildet habe nach meinem Herzen und nach meinem Sinne.

Und fremde Völker werden zu der Bühne hinwandern, so man Musik-Akademie, ohne meine Einstimmung, nennt, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist, und du allein wirst sie herbeiziehen.

Und sie werden dich bewundern, indessen sie der Langweiligkeit deiner Oper spotten werden, und werden rufen: Ha! das ist die Sängerin! das ist die Sängerin!

Siebzehntes Kapitel.

Der Verweis.

Und so gedachte ich Gesang und Musik einzuführen bei dir, so ich mein Volk genannt hatte, trotz der Unzahl deiner Abtrünnigkeiten und deiner Verirrungen.

Aber, o du in deinen Vorurtheilen verblendetes Volk! meine Wunder regen nicht mehr dein Gemüth auf, und du erkennest nicht die Zeichen, das Werk meiner Hände.

Und du hast immer geschwankt zwischen der Musik und dem was nicht Musik ist, und bis auf den heutigen Tag nennest du Gesang was ich Gekreisch nenne, und bis auf den heutigen Tag beklatschest du die Portamenti di voce (Tragen der Stimme), so mein Ohr verwunden, und die meckernden Läufe, so ich in die Hölle wünsche.

Und dein Ohr weiß nicht das Falsche von dem Rechten zu unterscheiden, wenn gleich mein Knecht Jeliote und meine Magd Fel richtig singen, seitdem sie auf der Bühne sind, welche du ohne meine Zustimmung Musik-Akademie nennest, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist.

Und gezwungen hast du meinen Knecht Jeliote und meine Magd Fel (welche ich meine Kinder nenne, weil sie nach meinem Herzen und nach meinem Sinne handeln, und welche ich dir gesandt habe in meiner Barmherzigkeit, um dich zu unterweisen und zu ergötzen, und nicht um dich zu langweilen), und gezwungen hast du sie, dich zu langweilen durch schlechte Rollen, so du sie hast immer und ewig spielen lassen, und welche du schön nennest

weil sie uralt sind; und weil sie dieselben gut gefunden haben, hast du gerufen: Ha! wie das schön und herrlich ist!

Und bis auf den heutigen Tag weißt du nicht das Schöne zu unterscheiden von dem, was nicht schön ist, noch das Lobenswerthe von dem, was ausgestoßen werden muß.

Und deine Unwissenheit hindert dich nicht mit Zuversicht zu entscheiden in der Verblendung deines Blödsinns.

Achtzehntes Kapitel.

Der Gesandte.

Daher haben der Dünkel und die Vermessenheit deiner Widerspenstigkeit den höchsten Gipfel erreicht, und ich bin müde worden, sie ferner zu dulden.

Und über ein Kurzes werde ich dich wegstäuben, so wie der Südwind wegstäubt den Staub des Feldes, und ich werde dich wieder hinabstürzen in den Schlamm der Barbarei, aus dem ich in meiner Barmherzigkeit deine Väter gezogen hatte.

Und siehe hier das letzte Wunder, so ich zu verrichten entschlossen bin, und ich verrichte eines, wie ich noch nie gethan: denn ich beginne dich zu verachten, weil ich dich nicht mehr schätze.

Und ich thue einen Schwur, und spreche: Dies soll mein letztes Wunder seyn! Und ich erwähle zu meinem Abgesandten Manelli, meinen Knecht, und erhebe ihn aus dem Staube, und beschuhe ihn, und spreche zu ihm: Wirf deine Holzschuhe von dir, und wenn du wirst die Länder Deutschlands durchstrichen seyn, um deinen Hunger mit Brod, und deinen Durst mit Wasser zu stillen, will ich dich dorthin entsenden, wo Lob deiner wartet und du meinen Willen thun wirst.

Und ich will Bourbons zu deiner Rechten, und Bourbons zu deiner Linken stellen, und sie werden dich beschützen, weil ich ihnen hold bin, und ihnen den Schönheitssinn verliehen habe.

Und du sollst singen auf jener Bühne, so sie ohne meine Zustimmung Musik-Akademie nennen, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist, und du wirst sie zwingen, dir rauschenden Beifall zu klatschen, mögen sie sich noch so sehr sperren.

Und du wirst nicht wissen, was du mit all deinem Ruhme anfangen sollst, und du wirst in der Dehmut deines Herzens aus-

rufen: nicht mir gebühret so viel Ruhm, nicht mir, denn in meiner Heimat hausen noch fünfhundert Andere, welche mich überbieten, und ich bin nur der kleinste von meiner Sippschaft.

Aber ich habe dich eigens auserkohren, trotz der Demuth deines Herzens, unter den fünfhundert, so dich überbieten, um dieses eitele und hoffärtige Volk zu demüthigen, welches ich zu verachten beginne, weil ich es nicht mehr schätze.

Und du sollst ihnen die Musik meines Knechts Pergolesi überbringen, welchen man den Göttlichen nennet bis auf den heutigen Tag, weil ich ihn fix und fertig aus meinem Hirn entsendet habe.

Und dies wird die Zeit der Zeichen und Wunder seyn.

Und der Philosoph wird sein Studirkämmerlein dahinten lassen, und der Geometer seine Kalküls, und der Astronom sein Teleskop, und der Chemiker seine Retorte, und der Schöngeist seine Plauderkreise, und der Maler seinen Pinsel, und der Bildhauer seinen Meissel; und nur ihre Weiber werden nicht wollen dahinziehen, weil es ihnen an Ohren gebricht, und die Logen werden sich bloß mit Männern füllen.

Und sie werden alle kommen, um dir Beifall zu klatschen, und werden harren deiner Gefährtin, so wie der Liebetraute in der Ungeduld seines Herzens seiner Liebetrauten harret; und Ueberfülle des Entzückens wird sich ihrer Seele bemächtigen, und sie werden ihre Hände gen Himmel erheben in der Trunkenheit ihres Herzens.

Und sie werden sich vor Wonnegefühl umhalsen; und der Fremdling wird den Fremdling in seine Arme schließen; und sie werden einander Glück wünschen darob, daß ihnen so wonniglich zu Muthe ist.

Denn ich werde ihr Ohr aufgeschlossen haben, und sie werden rufen: Ach! Ach! welche Musik! Ach! Ach! welche Musik!

Und wann sie dieselbe drei Monat lang werden gehört haben, alsdann werden sie nicht mehr leiden mögen das Schleppende und die Eintönigkeit ihres Gesanges, welchen sie Recitativ nennen, den ich aber Kirchengesang nenne.

Und ihre Monologe, welche rührend seyn sollen, werden ihnen Gähnen erregen; die Scenen, welche anziehend seyn sollen, ihnen Langeweile machen; und sie werden in einen tiefen Schlaf versinken bei den Scenen, welche lustig seyn sollen.

Und ein Schwindelgeist wird sich ihrer bemächtigen, und sie werden nicht mehr wissen, was sie wollen, oder was sie nicht wollen.

Neunzehntes Kapitel.

Das Wunderbare.

O Volk, in der Trunkenheit deiner Verirrungen verworren, o Volk von steinhartem Verständniß, vernimm meine Stimme zum letztenmal, und laß die Beharrlichkeit meiner Warnungen dich endlich belehren.

Entnimm mir die Langeweile aus deiner Oper, welche mich hindert, derselben beizuwohnen. Entsage den Vorurtheilen, so du mit der Milch deiner Mutter eingesogen, und die du einzusaugen täglich noch fortfährst.

Befreie mich von der läppischen Gattung, so du die wunderbare nennest, wenn gleich nur du und deine Kinder sich darob verwundern; sei aufrichtig in deiner Reue, und ich will meine Arme nach dir ausstrecken, und deine Uebertretungen und die Uebertretungen deiner Väter vergessen.

Und ich will dir eine Oper machen nach meinem Herzen und nach meinem Sinne, und will sie Musik-Akademie heißen, weil es eine Musik-Akademie seyn wird.

Und ich will ihr Oberaufseher seyn, und schauen soll man nicht mehr einen Holzklöber an der Spitze deines Orchesters, und keine Zimmerleute mehr, um deine Chöre in Gang zu bringen.

Und ich werde mitten unter deinem Orchester seyn, und es beleben, und ihm lehren, was Genie heißt, damit es Genie mit Geschmack wiedergebe, und ich werde die schlechten Geiger hinausjagen, und dir an die Stelle Canevas geben.

Und ich will dir Akteurs geben, welche singen werden wie mein Knecht Jeliote und meine Magd Fel, und man soll auf deiner Schaubühne nicht mehr heulen und brüllen hören.

Und ich will von deiner Bühne verjagen die Dämonen und die Schatten, und die Feen und Genien, und all die Ungeheuer, womit deine Poeten dieselbe verpestet haben, vermöge der Gewalt, so sie, in den Anfällen ihrer Narrheit und ohne meine Zustimmung, den Wünschelruthen verliehen.

Und, gleich der Oper der Italiener, will ich weihen deine Oper den großen Gemälden und den Leidenschaften und dem Ausdrucke aller Charaktere, vom Pathetischen an bis zum Komischen herunter.

Und du sollst dich nicht ferner daran erlustigen, Blitz und Donner, Wind und Wetter zu machen, denn ich will dich lehren, wie du Merope, Andromache und Dido würdevoll redend einführen sollst.

Und ich will mit deinen Dichtern und Tonkünstlern seyn, und will deine Dichter lehren, wie sie reden, und deine Tonkünstler, wie sie Musik machen sollen.

Und deinen Dichtern will ich Erfindungsgeist und Einbildungskraft zum Erbtheil verleihen, damit sie keiner Wünschelruthe und keiner Zauberei mehr bedürfen.

Und so wie deine Tonkünstler bisher nur Noten gemacht haben, eben so werden sie Musik machen, eine Musik, so wirklich Musik ist, und ich will Genie in ihre Partituren, und Geschmack in ihre Begleitungen hineinlegen, und will sie von dem Notenwust entlasten, und will sie selbst sieben und sichten.

Und will ihnen lehren, wie sie einfach ohne Plattheit seyn müssen, und die Eintönigkeit sollen sie mir nicht schöne Einfalt nennen: Und ich will dein Recitativ erschaffen, und will sie lehren eine Musik machen, die einen Charakter aufzuweisen hat, und deren Gang abgemessen und bestimmt ist, und die wirklich etwas ausdrückt.

Und ich will mit ihnen arbeiten, und mein Geist soll sie leiten und lenken, und jeder Gattung, von der Tragödie an bis zum Intermezzo, will ich ihre Grenzen und ihren unterscheidenden Charakter anweisen.

Und so wie ich ein solches Intermezzo von meinem Knecht Jeliote und von meiner Magd Fel habe ausführen lassen, welches dir sehr wohlgefallen hat, weil es auf mein Geheiß und nach meinem Sinne verfertiget worden von einem Manne, mit welchem ich ganz nach meinem Wohlgefallen schalte, wenn gleich er zuweilen wider meinen Stachel leckt; denn ich lenke und regiere ihn, wider seinen Willen; und sein Intermezzo habe ich den Dorfwahrsager benannt. . . . (*)

(*) Rousseau.

Eben so will ich deine Tonkünstler lehren, wie sie Hirtengedichte und Comödien und Tragödien machen sollen, und sie brauchen nicht ferner darüber zu schreiben: dieses ist komisch und jenes tragisch, denn es wird sich schon von selbst zeigen, ungeachtet sie gegenwärtig sehr wohl daran thun, uns mit der Nase hinaufzustoßen.

Und dein Ruhm wird von allen Seiten hervorstralen, und ich werde ihn unter alle Völker verbreiten; du sollst vorzugsweise das Volk heißen, und nicht deines Gleichen haben, und ich will es nicht müde werden, meine Augen auf dir ruhen zu lassen, weil du meinen Augen wohlgefallen wirst.

Und mein Herz wird vor Freuden hüpfen über dein Genie, und deinen Geist, und deinen Geschmack, und deine Anmuth und Lieblichkeit, denn du wirst mein Volk seyn, und kein anderes soll dir gleich kommen.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Ballhaus.

Und so du nicht den Augenblick benutzest, da es noch an der Zeit ist, und das Wunder, welches ich verrichtet habe durch den kleinsten meiner Abgesandten, meinen Knecht Manelli, um dich dafür zu dehmütigen, daß du diejenigen nicht angehört hast, welche ich in großer Anzahl zu dir gesandt hatte, und daß du in der Halsstarrigkeit deiner schiefen Urtheile und deiner kindischen Vorurtheile verharret hast;

Und vermag die Sendung meines Knechts Manelli, das seltsamste Wunder, so ich je verrichtet habe, dich nicht von deinen Verirrungen abzulenken und dich dahinzubringen, daß du deine Bühne der wahren Musik weihest, und Langeweile und Plattheit aus ihr verbannest,

Und wenn du in deinem Selbstdünkel erwartest, um dich zu bessern, daß ich dir einen jener fünfhundert entsende, die ihn verbieten; obschon vor jetzt dies nicht mein Wille ist,

Siehe, so spreche ich: Ich werde dich züchtigen für deine seltsame Verblendung, und das Gefäß meines Zornes über dich ausschütten,

Und ich werde dein Ohr verhärten wie das Horn des Büffelochsen, und in deinen Kabalen sollst du wild und ungebehrdig werden gleich dem Waldesel in der Wüste.

Und in meinem Ingrimm werde ich zugeben, daß du auspfeifest die Musik Tartini's, meines Vielgeliebten, und die Ausführung meines Knechts Pagin.

Und ich werde dich hindern, das Geniale und das Erhabene zu fühlen, welches ich in die Musik Italiens gelegt habe, und dessenungeachtet wirst du selbst die deinige nicht mehr hören können; denn sie wird dich langeweilen, so wie sie mich langeweilt seit achtzig Jahren.

Und Schuppen sollen deine Augen bedecken, und du sollst meinen Knecht Servandoni verjagen, und zu deiner Erlustigung sollst du die bildenden Künstler von der Brücke unserer lieben Frauen herbeirufen.

Und deine Bühne, welche du ohne meine Zustimmung Musik-Akademie nennest, wenn gleich es keine Musik-Akademie ist, wird öde und verlassen seyn, und du wirst nicht mehr hinwandern, um dort zu schwatzen, noch deine Weiber, um sich dort sehen zu lassen.

Und meinem Knechte Jeliote will ich den Vorsatz einhauchen, sich zurückzuziehen, und an seine Stelle will ich dir Grobschmiede und Faßbinder senden.

Und meine Magd Fel will ich auch von dir nehmen, und sie dorthin versetzen, wo es mir behagen wird; denn ich hüte sie wie meinen Augapfel.

Und falsch soll man singen von dem aufgehenden Vorhange an bis zum niedersinkenden Vorhange. Und du sollst gezwungen werden, deine Bühne zu schließen, und man soll deren Pforten nicht eher wieder öffnen, als bis sie wieder worden ist, was sie vor Zeiten war, nämlich ein Ballhaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Ohrfeige.

Und meine Rache soll sich noch weiter erstrecken. Und zu Schanden machen will ich deinen hoffärtigen Uebermuth, mit welchem du dich gegen deine Nachbaren breit machest, ob den Herrli-

hen Geistern, so ich für dich erschaffen, und ob den Philosophen, so ich zu dir gesandt habe; während du sie in deinem Schooße mit Schmach überhäufst, und du mich in ihrer Person herabwürdigest.

Und ich will aller deiner Erbärmlichkeiten gedenken, und sie sollen immer meinen Augen gegenwärtig seyn,

Von dem Tage an, wo du den Misanthropen auspfiffest, bis zu dem Tage, wo du die Sünde wider den heiligen Geist begingest, daß du gegen das Zeugniß deines Gewissens und deines Ohres den Carneval des Parnassus dem Zoroaster vorgezogen.

Seit dem Triumphe von Pradons Phädra über Racine's Phädra bis zu dem Triumphe der komischen Oper über die Comédie française.

Und ich werde diese Bühne von dir nehmen, und sie den fremden Nationen zuwenden, und du sollst sie auf immer verlieren; denn du wirst deine Akteurs an den Bettelstab gebracht haben.

Und ferne Völker werden die Meisterwerke deiner Väter schauen, und sie werden sie auf ihren Bühnen schauen, und sie bewundern, ohne deiner zu erwähnen; denn dein Ruhm wird vorüber seyn, und du wirst seyn in Hinsicht deiner Väter, was die neuern Griechen in Hinsicht der alten Griechen sind, nämlich ein rohes und ämisches Volk.

Und wann du einmal wirst schauen wollen deinen Polyeukt, und deine Phädra, und deine Athalja, und deine Zaire, und so viele andere Meisterwerke des menschlichen Geistes, welche ich in einer Hauptstadt und vor deinem Angesicht gemacht habe, dann wirst du nothgedrungen seyn, dreihundert Meilen weit nach Osten hinzuwandern; und vierhundert Meilen weit von dir wird man deinen Misanthropen und deine gelehrten Weiber spielen.

Und die italienische Farce wird dein Lieblings-Schauspiel werden, und du wirst sie köstlich finden. Und siebzigmal hintereinander wirst du Arlekin und Scapin Räuber aus Liebe spielen sehen, und je schlechter die Farce, um so besser wird sie dir gefallen, denn du wirst in Blödsinn verfallen.

Und in deinem Blödsinn wirst du über Hals und Kopf zu einem Schauspiel hinstürzen, das mich anekelt, und in der Beschränktheit deines Verständnisses wirst du es komische Oper nennen, obschon es weder eine Oper noch komisch ist, und du wirst das Unglück haben, daran Wohlgefallen zu finden.

Und die Rohheit und Zügellosigkeit des Vaudeville werden dein Herz entzücken, und du wirst es zart und köstlich finden.

Und die Schamlosigkeit und Plattheit der Scenen werden dich nicht mehr beleidigen. Und ungestraft wird man bei dir den Sitten Hohn sprechen; denn du wirst keine Sitten mehr haben, und du wirst nicht mehr im Stande seyn, zu fühlen, was gut oder schlecht ist.

Und deine Philosophen werden sich nicht mehr aufklären, und ich will ihnen das Schreiben untersagen, und die Presse wird ihnen verboten werden.

Und sie werden nicht mehr das Vergnügen haben in deiner Mitte zu wohnen, denn ich werde nicht mehr mitten unter ihnen seyn.

Und die Stimme schwieg.

Und ich Gabriel-Joannes-Nepomucenus-Franciscus de Paula Waldstörch, genannt Waldstörchel, Philosoph. et Theolog. moral. in Colleg. maj. RR. PP. Soc. Jes. studios. aus Böhmischbroda in Böhmen gebürtig, werde weinen über das Loos dieses Volkes; denn ich bin von Natur weichherzig.

Und ich wollte mich für dieses Volk verwenden, weil ich gutmüthig bin und des Schreibens müde war; denn ich schrieb schon eine geraume Zeit.

Und daran that ich Unrecht; denn die Stimme gerieth in Zorn, und ich bekam eine Ohrfeige, und mein Kopf stieß an den Pfeiler der Ecke, welche man die Ecke der Königin nennt, bis auf den heutigen Tag.

Und ich erwachte jählings, und befand mich auf meinem Dachstübchen, so ich mein Zimmer nenne, und fand auch meine beiden Menuets, wovon das zweite im Mollton ist.

Und ich ergriff meine Geige, und spielte dieselben, und sie gefielen mir wie zuvor, und ich spielte sie wiederum, und sie gefielen mir noch mehr, und ich sprach: Laß uns stracks die andern machen, denn es müssen ihrer zwei Dutzend seyn; und ich fühlte nicht mehr in mir die Zeugungskraft des Genies, denn das Ding, so sie eine Oper nennen, stand immer noch vor mir, und ich machte viel Noten aber keine Menuets, und ich rief aus in der Bitterkeit meines Herzens: Warum habe ich die beiden Dutzend nicht vor dem Gesicht zu Ende gebracht!

Register.

A.

B.

C.

Camp

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Druckfehler und Nachläßigkeiten.

Erster Band.

Seite 7 der Vorrede Zeile 10 statt wenig lies wenigen.
— 1 Zeile 4 st. besetzt l. eingenommen.
— 20 — 12 st. mißgedeutet l. gemißdeutet.
— 33 — 13 st. unter l. zu.
— 43 — 22 st. Drame l. Drama.
— 50 — 15 st. zarten l. zartem.
— 57 — 13 st. antworte l. antwortete.
— 73 — 5 st. Verdienstes l. Verdienst.
— 87 — 19 st. Flügelbreite l. Flugbreite.
— 87 — 31 st. diesseits l. da.
— 90 — 3 st. Ihnen l. ihnen.
— 112 — 24 st. mit den fast nämlichen l. fast mit den nämlichen.
— 122 — 9 st. gepriesen l. gepriesenen.
— 125 — 31 st. Schmeckern l. Jünglern.
— 140 — 36 st. daß l. das.
— 155 — 11 st. ihren Grund haben l. aufzusuchen sind.
— 168 — 28 st. daher l. wohl.
— 181 — 5 st. in der l. in die.
— 184 — 30 st. vom l. von.
— 205 — 37 st. ihren l. ihre.
— 218 — 21 st. nichts hilft's, dem l. nichts hilft's dem.
— 224 — 7 st. und sehr l. sehr.
— 227 — 15 st. erstand l. entstand.
— 275 — 10 st. und l. und nicht.
— 276 — 4 st. das l. daß.
— 281 — 32 st. und sie l. und sie nicht.
— 286 — 20 st. herüber l. hinüber.
— 308 — 15 st. machen l. schaffen.
— 330 — 30 st. mir l. mich.
— 335 — 16 st. sie l. Sie.
— 350 — 19 st. behauptete l. erhielt.
— 379 — 7 st. rauben l. entreißen.
— 393 — 36 st. Bruder l. Neffe. (Anf. der ersten Anmerk.)
— 394 — 13 st. versuchte l. an ihm versuchte.
— 406 — 12 st. angeben l. anführen.
— 438 — 33 st. daß l. wenn.
— 446 — 27 st. Akkorden l. Melodien.
— 461 — 2 st. Zeitgenossinnen l. und schönen Zeitgenossinnen.
— 461 — 2 muß und Schönheiten ausgestrichen werden.
— 474 — 8 st. Maeguerite l. Marguerite.

574

Zweiter Band.

Seite	9	Zeile	3	statt Begleiter lies Begleiterinnen.
—	25	—	22	st. dedächt l. bedacht.
—	26	—	19	st. fordauernde l. fortdauernde.
—	26	—	33	st. gleichgütig l. gleichgültig.
—	34	—	13	st. welchen l. welches.
—	34	—	16	st. Wissenschafften l. Wissenschaften.
—	51	—	6	st. der ... entzückt ... den l. die ... entzücken ... die.
—	60	—	5	st. Hermophrodit l. Hermaphrodit.
—	85	—	35	st. allenhalben l. allenthalben.
—	92	—	28	st. hintereinder l. hintereinander.
—	92	—	31	st. Epigamm l. Epigramm.
—	97	—	26	st. Fräulikein l. Fräulein.
—	106	—	12	st. abgeändert l. abgeändert werden.
—	110	—	8	st. Ihren l. Jahren.
—	137	—	33	st. Zierrerei l. Ziererei.
—	170	—	27	st. durch ihre l. durch deren.
—	189	—	17	st. diese das l. die das.
—	195	—	24	st. Monitaria l. Monitoria.





